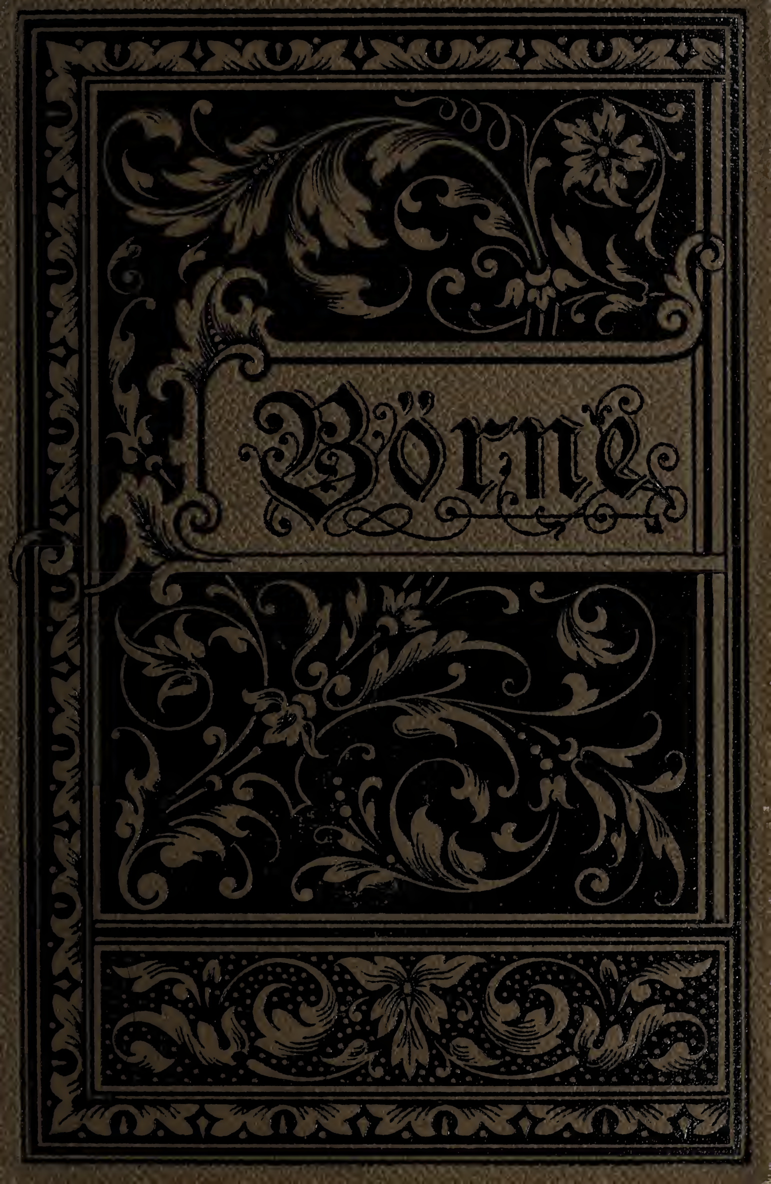
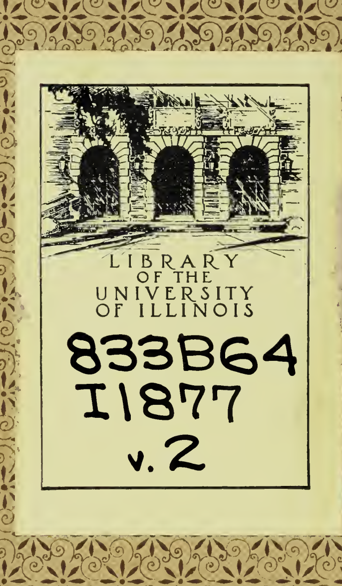
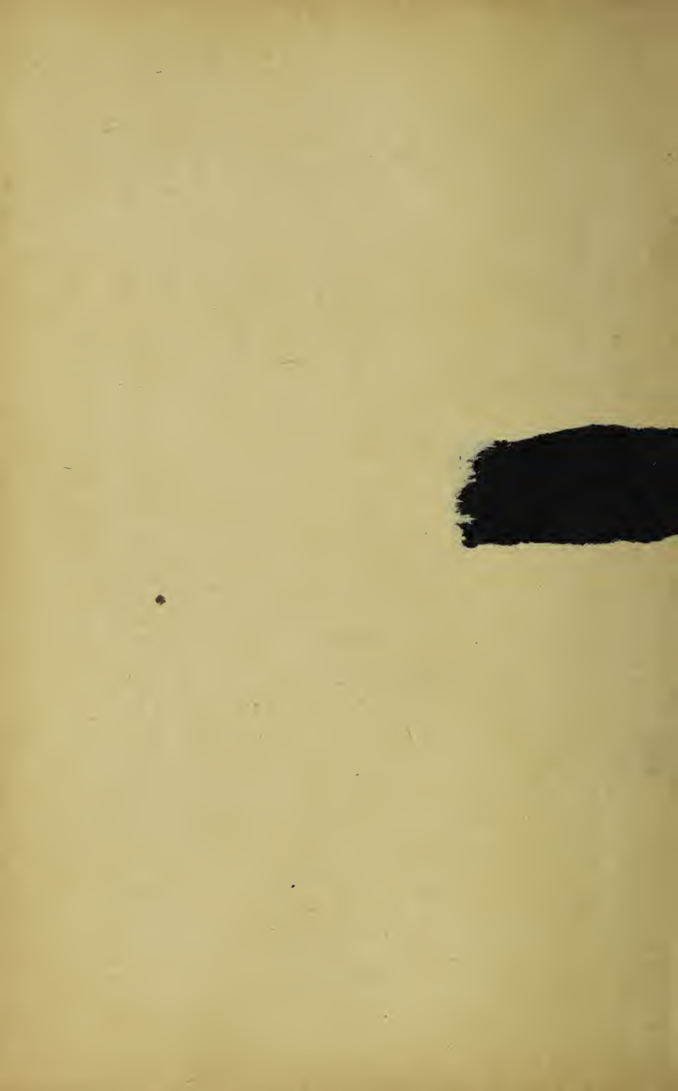

Börne







Ludwig Börne's
gesammelte Schriften.

Vollständige Ausgabe in drei Bänden.

Zweiter Band.

Leipzig,

Druck und Verlag von Philipp Reclam jun.



Inhalt.

Französische Aufsätze.

(Fragments politiques et littéraires.)

Dramaturgische Blätter.

(Fortsetzung.)

XXV.

Das Käthchen von Heilbronn.

Von Heinrich v. Kleist.

Fürwahr, es ist Mark darin, und Geist und Schönheit. Von der dunkeln Tiefe des Gemüths bis hinauf zu jener heitern Höhe, auf welcher die Schöpfungskraft frei und besonnen waltet, führt uns ein lockender Weg, mit abwechselndem Reize, bald zwischen lieblichen Wiesen, blumigen Auen und besonnten Feldern, bald zwischen stürzenden Wetterbächen, erhabenen Wildnissen und Wäldern voll Sturm und Brausen. Gleich anmuthig ist Wanderung und Ziel. Warum haben die tückischen Parzen dieses blühende Dichterhaupt so frühe in das Grab gebeugt?

Welch ein Unternehmen, so kühn als unbesonnen, den Schleier der Isis wegzuheben, hinter welchem der Tod lauscht! Nur Priestern frommt ein solcher Anblick, nicht der Menge, welcher mit der letzten Täuschung auch das letzte Glück entschwindet. Das wäre die so gepriesene Liebe, von Kindern angelallt, von Greisen angestottert, und das wäre ihr Band? Hätten wir's nie erfahren!

Graf Wetter von Strahl, reich, im Lande angesehen, edelstolz, voll des Muthes und der Kraft seines jugendlichen Alters und jener alten Zeit, ein an Seele wie an Leib geharnischter Ritter — und Käthchen, Tochter eines Bürgers von Heilbronn, ein süßes wunderschönes Mädchen, werden, sie, die sich nie gesehen, von einer geheimnißvollen Macht einander im Traume angetraut. Dem todtkrank darniederliegenden Grafen erscheint im Wahnsinne des Fiebers ein glänzender Cherub, führt ihn weit weg in die Kammer eines schönen Kindes und zeigt es ihm als die für ihn bestimmte Braut, sagend, es sei die Tochter des Kaisers. Dieselbe Nacht sieht Käthchen im gesunden Traume (das gesunde Weib erhebt sich zum kranken Manne, wie das wache zum schlafenden) einen schimmernden Ritter eintreten, der sie als seine Braut begrüßt. So sich an=

gelobt, bringt später ein Zufall den Grafen in Käthchens Vaterhaus. Diese, ihn erblickend, erkennt alsogleich die Traumgestalt. Da stürzt plötzlich ihres Körpers und ihrer Seele Bau und ihre eigne Haltung zusammen, sie fliegt ihrem Pole zu und bleibt ohne Willen und Bewegung an ihm hangen. Vergebens wird sie vom Ritter weggerissen, von diesem selbst mit Füßen zurückgestoßen, wie ein Thier, wie eine Sache behandelt, sie ist immer wieder da, und folget ihm auf allen seinen Zügen. Wol lernt er das Bürgermädchen lieben, aber werther bleibt ihm sein Ritteradel. Endlich bis in den Grund des Herzens gerührt, forscht er Käthchens Inneres aus, da sie einst im magnetischen Schlummer sich befand, wo die Seele, zwischen der Nacht der Erde und dem Tag des Himmels in der dämmernden Mitte schwebend, mit einem Blicke beide umfaßt, und da ward ihm kund, was er im Geräusche eines thatenvollen Lebens nicht früher erhorchen konnte, daß sie die Verheißene sei, die ihm im Traume gezeigt worden. Später tritt auch der Kaiser auf, gibt sich als Käthchens natürlicher Vater zu erkennen und diese, nachdem er sie zur Fürstin erhoben, dem Grafen zum Weibe.

Dieses Schauspiel ist ein Edelstein, nicht unwerth an der Krone des britischen Dichterkönigs zu glänzen. Man braucht nur den herrlichen Monolog des Grafen, womit der zweite Act beginnt, gelesen zu haben, um das Lob gerecht zu finden. Um so deutlicher fallen zwei Flecken in das Auge. Die wirkliche Erscheinung des Cherubs beim Sinken des brennenden Schlosses Thurneck konnte nicht unzeitiger geschehen. Die Seele, die so tief geneigt war, sich dem Anwehen einer verborgenen Geisterwelt, die im Traume sich offenbarte, gläubig hinzugeben, wird durch das sinnliche Wunder, das sich im Wachen ergibt, enttäuscht und wendet sich, nüchtern gemacht, vom Unbegreiflichen kalt hinweg. Zweitens, spielt das Fräulein Kunigunde, ohne Willen des Dichters, die Rolle der Närrin in diesem ernsten Schauspiele. Gibt es eine tollere Erfindung als dieses Fräulein, welches durch Schönheit und Liebreiz allen Rittern des Landes den Kopf verrückt, und am Ende sich als eine garstige Hexe kund gibt, die mit falschen Zähnen, aufgelegter Schminke und einem schlankmachenden Blechhemde die Göttin Venus vorzulügen verstand?

Aber wie haben sie dieses Stück wieder zugerichtet, damit es in ihren Raum, ihre Zeit und ihre Umstände sich füge! Das ist ein ganz eignes Capitel des Jammers. Wie wehe gar muß es dem Künstler selbst thun, der die schönsten Theile seines Gemäldes wegschneiden sieht, damit es nur in den engen Rahmen passe. Zuvörderst ist in der Vehmgerichtsscene vieles ganz unbedachtsam ausge-

lassen worden. Es ist wahr, daß einige Reden darin etwas lang sind, allein es durfte dennoch kein Wort fehlen, damit es klar und verständlich werde, wie durch einen arbeitsamen Trieb der Natur sich Faden an Faden gereiht, um das sympathetische Netz zu flechten, das zwei Herzen unzertrennlich machte. Zweitens hatte man unerklärt gelassen, auf welche Weise der Kaiser Käthchens Vater geworden sei. Das war wieder einmal aus jener entnervten Sittsamkeit geschehen, welche der Verführung heuchlerische, vermaledeite Kupplerin ist.

Graf von Strahl, Herr ***. Beim Himmel, die Rolle ist schwer, und ich möchte den Schauspieler sehen, der sie trägt, leicht aber doch so, daß die Kraft nicht die Last verschlinge und man wahrnehme, wie viel er zu tragen habe. Vor dem Vehmgerichte: alle die mannichfaltigen Reden mit ihren Chamäleonsfarben, Erzählungston, — Nachahmung fremder Stimme, — unbändige Kraft an die Schranke des Gesetzes pochend, — Verstellung der Wahrheit und Wahrheit der Verstellung, — das Gefühl unter freiwilliges Joch gebeugt, — Trotz der Unschuld, — Spott, — dastehend mit recht fest zusammengeknäulter, nicht allseitig hinausflatternder Kraft; nicht sich brüstend, den Körper leicht tragend mit der Seele, wie das Schwert in einer starken Faust, — (es ist ein Unverstand vieler Schauspieler, daß sie wähnen, Helden müßten sich spreizen, gerade *sie* dürfen es am wenigsten; bei kräftigen Menschen lehnt sich der Körper leicht am Geiste an, aber bei Schwächlingen findet die matte Seele am stärkern Körper ihre Stütze; nur solche Gewaltsmenschen mögen sich spreizen, die keine andere Macht haben, als die Meinung, die man hat von ihrer Macht, wie König Philipp in Don Carlos). — Der Dichter läßt den verliebten jungen Löwen Thränen vergießen; ich bitte, welcher Schauspieler (der Unsrigen) versteht es, als Held zu weinen, ohne sich lächerlich zu machen? — Nun vor allen: die Beschwörungsscene, wo der Graf den Geist des schlummernden Käthchens aus dem Körper, seinem dunkeln Sarge, hervorruft und um das Geheimniß überirdischer Dinge befragt, (das vorgeschriebene Auflegen der Arme um den Leib hätte strenger beobachtet werden müssen, hierin war die Macht des Zaubers). — — So seht, wie viel als Graf von Strahl zu thun war! — — — Käthchen: Demoiselle *Lindner*. Gewiß und wahrhaftig, das demüthige, gottgefällige, wundersüße, heimgefallene Kind hätte wahrer, lieblicher und rührender nicht dargestellt werden können. Es war nur ihre Schuld, wenn man es vergaß, wie schwer die Schlafrednerin zu *spielen* sei. Das Insichhineinreden, wo der Mund zugleich Ohr und Lippe ist, der melodische Schmelz der Stimme in den Worten: „O Schelm.“ —

„Nein, nein, nein." — „Bitte, bitte!" Man sah den himmlischen Wein der Liebe im goldenen Becher der Sinnlichkeit blinken. Wußte Dem. Lindner, was sie that, dann zeigte sie sich als eine besonnene Künstlerin, handelte sie nach dunkeln Trieben, auch gut, das Glück ist eine schöne Gabe. — Herr *** spielte Käthchens Vater, den Waffenschmied Friedeborn. Er war aber nicht der derbe begüterte Handwerksmann, der den Hammer von Eisen zu führen gewöhnt ist und wol täglich seinen guten Humpen Wein trank; der keinen Teufel fürchtet und nur weich ist an der Stelle, wo er sein Goldkind liebt; er war — nichts oder was man will. — — Was ist das wieder für ein toller Einfall mit der Puppe gewesen, die man aufhockte und statt Kunigunden in die Köhlerhütte trug? Man hätte entweder die lebendige tragen, oder die ausgestopfte fortspielen lassen sollen; Einheit muß sein. —

XXVI.

Verlegenheit und List.

Lustspiel von Kotzebue.

Kotzebue ist ein Wucherer, der ein kleines Capital durch große Zinsen verhundertfacht; ein guter Wirthschafter, der mit Wenigem ausreicht; ein geschickter Frauenschneider, der das nämliche Kleid nach jeder wechselnden Mode umgestaltet. Er macht schneller ein Lustspiel, als die Welt den Stoff dazu. Er ist leichter zu übertreffen, als zu ersetzen. Was Verlegenheit und List darbietet, genießt man zum tausendsten Male mit ungeschwächter Lust. Eine Gasthausstube mit zwei Flügelthüren — ein Onkel — das Schicksal der Christen: die Polizei — ein Kammerdiener und eine Kammerjungfer — viel Liebe und wenig Geld — eine Heirath. Zwei Dinge sind mir in unsern Komödien unerklärlich. Erstens, daß die Hauptgeschichten in Wirthshäusern vorfallen. Ich bin viel gereist, habe aber in der Heimat immer mehr Abenteuer als im Gasthofe erlebt. Es ist natürlich, der Wechsel in Gasthäusern ist zu groß, als daß sich zwei Fremde mehr als streifen können. Wie gelangt man dort gar zu einer Frau? Zweitens fällt mir auf, daß die bedeutendsten Herzens- und Familiengeheimnisse in Gegenwart der Bedienten besprochen werden. Ich kenne die große Welt wenig, die von liebender Beschaffenheit gar nicht; aber bei uns Bürgerlichen ist es nicht Sitte, daß Liebender und Geliebte im Beisein des Kammerdieners und der Kammerjungfer ihre Herzen in einander gießen, während jene, gleich den Bildern im Spiegel, die rührendsten Ge-

berden nachäffen. Im gegenwärtigen Lustspiele geschieht es; ja, während der junge Baron seinem Onkel flehentlich zu Füßen liegt, und um Vergebung seiner Schuld und Schulden bittet, ist die ganze Hausdienerschaft Zeuge der Rührung. Haben vielleicht die vornehmen Leute weniger Stolz und mehr Menschenliebe als die gemeinen, und behandeln sie ihre Diener wie ihres Gleichen, oder sehen sie aus Hochmuth die Bedienten als Zimmermöbel, als Gypsfiguren an, die man nicht zu beachten brauche?

XXVII.

Die Entführung,

oder

der alte Bürger-Capitain.

Ein Frankfurter heroisch-borjerlich Lustspiel.

Das gute Lustspiel sollte immer örtlich sein, um noch besser zu werden. In einer ausgedehnten Breite der menschlichen Dinge, deren Anschauung man gewinnt, wenn man von der Höhe herabsieht, gibt es keinen Widerspruch und keinen Zufall, sondern nur eine weise, nothwendige und zweckmäßige Folge von Ursachen und Wirkungen. Zu jener Luftschichte hinauf dringen daher auch die Gegensätze nicht, durch deren Vermählung das Lächerliche erzeugt wird. Aus diesem Grunde können Sitten eines ganzen Volkes kein wählbarer Stoff zum Lustspiele sein. Der Lustspieldichter muß sich auf die Ecken stellen und aus der Menschenmenge einen Gesichtskreis voll absondern. Es bleibt auch dieses noch eine Selbsttäuschung, aber wir geben uns ihr freiwillig hin, wir lassen die umsichtige Ueberlegung schweigen, heften den Blick auf den nächsten Fleck und ergötzen uns. Schon die Herausstellung eines einzelnen Standes in seinen Lächerlichkeiten, wie sie in unsern Lustspielen üblich ist, mag nicht so unverwerflich sein, als man annimmt (ich betrachte aus dem Gesichtspunkte der Kunst, nicht aus dem der Sittlichkeit). Kein Stand, als ein geschlossener angesehen, hat eigentlich etwas Widersprechendes, d. h. Lächerliches in sich. Dies kommt erst zum Vorschein, wenn man die verschiedenen Stände neben einander stellt. So sind die Schwächen des Adelstandes, die auf der Bühne so oft verspottet werden, durchaus nicht lächerlich; denn in diesen Schwächen liegt das Geheimniß seiner Stärke. Er hat keine andere Macht, als die ihm die öffentliche Meinung gibt; die öffentliche Meinung aber wird nicht durch Ketten, sondern durch tausend schwache Zwirnfäden

festgehalten. Erscheinen die Anmaßungen des Adels dem der Bestimmung der Menschheit eingedenken Bürgerstande lächerlich, so muß die Unbeholfenheit der Bürger in Erreichung ihres persönlichen Vortheils dem Adelsstande lächerlich erscheinen. Da nun der Lustspieldichter auch nicht bis zur Persönlichkeit hinabsteigen kann — denn die Satyre ist kein dramatischer Stoff — so bleibt ihm kein andrer Schauplatz übrig, als die Oertlichkeit. Die Mauern einer Stadt sind die wahren dramatischen Grenzen eines Lustspiels, das sich weder über ein ganzes Land ausbreiten, noch in einer Häuslichkeit beschränken darf.

Die Länge, Breite und Tiefe, welche das hier angezeigte Lustspiel ausfüllt, ist, aus den angeführten Gründen, der naturgemäße Raum, den die Regel der dramatischen Kunst abgesteckt hat. Es reiht Scenen aus der Lebensart, der Gesinnung und der Denkweise des Frankfurters an einander — des Frankfurters, also, wie es sich von selbst versteht, nicht der dortigen höhern Stände; denn diese haben dort, wie überall, kein geistiges Vaterland. Es folgt eben daraus, daß der Bürger-Capitain keine Handlung im gewöhnlichen Sinne der Bühnensprache knüpft und löst — denn nur Menschen von eigenthümlichem Gepräge handeln, die städtische Menge hat nur eine Handlungsweise — der heimliche Streich (die Intrigue) geht durch das Stück, wie der rothe Faden durch die englischen Schiffstaue, und wie der Nerve durch die Muskel, um die Einheit und die Bewegung zu erhalten. Es ist in der Frankfurter Mundart geschrieben, wodurch seine komische Wirkung nicht blos gesteigert, sondern überhaupt gesichert wird; denn wenn die Sprache das Gewand des Geistes ist, wie könnte man letztern kenntlich machen, als an den Zeichen des ersteren. Orts- und örtlichgesinnte Bürger hochdeutsch sprechen lassen, das wäre eben so viel, als einen schlichten Handwerksmann in einem Hofkleide auf die Bühne bringen. Vielleicht hätte der Verfasser besser gethan, einige reinsprechende Personen in das Stück zu flechten, der Gegensatz hätte die beabsichtigte Wirkung erhöht. Es ist aber diese Verderbniß der Sprache in dem Munde des Volks eine gar räthselhafte Erscheinung! Woher entsteht sie, wodurch erhält sie sich? Darf und muß man daraus schließen, daß die Sprache des Volkes von der der Gebildeten, die der Orts- von der der Welt-Bürger sich eben so unterscheidet, als die Gesinnung von jenen und diesen? Man erschrickt vor einer solchen Folgerung.

Die Tragödie idealisirt, das Lustspiel muß portraitiren. In dieser Beziehung ist der Bürger-Capitain ein wahres Meister-

stück; die Naturtreue kann nicht weiter getrieben werden. Dieses Vorzugs ermangeln unsere meisten Lustspiele, und darum habe ich auch keinen Maßstab, dem ich das hier Beurtheilte anlegen könnte. Man muß es lesen, es kann nur mit sich selber verglichen werden. Auch Solche wird es anziehen, die sich sonst von Dichtwerken weniger angezogen fühlen. Sie werden es als ein wissenschaftliches Werk aufnehmen, als eine Statistik des Frankfurter Volksgeistes.

XXVIII.
Thomas Aniello.

Trauerspiel von August Fresenius.

Auch an einem siebenten des Junius, aber 173 Jahre früher und zu frühe, erkannte das Volk von Neapel, daß es stärker sei als die königliche Gewalt, mißbraucht in den Händen habgieriger, unersättlicher Stellvertreter, und des zum Drucke und Raube verbündeten Adels. Da schüttelte es sich und warf sie ab. Selbst das menschliche Recht stand seinem göttlichen und seiner Macht zur Seite. Denn hundert Jahre vorher hatte ihm Karl V. in einem Briefe neue Freiheiten gegeben, alte bestätigt, und am Schlusse jenes Freiheitsbriefes festgesetzt: „Wenn einer Unserer Nachfolger selbst, oder ein Vicekönig, besagte obige Artikel dieses ewigen Privilegiums verletzen sollte, so darf Unser getreues Volk in Neapel, ohne Vorwurf des Aufruhrs, die Waffen ergreifen und behalten, bis zu seiner, diesem Privilegium gemäßen, Zufriedenstellung.“ Aber die Pächter und die Lohnknechte der Gewalt ließen den Bau der Freiheit verfallen, und traten Volk und Recht mit Füßen; denn: „Das Volk ist nur ein Pferd, dem man kein Fett darf an das Futter thun.“ Der Herzog von Arcos, der spanische Vicekönig in Neapel, und seine Höflinge setzten den Stolz hinzu. —

. . . . Der steife Stolz
Des hies'gen Adels, welcher vor dem Volk
Auf Stelzen geht, um nicht den gnäd'gen Fuß
Auf einen Stein zu setzen, wo vorher
Ein Bürger stand, — derselbe Stolz, der doch
Mit seinem steifen Rück auf Händ' und Füß'
Im Kothe kriecht vor einem Vicekönig,
Und unterthänig um Erlaubniß bettelt,
Mit dem hochadeligen Maul das Volk
Aussaugen ihm zu helfen.

So klagt Herzog von Macalona, selbst ein Fürst, doch ein Landesgeborner. Die Zöllner nahmen den armen Leuten den Bissen vor dem Munde weg, und die Zolltabelle war ein unendliches Verzeichniß anbefohlener Entbehrungen. Einer aus der murrenden Menge las auf dem Markte die Zolltabelle mit lauter Stimme vor:

Es ekelt mich, euch auch noch das zu lesen,
Was die Tabelle sagt, — die lechzende
Und lange Zung' des durstigen Papieres,
Die jede Frucht beleckt, von der Olive
Bis zu der Maulbeer', und ein jed' Gemüs,
Vom Blumenkohl bis zur armseligen
Wolfsbohn' herab. — Das Brod ist uns schon längst
Ein Leckerbiß; nun hat der Zollwurm gar
Auch noch das Obst auf dieses Jahr gestochen,
Und frißt wie eine Raup' aus dem Gemüs
Das Herz heraus, daß wir uns freuen müssen,
Wenn welkes Kraut und frisches Gras nur noch
Gleich wie dem Vieh, zur Sättigung uns bleibt.

Tommaso Aniello that es, ein armer Fischer und Obsthändler. Er hatte den hohen Geist, den die wahre Liebe zur wahren Freiheit auch dem niedrigsten Bürger eingibt. Man folgte ihm, und mit dem Rufe: „Es lebe der König, aber zum Teufel mit der Regierung!" begann der Aufruhr. Feuer und Plünderung zerstörten die Paläste des Adels. Aniello regierte an der Spitze des Volkes. Der Vicekönig verlor die Gewalt mit der Meinung von ihr, und mußte zur List flüchten. Er ließ dem Aniello Gift in den Wein mischen, wovon er den Verstand und die Liebe und Ehrfurcht des Volkes verlor. In seinem Wahnsinne übte er blutige Grausamkeiten, und wüthete auch gegen Freunde. Da ermordeten sie ihn.

Dieses ist die Geschichte, welcher auch der Dichter treu geblieben, bis auf die Todesart Aniello's, den er nicht umbringen, sondern am Gifte sterben läßt. Es herrscht eine große, ob zwar noch wilde ungezähmte Kraft in diesem Trauerspiele, es waltet ein Shakespearescher Geist darin! Nur Käthchen von Heilbronn kann ihm zur Seite gestellt werden. Den Dichter überraschte der Tod, ehe er sein Werk, das er als einundzwanzigjähriger Jüngling hervorgebracht, vollenden konnte. Darum sind seine Bilder, wie die der jugendlichen Malerkunst, monochromatisch, nur wenige helle Farben herrschen allein, die Zwischenlichter fehlen. Aber die Kraft des Ausdrucks, die Tiefe des Gefühls und die Höhe des ordnenden Verstands können nicht zu viel gepriesen werden. Fresenius war in Frankfurt

geboren, und seine Mitbürger mögen trauern, daß er zu kurz lebte, um ihre Bewunderung ganz zu verdienen. Er, wie Körner und Kleist, starben in der Blüte, denn die Witterung unserer Tage ist den Dichtern nicht günstig. Sie verderben an der rauhen Luft der Wirklichkeit. Nur die unorganischen Dichter dauern aus wie Gestein und setzen an; was Leben hat, verwelkt.

XXIX.

Cardenio und Celinde.

Trauerspiel in fünf Aufzügen von Karl Immermann.

Wir sind so ungewohnt, bei den dramatischen Dichtern unserer Tage Fülle der Gesundheit und Kraft und Muth zu finden, daß die Freude über diese schönen Gaben, wo sie ja einmal uns überrascht, uns zur Nachsicht stimmt und wir der Fülle die Ungemessenheit, dem Muth den Uebermuth und der Kraft ihre Rauhheit gern verzeihen. Der Dichter dieses Trauerspiels hat sich als ein solcher gezeigt, dem wenig mangelt, der aber vieles zu viel hat — ein erträglicher Fehler, da wir hoffen dürfen, daß die Erfahrung, die leichter nimmt als gibt, ihn verbessern werde. Besonnenheit gibt die Zeit, Begeisterung der Herr der Zeit; die eine ist Lohn, die andere Geschenk. Wem aber der Himmel sich gnädig zeigte, dem soll auch der Mensch gewogen sein, und er soll nicht murren, daß dem Schlafenden geworden, was dem Wachenden gehörte. Wenn wir die Mängel rügen, die, wie uns dünkt, Cardenio und Celinde in sich schließt, so geschieht es diesmal nur um zu zeigen, wie groß die Nachsicht sei, die dem Dichter gebührt, und wie viele Schulden seine gütige Natur für ihn bezahlt.

Cardenio und Celinde. . . . Dieses „und" ist hier aber nicht, wie in Romeo und Julia, das Liebeband, das zwei Leben zu einem bindet, sondern das arithmetische Plus, das zwei sich gleichgültige Größen mit einander verschwägert, und die Familie weiter, aber nicht inniger macht. Die Einheit der dramatischen Handlung kann aber nicht durch Addition mehrerer Handlungen bewirkt werden. Herr Immermann hat, man begreift nicht aus welcher Laune, seinen Stoff, der zu einem guten Rocke hingereicht hätte, zu zwei Wämsern verarbeitet. Es ist einmal geschehen, und nachdem wir dieses gerügt, bleibt uns zu betrachten übrig, ob die Jacken schön paßlich, und wie sie stehen.

Cardenio, ein junger Spanier, Student in Bologna, liebt Olympien, Lysander's, einer Magistratsperson, neuvermählte

Gattin. Er war ihrer Gegenliebe froh, sie war ihm schon als Braut zugesagt, als sich plötzlich über den Morgen der Liebenden, wie ein giftiger Nebel, das Gerücht verbreitete, es sei in Olympiens dunkler Kammer ein Mann überrascht worden. Cardenio tappt umher, sucht ängstlich nach Licht, erwartet Erklärung; sie wird ihm nicht, Olympia schweigt. Der Spanier tritt zurück, entsagt der Geliebten. Da meldet sich Lysander, der sich schon früher, aber unglücklich, um Olympien's Gunst beworben, und bietet ihr seine Hand an. Diese, in der Lebensgefahr ihrer Ehre, ergreift den rettenden Arm und wird Lysander's Gattin. Olympia war unschuldig, sie kannte selbst den Mann nicht, der sie im Dunkeln in seine Arme geschlossen. Sie dachte und hoffte, es sei Cardenio gewesen; als dieser aber schwieg, mußte sie dulden. Nach der Hochzeit gestand ihr Lysander, er sei es gewesen, der sich, mit Hilfe einer bestochenen Dienerin, zu ihr geschlichen. Er habe durch diese List bezweckt, was er durch sie erreicht —

Meine Kühnheit
Trug mich zum Ziel der allerfernsten Wünsche
Und lehret, daß Verstand die Welt beherrscht.

Lysander ist übrigens ein leidlicher Mann, und Olympia konnte, ohne schweren Kampf, ihre alte Neigung ihrer neuen Pflicht aufopfern. Cardenio trägt einen verzeihlichen Groll in seinem Herzen — nicht gegen Lysander, dessen redliche Bewerbung er nicht schelten kann, sondern gegen den unbekannten Dieb seines Glücks. Er will Bologna, den Schauplatz einer so schmerzlichen Begegnung, verlassen, doch vorher noch versuchen, ob er Olympien zu keiner Erklärung bewegen könne. Er denkt: müsse er sie schuldig finden, wolle er eine unedle Neigung aus seinem Herzen verbannen; rechtfertige sie sich, könne er von einer schönen Vergangenheit ein reines Bild mit in seine Heimat nehmen. Er bittet Olympien um eine Zusammenkunft. Diese, schwach, gewährt ihm, was sie ihm früher versagt, und schwächer gesteht sie dem ungestüm Fragenden, daß Lysander, ihr Gatte, der Mann gewesen, der sich in ihr Zimmer geschlichen. Jetzt weiß Cardenio, wen er zu hassen; doch Lysanders Werth verkennt er noch immer nicht. Er sagt von ihm:

Er ist gerecht und edel, schädigt keinen,
Er ist bereit, wo Wais' und Wittwe weinen,
Er liebt Olympien, und sagt mit Fug,
Daß sie der Freude hat bei ihm genug —
Und ist ein Schurke doch mit Haut und Haar,
Ein Aff' und Schurke, wie kein Zweiter war.

So kämpft der Unglückliche mit seinem Hasse, ihn bald überwältigend, ihm bald unterliegend —

> Das Herz ist nur ein Taubenschlag, Gefühle
> Zieh'n flatternd aus und ein —

sagt Cardenio ein anderes Mal. Ja, wenn es nur Tauben wären! Aber der Geier kam auch, und der Teufel siegte. Cardenio überfällt den heimkehrenden Lysander bei Nacht auf der Straße und tödtet den Unbewaffneten. Er thut es im Sinnesrausche. Die That war um so weniger schlimm, als es der Rausch mehr gewesen. Der Wein war mit sinnverwirrenden, sinnbetäubenden Dingen gemischt. Wer reichte ihm den unseligen Becher? Ein langer, ein sehr langer Arm! Ein breiter Strom trennte den Mundschenken von dem Trinker; ein Eisendraht war über den Strom gezogen und über diese schmale Brücke kam das umzauberte Schicksal hergeritten. Gehen wir jetzt an das andere Ufer; glauben wir nur, führt uns die gefährliche Brücke auch hinüber.

Celinde liebt Cardenio, der ihre Liebe nicht erwidert. Celinde ist ein leichtfertiges Mädchen, von ihrem Blute dem Laster verkuppelt. Sie ist gutmüthig, weil sie schwach ist, aber sie hält sich für gut, weil sie schlecht ist nach Grundsätzen. Den durchsichtigen Schleier ihrer Buhlerei verbrämen Floskeln genug. Mit heißer Leidenschaft liebt sie den jungen Spanier, sie, die so viele verschmäht, denn:

> Er weiß zu quälen — das, das ist der Punkt,
> Wer uns zu quälen weiß, dem huld'gen wir,
> Wir mögen nicht in Ruhe sein.

„So sind alle Weibsbilder; wenn man sie nicht immer beängstigt, so wird ihnen übel" — hat der ungeschlachte Falstaff in seiner Sprache schon längst gesagt. Celinde erfährt, daß sich Cardenio zur Reise vorbereite. In so enge Zeit eingeschlossen, schlägt ihre Leidenschaft hoch in Flammen auf. Sie klagt, sie weint. Sie läßt Tyche rufen, eine alte Dienerin, eine Hausheze. Sie sagt ihr: da sie umzugehen wisse mit Kräutern und Tränken, mit Karten und Sprüchen. möge sie ihr doch rathen und helfen in ihrer Liebesnoth. Tyche murmelt: gegen solche Pein und Betrübniß gäbe es wol Mittel genug, doch wären sie für so junges süßes Blut zu scharf. Celinde ist gierig, und glaubt nur neugierig zu sein. Sie forscht weiter, sie läßt sich erzählen von den Zaubermitteln. Tyche spricht:

> Wenn wir das Herz von Jemand kriegen können,
> Der dich recht zärtlich liebt, und weihn's mit Sprüchen,
> Und brennen's dann zu Asche, und vermischen
> Die Asche mit 'nem Kuchen oder Wein,

Und bringen diesen Kuchen oder Wein
Cardenio'n bei, wird er ein andrer Mensch,
Er folgt dir, wie der Pudel seinem Herrn.
Laß peitschen mich, wenn es nicht zutrifft, Kind.

Celinde lacht die Hexe mit ihren Tollheiten aus, und schickt sie fort.

Im Haufen von Celinden's unerhörten Anbetern steht auch der Johanniter-Ritter Marcellus. Celinde lebt von seinen Geschenken, läßt sich dankbar liebäugelnd Schreibfedern von ihm schneiden, und hält ihn am seidnen Faden ihrer Reize nah' und fern. Ein Türkenkrieg ruft den geistlichen Ritter von Bologna ab; er will auf den Abend Celinden zum letzten Male besuchen. Vor ihm kommt Cardenio, auch um von Celinden, als einer Bekannten, Abschied zu nehmen. Celinde weiß ihren Schmerz zu beherrschen, sie scheint ruhig und heiter, und scherzend empfängt und entläßt sie den Freund, um, nachdem er fort war, lauter aufzujammern. Der Augenblick ist gekommen, wo die Unglückliche wählen muß zwischen ihrer Seligkeit und ihrem Geliebten. Wie eine verlorne Mücke flattert sie matt um das trübe Licht, das sie endlich erhascht. Sie läßt Tyche rufen, läßt sich von ihren Zaubertränken noch einmal erzählen; immer liebetrunkener horcht sie auf. Da wird Marcellus gemeldet. Tyche führt ihn in ein Seitenzimmer, verbindet ihm die Augen, und heißt ihn schweigen und sich ruhig halten. Auf des Ritters Verwunderung und Frage wird ihm geantwortet, so sei es Celinden's Laune, und sie werde bald kommen. Jetzt nimmt Tyche einen Dolch, bringt ihn Celinden und sagt ihr, das Herz zum Liebestrank sei gefunden, sie solle Marcellus ermorden. Celinde tritt entsetzt zurück. Die Hexe, unbekümmert um die Rechtfertigung vor dem Himmel, denkt, sie werde die That, wenn sie einmal geschehen, vor Celinden zu verantworten wissen. Sie selbst stößt dem Ritter den Dolch in die Brust. Celinde im andern Zimmer hört den Angstschrei des Getroffenen; Marcellus, der sich aufgerafft, stellt sich blutend unter die Thüre, und überhäuft Celinden mit den Verwünschungen eines Sterbenden; dann sinkt er nieder. Celinde fällt in Fieber und Wahnsinn; das Bild des blutigen Ritters steht gebannt vor ihren Blicken. Tyche sucht sie zu beschwichtigen, ihr lügend, sie habe die That nicht vollführt, der Ritter sei nicht ermordet, sondern fort, zu Schiffe gegangen. Celinde beruhigt sich, Tyche nimmt des Ritters Herz und bereitet den Liebestrank. Sie sucht dann Cardenio auf, erzählt ihm, sie komme von Olympien, die, krank an süßen Vorwehen einer Mutter, nach ihr geschickt, um sie zu streicheln, denn es sei bekannt, sie habe „einen guten Strich". Die Alte malt es mit brennenden Far-

ben, wie reizend Olympia „im puren Hemdchen“ da gesessen; sie peitscht Cardenio's Blut, daß es hoch aufsteigt, und ihm die vollen Adern den Hals einschnüren. Ihm wird wehe, er fordert einen Trunk, Tyche reicht ihm den Becher mit dem Liebestranke. Cardenio findet den Wein „trüb' und molkig“; doch er trinkt ihn, er trinkt und leert den Becher. Plötzlich, wie aus einer langen Vergessenheit erwachend, fragt er: „Was macht die liebliche Celinde?“ Der Zauber hat gewirkt. Cardenio geht zu Celinden, ergibt sich ihr. In diesem Taumel der Sinne, von Wein und Blut und Liebe vergiftet und berauscht, lauert er dem klugen Lysander auf, und tödtet ihn, wie wir erzählt.

Die That geschieht vor Lysander's Wohnung. Darauf stößt Cardenio das blutige Racheschwert, als Zeichen heiliger Vehm, in die Hausthür und eilt fort. Sein Freund Pamphilio, der umhergegangen ihn aufzusuchen, kommt an die Stätte des Verbrechens, sieht die Leiche, sieht das Schwert, nimmt es in die Hand und wird so von Lysander's Dienern, die aus dem Hause gekommen, übereilt und für den Mörder gehalten. Einer derselben schlägt ihn nieder. Doch die Wahrheit wird bald kund. Unterdessen hatte Marcellus' geängstigter Diener, der seinen Herrn nirgends finden konnte, sich an die Gerichte gewendet. Es wird ausgeforscht, daß der Ritter in Celinden's Wohnung gewesen, man findet dort seine Leiche, man findet sein Kreuz unter Tyche's Gepäcke, die Hexe wird festgenommen, sie bekennt den Mord. Celinde und Cardenio, durch Liebe und Verbrechen an einander gekettet, wollen entfliehen. Es ist Morgen. Cardenio geht die Straße hinab, zu sehen, ob sie noch unbesetzt von Wächtern sei. Lysander's Geist versperrt ihm den Ausweg, er flieht entsetzt zurück. Celinde sucht seine kranken Einbildungen zu beschwichtigen, sie auch geht an das Ende der Straße; da erscheint ihr Marcellus' zürnender Geist, sie stürzt zu Boden und stirbt am Schrecken. Cardenio fällt in die Hände des Gerichts, und um dem Blutgerüste zu entgehen, stürzt er sich in sein eignes Schwert. Tyche wird zum Scheiterhaufen geführt. —

Die menschlichen Schicksale, welche die Kunst des Tragöden nachbildet, müssen, und wären sie noch so ungeheuer, doch immer menschliche Gestaltung haben. Aber in Cardenio und Celinde wird kein Bild der sittlichen, es wird nur eines der sinnlichen Natur des Menschen aufgestellt. So darf es nicht sein. Das Ebenbild Gottes soll nie unkenntlich werden; auch irrende, selbst verworfene Menschen sind nur gefallene Engel; doch in diesem Trauerspiele sind alle Menschen nur emporgehobene Thiere. Der Dichter hat sie fehler-

haft in zwei Gruppen geordnet, welche Ohr und Auge, und Betrachtung und Empfindung theilen. Doch wäre es nur das allein; es ist aber noch schlimmer! Cardenio gehört zu beiden Gruppen; als der Diener zweier Herren ist er bald hier, bald dort, man weiß nicht, wo man ihn zu suchen, und die Aufmerksamkeit geht oft vergebene Wege. Die Empfindung, die wir nicht ganz dem Ganzen geben können, können wir auch nicht unter das Einzelne vertheilen. Es ist nichts, das Liebe, nichts, das Abscheu einflößt. Das Schicksal schneidet Gesichter, und wir lachen nur darum nicht, weil sie von Krämpfen herkommen. Fünf Menschen sterben, den sechsten sehen wir zum Tode führen — und wir bleiben kalt. Fünf Menschen lieben sieben Mal, und keine dieser Liebesarten rührt uns. Cardenio's Liebe zu Olympien geht früher unter, als der Vorhang aufgeht, und wir sehen nur noch ihren blutrothen Abendschein. Seine Liebe zu Celinden ist ein Fieberwahn. Olympien's Liebe zu Cardenio ist eine erkaltete, ihre zu Lysander eine vernünftige; Marcellus' Liebe ist eine unwürdige. Lysander liebt wie ein Ehemann, und Celinde wie eine Buhlerin. Tyche ist ein gemeines, aberwitziges altes Weib. Es schimmert ein Lichtschein, der sie hätte verklären können, aber er ist zu weit entfernt. Tyche war einst von Celinden's Vater verführt worden, und es war ihr davon „ein blöder Junge" übrig geblieben. Der Dichter hat dieses Verhältniß nicht benutzt; auch wäre wol nur etwas Psychologie dabei herausgekommen. Der Schicksalstrank, hier die chemische Flüssigkeit, die löst und bindet, ist „trüb und molkig". Wir wissen wohl, daß es Zauber und Wunder gibt, doch nur für die, welche daran glauben. Aber Cardenio weiß nicht, was er trinkt, und es wirkt doch — das ist nicht Sympathie, das ist nüchterne Physik, und wir fragen prosaisch die Toxicologie, ob solche Wirkung möglich sei?

Doch bei allen diesen Mängeln hat diese Tragödie etwas, das wohl gefällt. Der Dichter kränkelt nicht ohne Ende und Hoffnung; er hat von jenen tüchtigen Uebeln, aus welchen der Kranke, genes't er nur, kräftiger hervorgeht. Die Sprache ist frisch, die Bilder quellen hervor, sie brauchen nicht gepumpt zu werden. Wir freuen uns des guten Stoffes, können wir auch nicht seine Gestaltung loben; wir freuen uns des edlen Marmors, denn jenes matten Biscuits und schalen Alabasters sind wir satt und übersatt. Der Kraft fehlt die Anmuth, wol nicht auf immer, denn sie fehlt der Kraft. Das Leben eines Dichters ist ein Gastmahl, zu dem sich die Götter alle, wenn sie ihm gnädig sind, versammeln. Die Grazien aber kommen erst spät zum süßen Nachtische. Ehe sie erscheinen, vernehmen wir

ungemessene Reden, hören wir Männerspäße erschallen, die, ob sie zwar den Wein loben, sich nicht geziemen. Doch die Anmuth erscheint, und der Uebermuth verschwindet.

XXX.

Die eifersüchtige Frau.

Lustspiel von Kotzebue.

„Nach dem Englischen" wird angezeigt. Aber es ist auch nach der Natur, die keine Geschichte, kein Staatsrecht und keine Luftbeschaffenheit jemals ändert. Die uralte Schwachheit hat der Dichter mit den neuesten Moden, mit Turnwesen, Wunderdoctorei und dergleichen Stoffen mehr, die an der Tags- oder Nachtordnung sind, nett aufgeputzt, und das Stück ist ganz allerliebst geworden. Die eifersüchtige Frau schämt sich ihrer Gespensterfurcht: freilich nur so lang es helle ist, und mit der Nacht wird sie wol wieder zu zittern anfangen. Indessen — das geschieht hinter dem Vorhange.

Aber ein Lustspiel? Die schrecklichste aller Folterqualen dem Scherze hingegeben? Was im Othello uns mit Grausen erfüllt, uns erschüttert, niederwirft, wäre es der blutige Ausgang allein, den dort die Leidenschaft herbeiführt? Nein, es ist diese Leidenschaft selbst, die Shakespeare so naturtreu dargestellt, so durchsichtig gemacht hat, daß wir alle Wendungen des Labyrinths erkennen, in das die Liebe hineinführt, nur ohne rettenden Faden. Woher geschieht's, daß dieser tragische Stoff gewöhnlich zu Lustspielen vertändelt wird? Was ist doch der Mensch für ein besonderes Geschöpf! Aber gut, daß er so ist, daß er den Verzerrungen des Schmerzes eine possierliche Grimasse, der furchtbarsten Leidenschaft ihre Lächerlichkeit abzugewinnen versteht. Dieses ist die Kühlung, womit das nahe Meer ein heißes dürres Land erfrischt.

XXXI.

Marianne.

Bürgerliches Trauerspiel von Gotter.

Es ist, wie bekannt, dem Französischen des La Harpe nachgebildet und wurde schon vor länger als vierzig Jahren auf die deutsche Bühne gebracht. Dieses Trauerspiel, ob es zwar den guten zugezählt werden muß — die Sprache darin ist edel, einfach und kräf-

tig, die Charaktere richtig gezeichnet, die Lichter sehr treffend — hat jetzt doch zwanzig Jahre zu lange gelebt. Weder dessen Stoff, noch die Behandlung des Stoffes kann uns gegenwärtig ansprechen. Das Klosterwesen ist uns fremd, zur Fabel geworden, diese Quelle der menschlichen Leiden ist verschüttet und ein böses Geschick, das unseren eigenen Lebenskreis nicht mehr gefährden kann, kann uns auch nicht mehr rühren, wenn es einen andern trifft. Wir werden zwar auch jetzt noch in der Vorstellung den Klosterzwang abscheulich finden; aber ein hartherziger Vater, der seine Tochter aufopfert auf diese Weise, wird uns nicht sowol grausam, als närrisch erscheinen und kann daher auf der Bühne keine rein tragische Wirkung hervorbringen. Auch der französische Ritterprunk, den alle Personen, die in dem Trauerspiele auftreten, in Gang und Worten zeigen, die höfliche Art, wie Mann und Frau, Eltern und Kinder zusammen sprechen, die Regelmäßigkeit ihres Zorns, der Anstand ihrer Heftigkeit — das Alles muß uns Deutschen sehr abgeschmackt vorkommen. Wenn der Baron zu seiner Mutter sagt: „Sie spotten meiner, gnädige Frau", und diese ihm erwidert: „Keine Schmeicheleien, mein Sohn!" oder wenn Marianne im höchsten Grade der Verzweiflung ihrer Mutter zuschreit: „Lassen Sie mich, Madame!" — lache da Einer nicht.

Eine Betrachtung: — der brave Geistliche sagt zum Präsidenten: „Unsere sclavischen Gelübde sollten aufgehoben, unsere Klöster zu Spitälern, zu Freistätten für Unglückliche, für Lebensmüde, für Verlassene gemacht werden." Nun seht, zwanzig Jahre später, als er dieses gesprochen, hat sich der Wunsch erfüllt. Bedenkt man dieses, so weiß man nicht, soll man sich dem Troste oder der Verzweiflung ergeben. Soll man sich trösten, daß ein so lange dauernder Wahnsinn endlich aufgehört, oder verzweifeln, daß er so lange gedauert und ihm so viele Schlachtopfer unwiederbringlich dargebracht worden? Wie viele gleich grausame, gleich thörichte Einrichtungen bestehen jetzt noch! Welche? Auch wenn mir die Wahl frei stünde, ich wüßte sie nicht zu treffen. Und Keiner bedenkt: in wenigen Jahren vielleicht werde ich als Tollheit betrachten, was mir jetzt zur Weltordnung zu gehören scheint; warum soll ich der Zeit nicht gleich gewähren, was ich ihr endlich selbst gutwillig werde geben? Warum nicht, da mein Starrsinn die Leiden der Menschheit vermehrt, ohne meine eigne Lust zu vermehren?

XXXII.

Beschämte Eifersucht.

Lustspiel von Frau v. Weißenthurn.

Nur allein in den letzten acht Tagen ist sie auf unserer Bühne schon zwei bis drei Male beschämt worden, aber umsonst, sie hat sich nicht gebessert — nämlich die Eifersucht. Das Uebel haftet zu tief und kann nicht mehr ausgerottet werden. Wäre es mit unserer Geduld doch der nämliche Fall, hätte sie doch gleich tiefe Wurzeln! Aber es ist zu arg, es ist gar zu arg. Man versuche es, und lasse unser Schauspiel-Repertoir gefrieren und zähle dann die Löffel Wein, die flüssig bleiben; wahrhaftig, die Arithmetik der Pescherähs reichte vollkommen hin zu dieser Zählung! Ist denn wirklich die Frankfurter Menge ein ewiges Kind, das nie des süßen Breies entwöhnt wird? Hat es keine Zähne für Fleisch und Brod, ist sein Kopf für Wein noch nicht stark genug? Gibt es keinen Othello, keinen Lear, keinen Julius Cäsar, keinen Macbeth, keinen Romeo und Julie, keinen Wallenstein, keinen Egmont, keinen Götz von Berlichingen, keinen Ingurd, keine Donna Diana, keine Minna von Barnhelm? Soll die Bühne nichts Höheres darstellen, als unser erbärmliches Alltagsleben, darf sie nichts Würdigeres nachahmen, als unsere Thee-Abende, wo mit faden Tändeleien, mit ungesalzenem Spotte, mit ungelenksamen pedantischen Witzen der Geist gefüttert wird; mit mancherlei süßen Getränken, die sie Erfrischungen nennen, der Leib durchgeweicht wird? Erfrischungen! Wir mit unserem Schneckenblute, daß wir noch glauben, Erfrischungen nöthig zu haben! Ich möchte einen atheniensischen Schuhflicker auf unserer Galerie sehen, ich glaube, er würde toll werden in der ersten Stunde und hinab aufs Parterre springen. Seid ja nicht etwa bescheiden und sagt: die Griechen waren gebildeter als wir. Es gäbe nichts Falscheres, als diese Behauptung. Wir verdanken der Buchdruckerkunst eine Ausbreitung der Wissenschaftlichkeit über alle Stände der bürgerlichen Gesellschaft, von welcher die alten Völker keine Vorstellung hatten. Man kann jetzt für ein Paar Kreuzer und in Zeit von einer Stunde in jeder Leihbibliothek mehr Weisheit schöpfen, als Pythagoras durch vieljähriges Reisen in fremde Länder, und nach langem Harren und feierlich-schleppenden Einweihungen sich aus den mündlichen Lehren der Priester erwarb. Also nicht darum, weil der atheniensische Schuhflicker einen gebildeteren Geist hatte, als wir, sondern weil er einen größeren Charakter hatte, als alle unsere wohlgebornen Honoratioren, würden ihn unsere einfältigen Schauspiele anekeln. Er würde

uns beweinen und verlachen. Beweinen, wenn er das Bild unseres düsteren, mühsamen Lebens aus seinem dramatischen Abbilde erkennt, verlachen, wenn er wahrnimmt, mit welchem Ernste, mit welcher Ehrfurcht wir alle unsere Possen behandeln, und mit welcher eiteln Selbstgefälligkeit wir jeden Abend vor dem Spiegel der Bühne Toilette machen und unsere häßlichen Figuren belächeln. Nun, wen kümmert's auch? Da ihr es nicht anders haben wollt, so lasse euch der Himmel noch lange euren zierlichen Kotzebue, euren allerliebsten Ziegler, eure artige Frau von Weißenthurn, und möge euch kein ungeschliffener Shakespeare oder Calderon je aus eurer Gemüthsruhe stören!

Ach, die liebe gute Frau von Weißenthurn, wenn wir die nicht hätten! Möge sie nun, da Kotzebue todt ist, unsere Bühnenmutter sein, und viele Jahre den dramatischen Scepter führen. Wie treffend sind alle ihre Schilderungen aus dem Menschenleben, wie naturtreu! Es ist wahr, man könnte über das Stück, von welchem hier die Rede ist, manche Fragen und Zweifel anbringen.

Ist es wahrscheinlich, daß zwei gesittete Frauenzimmer von Stande einem fremden jungen Offizier, gleich in den ersten Minuten ihrer Bekanntschaft, die Eifersucht, die eine ihres Gemahls, die andere ihres Bräutigams anvertrauen und über deren lächerliche Schwäche mit dem fremden Manne spotten werden? Ist es glaublich, daß irgend ein Baron Sturz, ein Chevalier, ein Politicus, ein bejahrter Hofmann, eben jenen jungen Offizier, den er zum ersten Male in seinem Leben sieht, gleich zum Vertrauten seiner Intriguen machen und ihn sogar einladen werde ihm beizustehen, in die Familie, die ihn, den Fremden, so eben gastfreundlich aufgenommen, Zwietracht und Haß zu bringen? Ist es möglich, daß zwei heftige, leidenschaftliche junge Männer, wie Graf Solm und Baron Walling, beide Edelleute, sich von einem Fant von Lieutenant so mißhandeln und verspotten lassen sollten, als es hier im Gartenhause geschah, ohne dem naseweisen Burschen auf der Stelle den Hals zu brechen? Ist es denkbar, daß eine sittsame und für ihren Ruf besorgte junge Frau, welche die heftige Eifersucht ihres Mannes kennt, sich aus irgend einem Grunde dazu entschließt, mit einem jungen Offizier in einem abgelegenen Gartensaale eine Zusammenkunft zu halten? Ist es denkbar, daß, ihr unbemerkt, zwei Menschen in der heftigsten Stimmung durch den Saal stürzen können, wird sie nicht vielmehr so ängstlich lauschen, daß ihr kein Zirpen eines Heimchens entgeht? Auch der Offizier schleicht sich unbemerkt zur Gräfin Julie, stellt sich hinter ihren Stuhl, und hört ihrem Selbstge-

spräche zu. Diese Unsichtbarkeit handgreiflicher Offiziere und anderer erwachsener Menschen kommt freilich in sehr vielen Komödien vor. Ohne solche Zaubereien können unsere armseligen Poeten nicht fertig werden. Aber es ist eine Unnatur, die nicht zu ertragen. Ich habe so viele meiner Freunde und Freundinnen, bis ich eine tausendjährige Erfahrung zusammengebracht — ich habe sie gefragt, ob es ihnen in ihrem tausendjährigen Leben begegnet sei, daß sich Jemand in ihre Stube geschlichen, während sie darin gewesen, ohne daß sie es gemerkt? Sie antworteten: nicht ein einziges Mal.

Mit welchem Rechte heißt das Stück: Beschämte Eifersucht? Die beiden Eifersüchtigen haben sich diesmal nicht zu schämen. Hat man ihnen etwa gezeigt, wie sie in der Donquichotterie ihres Herzens eine Windmühle für einen Riesen gehalten? Keineswegs. Der Eine findet seine Frau in einem einsamen Gartensaale mit einem jungen Offizier und hört den letztern von Liebe reden; der Andere findet seine Braut in den Armen eben dieses Offiziers. Sollten sie da nicht argwöhnisch sein? Hätten sie auch ohne die Verblendung der Leidenschaft wahrgenommen, daß der Offizier der Bruder der Frauenzimmer sei? Woran? Sie kannten ihn nicht. Baron Walling stürzt ins Zimmer, in dem Augenblicke, da seine Braut den Offizier umarmt und küßt. Er sieht die anmuthige Gruppirung, schreit: „Tod und Teufel!" und stürzt ab. Julie: Da war er. Der Offizier: Der ist noch nicht curirt. Julie: Das glaub' ich; „er weiß ja nicht, daß du mein Bruder bist, da muß es ihm auffallen." Ei, Gräfin Julie, Sie reden da sehr vernünftig, warum sagten Sie das nicht der Frau von Weißenthurn?

Herr ***, als Graf Solm, und Frau ***, als seine Gemahlin, waren bei übler Laune. Sie spielten kalt, verdrossen, ungelenk, und letztere besonders mit spärlicher Mimik. Herr ***, Baron Walling, war rein toll. Es sei ihm verziehen, denn so eine Braut, wie Demoiselle Lindner, so reizend, so anmuthig, mit so vieler Grazie in Scherz und Ernst, verliert man nicht, ohne auch den Verstand zu verlieren. Herr Weidner als Baron Sturz zeigte ein höchst gelungenes Spiel, und Kunst und Natur in schöner, inniger Verbindung. Warum er, auf dem Lande befindlich, in Hofkleidung, den Degen an der Seite, auftrat, darf man wol nicht fragen. Dieser Mißgriff ist üblich. Das Stück ist alt. Vordem mag wol eine gräfliche Person ihre gräfliche Natur auch auf dem Lande nicht abgelegt haben. Aber da sich die Sitten jetzt geändert, sollte man im Costüm auch die nöthige Aenderung treffen. Wenn ein Charakter, wenn eine dramatischn Handlung nicht mit einer gewissen Zeit, nicht

mit einer bestimmten Gestalt nothwendig verknüpft ist, so sollte auf der Bühne Alles die Farbe des Tages annehmen, damit die Täuschung nicht gestört werde. Molière's Geizige ist älter als 150 Jahre; würde es aber nicht einen störenden Eindruck machen, wenn die darin auftretenden Personen in der Kleidung aus der Jugendzeit Ludwigs XIV. erschienen? Herr ***, des Lieutenants Bedienter sollte seinen Herrn bitten, ihm eine neue Livree machen zu lassen. Sie ist gar zu abgetragen. Ich kenne diesen Rock schon zwanzig Jahre.

XXXIII.
Die Entführung aus dem Serail.
Oper von Mozart.

Gibt es ein übersinnliches Land, wo man in Tönen spricht — die Meister der Kunst führen euch hinauf, indem sie euch erheben; nur Mozart allein zeigt uns den Himmel, zu dem Andere emportragen müssen, in unserer irdischen Brust. Das ist's, was ihn nicht allein zum Größten macht aller Tondichter, sondern zum Einzigen unter ihnen. Um Mozart'scher Musik froh zu werden, bedarf es keiner Erhebung, keiner Spannung des Gemüths, sie strahlt Jedem, wie ein Spiegel, seine eigene und gegenwärtige Empfindung zurück, nur mit edleren Zügen; es erkennt Jeder in ihr die Poesie seines Daseins. Sie ist so erhaben und doch so herablassend, so stolz und doch Jedem zugänglich, so tiefsinnig und verständlich zugleich, ehrwürdig und kindlich, stark und milde, in ihrer Bewegung so ruhig und in ihrer Ruhe so lebensvoll. Musik, wenn sie als heimatliche Sprache der Liebe und Religion sich austönt, wird so himmlisch, als bei Mozart, bei Keinem vernommen. Aber bewunderungswürdiger als in jener Höhe, wo das Wort schon im Sinne seine Verherrlichung findet, ist Mozart in der Tiefe, wo er, das gemeine Treiben adelnd, die Poesie der Prosa, den Farbenschmelz des Schmutzes und den Wohlklang des Gepolters kund macht. Die Singstücke der Constanze, der Donna Anna und das furchtbare Auftreten des steinernen Gastes sind vielleicht minder unnachahmlich als Osmins Gesänge. So ein meisterhafter Geselle, so ein verklärter Brummbär und hündischer Frauenwächter, wie er ergrimmt sich an dem verriegelten Gitter abmartert, durch welches er täglich den Honig sieht, den er nicht lecken darf, so ein erboster Kerl, der alle Welt haßt, weil er nicht lieben kann, wird sobald nicht wieder in Musik gesetzt.

XXXIV.

L'école des Vieillards.

Comédie en cinq actes et en vers, par M. Casimir Delavigne.

In der Schule der Alten muß man die Zeit gut benutzen, denn sie ist kurz. Glücklich daher, wenn ein Lehrer versteht, den grauen Schülern das Lernen angenehm zu machen, und ihre Launen zu schonen, ohne ihren Schwächen nachzugeben. Das hat Delavigne verstanden. Er führt seinen Alten, fein und unmerklich, den rechten Weg, und straft den Unachtsamen nicht allzustreng. Danville, ein Seemann von sechzig Jahren, heirathet unerschrocken eine junge Frau, und liebt sie dann furchtsam. Hortense ist leichten Sinnes, denn sie ist jung; liebt die offene Welt, denn sie ist schön; bleibt ihrem Manne treu, denn sie ist gut. Aber zu jung, ihre Schritte zu berechnen, zu schön, die unberechneten Schritte Anderer auf der Stelle zu berichtigen, und zu gut, den übeln Schein zu meiden, geräth sie in Verwicklungen, die ihr und ihrem Seemanne vielen Kummer machen. Noch frühe genug gleicht sich Alles aus, und die junge Gattin bittet den alten Gatten, mit ihr Paris zu verlassen, wo man ungestraft weder jung noch alt sein dürfe. Das ist der Hergang der Sache. Ein alter Schiffsrheder, der die Gicht hat, gute Laune und eine junge Frau; sein alter Freund, der ein Hagestolz ist, und den man genau kennt, sobald man von ihm hört:

qu'il vit en patriarche,
Qu'il dine encore à l'heure ou l'on dinait dans l'arche;

ein alter Bedienter, der ehemals Matrose gewesen; ein junger Hausfreund, der für Sturm sorgt; eine Schwiegermama, eine Königin Mutter, die ihrer Tochter das Regieren erleichtert — das sind alle deutsche Erinnerungen, und den Deutschen, der in Paris solche Kuhreigen hört, überfällt ein süßes Heimweh, und er möchte augenblicklich desertiren, wieder einmal ein liebes Kotzebue'sches Stück zu sehen. An dem Lustspiele Delavigne's ist nur die gefällige Versification und die anmuthige Umgangssprache der feinen Pariser Welt nicht deutsch. Aber dieser Vorzug des französischen Dichters ist nicht das Eigenthum des Dichters, sondern das des Franzosen. Wo sollte ein deutscher Lustspieldichter die Sprache der vornehmen Welt kennen lernen? Ein Grieche kam leichter nach Corinth, als sich ein deutscher Schriftsteller mit einem Herzoge zusammen findet. In Paris aber ist dies anders, dort ist Jeder ohne Ausnahme Düc-fähig und berechtigt, sich in öffentlichen Concerten auf einen der vordern adeligen Stühle zu setzen, und Herr Delavigne hatte wahrscheinlich

oft Gelegenheit zu sehen, wie sich ein Düc d'Elmar anstellt, wenn er der jungen Frau eines alten Seemanns den Hof macht.

Delavigne ist ein junger Dichter von großen Vorzügen. Er hätte fast Genie, wenn er kein Franzose wäre, oder wenigstens nicht in Paris lebte, wo man jetzt dem Volke den Hof machen muß, wie man ihn ehemals den Fürsten machte. Das ist aber auch eine Gefangenschaft des Geistes, wenn auch in einem größeren Gefängnisse. L'école des Vieillards wurde im Theater Français aufgeführt und hatte sowol bei der Darstellung, als auch später, da sie im Drucke erschien, ungemeinen Beifall gefunden. Sie verdiente ihn auch. Zwar fehlt es dem Lustspiel an Lebhaftigkeit der Intrigue. Dieser Mangel des Gedichts aber ist ein Verdienst des Dichters. Delavigne verschmähte das herkömmliche Intriguiren, und gleicht hierin allen Künstlern, die, wenn sie eine neue Bahn betreten, damit anfangen, die alten Hilfsmittel zu verschmähen, und damit endigen, sich neue zu schaffen — so wie jedes Volk, das eine neue Bahn betritt, eher niederreißt, als aufbaut. Es ist merkwürdig, wie das bürgerliche Schauspiel, dessen man in Deutschland satt ist, in Frankreich immer mehr und stärker den Appetit reizt. Täglich werden stillschweigend oder eingestanden, deutsche weinerliche Schauspiele übersetzt bearbeitet, und auf die Pariser Bühne gebracht. Ihr Entzücken ist Menschenhaß und Reue, ein Stück, dessen Name schon (misanthropie et repentir) — sollte man meinen — ein Franzose lächerlich finden mußte. Aber Talma, der in einem altpreußischen gepuderten Grenadierzopfe den Menschenhasser spielte, rührt sie und sie lassen sich rühren, als wären sie gute Leipziger. Daran ist Türgot Schuld, oder Necker, oder Calonne, oder Maurepas, oder Voltaire, oder der Himmel weiß, wer sonst an der französischen Revolution Schuld ist. Vor der Revolution hatten die Franzosen keinen Bürgerstand, also kein häusliches Leben, also kein bürgerliches Schauspiel. Als im achzehnten Jahrhundert der Adel dem Andringen des Bürgerstandes nicht länger widerstehen konnte, war er so klug, das kleinste Uebel zu wählen, und nahm alle Bürgergebornen, die Geist und Geld hatten, lieber in seine Reihen auf, als er die Bildung eines dritten Standes geduldet hätte. Es blieb daher noch lange beim Alten. Nur ein Vornehmer hatte die Ehre, unglücklich oder ein Verbrecher zu werden und es zur Bastille oder zum Blutgerüste zu bringen. Ein Bürger hatte kein Schicksal, und höchstens wurde er gehängt — eine Todesart, die nicht dramatisch ist. Mit der Revolution hatte sich dieses geändert. Ein häusliches Leben hat sich gebildet, Haustugenden und Hauslaster sind entstanden, häus=

liches Glück und häuslicher Jammer haben sich eingefunden, und das bürgerliche Schauspiel mußte als Schatten der Wirklichkeit folgen. Auch die Sittlichkeit hat in Frankreich eine Constitutions=Charte erhalten. Das ist nicht mehr wie sonst. Das Laster wird auch auf der Bühne nicht mehr liebenswürdig dargestellt. Die Tugend tritt ohne Schüchternheit, das Recht ohne Unterthänigkeit, der Leichtsinn ohne Keckheit auf. Der Untreue einer Frau wird nicht mehr zugelächelt, die Eifersucht eines Mannes wird nicht mehr ausgelacht. Die Zeiten der Abbés, der Marquis und der Schönpflästerchen von kleinen Sünden sind nicht mehr.

XXXV.

Johann, Herzog von Finnland.

Schauspiel von Johanna Weißenthurn.

Ein Schauspiel, das heißt: ein stumpfer dramatischer Kegel, breit unten und breit oben. . . . . Kaltblütige Amphibien, bald trocken, bald naß. . . . Das Schicksal in Civilkleidung, den Orden unter dem Ueberrock versteckt — doch das ist unsere Sorge nicht, aber gelungen in ihrer Art ist die Dichtung der Frau von Weißenthurn wol zu nennen. Die Charaktere sind gut gehalten, die Sprache rein und fließend, die Bilder angemessen („leidenschaftliches Insect“ und „blutige Reue“ etwa ausgenommen). Dabei fehlen ihr alle Fehler der meisten Lärmstücke: der Stelzengang der Betrachtung, die türkische Musik der Leidenschaften, die zahlreichen Ach und O! und andere Erbkrankheiten dieser Art.

Herr *** war als Johann nicht an seinem Orte. Es soll nicht getadelt werden, was er unterließ, sondern nur, was er zu viel gethan. Seine körperlichen Stellungen waren zu kunstreich angeordnet, wie sie nur einem Operntänzer ziemen. Und wenn er uns alle Bildwerke der Villa Borghese vormeißelt, das macht sein Spiel nicht ausdrucksvoller. Der Herzog schmachtet im Kerker mit Weib und Kind, und siehe! er bewegt sich voller Grazie. Gibt es etwas, das verfehlter und unbehaglicher sei? Da, wo die Seele plötzlich in Bewegung gesetzt wird, bei einer von außen angeregten und nach außen zurückwirkenden Leidenschaft, bei Zorn, Schrecken, freudiger Ueberraschung, aufwallender Liebe, da wird der Körper mit fortgezogen, und beide folgen einer Richtung. Hier mag der Schauspieler eine schnell vorübergehende Stimmung durch angemessene Geberdungen verständlicher und eindrucksvoller zu machen suchen. Aber bei einer dauernden Lage des Gemüths, bei einem anhaltenden

Schmerze, lebt die Seele wie körperlos, und die Glieder des Leibes müssen, sich selbst überlassen, mehr ihren eigenen Verhältnissen und ihrer Schwerkraft folgen. — Herr ***, ein neu angeschaffter Künstler — denn unsere gewissenhafte Direction, als Pächterin der Bühne, sucht das eiserne Vieh derselben stets vollständig zu erhalten — spielte den Graf Richers. Da vernahm man den regelmäßigen Dreschertact auf- und niedersteigender Wallungen, klipp, klapp, klipp klapp! Schwarz oder weiß, ja keine andere Farbe. Die Arme erhoben und senkten sich, und wenn es unglücklich ging, ward gerade vom Abgrunde der Hölle gesprochen, während die Hände himmelwärts gerichtet waren. Es ist zum Erbarmen.

XXXVI.

Der Wollmarkt
oder
das Hôtel de Wibourg.
Lustspiel von Clauren.

Ein alter, reicher und gutmüthiger Landwirth, seit vierzig Jahren gewohnt, so oft ihn seine Geschäfte in die Residenz führten, dort in den schwarzen Esel einzukehren, weil das Haus helle und luftige Ställe hat und man da zu zwei Groschen die Person speist — ließ sich von einem naseweisen Fähndrich aufbinden: im Hôtel de Wibourg werde man gleich wohlfeil und ungleich besser bewirthet. Das Hôtel de Wibourg aber war ein fürstlicher Palast. Als nun der Amtsrath Harbert — so hieß der Gefoppte — in seiner schweren Kutsche, mit Gepäck und Töchtern, im Hofe des Hôtels angefahren kam und fragte, ob man da logiren könne? ging der junge frohe Fürst sogleich in das Mißverständniß ein, spielte den Wirth, ließ seine Gemahlin die Wirthin, und so weiter das ganze Haus Wirthshaus spielen. Der gute Amtsrath ließ sich den Schinken, in Burgunder gekocht, die Trüffelpastete, die „sechserlei“ Weine, und alle andern fürstlichen Leckerbissen vortrefflich schmecken. Da gibt es denn mehrere Späße, endlich Erkennungen, endlich eine Heirath. Der Einfall ist artig, und wenn ihn Herr Clauren zum ersten Male hatte, gereicht das seiner guten Laune zur besten Ehre. Aber das ist nicht genug. Ein Einfall ist Glück, Lotterie-Gewinnst; man muß auch zeigen, daß man sein Glück zu benutzen, den Gewinnst zu verwenden und zu genießen weiß. Der Gedanke muß gehörig verarbeitet werden. Aber im Wollmarkt ist es sehr ungehörig geschehen. Es fehlt an der komischen Kraft, und wo die Kraft nicht fehlt, da

fehlt die Ruhe, und wo die Ruhe nicht fehlt, da fehlt die Grazie. Ach, und welche Sprache! was die bequem, ja faul ist! Wir Südländer sind oft so gutmüthig und schämen uns, daß wir so natürlich sprechen; man höre aber erst, wie Herr Clauren seine Nord-Residenzer reden läßt. Das sitzt auf einem Lehnstuhle mit Pantoffeln, Schlafrock und Nachtmütze, und die Wäsche ist etwas schmutzig, und das sitzt und bleibt sitzen und erhebt sich nicht, mögen auch die gebildetsten, vornehmsten Personen eintreten. Ich will wol glauben, daß ein Offizier, auch wenn er noch so jung ist, daß er keinen Bart hat, durch das böse Beispiel in der Garnison verführt, Schulden macht, die Bürgersleute hudelt, viel Schnaps trinkt und auf das Wohlleben der himmlischen Goldkinder in der Residenz ein Gläschen Breslauer Kümmel leert; aber daß der Sohn eines Generals, wie der Fähndrich von Schrot, dem es doch an guter Erziehung nicht fehlen kann, spricht wie ein Dragoner auf der Kirmes, und abwechselnd Mordelement und Mohrenelement flucht — das glaube ich in meinem Leben nicht. Auch kann ich nicht glauben, daß ein Oekonomierath Korn, ein junger artiger Mann, der noch überdies romantisch ist, sagt: „Mein kleines Minchen war accurat so." Noch weniger aber glaube ich, daß ein Fürst, und wäre er auch kein regierender, sondern nur ein appanagirter, wie der Fürst von Wibourg, zu seiner Gemahlin spricht: „I, du bist ja ein ganz allerliebstes Frauchen." O, sagte er vielleicht, aber I, gewiß nicht. Kurz, der Wollmarkt mißfällt mir im hohen Grade und auf allen Seiten. Herr Clauren hat dagegen ausgerechnet, daß sein Wollmarkt auf verschiedenen deutschen Bühnen vierundachtzigtausend Zuschauer ergötzt habe. Was beweist dieses aber? Nichts, als daß diese vierundachtzigtausend Zuschauer Deutsche waren. Ich habe es immer gedacht und oft gesagt, daß kein Schauspieldichter sich über sein Volk und seine Zeit erheben könne. Ein Philosoph, ein Religionslehrer, ein Staatsmann, ein Naturkundiger können ihren Zeitgenossen voraus eilen; aber ein dramatischer Dichter vermag es nicht. Sokrates wurde hingerichtet, Columbus verlacht, aber Shakespeare wurde schon von seinen Zeitgenossen erkannt und geehrt. Wie ein Volk, so seine Schauspiele. Doch bilden die vierundachtzigtausend Freunde des Herrn Clauren ein stattliches Heer, und ich würde mich sehr bedenken, mit ihnen zu streiten, stände mir nicht auch eine große Macht zu Gebote, die ich dem Herrn Clauren entgegensetzen kann. Ich bringe diese Macht leicht zusammen, wenn ich den deutschen Schauspielern und Theaterdirectoren verrathe, daß Herr Clauren gesagt hat, sie wären alle dumm — aber wie dumm! Wenn er in

der Vorrede zum gedruckten Wollmarkte eine verehrliche Regie ganz ergebenst bittet, das Stück nicht eher spielen zu lassen, bis jeder Schauspieler seine Rolle gelernt habe — was wäre dann an einer Regie, der man so etwas erst sagen muß, Verehrliches? Wäre sie vielleicht nicht eine sehr dumme Regie? Wenn Herr Clauren ferner zu einer Stelle, wo von Breslauer Kümmel die Rede ist, die Anmerkung macht: „Wo dieser feine Liqueur nicht bekannt ist, kann eine andere am Orte gewöhnliche Sorte genannt werden“ — und da, wo von den blauen Augen des Amtsraths Korn gesprochen wird, bemerkt: Sollte der Schauspieler, der diese Person vorstellt, schwarze Augen haben, da muß blau in schwarz verwandelt werden — wollte er damit nicht zu verstehen geben, daß alle deutsche Schauspieler räthselhaft dumm wären? Hatte Herr Clauren eine bessere Absicht, als die genannte, wenn er Folgendes bemerkt: „Das Zeichen ( ) bedeutet, daß das darin Enthaltene gesprochen worden wäre, wenn der darauf Folgende Dem, der das Eingeklammerte zu sagen hatte, nicht in das Wort gefallen wäre. Das zwischen dem Zeichen ( ) Befindliche wird also nie ausgesprochen, es steht nur da, um dem Schauspieler anzudeuten, wie er die vor dem Eingeschlossenen befindliche Phrase zu nehmen habe.“ Ach, und mit welcher grausamen mörderischen Art läßt Herr Clauren seine Personen sich einander in das Wort fallen! So will Einer sagen Pommeranzen; der Gegner haut ihm aber die Pommeranze mitten entzwei, so daß er nur sagen kann: Pomme. Es ist unglaublich; ich möchte den Mauldieb sehen, der mir aus meinem eignen Munde eine halbe Pommeranze stiehlt; aber Herr Clauren denkt, dummen Schauspielern, wie den deutschen, könne man Alles aufbinden. Wäre ich ein Schauspieler, das ließe ich mir nicht gefallen; das sind Beleidigungen, die nur in Blut abgewaschen werden können. Doch das mögen die, welche es angeht, mit Herrn Clauren ausmachen; was mich betrifft, so habe ich in eignen Angelegenheiten mit ihm zu rechten.

O Zeiten, o Sitten! die Unschuld wird verfolgt, die Tugend verlacht und alles Heilige wird verspottet. Das Gift der Aufklärung, von Voltaire gemischt, ist bis in den reinen deutschen Magen gekommen und was die guten Menschen aller Orten mit frommer Scheu verehren, das lästert der deutsche Clauren. Er lästert die Theater-Kritiker, diese letzten Deutschen, die das Kohlenfeuer der Vaterlandsliebe Tag und Nacht unermüdet anblasen; sie, die den festen dornigen Rückgrat bilden, welcher die hundert Knochen und Knöchelchen des deutschen Staatskörpers zusammen hält; sie, die uns alle Tage mit treuer Einfalt erzählen, wie alle die Müller, alle die

Becker, alle die Wolf, alle die Schmidt, alle die Franz, wie alle Schauspieler aller deutschen Bühnen, sowol in Trier als in Berlin sowol in München als in Wiesbaden, sowol in Wien als in Mannheim, wie sie gespielt haben oder hätten spielen sollen, sowol den Ferdinand als den Posa, sowol den Otto von Wittelsbach als den Schneider Fips, sowol den Justizrath als den Fridolin, und wie sie gespielt haben, sowol gestern als vorgestern und vor sechs Monaten; sie, die alle Lumpen in Werth bringen, alles Papier aufkaufen und alles Papier allein verbrauchen, daß ja kein gemeines niedriges Wort, nichts von Gott, nichts von der Natur, von Geschichte, nichts von der Freiheit und Recht gedruckt werde, sondern nur unter das Volk komme, was ihm zu wissen Noth thut, nämlich: wie Herr Der in Danzig den Mortimer gespielt habe am zweiten Februar des verflossenen Jahrs — diese Wesen höherer Art, die vom Menschen nichts haben als die Gestalt und den Hunger, diese lästert Herr Clauren aufs Allerschmählichste! Zwar nennt er sie nicht Blattläuse, aber er sagt sonst alles Mögliche von ihnen, was der Reichthum der deutschen Sprache ihm nur an Scheltwörtern darbot. Er spricht von der unverträglichen Dummdreistigkeit, die diesem literarischen Ungeziefer angeboren ist . . . er sagt, sie schreien ihr ungewaschenes Wischiwaschi in die Welt hinaus . . . er nennt sie literarische Accoucheurs und Correspondenzler . . . . er nennt sie Jammerbilder . . . . er spricht von ihrer Plumpheit und von ihren Scorpion-Stacheln . . . . er nennt sie literarische Henkersknechte, eigensüchtige und hämische Blutrichter . . . . er spricht von ihrem galligen Eifer, und nachdem er sich matt geschimpft, sagt er, die Kritiker wären ein Hemmschuh für die Lust zu den dramatischen Arbeiten, und endlich wird er aus Erschöpfung weich und mild, und er nennt sie liebe Recensenten. Und warum schilt der deutsche Clauren die deutschen Theater-Kritiker? Eines bösen Traumes wegen. Er hat geträumt, sie, die Kritiker, wären Schuld an dem Verfalle der deutschen Bühnen, an dem Verderben der dramatischen Kunst. Durch ihr strenges und ungerechtes Urtheil wären schon hunderte von jungen Dichtern entmuthigt worden, hätten es bei ihrem ersten Versuche bewenden lassen, das Zutrauen zu sich selbst verloren und die Feder auf immer niedergelegt. „Vielleicht war unter diesen hunderten ein künftiger Schiller, ein künftiger Kotzebue, ein künftiger Lessing." Heißt das nicht geträumt? Es nenne uns doch Herr Clauren nur einen von den hundert Dichtern, die gleich bei dem ersten feindlichen Zusammentreffen mit der Kritik capitulirt, die Feder gestreckt und

dann nie mehr gedient hätten! Ja, es gibt vielmehr nicht einen dramatischen Dichter in Deutschland, der es bei einem einzigen Drama hätte bewenden lassen. Herr Clauren selbst, so viel er auch schon getadelt worden, schreibt doch fort und fort Komödien; welches Alles klar beweist, daß die Kritik zwar manchmal verwundet, aber noch nie einen todt geschlagen. Herr Clauren sagt ferner, die Kritiker verekelten dem Publikum den Theaterbesuch, bestöhlen die Theaterkasse, indem sie ihr die Einnahme schmälerten und raubten „dem armen Schauspieler die heiligsten Heiligthümer des menschlichen Lebens, Ehre und Brod." Panis et Honores! Dieser St. Panis ist ein ganz neuer Heiliger, der Schutzpatron des Herrn Clauren kommt etwas spät und wird Mühe haben, im christlichen Kalender noch ein Unterkommen zu finden. Endlich sagt Herr Clauren — und dahin wollte er kommen — „Verbannten alle Journale den unseligen Titel: Theater-Nachrichten nur auf einen Zeitraum von zehn Jahren; würde über Stück und Spiel in dieser Frist gar nichts geschrieben, so würde man sehen, mit welcher frischen Kraft das Bühnenwesen überall wieder aufblühen werde. Das Publikum würde mit unversalzner Lust in die Häuser strömen, nicht um mit den Journalisten zu kritisiren, sondern um sich, wie vor zwanzig, dreißig Jahren es der Fall war, einen fröhlichen herzerquicklichen Abend zu verschaffen, die Theaterkassen würden sich wohl befinden; die Schauspieler würden, frei vom jetzigen täglichen Pranger, Halseisen und Staupenschlag, die sie gegenwärtig oft ganz unschuldig von den literarischen Henkersknechten zu erdulden haben, Muth und Selbstvertrauen gewinnen; die Dichter würden, aus den immer gefüllten Theaterkassen anständig honorirt, Lust bekommen, ihre Zeit und ihre Talente mehr als bisher auf dramatische Arbeiten zu verwenden …, und so würde hoffentlich die schöne Blütenzeit des deutschen Schauspielwesens wiederkehren." Wahrlich, Herr Clauren spricht wie ein kleiner Berliner Moniteur, er ist officiell vom Scheitel bis zu den Zehen, er kann alle Tage Minister werden.

Die dramaturgischen Idiosynkrasien des Herrn Clauren, so wunderbar und unerhört sie mir auch geschienen — ich habe sie mit leichtem Herzen besprochen; denn was läge daran, wer von uns beiden Recht behielte? Man kann in solchen Dingen irren und doch ein ehrlicher Mann sein. Jetzt aber, da ich auch die staatsbürgerlichen Grundsätze des Herrn Clauren zu bestreiten und seinen Civismus verdächtig zu machen gedenke, wird mir das Herz gar zu schwer. Das Gewissen sagt mir, es sei schändlich, ein Angeber zu sein; aber die weisesten und tugendhaftesten Männer sagen, es sei die Pflicht

jedes treuen Unterthanen, Alles, was er von staatsgefährlichen Gesinnungen bei einem seiner Mitbürger entdeckt, am gehörigen Orte anzuzeigen, und wäre der Schuldige ein Freund, ein Bruder, ein Vater, und könnte es den Freund, den Bruder, den Vater auf das Blutgerüste bringen — der Verrath bliebe dennoch eine heilige Pflicht. Darum kann ich nicht verschweigen, daß Herr Clauren demagogische Umtriebe treibt, oder es gibt keine demagogischen Umtriebe. Er eifert darüber, daß das Eigenthumsrecht der dramatischen Dichter in Deutschland nicht geschützt wäre, daß jeder Dieb von Abschreiber die Handschrift eines Schauspiels nach Belieben vervielfältigen dürfe und jede Spitzbubenbühne ein Stück aufführen könne, ohne den Dichter zu entschädigen, und daß dieses in Frankreich anders wäre und man solle sich schämen. Aber wer kennt nicht die geheimen Bewegungsgründe dieses liberalen Geschwätzes? wer weiß es nicht, warum die Unruhestifter so sehr gegen den Nachdruck eifern? Welche Folgen würde es haben, wenn die dramatischen Dichter, wenn die Schriftsteller überhaupt in ihrem sogenannten Eigenthume rechtlich geschützt wären? Reich würden sie werden, wie in Frankreich, die armen Genies würden reiche Genies werden; man würde ihnen ihren Verstand ihres Geldes willen verzeihen; sie würden zu Ansehen und Macht kommen; ihre verbrecherischen Gesinnungen, durch köstliche Mittagsessen empfohlen, würden sich verbreiten — ein dramatischer Dichter, von der Menge bereichert, würde aus Dankbarkeit in seinen Stücken die Laune und Ansichten der Menge liebkosen und nicht mehr, wie jetzt, nur den Launen und Grundsätzen der Vornehmen und Mächtigen schmeicheln — ein Mann von Geist würde, um nicht Hungers zu sterben, nicht mehr nöthig haben, um Staatsdienste zu betteln, oder sich in den Zwinger einer Akademie einsperren zu lassen, sondern er würde dem allgemeinen Wohle dienen, er würde kein Hofrath, sondern ein Volksrath werden — man würde keine officiellen Lügner mehr finden, da die Wahrheit mehr eintrüge, als die Lüge — kurz, die so heilsam bestehende Ordnung der Dinge würde um und um gekehrt werden. Aber unsere weisen Staatsmänner durchschauen das listige Gewebe der Unruhestifter, sie lassen sich nicht täuschen, sie suchen das bewährte Alte aufrecht zu erhalten, und bedenken immer, daß das künftige Leben lang genug und das Paradies herrlich genug sei, um deutsche Schriftsteller von wahren Verdiensten für ihre Leiden und Entbehrungen in diesem irdischen Jammerthale reichlich zu entschädigen. O nein, sie lassen sich nicht zum Besten haben!

XXXVII.

Das Trauerspiel in Tirol.

Ein dramatisches Gedicht von Immermann.

Als ich das Buch aufblätterte, hineinsah und den Vicekönig von Italien gewahrte, den Herzog von Danzig, den Andreas Hofer, den Speckbacher, den Pater Haspinger, den Priester Donay — gute alte Bekannte — da dachte ich gleich: nie endet das glücklich, es müßte denn ein Wunder geschehen. Wenn Geschichten, die wir gelebt, und Menschen, die wir gekannt, auf der Bühne dargestellt werden, fordern wir Treue von den Schilderungen, Aehnlichkeit von den Bildnissen, und finden wir sie nicht, werden wir mit dem Dichter unzufrieden sein. Gibt er sie uns aber, was haben wir dann? Der Aufstand in Tirol, der Herzog von Danzig, Andreas Hofer — was sind sie? Verse, halbe Reime, aus dem großen Drama unsrer Zeit herausgerissen, ohne Sinn, unverständlich und gar nicht zu deuten, wenn man nicht kennt und beachtet, was vor, was mit geht und was folgt. Ein Drama aber muß ein ganzes, abgeschlossenes, lebendiges Wesen sein, das vor unsern Augen geboren wird und stirbt; das sein eigenes Herz hat, seine eigenen Glieder, das sich bewegt nach eigenem Gesetze, seinen eigenen Dunstkreis hat und die Welt nur berührt, sie als Nahrung zu erfassen. Nein, das kann nicht gut werden, dieses Trauerspiel wird nur eine Trauerspielerei sein; wenn viel, ein Schlachtgemälde.

Ich hatte noch andere Sorgen. Wol gibt es nichts, das erhabener und schöner wäre, als der Kampf eines Volkes für sein Vaterland. Aber der Kampf, daß er schön sei, muß einer sein für Land und Freiheit. In den Tagen Griechenlands und Roms war er immer ein solcher; denn wie in jenen Zeiten die bürgerliche Lage eines Volkes auch gewesen, ob es sich selbst beherrschte oder einem Fürsten gehorchte, ob dieser mild und gerecht regierte, oder streng und wie es ihm beliebte — das Volk verlor immer, wenn es besiegt wurde. Es verlor sein Geburtsland, die Wiege seiner Kinder, die Gräber seiner Voreltern, und seine Freiheit. Es wurde weggeführt und in Sklaverei geworfen. In unsern Tagen ist es aber anders. Ein besiegtes Volk wird nicht mehr verjagt, es wird nicht mehr seiner Güter und Freiheit beraubt; es wechselt nur seine Gesetze. Ob dieses ein Unglück sei, das mitfühlend zu beweinen, müssen wir erst *bedenken*; wir müssen untersuchen, studiren, ob die alten oder neuen Gesetze besser sind; wir müssen berechnen, ob besser sei zu leben unter Oesterreichs oder unter Bayerns Herrschaft. Hat

man aber Zeit zu rechnen, wenn man vor den Lampen sitzt? Schlimm, wenn man sie hat.... Doch die Liebe für den angestammten Fürsten? Der Kampf für diesen, ist er nicht auch ein schöner? Es ist ein würdiger Kampf, es ist ein Glaube, wie ein anderer, und heilig, wie jeder. Aber .... das Herz hat seinen Hunger, wie der Magen seinen. In einer wüsten, kahlen, menschenleeren Zeit greift das Herz nach jeder Nahrung, daß es sich nur fülle, daß es nur fortbestehe. Da kämpft der Bauer für den Ritter, der Ritter für den Lehnsherrn, der Lehnsherr für den Kaiser. Ist aber der schöne Sommer gekommen, grünen und blühen die Felder, hängen süße Früchte an den Bäumen, stehen die Halme voll und dem Herzen genügt noch immer ungesunde unerquickliche Nahrung — dann ist es die Noth nicht mehr, die solche traurige Gelüste erklärt; nur die Armuth thut's. Die Armuth des Herzens. Das ist kein Künstler-Ziel. Im Leben weinen wir mit jedem Schmerze, auf der Bühne nur mit dem schönen.

Noch nie ging ein Volk unter, das für seine Freiheit kämpfte; noch keines starb eines gewaltsamen Todes, sie starben nur immer den gemachen Tod aller lebenden Geschöpfe. Völker schwimmen gut und lang, und stürzen die Wellen über ihnen zusammen, glauben wir sie gesunken. Doch gleichviel, wir sehen und leben kurz, und das Volk, das unseren Augen untergegangen, ist uns gestorben und wir beweinen es. Aber nur in der Geschichte, dort wo unsre Einbildungskraft den feindlichen Widerstand so lange vergrößern darf, bis die Niederlage der Freiheit aufhört schändlich zu sein. Aber anders ist es auf der Bühne. Da sehen und zählen wir den Feind, da sehen wir auch das unzählige Volk, und es wird lächerlich, wenn es unterliegt. Nur der Sieg kann das Drama retten. Die Tiroler unterwerfen sich den Franzosen. Wie? Warum? Was ist geschehen? Ein Held wird getödtet oder gefangen, und dann ist es aus mit seiner Kraft. Aber ein Volk! Sind die Tiroler alle auf dem Schlachtfelde geblieben? Hat man sie alle in Ketten geworfen? Nein. Die wenigen Gefallenen vermißt man nicht, und wenn der Vorhang sinkt, sehen wir des Volkes noch so viel, als wir gesehen, da der Vorhang aufging. Warum weichen sie? Vielleicht fragt Einer: warum so feilschen mit dem Herzen? Die Tiroler fielen, weil sie den Muth verloren, weil sie schwach waren. Ist Schwäche nicht auch ein böses Geschick? Wir wollen um sie weinen.... Gut, es sei. Die Tiroler waren schwach und darum sanken sie. Aber nein, sie sanken nicht blos, man ließ sie sinken. Die Geretteten ließen die edlen Schwimmer sinken, die sich in die Flut

gestürzt sie zu retten. Die Tiroler waren nicht blos schwach, sie waren auch dumm. Schwach und dumm zugleich. — Das ist zu viel! Ueber solche Menschen kann man nur die Achseln zucken, um sie weinen kann man nicht. Die Tiroler gehören in Venturini's Chronik des neunzehnten Jahrhunderts, nicht in die Chronik des menschlichen Herzens — sie gehören in keine Tragödie.

Ohne Führer kann ein Volk nicht siegen, ohne solchen darf man es nicht besiegen lassen — das hatte ich nur zeigen wollen. Wo sind aber die Führer der Tiroler? Warum hat sie der Dichter nicht hervorgestellt? Sind die Tiroler von selbst gegangen, haben sie frei geschlagen? Nein, sie wurden aufgezogen, und da gingen sie einen Tag und blieben am Abende stehen, weil man sie nicht von Neuem aufgezogen. Wir möchten gern den Uhrschlüssel und die Hand sehen, die das gethan. Hofer hat es doch nicht vollbracht? Der war nur der Leithammel, nicht einmal der Hund, der Schäfer gewiß nicht. Oder war es ein Glaube, der die Tiroler geführt? Welcher? Für welchen haben sie gekämpft? Sie sollen es uns sagen, wir wollen sie reden lassen, wir wollen sie anhören.

Als Hofer, vor der Schlacht am Berge Isel, mit etwas gesalbter feierlicher Lustigkeit, nach Art des Königs David, Wein trinkt aus einem silbernen Pokale, auf dessen Deckel das alte Schloß Tirol eingegraben war, bewegt ihn dieser Anblick, denn — sagt er — das erinnere an

> Die Freiheiten, die Recht' und Privilegien
> Der sel'gen, gnäd'gen Frau Margarethe.

Wir sind froh, die Quelle der Anhänglichkeit der Tiroler für ihren alten Landesherrn endlich gefunden zu haben, ob sie zwar publicistisch ist und trübe. Ein schlichter Landmann braucht es freilich nicht zu wissen, daß Freiheit besser sei als Freiheiten, Gerechtigkeit besser als Rechte, und besser Gleichheit als Privilegien. Es muß wol etwas Räthselhaftes in jener Liebe sein, denn der Vicekönig von Italien, der als kluger Feldherr sich doch gewiß bemüht hatte, die Verfassung des Landes, das er bekriegen sollte, und die Stimmung seiner Bewohner und deren Grund zu begreifen, weiß sich nicht herauszufinden. Er sagt zum Grafen Barraguay, einem von seinem Gefolge:

> Fassen Sie die Treue,
> Womit das Volk am Hause Habsburg hängt?
> Den Eigensinn, das Bessre, was von außen
> Zu seinem Heil ihm zukommt, abzulehnen?
> Ich mind'stens fasse die Gesinnung nicht; —

worauf Barraguay antwortet:

Sie sind denn doch nur Deutsche, wie die Andern. —
Wir wollen uns mit diesem naseweisen Franzosen nicht aufhalten, er ist ein viel zu gemeiner Mensch, um deutsche Herrlichkeit zu fassen; wir wollen Hofer hören. Nach dem Friedensschlusse erscheint er vor dem Vicekönig, bringt ihm die Unterwerfung Tirols, empfiehlt das Land seiner Milde und spricht:

Bedaure das unglückliche Tirol!
Laß unsern Sinn von deinen Spöttern nicht
Zur Fratze dir verspotten! Lobt man doch
Den Hund am meisten, der von seinem Herrn,
Und keinem Andern, seine Speise nimmt.
Ihr habt zum Grabe Oesterreich gemacht!
Ich sage dir: der arme, treue Hund
Wird auf dem Grabe sich zu Tode heulen!

Mag diese hündische Liebe loben und lieben wer da will, aber der Dichter wende sein heiliges Auge von ihr ab, nicht die darf er singen! Der Vicekönig, noch immer unbelehrt, fragt:

Warum liebt ihr Oestreich?
Denk' mal darüber nach, und sag' die Gründe,
Die euch so heiß nach Wien und Schönbrunn wenden.
Wir woll'n dann mit einander prüfen, ob
Der neue Landesherr nicht Alles that,
Nicht Alles thun kann, um den Preis zu zahlen
Für diese Liebe. Warum liebt Ihr Oestreich?

Hofer.

Mein Herr, die Frage legt' ich selber mir
Und Keiner, glaub' ich, in Tirol sich jemals vor.
Ich kann dir keine Antwort darauf geben.

Vicekönig.

Besinne dich nur, ich lass' dir Zeit, du sollst,
Es ist mein Wille, dich ganz frei erklären.

Hofer.

So helf' mir Gott, ich weiß dir nicht zu sagen,
Warum den Kaiser wir zu Wien verehren.
Ich schüttle mein Gedächtniß suchend durch. —
Wir ziehen nur in Krieg, wenn wir gefährdet;
Wir zahlen Steuern nur, die wir bewilligt;
Wir haben gleiche Rechte mit den Rittern,
Wir stimmen auf dem Landtag so wie sie;
Und freundlich immer war der Kaiser uns.

Und doch erspäh ich in dem Allen nicht
Den Winkel, der den Grund der Liebe birgt.
Das Alles ist es nicht, was uns macht hüpfen,
Und jauchzen, und das Herz vor Freuden zittern,
Wenn wir die schwarz und gelben Fahnen sehn.
Der neue Herr könnt' alles das gewähren,
Und dennoch glaub' ich — frei soll ich ja reden, —
Die alte Liebe bliebe, wie ein Kind,
Dem man die Hand gebunden, uns im Herzen.

Vicekönig.

Es scheint mithin, daß grundlos diese Liebe.

Hofer.

Ich glaube selbst, die Lieb' hat keinen Grund.

— — — — — — — — — — —

Ich bin ein Bauer,
Und kann nicht, was ich meine, deutlich sagen,
Allein es dünkt mich fast, wenn ich's bedenke,
Als käm' die Liebe von der Erde nicht;
Vielmehr sie sei ein Strahl, den Gott der Herr
Vom Himmel in das Herz der Menschen sendet,
Daß sie drin scheinen solle, gleich dem Lichtlein,
So aus der Hütte Fenstern freundlich blinkt.

Das ist Alles recht gut, Alles recht schön, nur zu gut und zu schön für einen Bauer. Hofer denkt und spricht von der Liebe wie ein Philosoph, ja besser, denn Hofer weiß, daß er nichts weiß, und das wissen die Philosophen selten. Der Bauer hat nicht sein Herz, der Dichter hat seinen Helden erklärt. Doch es sei. Die Liebe ist ohne Grund, und diese Liebe ohne Grund war der Grund des Aufstandes der Tiroler. Wir wollen alles vergessen, woran wir nicht denken können, ohne uns zu verwirren — könnten wir nur auch vergessen, daß Hofer einige Minuten früher, an demselben Orte, in der nämlichen Unterredung zum Vicekönige gesagt:

Ich bin nicht aufgestanden freventlich,
Nicht wie ein Ritter aus dem Stegereif!
Vielmehr, ich habe höchste Mahnung und
Des Kaisers Willensmeinung abgewartet,
Und eher nicht den Stutz zur Hand genommen.
Ich kann warhaftig meine Zweifel, ob
Ich ihn ablegen solle, kann sie nicht
Aus meiner Seele in die Lüfte schicken,

Eh' ich nicht Kaisers Hand und Siegel, nicht
Den Friedensbrief von meinem Kaiser sehe.

Also war es doch nicht die Liebe ohne Grund, die ihn getrieben! Also hat er doch nicht aus dem Stegereif geliebt? Sein Herr befahl ihm, das zu thun, und er that es. Er befahl ihm, das nicht mehr zu thun, und er that es nicht mehr. Ist die Liebe eine Verschreibung, eine Wechselschuld? Wenn der Liebegläubiger dir sagt: Du bist mir nichts mehr schuldig, sieh, ich zerreiße die Verschreibung — bist du dann frei? Auch Ferdinand hieß sein Volk die Waffen niederlegen, und es hat es nicht gethan. Tirol hätte ein anderes Spanien werden können; aber freilich war das Herz der Spanier ein Springbrunnen, keine Pumpe — es war kein deutsches Herz.

So suchen wir noch immer vergebens, was die Tiroler beseelt, und waren sie nicht beseelt, was sie getrieben; die Führer suchen wir. Warum ist nicht Hormayr da? Wie artig, wie prächtig wäre es gewesen, diesen Mann zu sehen und sprechen zu hören, der sich so heiß bemüht für Oesterreich gegen — Bayern. Aber Hormayr lebt! Wie! lebt denn der Vicekönig nicht auch? Was liegt daran, daß wir ihn seit einigen Jahren nicht gesehen, weil er unter der Erde wohnt? Wer ihn nicht kennt, wer keinen Zutritt zu ihm hat, wer nicht in München wohnt, kann der nicht denken, er lebe noch? muß er die Zeitung gelesen haben?

Speckbacher, der zweite Anführer der Tiroler, spricht von den Franzosen:

Ich hasse sie, und weiß nicht recht warum.
Doch hass' ich sie, und bis ich diesen Haß
In ihrer Leiber rothem Born gelöscht,
Soll mir von Fried' und Freundschaft Niemand sprechen.

Beim Himmel! .... Doch still, da reden noch Andere; hören wir, was die sagen. Der Priester Donay, Hofer's Eigenthümer, der seine große Puppe mit dem langen Barte streckt und richtet, und setzt und stellt und legt, wie es ihm beliebt, will sein Spielzeug den Tirolern als Oberhaupt empfehlen und spricht:

Wählt ihn zum Haupte, den die Heil'gen lieben
(Und der den frommen Dienern unsrer Kirche
Gern Alles gönnet, was ihr Herz begehrt).

Diese letzten Worte flüstert er dem Kapuziner Haspinger zu, ihn gleich zu stimmen, und dieser sagt:

Ich will mein Haupt nicht scheeren und den Staub
Von meinen Füßen nicht zur Erde schütten,

Bis ich die Feinde unsrer heil'gen Kirche
Vom Boden weggetilgt, wie sie's verdienen.

Ist das vielleicht der Schlüssel zu den Bewegungen der Tiroler? Kurz — er ist's. Wie in Spanien war es auch in Tirol Pfaffentrug, der das Volk aufgerührt, und der Herzog von Danzig ruft daher mit Recht seinen Soldaten zu:

Denkt eures Ruhmes, ihr beherzten Braven,
Folgt mir zum Angriff auf die Pfaffensklaven!

Aber der Dichter hätte diesen Schlüssel größer machen sollen, er ist zu klein. Ein Kritiker, der gräbt und schaufelt und umhersieht, konnte ihn wol finden; aber der flüchtige Leser, oder der Zuschauer, den die Lichter blenden, bemerkt ihn gewiß nicht. Die angeführten Reden der beiden Priester sind die einzigen, die das Geheimniß verrathen — zu wenige Worte, zu leise ausgesprochen und nur den Nahestehenden vernehmlich, wenn sie gut aufhorchen.

Doch Glaube oder Unglaube, freie Liebe oder Folgsamkeit, edler Stolz oder Knechtsinn — der Dichter will uns zum Mitleiden, zum Abscheu, zu freudiger Ueberraschung oder zum Schrecken führen, und erreicht er sein Ziel, hat er es immer gut erreicht. Aber gelangte unser Dichter, wohin er wollte? Nein. Wir sollen um die Tiroler weinen, und wir bemitleiden die Franzosen; wir sollen über das schlimme Ende einer guten Sache erschrecken, und wir erschrecken nicht, denn der Ausgang überrascht uns nicht, wir haben ihn vorhergesehen, es kam, wie es kommen mußte. Wenn nicht das böse Geschick, sondern der Unverstand entscheidet, warum da geduldig sitzen bis zum letzten Blatte oder bis der Vorhang sinkt? Es gibt keinen Deutschen, der nicht die Wege des Unverstandes kennte. Ich sage, wir bemitleiden die Franzosen, und ich wette, das geschähe, wenn das Trauerspiel von der Treue der Tiroler durch die Aufführung uns recht lebendig vor die Augen träte. Die Franzosen streiten mit ihrer gewohnten Tapferkeit, die Tiroler von ihren unerreichbaren Bergen herab, hinter undurchdringlichen Felsen hervor. Wir sind keine ritterliche Narren, die Ehre haben und fordern — behüte uns Gott! Die Tiroler in der Geschichte brauchen keine Tapferkeit, die Franzosen mit Ruhm zu besiegen; aber die Tiroler auf der Bühne hätten Tapferkeit gebraucht, unsere Herzen zu besiegen. Sie zeigten keine, die Steine behielten Recht, und es zwingt uns darum mit dem Vicekönig zu empfinden, wenn er spricht:

Ich klage nicht, wenn Menschen fallen, leider
Will's unsre Zeit, will's unser Schicksal so,
Doch wenn sie in dem Kampf mit Felsen, mit

Der blinden, wüthenden Natur verderben,
Unnütz verderben, dann empört sich mein Gemüth.

Wie schön hat der Dichter — schöner als gut war — den Kampf geschildert, den Kampf der Berge, die zornig werden und ein Herz bekommen, gegen Menschen, die der Schreck entherzt!

Wir klimmten in der Felsensäulen Mitte,
Da grade, wo sie ob der Brücke hangen,
Die schmal und spärlich überbaut den Fluß,
Und lösten alle Lärchen aus den Wurzeln,
Und hoben Fesenblöck' aus ihren Betten,
Und rammten in das Erdreich schwache Pfeiler
Und legten erst die Lärchen auf die Pfeiler,
Und schoben dann die Blöcke auf die Lärchen.
Jetzt luden unsre guten Büchsen wir
Und hingen still wie Gemsen an den Zacken.

Nicht lange drauf, da kamen hergezogen
Die hüpfenden Franzosen in der Tiefe,
Sie trippelten in Hasten übers Brücklein,
Und sahen aus von oben klein wie Mäuse,
Und als die rechte Zeit gekommen war,
Gab ich das Zeichen mit der Jägerpfeife,
Und unsere Buben löseten die Stützen.

Da hob der Berg zu dröhnen und zu wandern an
Und ging, als wie ein rollend Weltgericht,
Hinunter in die Tiefe! — Alsobald
Klang ein erschrecklich Wimmern aus dem Schlunde,
Geschrei und Heulen, wie dicht bei uns, tönte,
Drauf stieg ein Dampf empor, und rollte qualmend,
Die Schlucht bedeckend, bis zu unsern Füßen.
Wir Alle schossen durch den Dampf hinab,
Daß, wer noch lebt', empfing' vom Blei sein Grab!

Wie nun der Staub verzogen war, so stiegen
Wir von dem Grat und gingen zu den Feinden.
Da sahn wir nichts als Stein gethürmt auf Stein,
Gebrochne Augen, rauchendes Gebein!
Die Brücke lag in Trümmern; und die Eisack,
Von wild verschränkten Todtengliedern starrend,
Sprang, wie ein rasend Unthier, übers Schlachtfeld.

Der Dichter hätte eben so gut, ja besser, die Franzosen durch ein

Erdbeben können vernichten lassen; dann hätte uns doch das Mitleid nicht beunruhigt, das wir jetzt für übermüthige Feinde nur mit Bedenken haben.

Ständen unsern deutschen Landsleuten nur wahre Franzosen, im schlimmen Sinne des Wortes, entgegen; hätte der Dichter, den braven Tirolern gegenüber, die nicht wanken, nicht deuteln und nicht klüger sein wollen als sie sind, Franzosen erscheinen lassen, wie wir sie kannten — summende Witzkäfer des achtzehnten Jahrhunderts, oder Phrasenmacher aus der Freiheitsfabrik, oder übermüthige Knechte aus der Kaiserzeit, daß wir, wenn auch von jenen nicht angezogen, doch wenigstens von diesen abgestoßen würden! Aber er that es nicht. Alle Franzosen, welche auftreten, sind brave Leute, die thun, was sie müssen, aber denken, was sie sollen, und sagen, was sie denken. Nur der kleine Page des Vicekönigs, der sich über den langen Bart Hofer's lustig macht und meint, er könne den Jacob in „Joseph von Egypten" spielen — nur dieser erinnert mit wenigen Worten an Paris. Der Herzog von Danzig ist ein Biedermann, ein tapferer Soldat, in der schönsten Bedeutung dieses Ausdrucks. Der Vicekönig hat gar etwas deutsches Romantisches, er blickt nicht blos weit, sondern auch tief, er hat etwas Ueberfranzösisches, er ist sinnig. Wie sinnig er ist, zeigt sich in folgender Rede, die er dem Grafen Barraguay hält, als dieser nicht begreifen kann, warum die Niederlage, die der Herzog von Danzig von den Tirolern erlitten, seinen gnädigen Herrn so betrübe? Der Vicekönig erwidert: nicht das wechselnde Kriegsglück habe ihn überrascht, bestürzt gemacht, ihn beunruhige etwas Anderes:

> Wodurch denn sind wir groß geworden, Graf,
> Als daß wir gingen mit dem Sturm des Volkes?
> Der wehte uns den lichten Sternen zu,
> Und gab uns Kräfte, unsern goldnen Tempel
> Inmitten dieser mürben Welt zu bauen.
> Uns regte an ein mächtiges Bewegen,
> Ein zeugender, ein frischer Lebensgeist,
> Und gegenüber war nur todter Stoff,
> Nur Zahlen, Uniformen, Cabinette,
> Die Fürsten ohne Völker, und die Völker
> Hinwieder ohne Fürsten. —
> Hier aber tritt uns ja dasselb' entgegen,
> Was uns getrieben. Dieses arme Volk,
> In seiner Einfalt, unter seinen Pfaffen,
> Ist zu derselben Mündigkeit gelangt,

Wie wir mit unserm glänzenden Verstande,
Es will auf sich stehn, einen Willen haben.
Wer schauderte wol nicht, wenn sich die Geister,
Die selbst wir riefen, gegen uns sich wenden!
Dies deutet eine böse Spaltung an,
Der schwangern Zeit unheimliche Geburten!

Ja, übersinnig ist der Vicekönig, er hört das Gras wachsen. Als Graf Barraguay, ihn zu trösten, sagt: „Deutschland wird uns nie gefährlich werden" — erwidert er:

Das gebe Gott! Denn würd' es uns gefährlich,
So endet die Gefahr in unserm Sturze.
In diesem Lande voll Geheimnisse
Reift Alles heimlich, unsichtbar heran,
Und seine Schrecken sind unüberwindlich.
Wir würden uns noch voll Gesundheit wähnen,
Wenn uns der Wurm schon nah am Herzen säße.

Der gute Vicekönig denkt zu gut von uns. Wäre Rußland nicht gewesen, das den kalten Ofen eingeheizt — nie wäre das Strohfeuer der Einen mit der knorrigen eichenen Geduld der Andern zusammengekommen, und der Rauch der Freiheit wäre nie empor gestiegen.

Das Schauspiel hat keinen Kern, die Schale wickelt sich um nichts. Das Gemälde hat keinen Rahmen, was ist hier, was ist dort? Wo ist die Länge, die Breite, wo der Boden, wo die Luft? Es ist eine Seite aus der Weltgeschichte, die mitten im Satze beginnt und mitten im Satze aufhört. Vielleicht, daß uns die Bilder entschädigen für das, was ihrer Zusammenstellung, was dem Gemälde mangelt — betrachten wir sie.

Hofer ist der Papa seines Volkes, ein guter Mann, aber schwach und abergläubisch. Er ist ein Teig für Pfaffen, und die haben ihn ganz weich geknetet. Er hat Träume, und läßt sie sich von einem Pater auslegen. Wenn er schlagen soll, betet er, und wenn er geschlagen, weint er, statt den Sieg zu verfolgen. Als man ihm verkündet, er sei zum Oberhaupte gewählt vorden, faßt er die Thorheit gar nicht, bis ihm ein Pater sagt:

Begreifst du's nicht, so nimm es für ein Wunder;
Ein König wird nur durch ein Wunder König.

— und Speckbacher (es ist fast Spott):

Brauch unsern Rath, wir brauchen dein Gemüth.

Da faßt er die Wahl und das große Ritterschwert, das man ihm in die Hände gibt. Nun will man von ihm wissen, welchen Plan er zur bevorstehenden Schlacht entworfen, und er antwortet: er habe

keinen, das werde sich schon finden zu seiner Zeit. Zwar ist er kein pragmatischer Kopf, der viel über die Geschichte der drei letzten Jahrhunderte nachgedacht, doch hört man ihn einmal sagen:

— — — — mit den neuen Büchern
Und neuen Moden stürzte das Verderben
Ueber unsre Buben, über unsre Mädchen.

Also die **Bücher** haben es gethan, auch in Tirol haben sie das Volk verdorben! Wie gut österreichisch der Mann gesinnt ist! Ist es aber wahr, so hat der Speckbacher etwas geprahlt mit der patriotischen Einfältigkeit seiner Landsleute, als er dem Herzog von Danzig sagte:

Wir lesen nichts als den Kalender, Herr.

Hofer, da er vor dem Vicekönige steht, ist so demüthig, so unleidlich demüthig! Etwas edler Trotz hätte ihn besser gekleidet. Aber der Backofen der Majestät macht ihn ganz mürbe, gleich in der ersten Minute. Das ist wol sehr deutsch, aber gar nicht schön. Der Vicekönig will von ihm wissen, warum er die Franzosen hasse und bekriege, und statt ihm kurz und gebührlich zu antworten: **ungebetene Gäste wirft man zur Thür hinaus** — hält er eine lange gründliche Rede von der Liebe, die keinen Grund hat. Nachdem der Kaiser seinen Frieden geschlossen, geht Hofer traurig in die Berge, wirft sein Schwert in eine Felsenspalte und schläft ermüdet ein. Da erscheint ihm ein Engel. Was? Ein Engel erscheint ihm? Nun ja, er träumt davon, und daß wir wachend sehen, was er im Traume, muß der Engel wol erscheinen. Es sei gut. Aber der Engel erscheint nicht blos, er spricht auch eine ganze Zeile, er sagt:

Du sollst das Schwert, das du geführt, behalten —

und legt das weggeworfene Schwert neben dem Schlafenden nieder und verschwindet. Nein, das ist zu viel. Der Engel spricht deutsch und trägt das lange Ritterschwert der alten Grafen zu Görtz in seiner luftigen Hand! Ein **englisches** Schwert, das könnte wol sein — die englischen Waffen waren damals in Tirol, wie überall und immer zu finden, wo Feinde der Franzosen — aber das Schwert eines **Engels**! das ist zu schwer zu tragen und zu glauben. Als Hofer erwacht und sich der Traumes-Mahnung erinnert und das Schwert findet, sagt er, er wäre betrogen mit dem Frieden, und beginnt den Aufruhr von Neuem. Endlich ist er überzeugt, legt die Waffen nieder und irrt verzweiflungsvoll in den Bergen umher. Er ist dem Kriegsgerichte verfallen, seine Freunde wollen ihn retten, ihn aus dem Lande führen, doch er will nicht flüchten, er will als Märtyrer enden, aber er zeigt sich nicht begeistert, hochsinnig, sondern

entseelt und stumpfsinnig, so daß wir die Schwäche des Unglücklichen beweinen, nicht sein Geschick. Er geht unter.... Ja, geschähe das nur, ginge er unter; der Tod versöhnt, wie die Schuld, so die Thorheit. Aber er stirbt nicht, er wird nur gefangen, und wir erfahren, er solle nach Mantua geführt und dort vor das Kriegsgericht gestellt werden. So bleiben wir nach Endigung der Tragödie noch ungewiß über das Schicksal unsers Helden. Wird er verurtheilt, freigesprochen werden? Wird man ihn begnadigen? Wird nicht das dankbare Oesterreich sich für ihn verwenden? Es kostet nur ein freundliches Wort, ganz gewiß geschieht's. Wir zweifeln — das ist nicht gut. Der dramatische Dichter muß seine Rechnung mit unserer Einbildungskraft abschließen, ehe der Vorhang sinkt, er darf uns nicht als Schuldner verlassen.

Speckbacher ist der Mann seines, jedes Volkes. Er ist kühn, diebesschlau, wie es sich gebühret der Uebermacht entgegen. Als er im Wirthshause, am Berge Isel, mit dem Herzoge von Danzig zusammentrifft, verliert er, obzwar erkannt als früheres Parteihaupt, seine kecke Fassung nicht. Ja er verhöhnt den Herzog, indem er, in siener Gegenwart, eben zurückkehrende Boten, unter Anspielungen eines Pferdehandels, über die Fortschritte des Aufstandes ausfragt und sich von einem den Feinden gelieferten Treffen berichten läßt. Das war wol toll, übermüthig frech; wer aber in solcher Zeit der Noth muthig bleiben will, der muß sich in Keckheit betrinken. Speckbacher kennt und braucht die Pfaffen, er ist nicht ihr Knecht. Daß er nicht gewußt, warum er die Franzosen befeinde, haben wir schon gehört. Es ist bei ihm, wie bei den Seinigen, eine Art Sinnlichkeit, Jagdlust, Freude am Stutz, vielleicht auch dankbare Erinnerung an die landesherrlichen Preisdukaten, die er an Schützenfesten sich wol gewonnen. Als nach dem Frieden Alles verloren, rettet er sich für bessere Tage. Er will nicht romantisch untergehen wie Hofer. Romantik ist die Auszehrung der Freiheit, die ihr fieberrothe Wangen gibt und darunter den bleichen Tod. Speckbacher ist der Thatenheld des Dramas; Hofer ist nur der Leidensheld eines Romans.

Der Priester Donay, ein Judas bis auf die Reue, liefert den frommen Hofer zu gewissem Tode aus. Er ist ein arithmetischer Schurke, eine hölzerne, leblose Rechenmaschine des Eigennutzes. Solche Menschen gibt es zwar im Leben, aber wir erkennen sie nicht, sie sind zu fein. Auf der Bühne aber durch das Vergrößerungsglas der Kunst gesehen, machen sie uns Ekel und Grauen. Dort muß ein Bösewicht kalt sein oder heiß, das Fieber der Leidenschaft muß ihn beherrschen. Eine gesunde schlechte Natur können wir nicht has-

sen, sie ist von unserm Herzen gar zu weit. Dieser Priester, da er dem Grafen Barraguay den versteckten Hofer herbeizuschaffen verspricht, bedingt sich seinen Lohn so gemein, wie ein Taglöhner, er fordert sein Trinkgeld. Er ist ein schlechter Geselle, kein Meister-Schurke. Ihm gegenüber steht der Kapuziner Haspinger, ein braver Mann, so viel man mit einer Standesvorliebe brav sein kann. Die Kirche ist ihm Alles. Zwar kämpft er wacker mit, während Donay seine Haut schont, aber von Treue und Vaterlandsliebe ist auch bei ihm kein Wort. Den Bruder Donay kann er nicht ausstehen. Das ist gewiß kein Handelsneid; aber es scheint oft so. Diese beiden geistlichen Herren bilden den Dampf der Maschine, der sie treibt. Man sieht ihn nicht, man spürt ihn nur. Nun ist zwar die Insurrection der Tiroler eine Dampfmaschine gewesen; aber auf der Bühne soll es für die Zuschauer keine Geheimnisse geben. Der Dichter hätte uns den Kessel, den Ofen, die Räder, den Maschinenmeister zeigen sollen. Der Kessel platzt, alle Spur geht verloren, und wir wissen nicht, wo das Leben war und woher der Tod gekommen.

Was ist der Nepomuk von Kolb für ein Mann? Der Dichter nennt ihn im Personen-Verzeichnisse einen Abenteurer. Aber ist er das? Ein Abenteurer ist ein kleiner bürgerlicher Held, der seine kleine Kraft und seinen kleinen Muth zu üben, kleine bürgerliche Gefahren sucht und es mit ihnen aufnimmt. Er wagt falsche Würfel, Stockschläge, Zweikämpfe, das Gefängniß, die Polizei, und tritt ganz nahe zum Pranger heran. Er ist ein angenehmer Schwätzer, macht Glück bei den Weibern, gibt sich für einen Edelmann aus, ist Protestant und Jesuit, Demagog und Spion, verliert sich oft im Staatsgefängnisse, rettet sich wunderbar, schreibt Memoiren und lügt sehr. Kolb thut nichts von dem Allen. Vielmehr wagt er den Pulverkrieg, führt eine Schaar an und kämpft gegen die Franzosen. Ist er ein Betrüger oder ein Dummkopf? Eher das Erste, wie das Andere; ich halte ihn nicht für so dumm, als der feine Donay meint. Im Lande gilt er für einen Schwärmer; man nennt ihn den Fluch der guten Sache, den ausgelassenen Nepomuk von Kolb. Aber Kolb beträgt sich nicht wie ein Schwärmer, sondern wie Einer, der sich über Schwärmer lustig macht, er karikirt ihre Sprache. Denkt ein wahrer Schwärmer an Geld? Aber Kolb spricht zweimal davon. Er sagt einmal zu Donay:

> Wo sahst du Witz bei leerem Beutel blühn?
> Donay! ich bin erschrecklich im Verfall.
> Kein Engel spricht und alle Gläubiger schrein.

— und ein andermal sagt er zu seiner Schaar:

Kommt, meine Kerle, keines Groschens mächtig,
Doch all' von Muth und tapfern Thaten trächtig!

Kolb ist ein Volksnarr, der Harlekin der Insurrection, aber weder ein Schwärmer noch ein Abenteurer.

Jetzt zu dir, arme Elsi. Ach! es ging dir sehr schlimm im Leben und im Gedichte. Elsi ist Wildmanns Frau, des Wirthes am Isel. Bei diesem kamen oft die Tiroler Eidgenossen zusammen. Dort kehrte auch der Oberstlieutenant Lacoste, im Gefolge des Herzogs von Danzig, ein. Der Franzose verführte das junge Weib. Hat er das wirklich gethan? Es wäre sehr gut, wenn man das glaubte, der Elsi und der Tragödie willen; aber ich glaube es nicht. Hat Elsi ein Boudoir? Trinkt sie Thee? Schläft sie bis an den hellen Tag? Trägt sie Marabout-Federn? Das Alles nicht. Nein, Elsi wurde nicht verführt, sie verließ ohne Sträuben den rechten Weg. Das merke man sich, es hat Einfluß. „Alter mürrischer Wildmann" — sagt einmal Hofer. Das ist's. Wildmann entdeckte das Verständniß. „Seit gestern weiß ich's" — sagt er zu seiner Frau. Er verstößt sie, er jagt sie aus dem Hause. Sie weint und fleht vergebens. Der Mann sagt: die Untreue könnte er ihr verzeihen;

Doch daß du deine Ehre hast vergeudet
An meinen Feind, an unsers Landes Feind,
Das ist's, was Milde aus dem Busen weist,
Barmherzigkeit zur Sünde macht, und Mitleid
Zur feigen Schwäche.

Der Kampf zwischen Erbarmen und Gerechtigkeit in Wildmanns Brust, in Wildmanns Munde, ist sehr schön geschildert; aber ich weiß nicht, warum das Gefühl, das der Dichter so geschickt in uns weckte, nicht recht gedeihen will. Die Empfindung kann nicht zur Ruhe und nicht zur Unruhe kommen. Sollen wir das treulose Weib verdammen? Aber die Verrätherin am Vaterlande verachten wir, und was wir verachten, mögen wir beschämt, doch nicht bestraft sehen — der Schmerz brennt die Schande weg. Sollen wir die Bürgerin verdammen? Aber die Liebe, selbst die entartete noch, jammert uns.... Die verstoßene Elsi verläßt das Haus und läuft dem Oberstlieutenant Lacoste nach. Sie läuft? Ja, sie muß laufen, der Weg ist weit. Sie geht bis nach Villach in das Hauptquartier des Vicekönigs, wo sich Lacoste aufhält. Sie läßt sich bei ihrem Freunde melden. Der Bediente sagt: eine junge Frau, sie heiße Elsi, wolle ihn sprechen. Der Franzose antwortete barsch, er

kenne das Weib nicht, er kenne keine Elsi. Das ist hart; aber der Krieg ist auch hart. Hat der Franzose nicht recht, wenn er sagt:

> Das wär' zu harte Strafe unsrer Sünden,
> Wenn sich die Schönen, die die Langeweile
> Von ein paar müß'gen Stunden uns vertrieben,
> Gleich Furien an unsere Fersen hingen —?

Das arme Weib, so schnöde abgewiesen, fällt in Verzweiflung und Wahnsinn, taumelt fort und schleicht von Elend zu Elend. Ueberall verhöhnt und weggestoßen, geräth sie in ein wildes Felsenthal, wo sie mit dem unglücklichen flüchtigen Hofer zusammentrifft. Die Scene dieser Begegnung ist schön, sehr schön. Der gute Hofer macht keinen Unterschied zwischen seinem eigenen unverschuldeten Mißgeschicke und dem verschuldeten des gefallenen Weibes; er sieht nur einen gemeinschaftlichen Schmerz. Aber Elsi ist so ruhig, so fürchterlich ruhig. Sie fühlt keine Schmerzen mehr, der Brand ist schon in ihrem Herzen. Hofer sucht sie zu trösten. Wildmann, erzählt er ihr, habe ihm zugesagt, sie wieder aufzunehmen. Es sei zu spät, antwortet Elsi. Sie bekennt, daß sie ein blutiges Vorhaben pflege, und Hofer kann ihren Sinn nicht ändern. Sie kehrt, da es dunkel ist, in das Haus ihres Mannes, den der Krieg entfernt, zurück. Ihr Kind und das Gesinde schickt sie unter einem Vorwande fort. Lacoste kehrt ein. Der Weg im Dienste führte ihn vor bei, er ist müde nnd will da übernachten. Als Lacoste schläft, legt Elsi Feuer an, und verbrennt das Haus und den alten Freund. Dann stürzt sie sich in einen Abgrund.... Das ist ein niederträchtiger Mord! Glaube Elsi ja nicht, uns mit ihren schönen Reden zu täuschen, wenn sie spricht:

> Ein tirolisch Weib
> Kann sich vergessen, aber aufgeschreckt
> Vom eitlen Rausch, bedeckt sie ihre Schande
> Und ihren Schänder mit dem tiefsten Dunkel;
> Was aber ist wol dunkler, als das Grab?

Nicht der Rausch, der Durst hat sie zur Besinnung geführt; nicht die Reue über ihr Verbrechen, der Verdruß, das Verbrechen nicht fortgesetzt zu haben, brachte sie zur Buße. S iebringe sich um; aber was hat ihr Lacoste gethan, daß sie ihn meuchelmordet? Er hat sie schnöde fortgeschickt — aber sie ließ ihm ja nicht sagen, daß sie ihr Mann verstoßen habe, daß sie eine Zuflucht bei ihrem Freunde suche! Sie ließ sich melden zum Besuche, Lacoste dachte, sie käme zum Zeitvertreibe, und ihr die Zeit zu vertreiben, ließ ihm im Hauptquartier seine Pflicht keine Zeit. Nein, diese Rache war nicht tirolisch und

sie verunziert die schöne Bewegung des Landes, die, als solche vorzustellen, sich doch der Dichter so sehr bemüht hat. Das, was Elsi gethan, war kein gerechter Aufstand gegen die Franzosen, das war freche Empörung gegen die Natur.

Etwas sehr Wahres, Schönes, aber zugleich Bedenkliches, hat der Dichter in seiner Vorrede bemerkt. Er hat eine Saite berührt, die er lauter hätte sollen tönen lassen, die aber freilich, zu stark angeschlagen, gar leicht springt. Er sagt: „Eine besondere Schwierigkeit, dem deutschen Theater, wie es gegenwärtig ist, gemäß zu dichten, liegt darin, daß das Publikum vorzugsweise nur von dem Declamatorischen und Rhetorischen, nicht aber von dem Poetischen und Charakteristischen angesprochen wird. Der abgesonderte und einsame Zustand, worin die meisten Deutschen leben, begünstigt die Neigung, sich gewisse prächtige Gesinnungen und Gedanken vorzusagen und dem einförmigen Strome einer einseitig angeregten Empfindung bis ins Wunderliche zu folgen. Alles, was ihnen in solcher Form und von solchem Gehalte von Andern geboten wird, ist ihnen gemäß. Ein sozialer und öffentlicher Zustand dagegen fordert nothwendig zur Gestalt auf und bildet den Sinn für Gestalt aus.... Das Declamatorische und Rhetorische führt, consequent ausgebildet, zur Zerstörung des eigentlich Dramatischen. Es bewirkt, daß den Personen Sentenzen und Schilderungen in den Mund gelegt werden, die weder aus dem Charakter, noch aus der Situation hervorgehen." — Aber wie ist das zu ändern? Der Bühnen-Dichter kann sich sein Volk nicht umgestalten, das Volk erzieht sich seine Bühne. Schauspiele sind für die Menge, und was der Menge nicht gefällt, berührt sie gar nicht. Der Deutsche liebt Reden, die Rede ist ihm die geliebte Suppe; der Dichter mag etwas Handlung hineinbrocken, aber nicht zu viel, sie muß Platz zum Schwimmen haben. Wir denken gut und reden schlecht, reden viel und thun wenig, thun Manches und vollbringen nichts. Aber unsere Gleichgültigkeit gegen Handlungen entspringt nicht aus unserer Vorliebe für Worte, sondern umgekehrt, unsere Vorliebe für Worte entspringt aus Scheu vor Handlungen. Die keuschen Deutschen wenden ihre Augen weg vor jeder nackten That. Es geschieht etwas ohne Umstände — pfui, wie abscheulich! Wir gleichen den verschämten Söhnen Noah's, die über ihren entblößten betrunkenen Vater, rückwärts schreitend, ihre Kleider warfen. Aber Worte sind die Kleider der Thaten. Bei uns machen nicht blos Kleider, auch Worte machen Leute. Diese Thatenscheu hat ihren Grund in der Geheimnißsucht, die uns angeboren, die wir geerbt. Wir thun gern nichts, denn

das nicht Geschehene bleibt am leichtesten verschwiegen. Das Geheimniß ist unser Gott, Verschwiegenheit unsere Religion. Wir lieben die Stille und das Grauen. Bei uns hat Jeder seine Geheimnisse oder sucht sie, der Bettler wie der König. Der Minister möchte gern jede Bombe im Kriege mit Baumwolle umwickeln, daß man sie nicht fallen höre, und der Polizei-Director meint, der Staat würde zu Grunde gehen, wenn der Bürger erführe, daß sich sein guter Nachbar am Morgen erhenkt hat. Wer von uns den jüngsten Tag erlebt, wird viel zu lachen bekommen. Was Gott unter zwanzig Bogen spricht, wird censirt werden, und wenn die Welt brennt und das Fett schmilzt von den Ständern herab, wird die Polizei bekannt machen: „Unruhestifter haben das Gerücht verbreitet, es sei heiß in der Welt; aber das ist eine hämische Lüge, das Wetter war nie kühler und schöner gewesen. Man warnt Jedermann vor unvorsichtigen Reden und müßigem Umherschweifen auf der Straße. Eltern sollen ihre Kinder, Lehrer ihre Schüler, Meister ihre Gesellen im Hause behalten. Man bleibe ruhig. Ruhe ist die erste Bürgerpflicht." .... Und dann wird die Welt untergehen und ruhig werden, und dann wird die ganze Welt deutsch sein. Handlung — Gestaltung — woher? Ich wollte lieber verdammt sein, alle Hochzeitgedichte für alle Philisterbräute in Deutschland zu machen, als Schauspiele für ihre Väter, Männer und Brüder. Worte, Worte, Worte. Es gibt nur ein einziges Drama, das dem Deutschen gefällt, ihm angemessen, und doch dabei schön ist, musterhaft und höchst vollendet — Hamlet. Aber ein Shakespeare müßte kommen, es zu dichten, ein Zauberer, der Alles kann.

XXXVIII.
Die Familie Anglade
oder
Der Schmuck.

Schauspiel von Freiherrn v. Thumb.

Ich kenne nichts Abgeschmackteres, als den Schicksalskampf der Menschen mit den bürgerlichen Gesetzen *unserer* Tage als den Stoff eines poetischen Kunstwerks zu bearbeiten. Es ist das widerliche Gemälde einer schwachen Raupe, die sich gegen die tückische Nadel bäumt. Das Verderben und der Untergang, den mannigfaltige Gesetzgebungen arglosen Bürgern bringen, sind politische Krankheiten und Todesarten, mit denen, gleich mit den leiblichen, die menschliche Freiheit, wie sie im Drama hervortreten soll, in keine Berührung kommen kann. Da Brutus die Stimme der Natur vor der

des Gesetzes schweigen und seinen Sohn hinrichten ließ; da jener großherzige Römer sich selbst das Schwert in die Brust gestoßen, weil er es an einem verbotenen Orte entblößt und sein eigenes Gesetz übertreten hatte — da geschah es um des Vaterlandes willen. Hier ist ein geistiges, veredelndes und verschönerndes Princip. Wer aber jetzt am Bürger stirbt oder in die Klemme kommt, der unterliegt einem heimtückischen Hof- oder Wechselrechte, und lieber bringe man einen Kampf mit dem Lindwurm auf die Bühne, als diesen. Wenn, wie in der Familie Anglade, der Polizei-Commissär einen unschuldigen Mann, den er auch dafür hält, unter das Henkerbeil zu bringen gesonnen ist, blos um einer albernen Gerichtsordnung zu huldigen, und der Mensch dabei noch hochherzige Gesinnungen auskramt und sein Pflicht- und Ehrgefühl hervorthut: dann möchte man solchen Kerl durchprügeln und lieber unter wilden Thieren wohnen, als in der gesitteten Gesellschaft, wo man aus Amtstugend seine besten Freunde hängen läßt. Darum hat sich der Dichter bei der Wahl seines dramatischen Stoffes vergriffen. Die hier zu Grunde liegende wahre Geschichte, wie sie in den Causes célèbres enthalten ist, gewährt eine bessere Unterhaltung.

XXXIX.
Emilia Galotti.
Von Lessing.

Wenn am Ziele der Wanderung eine schöne Landschaft für den rauhen, steilen und mühsamen Weg belohnt, so mag nicht minder ein reizender Weg für ein unerfreuliches Ziel Ersatz geben. Solches geschieht mit Emilia Galotti. Bei Virginius, dem Vorbilde Odoardo's, stand der Vater im Solde des Bürgers, und man sieht nur mit freudiger Rührung ein frommes Lamm auf dem Altare der Freiheit bluten. Aber wenn die schreckliche, unnatürliche That, wie hier, vergebens geschieht, wenn der Vater seine Tochter ermordet, nicht für die Götter oder das Vaterland, nicht um ihre Herzensreinheit zu bewahren, die er keiner Verderbniß fähig hält, sondern nur um ihre anatomische Unschuld zu retten, so wendet man sich mit Abscheu von einem solchen Anblicke zurück. Auch die Sittenlehre aus dem Munde des Prinzen befriedigt die gerechte Forderung des Zuhörers nicht. Die Wahrheit wäre mit einem solchen Opfer zu theuer bezahlt, die Lüge ist es um so gewisser. „Ist es zum Unglücke so Mancher nicht genug, daß Fürsten Menschen sind: müssen sich auch noch Teufel in ihren Freund verstellen?“ Nein, mein Prinz,

die Verantwortlichkeit der Minister gilt nur in Staatssachen; wo Fürsten beginnen Menschen, und wo sie aufhören menschlich zu sein, da treten sie unter das Gesetz der Sitten. Gute Fürsten haben auch immer gute Rathgeber gefunden.

Aber wie reizend sind die Irrgänge des Dichters, und selbst der Unnatur der bürgerlichen Schauspiele, deren Vater Lessing war, sieht man gern nach, wenn sie so voll hohen Adels sind, wie bei ihm. Wie wahr sind die Charaktere aufgefaßt, wie naturtreu und scharf, und doch kühn und geistreich sind sie umschrieben, und wie fein schattirt. Es wird dem Leser oder Zuhörer kein Spielraum zum Irren gegeben; er muß die Personen ganz so ansehen, wie sie ihm erscheinen sollten. Wie faßlich und willkommen sind die Kunstlehren und Kunst-Liebegeständnisse in der Malerscene. Welche männlich kräftige und zugleich anmuthige Sprache überhaupt. Man bedauert, daß Lessing unter den Deutschen nur sich selbst zum Vorbilde nehmen konnte und die schönsten Erfindungen seines Geistes an unterirdische Grundsätze, worauf die nachgebornen Dichter ins Freie bauten, verwenden mußte. Dreißig Jahre später wäre er genußbringender und unsterblich geworden.

Die kunstfertige scenische Darstellung solcher Dramen findet Hindernisse, die nicht blos in dem darstellenden Künstler liegen, sondern auch in unserer gegenwärtigen Zeit und ihren Schauspieldichtern. Jene hat die scharfe Sonderung der Stände im bürgerlichen Leben, die noch zu Lessing's Tagen obwaltete, abgestumpft. Die Großen sind herab-, die Niedrigen hinaufgestiegen; diese und jene sind durch so viele Hände und Schicksale gegangen, daß sie ihr Gepräge verloren haben und sich nur noch durch den Metallwerth unterscheiden. Das Zunftwesen und die Häuslichkeit sind aufgehoben, und Keiner ist mehr Herr in seiner Werkstätte, noch fremd in eines Fremden Hause. Man hindert sich wechselseitig und es geschieht nichts. Daher viel Kraft und wenig Thaten, viel Geist und wenig Gedanken, viel Empfindung und wenig Theilnahme, viel Licht und wenig Farben. Wo sollen unsere Schauspieldichter die Vorbilder zu bürgerlichen Charakteren hernehmen? Sie können ihr Talent nicht üben und müssen es aus Mangel an Uebung endlich verlieren. Alle ihre Personen sind daher humoristisch, und der ganze Theatereffect beruht darauf, daß sie im letzten Acte aus dem Charakter stürzen. Der unverschämte Betrüger wird beschämt, die Spröde zuvorkommend, der unerbittliche Vater gerührt, die Eifersucht geheilt, der Bösewicht gebessert, der Wildfang gesetzt. Den Schauspielern ist hierdurch eine köstliche Zwickmühle aufgethan. Geht es nicht auf

diese Weise, so geht es auf die andere. Da sie, wie die Personen, die sie darzustellen haben, nicht wissen, was sie wollen, und ihr Spiel, gleich den gespielten Charakteren, ohne bestimmte Richtung hin- und herschwankt, so wäre es ein seltener unglücklicher Zufall, wenn sie nicht in einem Abende einmal zusammentreffen und glückliche Momente haben sollten. In einem Kotzebue'schen Stücke kann auch ein gewöhnlicher Schauspieler nicht durchaus schlecht spielen; aber in den Dramen Lessings, wo die plastischen Dimensionen kein Zurückbleiben und keine Ueberschreitung dulden, kann er dieses allerdings. Aus den angeführten Gründen darf in gegenwärtiger Zeit nur was jetzt möglich ist, gefordert werden, und von diesem Möglichen ist bei der Darstellung der Emilia Galotti Manches geleistet worden.

Durch Vortrauer, Schmerz und Klage geht Emilia zum Tode. Sie erscheint zuerst unter dem Nonnenschleier des Grabes, dann als geschmücktes Schlachtopfer. Ihre heitere Vergangenheit liegt hinter der Bühne. Keine Kraftäußerung, keine Helle; ihr Spiel sei leise und düster, gleich einer sinkenden Lampe, und das augenblickliche Aufflackern der Heiterkeit, während sie mit Appiani vom Hochzeitkleide redet, mache das Nachtstück nur noch schauerlicher. Sind dieses die Forderungen an die Rolle der Emilia, so ließ Demoiselle *** nichts zu wünschen übrig. — Herr ***, als Odoardo, bewährte seine ausgezeichnete Gabe, mit dem Anstande des Weltmannes die Biederherzigkeit eines schlichten Bürgers und die Gemüthlichkeit eines Hausvaters zu vereinigen. In Bezug auf Nachfolgendes wird bemerkt, daß er einer der Wenigen von den Mitgliedern unserer Bühne ist, die das Gebieterische der Vornehmen als ein angebornes Recht unbefangen auszuüben verstehen und nicht, gleich Emporkömmlingen, Eilfertigkeit aus Furcht, Arroganz aus Mißtrauen und barsches Wesen aus Schwäche damit verbinden. Manche Andere wissen nicht einmal, wie man dem Kutscher befiehlt anzuspannen. — Herr *** spielte den Prinzen. Von dem Fürsten hatte er nur das Staatsrechtliche, von dem Hofmanne nur die Charakterlosigkeit, von dem Liebenden nur das Lächerliche. Er war hart, wo er fest, morsch, wo er weich, schwach, wo er nur nicht gebieterisch sein sollte. Ist es denn so schwer, sich in einen Fürsten hinein zu denken, da doch Jeder ein Fürst in seinem Hause ist und wenigstens im Bedienten einen Unterthan zählt! Hoheit ist nicht ungemessene Breite; die Hochgestellten sehen ihren Untergebenen aus der Vogelperspective, und sie haben nicht nöthig, den Gehorchenden Platz und Rede wegzunehmen, um sich auszudehnen. Man hörte es Herrn *** an,

daß er erst seit 6 Uhr auf dem Throne sitzt. Wenn er als Herr sprach, imponirte er, als müßte er sorglich dem Widerspruche zuvorkommen, und gebrauchte die ganze Artillerie der Macht, um einen furchtsamen Hofmann zu schrecken, der schon vor dem Schalle des leisesten Wortes zurückfährt. Dann beging er den Fehler, die Personen nicht anzusehen, mit denen er sprach, und weit von ihnen entfernt zu bleiben. Das gehört nicht zur Fürstengrazie. Es ist sehr unbequem, mit Einem zu reden, der hinter dem Rücken steht, aber Fürsten machen sich's bequem; und was den räumlichen Abstand betrifft, so mag wol der Untergeordnete ehrerbietig zurücktreten, aber der Vornehme muß ihm immer wieder auf den Leib rücken. Den Regierungsgrundsatz, die Unterthanen in der Entfernung zu halten, dehnte Herr *** sogar auf leblose Sachen aus, denn als er das Bildniß der Orsina betrachtete, das nur zwei Fuß hoch war, blieb er fast die ganze Zimmerweite davon abstehen, als wäre es ein Frescogemälde, und dennoch wird von den Augen und dem Munde der Gräfin gesprochen, die man doch in solcher Entfernung unmöglich genau sehen konnte. Die Scene mit dem Maler mißlang ihm im höchsten Grade. Die feinen Bemerkungen, die der Dichter dem Prinzen in den Mund legt, wurden mit gar keiner Feinheit, und als wären sie nicht verstanden worden, vorgetragen. Auch gegen den Maler war Herr *** zu vornehm zurückhaltend. Der Prinz liebte die Kunst und die Künstler und mußte also herablassender und freundlicher gegen Conti sein, als es Herr *** war. Um von den vielen Beispielen falscher Declamation nur eines herauszuheben, hatte Herr *** die Worte, mit welchen er den Maler verabschiedete: „Lassen Sie sich für beide Portraite bezahlen, was Sie wollen, so viel Sie wollen, Conti," mit dem höchsten Pathos gesagt und mit den prächtigsten Geberden begleitet (wie die Schauspieler es oft thun, wenn sie eine Rede schließen, weil sie glauben, diese müsse immer wie eine Rakete, ehe sie verlischt, knallen und platzen); diese Betonung war höchst unzeitig. Es hörte sich an, als brächte der Prinz mit Anstrengung ein Opfer. Viel Geld mag dem Künstler ein wichtiges Wort sein, aber einem Fürsten, der nur zu seinem Schatzmeister schickt, ist es keines; der Prinz wollte nur seine Zufriedenheit ausdrücken, und dieses mußte mit Ruhe geschehen, wenn auch mit Nachdruck. — Man könnte dem Marinelli, diesem Großvater aller theatralischen Hofschurken, gram werden wegen der unleidlichen Brut von Söhnen und Enkeln, die er in die Welt gesetzt und mit welchen er seit fünfzig Jahren unsere Bühne übervölkert hat. Es ist nicht die Schuld des Ahnherrn, wenn seine Nachkommenschaft aus=

geartet ist; er hat ihnen die besten Grundsätze hinterlassen, und er selbst steht vollendet da als Schmeichler, Sünder und Verführer. Wie unverschämt entblößt er gleich bei seinem ersten Auftritte, wo er, dem Prinzen gegenüber, die Gräfin giftig verlästert, vor der er einige Wochen früher noch im Staube lag. Herr *** ist sonst Meister in solchen Rollen und bewährte sich auch heute als solcher, indem er die Grundzüge dieses Charakters richtig auffaßte und darstellte. Aber nur die Grundzüge, im Colorit war Einiges verfehlt. Es war etwas zu steif und unrührig. Der Prinz ist jung und liebt, und mochte wol einem Solchen sein Vertrauen schenken, der sich ihm herzlich hingab, nicht aber fest, schroff und dürre wie ein Felsen im Meere, selbst in seiner Unterthänigkeit eine imponirende Selbstbeherrschung zeigte und durch sein Lauern und seine Ruhe, der Leidenschaft gegenüber, beschämend und unbehaglich sein mußte. Auch zeigte Herr *** überall zu viel Hohn. Das liegt nicht in der Rolle. Bösewichter solcher Art thun keine Schandthat aus Liebhaberei, sondern nur, weil sie ihnen Vortheil bringt, und daher ohne die Grimasse der Sünde, so wie sie ohne die Verklärung der Tugend auch etwas Gutes thun, wenn es ihnen nützlich ist. Nur die bessern Menschen begehen eine Uebelthat mit Leidenschaft, weil sie sie nur in Leidenschaft begehen. — Die Rolle der Gräfin Orsina ist ungemein schwierig. Der Verstand, einen Charakter so aufzufassen, wie ihn sich der Dichter gedacht hat, und die Kunstfertigkeit, ihn getreu nachzubilden, reichen hier nicht hin. Denn der wahre Charakter der Gräfin erscheint nicht auf der Scene. Ihr Geschick hatte sie mürbe gemacht, sie so, wie der Maler Conti ihr Bildniß, umgestaltet, worüber der Prinz sich äußerte: „Stolz haben Sie in Würde, Hohn in Lächeln, Ansatz zu trübsinniger Schwärmerei in sanfte Schwermuth verwandelt.“ Die Stolze erscheint gedemüthigt, die Spötterin verspottet, die giftige Eifersüchtige sich mit Recht gekränkt fühlend. Da ihre Strafe größer ist als ihre Schuld, so kann man der Unglücklichen das Mitleid nicht versagen. Frau ***, eine vorzügliche Künstlerin im tragischen Fache, und die immer bedenkt, was sie thut, hat ihr Spiel meisterhaft durchgeführt. — Nicht so Herr *** als Maler Conti. Er hatte sich das Ansehen eines fünfzigjährigen Mannes gegeben, war altväterisch gekleidet, sah aus wie ein Procurator und betrug sich auch darnach. Was auch der Kostümschlendrian gefordert haben mag, ein Maler hätte sich wol etwas malerischer kleiden dürfen. Die steife Unterthänigkeit war einem sich fühlenden Künstler nicht angemessen, hier am wenigsten, wo der Prinz herablassende Freundlichkeit zeigte. All das Feine-

Gedankenreiche und Empfindungsvolle, was Conti zu sagen hatte, ging durchaus verloren, da es im dürren Professortone hergesagt wurde.

XL.

Das Taschenbuch.

Drama von Kotzebue.

Fouquet, Ludwigs des Vierzehnten Finanzminister, einer jener großen Schwämme, die den Schweiß des Volkes abtrocknen, um ihn einzusaugen, mißfiel seinem Gebieter, weil er, der Diener, seinen Herrn überglänzen wollte und in einer Neigung des Herzens ihm zu begegnen wagte. Da erinnerte man sich, daß seine Verwaltung schon längst untreu gewesen und stellte ihn vor Gericht. Pelisson-Fontanier, ein gelehrter Mann, Fouquet's Vertrauter und erster Schreiber, wußte seinem Herrn die Nachricht von der Vernichtung gewisser ihn anklagender Papiere nicht anders mitzutheilen, als indem er den Schein annahm, er wolle gegen ihn zeugen. Als Fouquet durch die Schurkenmaske seines Vertrauten endlich dessen Edelmuth erkannte, entstürzten Thränen seinen Augen. — Das ist die Begebenheit, welche diesem Drama den Stoff gab. Kotzebue hat ihn gewandt genug behandelt. Liebe und Schurkerei, Unterthanentreue, Freundschaft und Soldatenehre sind nicht ungeschickt mit einander verbunden. Soldatenehre! ja die hätte aus dem Spiele bleiben sollen, es ist ein unbequemer Stoff für einen Bühnendichter. Welche Stellung einem Manne geben, der der Ehre, nicht dem Vaterlande dient und welcher nichts Tadelnswerthes darin findet, einen Widersacher seines Fürsten ungeahndet entwischen zu lassen, wenn er nur dabei den Schein der Pflichterfüllung sich zu bewahren wußte?

Herr *** spielte den Festungscommandanten ganz gut. In mehreren Scenen, die auf dem Zimmer vorgehen, behielt er den Generalshut auf dem Kopfe, sogar in Gegenwart eines Frauenzimmers. Warum? Ist dies Gebrauch in einer belagerten Festung? — Demoiselle Lindner, eine der vorzüglichsten Künstlerinnen unserer Bühne, trat nach einer langen Abwesenheit heute zum ersten Male wieder auf. Man hätte ihr Gelegenheit geben sollen, in einer glänzenderen Rolle, als die der Amalie, sich für die Beifallsäußerungen, mit welchen sie empfangen worden, dankbar zu bezeigen. Frauen vom höchsten Zartgefühle haben es gerügt, daß Amalie, in der Wärme ihres Gesprächs, nicht blos ihrem Vetter Eduard (welches

verzeihlich sei, da sie ihn liebe), sondern auch dem Baron Schwarzenthal (dem ja eine Abweisung zu Theil geworden) ihre Hand so freigebig hingereicht habe. Sie meinten: diese Außenwerke des weiblichen Herzens dürfe man nur dann überliefern, wenn man zu Mehrerem geneigt sei; wo aber keine Herzlichkeit stattfinde, da sei Zurückhaltung mit solchen wichtigen Gunstbezeugungen Pflicht und Klugheit. Ich schreibe diesen Tadel nieder, wie er mir aufgedrungen worden; ich selbst habe weder Einsicht noch Erfahrung in solchen Händeln. —

XLI.

Der Tagsbefehl.

Drama von Töpfer.

Der Herzog und Feldherr hatte den Tagsbefehl, oder eigentlich den Nachtbefehl gegeben: kein Brief solle mehr geschrieben werden und kein Licht im Lager brennen, bei Todesstrafe. Doch wenn Jeder vor Mars zittert, der kleine Amor fürchtet sich nicht und thut was er will. Rittmeister Hellwitz hatte den Abend vor der Schlacht gute Nachrichten von seiner Geliebten erhalten. Sie läßt ihm wissen, daß sie ihm Herz und Hand schenke, und daß die Mutter Alles zufrieden sei. Der Glückliche befindet sich allein in seinem Zelte, und ist, so viel man in der Dunkelheit sehen kann, sehr entzückt. Er sagt: ich möchte dem Engel noch heute meine Dankbarkeit bezeigen und meinem Herzen Luft machen, ehe vielleicht morgen in der Schlacht eine Kugel es thut. Zwar ist das Schreiben bei Todesstrafe verboten, aber wer wird es sehen? Er nimmt Feuerstein, Zunder und Stahl, schlägt Licht, zündet eine Oellampe an, setzt sich hin und schreibt. Da tritt unvermuthet der Herzog mit Begleitung ins Zelt. „Was schreibt Er da?“ — Der erschrockene Rittmeister: An meine Braut. — „Was hat Er verdient?“ — Den Tod. — „So schreibe Er noch darunter: Ich sterbe durch das Kriegsgericht.“ — Fußfall, Flehen um Gnade. Hilft nichts, muß sterben, wird abgeführt. Im zweiten Acte nimmt der Herzog in dem Hause des Majors von Blankendorf sein Hauptquartier. Dieser ist der Vater des Fräuleins, welches den Rittmeister zum Lichtanzünden verleitet hatte. Schon vorher war der Stabsprofoß angelangt und hatte die Frau Majorin um die Einräumung eines festen Weinkellers gebeten, worin er die unter seiner Verwahrung stehenden Gefangenen einsperren könne. Darauf erzählt er die unglückliche Geschichte des Rittmeisters. Da sieht das Fräulein diesen selbst geschlossen herbei-

führen; Alles kommt an den Tag. Ohnmacht. Der Feldherr, der unterdessen hereintritt, wird um Gnade gebeten, läßt sich aber nicht erweichen. Aber im Herzen beschließt er, den Offizier zu retten; nur den Schein der Kriegsstrenge will er bewahren. Er läßt den Stabsprofoß rufen, und leitet das Gespräch auf Hellwitz. Auch Jener legt ein Fürwort ein. Hilft aber Alles nichts. „Morgen früh wird er erschossen, mach' Er's ihm heute noch leicht, nehm' Er ihm die Ketten ab. Geb' Er aber ja auf ihn Acht. Läßt Er ihn entwischen, so muß Er vierundzwanzig Stunden bei Wasser und Brod sitzen. Hat Er mich verstanden?" Der Profoß hat ihn verstanden, und läßt den Rittmeister entwischen. Dieser aber suchte nur seine Ehre, nicht das Leben zu retten. Er läuft ohne Hut aus dem Gefängnisse ins Feld, als eben die Schlacht im Gange war, ergreift eine Fahne, erstürmt eine feindliche Batterie, und entscheidet hierdurch den glücklichen Ausgang des Treffens; alles ohne Hut. Der Herzog hört von der heldenmüthigen That, läßt sich den Offizier vorführen, erkennt ihn, sagt, er wolle nicht wissen, wer er gewesen, jetzt heiße er Freiherr von Stürmer, legt die Hände der Liebenden in einander, und sagt: Adieu.

Dieses ist die Groß-Handlung des Stückes; die Ausschnitt-Handlung wirft folgenden Gewinn ab. Hauptmann Graf v. Bannewitz ist der Busenfreund des subordinationswidrigen Rittmeisters; aber von seiner Liebe weiß er nichts. Er liebt selbst das Fräulein Blankendorf und geht in seiner Unschuld hin, es der Mutter zu gestehen. Diese hat nichts dagegen, aber das Fräulein bekennt ihre frühere Neigung. Anfänglich ist der Hauptmann in Verzweiflung, doch fällt ihm ein, daß er seinem Freunde vor mehreren Jahren eine Braut abwendig gemacht habe, und jetzt könne er ihn dafür schadlos halten. Er entsagt also, und führt bei Mutter und Tochter für den Freund das Wort. Doch des Lebens satt, ladet er die unter ihm stehenden Grenadiere ein, mit ihm fürs Vaterland zu sterben, stürmt in die obenerwähnte Batterie und läßt sich erschießen.

Ein anderer Nebentreffer des Dramas besteht darin, daß der Herzog Friedrich den Großen vorstellen soll, und von dem Schauspieler in Gang, Haltung und Allem nachgeahmt wird. Ein wahres Ereigniß soll hierbei zu Grunde liegen, ob zwar Herr Töpfer das Jahr 1750 ausdrücklich als die Zeit der Handlung bestimmt, und Friedrich II. zwischen 1745 und 1756 keinen Krieg geführt hat. Auch wird in dem Stücke anachronistisch viel gedeutscht. Deutscher Mann, deutsche Frau, deutsches Mädchen, deutsches Vaterland, deutsche charpiezupfende barmherzige Schwestern 2c.

Man sieht, daß der Thon zu dieser Töpferwaare nicht von der vorzüglichsten Beschaffenheit ist. Ein Kürassier-Rittmeister und ein Grenadier-Hauptmann, beide Männer in den Jahren, die zwar die besten genannt werden, die es aber nicht zum Behufe der Liebe sind; beide Männer, die nicht blos durch das Kriegsfeuer, sondern auch durch das Feuer der Liebe gegangen, denn sie lieben zum zweiten Male, geberden sich so thöricht, wie man es selbst einem Jünglinge nur einmal im Leben verzeiht. Mitten im Lager, am Abende vor der Schlacht, sind sie nur mit ihrer Liebschaft beschäftigt. Der eine handelt gegen den Kriegsbefehl und zündet sich ein Licht an, der andere löscht sich das Lebenslicht aus und nimmt seine Grenadiere, die nichts lieben als Branntwein, mit in das Grab. Solche schwache Menschen können unmöglich Theilnahme einflößen. Die Nachgestaltung des großen Friedrich ist eine Abgeschmacktheit, und ruft das Bild des Helden eben so widrig zurück, als es eine Wachsfigur thut. Herr Töpfer hatte vorgeschrieben, Friedrich müsse als alter Mann dargestellt werden, vielleicht, weil die Nachwelt sich erst das Bild des bejahrten Königs eingeprägt hat. Da aber in dem Drama so genau auf Chronologie gesehen wird, so hätte der Dichter wissen sollen, daß Friedrich der Große 1750 erst 38 Jahre alt war. Aber von Allem das Abstoßendste und Tadelnswertheste ist das vorgeschriebene Costüm von Anno 1750, das auch bei der Aufführung genau befolgt wurde, und trotz der Traurigkeit und stolzen Verse sehr lachen machte. Ein Ereigniß, das alle Tage geschehen kann, muß auch in die Sitte und das Gewand des Tages gekleidet und selbst die älteren Schauspiele müssen zu diesem Zwecke abgeändert werden. Wenn man den Werther, selbst aufs herrlichste dramatisirt, gepudert und in gelben Beinkleidern heute auf die Bühne bringen wollte, würde dieses nicht den ganzen Eindruck zerstören? Die Frauenzimmer erscheinen in Reifröcken von gewichtigem reichgestickten Seidenstoffe und in gepuderter Frisur, und als das Fräulein (eine junge Schauspielerin) mit aller Zierlichkeit einer Vaporistin des neunzehnten Jahrhunderts in Ohnmacht fiel, machte das einen sehr untragischen Eindruck. Die Weiberkleidung der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kann nur noch mit den lächerlichen Sitten der damaligen Zeit vereint, also nur im Lustspiele dargestellt werden; nicht blos, weil sie jetzt aus der Mode, sondern weil sie geschmacklos ist; denn sie bildete den Uebergang von der alten Sittsamkeit zur neuen Flatterhaftigkeit und hat weder das Ehrwürdige jener, noch das Anmuthige dieser, ist daher lächerlich. Bei den Männern war die militärische Pedanterie eben so abgeschmackt, ja noch stören-

der. Der Hauptmann von Bannewitz erschien in einer Grenadiermütze von der alten Form eines Zuckerhutes. Der Degen stak so an der Seite, daß ihm nur wenige Grade an der Rechtwinkligkeit fehlten, und dem Träger von hinten Jeder eine Elle weit vom Leibe bleiben mußte. Wäre er auch von vorne so geschützt gewesen, hätte ihm Amor nie beikommen können. Jetzt denke man sich nur die vorgeschriebene militärische Haltung aus dem schlesischen Kriege. Der Hauptmann stand vor der Geliebten und Schwiegermutter wie ein Corporal, der rapportirt. Wenn er mit dem Kopf sich bewegte, glänzte bald die Blechseite, bald blendete die hintere rothe Seite der Mütze. Er war ein vollkommener Hanswurst. Mitten in der Liebeserklärung trommelte störend der Generalmarsch. An dem verliebten Kopfe des untergeordneten Rittmeisters flatterten zwei gepuderte Taubenflügel und da er sagte: „ich bin ein Mann und trage einen Orden", konnte man ihm nur die Hälfte glauben, nämlich die letztere. Man mache uns doch nicht toll mit solchem Unsinne! —

XLII.

Die deutsche Hausfrau.

Schauspiel von Kotzebue.

Ein Schauspiel ohne Gehalt und ohne Gepräge. Tugend gibt keinen Charakter; sittliche Handlungen, nicht sittliche Gesinnungen können Stoffe des Dramas sein. Amalie hat nur die Gattungszeichen, nicht die Persönlichkeit edler Menschen. Und warum deutsche Hausfrau? Die Bühne und die Tugend kennen kein Vaterland. Und was ist das wieder für eine jämmerliche Abfinderei mit der Ehre, die sich der General von Zabern erlaubt? Er hat eine Verrätherei entdeckt und fühlt, daß es seine Pflicht sei, sie zu bestrafen; aber aus Freundschaft will er nachsehen. Gut, so mag er ein Opfer bringen und sich infam cassiren lassen. Aber das will er auch nicht. Er hat nicht den Muth seine Pflicht zu verletzen, noch sie zu erfüllen, und so läßt er geschehen, daß ihm die Frau des Verbrechers den beweisenden Brief sanft aus den Händen nimmt und ihn verbrennt. Jetzt ist er beruhigt. Darum laßt, um der Musen willen, die Hofsoldaten aus euren dramatischen Spielen. Was kann diesen Marionetten begegnen? Sie gehen ja nicht; nur treffen kann sie etwas, wie der Blitz den Baum. Aber solche Schicksals-Hölzer können wir nicht brauchen.

XLIII.

Das Kind der Liebe.

Schauspiel von Kotzebue.

Schon die Exposition ist prächtig! Wilhelmine, die Thränenweide, steht auf der Landstraße, und zum Behufe der Rührung werden alle mögliche Menschen, Soldaten, Bauern, Bäuerinnen, Jäger, Wirthe, Pächter, Juden an ihr vorbeigeführt. Diese armen Leute müssen reisen, um uns zu rühren und selbst gerührt zu werden, oder um nicht gerührt zu werden und uns hierdurch um so mehr zu rühren. Welch erschrecklichen Hunger und Durst hat die arme Frau! Wie rührend ist es, wenn der brave Sohn die Mutter mit Brod und Wein ätzet! Welche Natürlichkeit! Jawol; doch um die Hälfte des Eintrittspreises könnet ihr im nächstgelegenen Gäßchen noch viel natürlicheren Jammer sehen, und auch stillen zugleich. Wie spitalmäßig die kranke Wilhelmine aus einer Ohnmacht in die andere fällt! wie herzbrechend! Ach, jawol, der große Kotzebue! Warum er nun bei seiner hohen Dichtergabe, der nichts zu hoch war, nicht auch eine Kindbetterinstube dramatisirt hat, vor, während und nach der Geburt, zum Nutzen der Hebammen? Warum er nicht ein Schauspiel geschrieben hat, genannt: Das hitzige Fieber, wo im fünften kritischen Acte der Schweiß ausbricht? So ein dramatisches Klinikum hätte tüchtige Mediciner gebildet..... Die kranke Wilhelmine, was sie schwätzen kann, trotz ihrer Schwäche, es ist zum Erstaunen! Die gesündeste Männer-Lunge thät ihr es nicht nach. Fräulein Amalie ist ein Gänschen ohne Gleichen. Dem Vater, der sie fragt, ob sie Grillen habe, antwortet sie: „Wenn man die Grillen vertreiben will, so muß man Erbsen mit ein wenig Quecksilber kochen lassen, davon sterben sie.“ Dem Pfarrer sagt sie: „heirathen Sie mich — Sie will ich heirathen.“ Aber würde ein Mädchen selbst im Bauche der Erde erzogen, so weiß es doch, daß sich solche Reden nicht schicken. Und die Tochter eines reichen Edelmanns, welche die Bälle in der Residenz besucht! — — Und der Pfarrer mit seinen langweiligen Predigten, und der Graf von der Mulde! Ist das Natur, daß ein Deutscher von Erziehung, und sei er noch so sehr französischer Affe und gebrauche er noch so häufig französische Redensarten, sich vornehmen solle, seine Muttersprache wie ein Franzose auszusprechen, und wird er nicht unwillkürlich richtig sprechen müssen? — „Aber es soll ja auch Carricatur sein.“ — Wenn auch. Die Carricatur darf quantitativ steigen, aber nicht qualitativ. Shakespeare läßt den Lügner Falstaff prahlen, er habe vierzehn

Räuber in die Flucht gejagt; er läßt ihn aber nicht aufschneiden, er sei einer Taube in der Luft nachgeflogen und habe sie beim Flügel erwischt.

Wenn Kotzebue noch ziemlich rüstig erscheint, so lange er auf der Ebene des gemeinen Lebens vorschreitet, so wird er doch gleich engbrüstig und verliert den Athem, sobald er nur zwei Schritte zu steigen hat. Schnitzen und Drechseln kann er etwas, aber malen nicht im Geringsten. Man überdenke nur einmal nachfolgende Stellen aus der sechsten Scene des zweiten Actes. Der Oberst läßt den Pfarrer rufen. „Oberst: Ohne Umstände, verzeihen Sie, wenn meine Botschaft vielleicht ungelegen kam. Ich will Ihnen mit drei Worten sagen, wovon die Rede ist. — Man hat mir gestern Abend eine erbärmliche Uebersetzung aus dem Französischen zugeschickt, die vor ungefähr zwanzig Jahren die Presse verlassen. Ich selbst besitze ein recht niedliches deutsches Original, wovon ich, ohne Ruhm zu melden, der Verfasser bin, und da verlangt man, ich soll meinen Namen ausstreichen und es mit jener schalen Uebersetzung zusammen binden lassen. Nun wollt' ich Sie, Herr Pastor, als Corrector meines Buchs einmal fragen, was Sie dazu meinen? — Pfarrer: Wirklich, Herr Oberst, die Allegorie versteh' ich nicht. Oberst: Nicht? Hm! hm! das thut mir leid! Ich dachte Wunder, wie klug ich's eingefädelt hätte! also kurz und gut, Herr Pastor, der junge Graf von der Mulde ist hier, und will meine Tochter heirathen." Nun, um aller Musen willen, wer hätte auch eine solche Allegorie verstehen können! Wenn ein Buchdrucker, ein Corrector, ein Buchbinder, ein Original-Schriftsteller und ein Uebersetzer beisammen im Tollhause wohnen, und in der Sprache ihrer Gewerbe faseln, können sie keine verrücktere Allegorie zu Stande bringen.

XLIV.

Lilla.

Oper von Martin.

Eine Musik aus der guten alten Zeit, die wir kaum genug mehr kennen, um sie zu beweinen. Wie wohlthuend ist sie! Die Empfindung fließt zwischen blumigen Wiesen heiter fort, tief und bewegt genug, das Herz zu tragen, nicht so stürmisch, um es unterzusenken. Welche einfache Nahrung! Doch einem gesunden Bedürfnisse erquickend genug. Welches süße Still-Leben! Welche Ruhe in Lust und Trauer, welche freundliche, beschwichtigende Melodien! Ländliche Leidenschaftlichkeit, ländliche Liebe, ländlicher Haß, ländlicher

Zorn und ländlicher Spott! Ueberall ist es nur ein Frühlingswehen, das die Gefühle aufregt; des gewittervollen Sommers und des bluterstarrenden Winters bedurfte es nicht. Aber wir armen Hörer der neuen Revolutionsopern, wie wird unser Ohr und Herz zwischen fabelhaften Schmerzen und unternatürlichen Freuden, zwischen Hunger und Schlemmerei, zwischen dem Gebrülle einer Löwin und dem Entgirren einer geschlachteten Taube hin und hergeschleudert. Bald singt eine stolze Semiramis wie die abgeschmackteste Louise, bald ein verliebtes Bauernmädchen, mit hinreichenden rothen Backen, um dabei zu bestehen, prächtig wie Kleopatra, da sie die Schlange an ihren Busen legt, um durch tödtliches Gift das tödtlichere im Herzen zu heilen. In Lilla's Musik ist ein Frieden und eine Heiterkeit, die wir jetzt, auch außer der Musik, nicht mehr kennen. Fast möchte man ein Thor sein und zurückwünschen jene schuldlosen Zeiten, wo wir ungeneckt geblieben, weil wir als fromme Schäfer geduldig in eingeschlossenen Thälern wohnten, und die Mächtigern am Abhange und die Mächtigsten auf den Gipfeln der Berge als höhere Wesen fromm und kindisch verehrten. Ach ja, die Schäfertage sind vorüber..... Lilla! bis auf deinen Namen ist Alles uns fremd.

Doch haben die Sänger und Sängerinnen das Ihrige gethan, die willkommene Täuschung zu befestigen. Demoiselle Friedel war die Königin unter Bäuerinnen, mit vieler Natur, mit erforderlicher Hingebung und einem verzeihlichen Grade von Hoheit. Ihr Gesang war schön und des empfangenen Beifalls ganz würdig. — Madame Hoffmann war die liebliche Lilla, mehr noch als im Gesange, in ihrem Spiele. — Eine neue unveränderte Auflage meiner vergriffenen Jeremiaden will ich durch Folgendes nur ankündigen. Der Jäger waren zu wenige, und sie sahen in ihrer Aermlichkeit darbenden Wilddieben gleich.... Eine Königin, und zumal eine spanische, und zumal eine Isabella (schon der Name ist prächtig) kann in einem so kärglich versehenen Zimmer gar nicht gedacht werden — der alte rothe Trödelstuhl war ehrwürdiger, als nöthig war..... Die Mutter Königin sah jünger aus als ihr Sohn, der Infant: der Mangel der Wahrheit wird durch Schönheit nicht ersetzt.... Ich kann nicht mit Gewißheit behaupten, ob die Kopfkleidung der Bäuerinnen der Sitte und Tracht des Landes angemessen war; aber es schien mir, als hätten sie darin wie die Kammermädchen ausgesehen.

XLV.

Der Vorposten.

Schauspiel von Clauren.

Denkt man sich die Zeit des deutschen Freiheitskampfes (es macht Kopfweh) und den Herd, auf dem er sich entzündet — Preußen (jetzt hat er ausgeraucht): damals und dort mochte dieses Stück, vor Zuhörern gespielt, deren viele selbst am Kriege theilgenommen, von großem Eindruck gewesen sein. Jenes alles wieder hinweggedacht, bleibt doch noch manches übrig, was dem Schauspiele Werth gibt. Freilich, mein eignes Gefühl lasse ich diesmal nicht Richter sein. Es wäre mir sehr unbehaglich zu Muthe, wenn ich mein Mädchen im Husarenkleide wiederfände, auch wenn es aus Liebe zu mir den martialischen Schritt gethan hätte .... es bleibt doch so eine Sache! Der Helden-Tod, nicht das Helden-Leben eines Weibes ist schön. Ich würde die auf dem Schlachtfelde Gefallene beweinen, aber die gerettet Heimgekehrte mit Unwillen zurückstoßen; doch Jeder nach seinem Triebe. —

Das Feldlager war zu ärmlich angeordnet. Ein Feuerchen, einige Husaren, zwei bis drei Pferde. So viel Lärm und mehr hat Jeder vor seinem Hause in der Stadt. Das reicht nicht hin, die Unerschrockenheit eines Weibes auch dem Auge vorzutäuschen. Man hätte das Heldenmädchen mit mehr Kriegsgetümmel umgeben sollen.

XLVI.

Die Großmuth des Scipio.

Heroische Oper von Romberg.

Anfänglich wunderte ich mich darüber, daß so häusliche Geschichten unter freiem Himmel in der Gasse eines Lagers sich ereignen durften, und nicht, wie es sich gebührte, innerhalb des Zeltes; ich erstaunte, daß Scipio sich nicht schämte, seine Liebe und Schwäche in Gegenwart graubärtiger Krieger auszuseufzen. Aber es fiel mir bei, daß es nöthig war, Scipio als einen gewaltigen Herrn und mächtigen Befehlshaber darzustellen, um es als Großmuth erscheinen zu lassen, was bei einem Bürgersmanne Schuldigkeit gewesen wäre: die Zurückstellung eines Mädchens, das ihn nichts anging, an seinen rechtmäßigen Inhaber. Das nämlich ist die ganze Handlung dieser heroischen Oper. Sie in einen Act zu zwängen, war wol die Aufgabe des Tondichters, der sich keine ausgedehntere Fähigkeit zur dramatischen Musik zutrauen mochte, und mit Recht; denn sie schien

selbst zu kurz, auch nur diesen engen Raum auszufüllen. Die Musik hat keinen verständlichen Ausdruck; ohne den verdolmetschenden Text würde man nicht ahnen, welche Seelenbewegungen offenbar werden sollen. Zwar etwas mehr als ein Concertstück ist diese Oper, aber sie bleibt doch nur ein musikalisches Declamatorium, worin mehrere Dichtungen, die unter sich keinen Zusammenhang haben, vorgetragen werden. — Der Text zeichnet sich vortheilhaft aus. Es ist ein reiner Stil darin, die Verse sind fließend, ja einige schöne kommen darunter vor.

XLVII.

Nachtigall und Rabe.

Ein Schäferspiel. Musik von Weigl.

Seit Geßner hat die Liebe zu den Schäfereien aufgehört, sie nistet nur noch in den Herzen der Wollhändler. Wie zart und süß müßte auch die Dichtung und das Spiel solchen Landlebens sein, um die Schwielen, welche zwanzigjährige Einquartirung um unsere Brust gebildet, schmeichelnd abzulösen! Die Täuschungskunst des Schauspielers geht nie weiter als das Empfindungsvermögen des Zuhörers; was diesem nicht Ernst sein kann, vermag jener nicht zu scheinen. Darum kein Wort des Tadels über das nicht gelungene Spiel des Damon und der Phillis.

Die Musik? nun ja, dem Herzen war sie wohlgefällig, und der Verstand kommt, wie gewöhnlich, zu spät hinten drein. Es ist schwer, den Schmeicheleien Weigls zu widerstehen, wenn man auch weiß, daß sie nichts weiter sind, als das. Die Nachahmung von verschiedenen Vögelgesängen, wie sie in diesem Schäferspiel vorkommt, scheint mir kein würdiger Gegenstand der Tonkunst zu sein. Der musikalische Ausdruck hörbarer Dinge gleicht einer Uebersetzung aus einer Sprache in die andere; wenn sie treu ist, hört sie auf schön zu sein, und wenn sie schön ist, wird sie ungetreu. Die Tonkunst soll nichts Sinnliches nachahmen, weder etwas Sichtbares, noch etwas Hörbares; thut sie es, so folgt sie als Schatten der Wirklichkeit nach und erniedrigt sich. Sie darf ihre Stoffe nur aus einer Welt nehmen, die außer oder über den Sinnen liegt, um sie für die menschlichen Sinne zuzubereiten. Das Gebiet der Empfindung und Leidenschaften gehört ihr an. Will sie ja Dinge der außermenschlichen Natur darstellen, so müssen sie Gebilde der Phantasie, dürfen aber nicht aus der Erfahrung genommen sein, damit die Vergleichung mit dem Urbilde vermieden bleibe. Eine Schöpfung, ein jüngstes Gericht, aber kein Sonnenaufgang, kein Donnerwetter soll musika-

lisch ausgedrückt werden. In einer Oper mögen Engel singen, aber keine Nachtigallen. Man erinnere sich der Melodie zum Gesangstücke Nr. 8 der hier besprochenen Oper:

Mit hundert Stimmen ruft der Chor
Des Federvolks von Busch und Zweigen.

Es ist gewiß Natur darin, aber es ist die gemeine Natur und die Darstellung steht so weit unter dem Vorgestellten, daß man, ohne Text, glauben würde, nicht die gefiederten Sänger des Waldes, sondern Federvieh lärmen zu hören. Ich wenigstens dachte im Hühnerhof zu sein und sah den Mist. Ferner:

„Der Kuckuk selber wagt zwei Töne."

Ganz natürlich wie ein Nürnberger Kuckukchen mit einem Blasbälgchen unter den Füßen, und, wenn ich nicht irre, mußte sich sogar das ernste Fagot zu dieser Spielerei hergeben. Vielleicht hätte Mozart selbst solche Landschaftsmalereien nicht besser auszuführen verstanden, aber dann wird er sie gar nicht unternommen haben. Daß übrigens, der erwähnten akustischen Naturbeschreibung ungeachtet, diese Oper vorzügliche Musikstücke enthält, kann in einem Werke des so berühmten Tonkünstlers nichts Unerwartetes sein.

XLVIII.

Die Heimkehr.

Trauerspiel von Houwald.

Nachdem sich der Vorhang aufgerollt, sieht man die Stube einer Försterwohnung. Alles ländlich, einfach, fast ärmlich. Runde Fensterscheiben, verschabter Großvaterstuhl, an der Wand eine schwarzwälder hölzerne Uhr, ein gedrucktes, wahrscheinlich von Forstfreveln handelndes Plakat, und eine Karte von Europa, von den ältesten Homann'schen, mit glänzenden Lackfarben. An dem Tische, auf welchem Blumen liegen, steht ein schönes junges Mädchen, beschäftigt, einen Kranz zu flechten, und plaudert dabei mit ihrem achtjährigen Brüderchen. Der Kranz ist für den Vater, wenn er von der Jagd heimkehrt, denn sein Geburtstag ist heute. Das ist nun freilich für eine Föstersto chter schon sehr viel Poesie; ein prosaischer Blumenstrauß wäre natürlicher gewesen. Man wundert sich noch mehr über die zierliche Kleidung der Waldbewohnerin: im feinsten weißen Mousselin, weiße Rosen an der Brust und in den Haaren; sie hätte damit auf den Casino=Ball gehen können. Und wie sie pricht! Wie zart, wie empfindsam, wie sauber! Sie erklärt dem Brüderchen den Sinn und die Bedeutung jeder Blume, die sie in den Kranz

einflicht; Thekla in Wallenstein hätte nicht besser reden können, und das Brüderchen ruft ihr beifällig zu: „O herrlich, Schwester! Wahrlich du bist klug!“ Zuletzt kommt die Reihe an den Rittersporn. Der Rittersporn, sagt die Blumensprachlehrerin:

Der Rittersporn zeigt einen Ritter an,
Er ist hinausgesprengt mit Roß und Schwert,
Doch nimmer ist er wieder heimgekehrt.

Dieses wiederholt sie in der Folge, und alsobald rührt sich in dem Zuhörer die trübe Ahnung, was die Sache für ein Ende nehmen werde, auf gleiche Weise aufgeregt wie im Ingurd, durch den unermüdlichen Refrain der träumenden Asla:

Der Ritter lag — der Ritter lag erschlagen,
Zerschmettert! Und weit von ihm lag sein Schild.

Der trübe Ausgang eilt auch schnell genug herbei. Denn kaum hat das Mädchen seine Blumenlehre mit folgenden Worten geendigt:

Doch nun zum Kranz, daß er vollendet werde!
Sonst überrascht mich noch der Vater hier.
Heut bin ich sein Hof-Juwelier. —

und man kaum Zeit hat, sich zu wundern, wie ein Waidmann mit einem Juwelier zusammengerathe, da tritt — das Schicksal in die Stube, als Armenier gekleidet, in grünem pelzverbrämtem Rocke und mit einem langen Barte. Der Bart ist schwarz, der Mann ist stark und rüstig, und geberdet sich wild. Aber die Kinder erschrecken gar nicht, welches doch in einem abgelegenen Försterhause so natürlich gewesen wäre, da dort oft Räuber und gefährliches Diebsgesindel einkehren. Sie sehen ihn für einen alten schwachen Mann an und geben ihm Wein. Der Armenier spricht unsinniges Zeug, schließt das Mädchen in seine Arme; und da das kluge, unausstehlich fein thuende Knäbchen sich mit ihm schön unterhält, ruft er ganz toll aus:

„Fort aus dem Nest, verruchte Kuckuks-Brut!“

Da ist der Thränenquell. Die Geschichte verhält sich nämlich, wie folgt: Heinrich Dorner, ein Soldat, schließt das Mädchen seiner Liebe und das ihm mit gleichem Herzen zugethan, als Gattin in seine Arme. Er versprach ihr, den Dienst zu verlassen. Aber nach der Hochzeit vergißt er sein gegebenes Wort, läuft hinaus aufs Feld, streicht den ganzen Tag umher, und läßt sein junges Weibchen allein zu Hause. Selbst ein süßes Pfand der Gattenliebe bändigt den Wilden, fesselt den Unstäten nicht. Endlich geht er sogar in den Krieg; nicht etwa in einen Befreiungskrieg, welches der Uneigennützigkeit wegen erhaben gewesen wäre, nicht etwa gewaltsam

angeworben, nicht etwa, weil er seiner Frau überdrüssig geworden, sondern nur aus heftigem Thatendrange. Dreizehn Jahre bleibt er weg, und in den letzten neun Jahren, ohne seiner Frau ein Wort zu schreiben. Zwar sagt er, er habe jenseits des Meeres dienen müssen; aber im Verlaufe eines Jahres gelangt ein Schiff auch von dem entferntesten Ende der Welt nach Europa; er hätte also schreiben können, wenn ihm an seiner Frau nur im Mindesten gelegen gewesen wäre. Des Soldatenlebens müde, fällt ihm ein, zurückzukehren, um zu sehen, was Weib und Kind machen. Verkleidet kommt er in sein Haus, als Armenier vermummt, und findet, wie wir oben gesehen, ein erwachsenes Mädchen, in dem er seine eigene Tochter erfährt, und einen Knaben, des Försters Sohn. Er gibt sich seiner Tochter nicht zu erkennen, und diese erzählt ihm auf Befragen: der Förster sei ihr Stiefvater, das heißt ihrer Mutter zweiter Mann. Er tobt gewaltig. Wie? sagt er, wie? deine Mutter hat aufs Neu gefreit? „Jawol,“ antwortet die Tochter. Jetzt tritt die Försterin ins Zimmer, einen Geburtstagskuchen, auf dem ein Wachskerzchen steckt, in den Händen tragend. Sie sieht den Fremden nicht eher, bis ihn ihr die Kinder zeigen. Dann sagt sie ihm, wir führen zwar keine Wirthschaft, aber Ihr seid uns doch willkommen, labt Euch. Das Gespräch spinnt sich fort. Er, leidenschaftlich, aufbrausend, in mühsam zurückgehaltenem Grimme; sie, nichts merkend, ihn nicht erkennend, den immer noch Heißgeliebten, wie sie mehrere Mal gesteht. Er ist noch jung, verändert kann er sich nicht viel haben. Ein Spötter müßte denken: sie kennt ihn recht gut, aber sie ist pfiffig, sie will nichts wissen. Der Armenier erzählt, ihr todter Mann lasse sie grüßen. Dann macht er ihr Vorwürfe, daß sie zum zweiten Male geheirathet. Sie erwidert darauf:

Ach mir war vor der zweiten Ehe bange!

aber ihr Vater habe ihr lange zugeredet, den Förster, der sie schon lange geliebt, nicht auszuschlagen, damit sie versorgt werde. Endlich, und da sie in der Zeitung gelesen, ihr Heinrich sei geblieben, habe sie sich bereden lassen. Auch sei sie jetzt mit ihrem zweiten Manne ganz zufrieden.

Nun kommt der Förster von der Jagd zurück. Umarmungen, Glückwünsche zum Geburtstage. Der Armenier muß alle diese Zärtlichkeiten mit ansehen und möchte bersten. Der Förster fragt: Was meint ihr wol, Kinder, was ich heute geschossen habe? Sie rathen hin und her und treffen's nicht. „Einen schwarzen Schwan habe ich geschossen.“ Verwunderung. Er erzählt: im Schilfe hätte ein Schwanenweibchen gesessen, um deren Besitz hätten sich zwei Schwa-

nenmännchen blutig gestritten. An der ängstlichen Theilnahme, welche das Weibchen für den einen der Kämpfenden gezeigt, habe er, der Förster, sogleich erkannt, daß dieser der legitime Eheschwan sei, und um dem Streit ein Ende zu machen, habe er dem usurpatorischen eine Kugel durch den Leib geschossen, und bringe ihn in seinem Ranzen mit. Dem aufhorchenden Armenier gießt diese Waidgeschichte Oel in die Wunde. Das ist ja gerade mein Fall, denkt er, du Förster, bist der usurpatorische schwarze Schwan, den ich aus der Welt schaffen muß. Während die Familie auf einen Augenblick das Zimmer verläßt, greift er wüthend nach der Büchse — sie ist nicht geladen. Da fällt ihm ein, daß er Gift zu seinem eigenen Gebrauche bei sich führe. Er schüttet es in den angefüllten Becher, der für den Förster bestimmt ist. Dieser mit der Familie tritt wieder in das Zimmer. Er setzt den Becher an den Mund, stellt ihn aber wieder weg, um noch etwas zu sprechen. Dann reicht er ihn seiner Frau. Diese will trinken auf das Andenken ihres todten Heinrich. Der Armenier fällt ihr in die Arme und sagt: thut das nicht. Dann fragt er sie, was sie thun würde, wenn der todtgeglaubte Dorner zurückkehre. Die Försterin antwortet: sie würde ihm freundschaftlich bemerken: für dieses Leben wolle sie ihrem zweiten Manne bleiben, aber im künftigen Leben kehre sie zu ihrem Heinrich zurück; und nachdem sie solche Reden geführt, schmiegt sie sich dem Förster an. Darauf fragt er die Tochter das Gleiche, sie gibt die nämliche Antwort und schmiegt sich ihrem Stiefvater auf die andere Seite an. Endlich fragt er das Söhnchen. Das Bübchen, das überall mitspricht, antwortet wie die Vorigen und umklammert den Vater gleichfalls. Der Armenier, nachdem er diese mißtönige dreistimmige Fuge mit angehört, denkt: wie ich sehe, ist hier nichts für mich zu thun. Als man ihm daher den Becher zuerst kredenzte, trank er ihn mit Einem Zuge aus. Bald wird ihm übel. Mutter und Kinder laufen fort, nach einem Arzt zu schicken. Der Förster bleibt allein zurück, und diesem gibt sich der Sterbende als Heinrich Dorner zu erkennen, läßt ihn aber schwören, nie seiner Frau etwas davon zu sagen.

Das Schicksal, auf seiner Menschenjagd, kehrt wol auch einmal in eine stille Försterwohnung ein, aber dann hat es sich verirrt, es bückt sich, um durch die Thüre zu kommen, und findet keinen Platz, seinen Hofprunk auszukramen. Der Dichter der Heimkehr hat alle Wände eingeschlagen, um dem königlichen Fatum Gemächlichkeit zu verschaffen. Welche Kriecherei! Welche Verschwendung! Kam es je einsiedlerischen Landbewohnern in den Sinn, einen vornehmen bösen Gast mit solcher Pracht zu bewirthen? Welche kostbare Reden! Welche

hohe Pfeilerspiegel, worin die Empfindungen sich belächeln! Wie viele feingespitzte Betrachtungen für einen Förster, eine Pfarrerstochter, ein im Walde erzogenes Mädchen und einen achtjährigen Knaben! In einer der ersten Scenen, wo Mutter und Tochter sich liebkosen, und erstere zur zweiten sagt: ihr Busen sei die warme Erde, aus der sie, Tochter, als Rose entsprossen, antwortet die Rose, sich an der Mutter Brust werfend:

„O dürft' ich auch, so wie die Ros' es kann,
Hier, wo ich aufgeblüht bin, einst vergehn."

Warum will sie vergehen? Warum früher sterben als die Mutter? Woher diese nervenschwache Stimmung einer Waldnymphe? Nur eine einzige natürliche Rede kommt im ganzen Stücke vor. Die Mutter hält sie:

Wie schön
Der Kuchen diesmal mir gerathen ist!

Sonst überall ist der unleidliche Stelzentritt der Empfindung. Ueber das ganze Stück der thränenfeuchte Himmel; gleich nach aufgehobenem Vorhange in allen Worten und Geberden das düstere Grabgeläute, den traurigen Ausgang verrathend. Die Familie will des Vaters Geburtstag feiern und ist also froh gestimmt. Der zerschmetternde Blitz sollte aus heiterem Himmel kommen. Aber auf den Gesichtern aller Auftretenden zeigen sich voreilig die Gewitterwolken.

Die Haltung — welche Unnatur! Ist es glaublich, daß ein Mann von so heftiger Liebe dreizehn Jahre lang freiwillig von Weib und Kind wegbleibt, daß er nicht schreiben will, oder daß er keine Gelegenheit findet zu schreiben? Ist es glaublich, daß er, trotz seines Bartes, von seiner Frau, mit der er fünf Jahre verheirathet war, nicht sollte erkannt worden sein? Ist es in der Natur, daß ein kriegslustiger, kühner, und daher gewiß von aller Falschheit fremder Mann auch nur auf den Gedanken kommen konnte, seinen Nebenbuhler meuchelmörderisch und feige mit Gift von der Welt zu schaffen?

Und die Entwicklung! — Die Frau erfährt nicht, daß der Armenier ihr voriger Mann sei; er will ihr den Schmerz ersparen. Das ist sehr hübsch, sehr edelmüthig, aber poetisch, aber dramatisch ist es nicht. Wo bleibt das Schicksal? Ach wäre es nur immer weggeblieben. Mit Schmerz denkt ein Liberaler daran, daß in Deutschland die Geschwornengerichte werden eingeführt werden dürfen. Welches Unheil würde daraus entstehen, wenn man einer in der neuen ästhetischen Schule gebildeten Jury die Strafgerechtigkeit in die Hände geben wollte? Schlägt ein Vater seinen Sohn todt, um ihm sein

Geld zu stehlen, denkt eine poetische Jury: es war ein vierundzwanzigster Februar, und spricht: Nicht schuldig. Erschlägt ein Kain seinen Bruder, wird es einer Zigeunerin zugeschoben und der Mörder losgesprochen. Versucht ein Mann seinen Nebenbuhler zu vergiften, erwägt die psychologische Jury, daß eine Geschichte von einem schwarzen Schwan unglücklicher Weise in die Quere gekommen, und vergibt.... Es ist zum Erbarmen!

XLIX.
Das Nachtlager in Granada.

Schauspiel von Kind.

Ein dramatisches Landschaftsgemälde, das sehr gefällig und mit guter Kunst staffirt ist. Aber die Schauspieler hatten das Historische der Figuren zu sehr herausgehoben und die ruhende Natur in ihnen zurückgedrängt. Hierdurch ging das Idyllische des Gedichts verloren. Dem. ***, als Gabriele, war gleich anfänglich zu tragisch. Ihre Trauer und Klage über das entrissene Täubchen war nicht naiv genug, aber nur die heiterste Kindlichkeit kann den Schmerz über einen solchen Verlust vor dem Lächerlichen bewahren. Hätte der Geier ihren geliebten Gomez selbst geholt, sie würde sich nicht betrübter haben geberden können. Der Prinz Regent war von Herrn *** im Ganzen lobenswerth dargestellt, nur war seine Gemüthlichkeit nicht heiter genug; wenn er es nicht gestanden hätte: „es ist ein Abenteuer, das mir, je länger, auch je mehr gefällt," würde man es kaum errathen haben. Auch wallten seine deutschen blonden Locken zu romantisch herab. Graf Otto wurde von Herrn *** übernatürlich dargestellt. Er declamirte falsch und zu viel. Der Erzählung, die er vorzutragen hatte, fehlte es an epischer Ruhe. Die Erzählung ist der Kupferstich des Ereignisses; Umrisse, Charakter, Schatten und Licht müssen beibehalten werden; trägt man aber auch die Farben des Originals auf, so verwechselt man es mit demselben, wenn dies Abbild dem Urbilde gleich ist, und dann wird die epische Recitation dramatisch, oder die Copie bleibt hinter dem Originale zurück, und wird verglichen und verworfen. An der treuherzigen Kraft deutscher Ritter scheitern alle unsere Schauspieler. Es gelingt ihnen keine kräftige Natur; einen christlichen nordischen Helden wissen sie nicht darzustellen. Keine natürliche Fülle: man fürchtet für den darstellenden Künstler das Schicksal des Frosches in der Fabel. Herr *** hat überhaupt seine kleine Rolle zu wichtig gemacht. Dieses ist sein und vieler Andern unheilbares Gebrechen. Sie wähnen,

die Bedeutung einer untergeordneten Rolle sei schon vom Dichter durch die kleinere Zahl von Auftritten und Reden gehörig eingeschränkt, und sie dürften das ihnen Zugemessene nach Herzenslust gebrauchen. Keiner will Schatten sein. Das sind die üblen Folgen, wenn theatralische Vorstellungen nicht monarchisch geleitet werden. Schauspieler, die leuchten wollen, wo es nicht sein darf, muß man gewaltsam unter den Scheffel stellen.

L.

Graf von Essex.

Trauerspiel, nach dem Englischen des Banks.

Hier sind nicht Charaktergemälde, wo ein glänzendes Farbenspiel das Auge blendet und reiche Draperien die falschen Umrisse bedecken, sondern Charakterbildwerke, treu und vollendet der Natur nachgeahmt. Diese Gediegenheit findet sich oft selbst in den untergeordneten dramatischen Werken der Engländer. Das haben sie von dem öffentlichen Leben ihrer geschichtlichen Menschen. Je unfreier ein Volk ist, je romantischer wird seine Poesie. Manche Erleichterung und Zierde, welche letztere auf der Bühne dem darstellenden Künstler gewährt, entbehrt derselbe, wenn er in jener andern auftritt. —

Frau v. *** gab uns eine sehr gelungene Darstellung von Königin Elisabeth. Sie zeigte die natürliche, bequem anstehende Hoheit, nicht jene angenommene theatralische, die keinen Augenblick der Täuschung zuläßt. Mit mehr Majestät als Empfindung wußte sie in dem Kampfe zwischen Zorn und Liebe den Sieg des einen besser zu spielen, als den der andern. Ihre Geberden der Ereiferung schienen manchmal zu ausdrucksvoll. Der Zorn der Mächtigen zeigt sich äußerlich sehr verschieden von dem der Schwachen. Letzterer ist zappelnder Art; denn er sucht sich Luft zu machen durch Worte und Zeichen. Die Seelenbewegung der Großen ist mehr nach innen gerichtet. Warum sollte eine Königin selbst die Faust ballen, da tausend fremde Fäuste zum Dienste ihrer Rache bereit sind? — Herr *** zeigte als Essex weder die Besonnenheit des Spiels, die man ihm zutrauen durfte, noch das Feuer, das in früheren Vorstellungen an ihm zu loben war. Dieser Essex hätte die Liebe einer Königin weder zu erwerben verstanden, noch zu verscherzen sich erkühnt.

LI.

Der Findling
oder
Die moderne Kunstapotheose.
Lustspiel von Contessa.

Die Erfindung ist etwas keck. Ein so scharf geschliffenes Werkzeug, als der Ehebruch, ist zu gefährlich, um damit zu spielen. Der Irrthum, des Lustspiels Sohn, soll mit Dingen tändeln, die minder ehrwürdig sind. Dann — das nach seinem Elemente Schnappen des aufs trockene Alltagsleben geworfenen und in den Maschen häuslicher Sorgen zappelnden Künstlers ist ein durch den starken Gebrauch seither ganz zerfaserter Stoff. Auch hat unser Dichter ihn nicht sonderlich neu aufgeputzt. Mann und Frau mahlen beide, jener Bilder, diese Kaffee: das ist der herzzerreißende Gegensatz zwischen Kunst und Küche. Die Frau Künstlerin, welche ihr Mann idealisch drapirt und bekränzt hatte, um einem Gemälde als Vorbild zu dienen, entläuft, so angethan, dem Pinsel, weil ihr gemeldet wird, die Milch sei übergelaufen: das ist die prosaische Feuerspritze, die ein poetisches Gemüth auslöscht. Dann — die Verwechslung der beiden Medaillons, die der Kammerdiener wagt, ist zwar eine schöne Arglist, die aber nicht gutwillig dem Genius des Dichters gefolgt ist, sie muß gewaltsam entführt werden. Dann — die Sprache, worin das Lustspiel geschrieben, ist die jetzt wegen ihrer Wohlfeilheit so beliebte gereimte Prosa: das heißt derbes Pumpernickel zu zierlich geformten Pfeffernüssen verbacken. —

LII.

Ueber den Charakter des Wilhelm Tell
in Schiller's Drama.

Aus Schiller's liebevollem, weltumflutenden Herzen entsprang Tells beschränktes, häusliches Gemüth und seine kleine enge That; die Fehler des Gedichtes sind die Tugenden des Dichters. Wäre es mir auch immer gleichgültig, nur dieses Mal möchte ich nicht mißdeutet sein — ich vermisse, doch ich beklage nicht. Der reiche Schatz der Kunst kann eine Kostbarkeit entbehren, das Seltenste ist ein edler Geist. Dem liebenswürdigen Schiller stehen seine Mängel besser, als besseren Dichtern ihre Vorzüge an. Ihm zittert das Herz, ihm zittert die Hand, welche formen soll, und formlos schwanken die Gestalten. Der Frost bildet glänzende Krystalle, bildet schöne Blumen an den Fensterscheiben, der Frühling schmilzt sie weg; das Glas

wird leer, doch durchsichtig, und zeigt den warmen blauen Himmel; das Auge staunt nicht mehr an, aber es weint.

Es thut mir leid um den guten Tell, aber er ist ein großer Philister. Er wiegt all sein Thun und Reden nach Drachmen ab, als stünde Tod und Leben auf mehr oder weniger. Dieses abgemessene Betragen im Angesichte grenzenlosen Elends und unermeßlicher Berge ist etwas abgeschmackt. Man muß lächeln über die wunderliche Laune des Schicksals, das einen so geringen Mann bei einer fürstlichen That Gevatter stehen und durch dessen linkisches Benehmen die ernste Feier lächerlich werden ließ. Tell hat mehr von einem Kleinbürger als von einem schlichten Landmann. Ohne aus seinem Verhältniß zu treten, sieht er aus seinem Dachfenster über dasselbe hinaus; das macht ihn klug, das macht ihn ängstlich. Als braver Mann hat er sich zwar den Kreis seiner Pflichten nicht zu eng gezogen; doch thut er nur seine Schuldigkeit, nicht mehr und nicht weniger. Er hat eine Art Lebensphilosophie und ist mit Ueberlegung, was seine Landsleute und Standesgenossen aus bewußtlosem Naturtriebe sind. Er ist ein guter Bürger, ein guter Vater, ein guter Gatte. Es ist sehr komisch, daß er seinen gesunden Bergesknaben, starken Kindern einer rauhen Zeit, eine Art Erziehung gibt, wie sie Salzmann in Schnepfenthal den seidnen Püppchen des achtzehnten Jahrhunderts gab. Er härtet sie ab, sie sollen ausgerüstet werden gegen das Ungemach des Lebens, ja er bemüht sich sogar, ihren Verstand aufzuklären und die abergläubische Wirkung der Ammenmärchen zu zerstören. Tell hat den Muth des Temperaments, den das Bewußtsein körperlicher Kraft gibt; doch nicht den schönen Muth des Herzens, der, selbst unermeßlich, die Gefahr gar nicht berechnet. Er ist muthig mit dem Arm, aber furchtsam mit der Zunge; er hat eine schnelle Hand und einen langsamen Kopf, und so bringt ihn endlich seine gutmüthige Bedenklichkeit dahin, sich hinter den Besuch zu stellen und einen schnöden Meuchelmord zu begehen, statt mit edlem Trotze eine schöne That zu thun.

Tell's Charakter ist die Unterthänigkeit. Der Platz, den ihm die Natur, die bürgerliche Gesellschaft und der Zufall angewiesen, den füllt er aus und weiß ihn zu behaupten; das Ganze überblickt er nicht und er kümmert sich nicht darum. Wie ein schlechter Arzt, sieht er in den Uebeln des Landes und seinen eigenen nur die Symptome, und nur diese sucht er zu heilen. Geschickt und bereit den einzelnen Bedrängten und sich selbst zu helfen in der Noth, ist er unfähig und unlustig, für das Allgemeine zu wirken. Als der flüchtige Baumgarten seine Landsleute um Beistand anfleht, denken diese mehr an

die Verfolgung, als an den Verfolgten, lassen sich erzählen, klagen um das Land und zaudern mit der Hilfe. Tell erscheint, sieht nicht auf die Verfolgung, sondern nur auf den Verfolgten und rettet ihn. Ein solcher Mann kann in einem Schiffbruche, als guter Schwimmer, vielen Verunglückten Hilfe leisten; doch unfähig das Steuer zu führen, wird er den Schiffbruch nicht verhüten können. Wenn er nun in einem Sturme den Geängstigten zuruft: fürchtet euch nicht, ich kann schwimmen, ich ziehe euch aus dem Wasser — wird er, wie überall, wo der Charakter mit den Verhältnissen in Widerspruch steht, komisch erscheinen und eine Wirkung hervorbringen, die der ernsten Würde der Tragödie schädlich ist.

Auf dem Rütli, wo die Besten des Landes zusammenkommen, fehlte Tell's Schwur; er hatte nicht den Muth, sich zu verschwören. Wenn er sagt:

Der Starke ist am mächtigsten allein —

so ist das nur die Philosophie der Schwäche. Wer freilich nur so viel Kraft hat, gerade mit sich selbst fertig zu werden, der ist am stärksten allein; wem aber nach der Selbstbeherrschung noch ein Ueberschuß davon bleibt, der wird auch Andere beherrschen und mächtiger werden durch die Verbindung. Tell versagt dem Hute auf der Stange seinen Gruß; doch man ärgert sich darüber. Es ist nicht der edle Trotz der Freiheit dem schnöden Trotze der Gewalt entgegengesetzt: es ist nur Philisterstolz, der nicht Stich hält. Tell hat Ehre im Leibe, er hat aber auch Furcht im Leibe. Um die Ehre mit der Furcht zu vereinigen, geht er mit niedergeschlagenen Augen an der Stange vorüber, damit er sagen könne, er habe den Hut nicht gesehen, das Gebot nicht übertreten. Als ihn Geßler wegen seines Ungehorsams zur Rede stellt, ist er demüthig, so demüthig, daß man sich seiner schämt. Er sagt, aus Unachtsamkeit habe er es unterlassen, es solle nicht mehr geschehen — und wahrlich, hier ist Tell der Mann, Wort zu halten.

Der Apfelschuß war mir immer ein Räthsel, ja mehr — ein Wunder. Es soll geschehen sein, man glaubt daran, gleichviel. Die Natur ist oft unnatürlich, sie schafft Mißgestalten, und die Geschichte ist oft undramatisch; aber man muß das liegen lassen. Ein Vater kann Alles wagen um das Leben seines Kindes, doch nicht dieses Leben selbst. Tell hätte nicht schießen dürfen, und wäre darüber aus der ganzen schweizerischen Freiheit nichts geworden. Man frage nur die Zeugen der That, man höre, was sie sagen, beobachte die Schweigenden — sie Alle haben sie verdammt. Ja die gelungene That ist noch ganz so häßlich, als es die gewagte war; das Entsetzen bleibt,

und die Furcht, der Vater hätte sein Kind treffen können, ist größer, als die frühere war, er könnte es treffen. War Geßlers Gebot so ungeheuer, daß es einen Vater ganz aus der Natur werfen konnte und er nicht mehr bedachte, was er that: so hätte auch Tell, ohne Bedacht, dem Befehle nicht gehorchen, oder den Tyrannen erlegen sollen. Aber er war doch besonnen genug, wie ein Weib zu bitten, und sein lieber Herr, lieber Herr zu sagen, wofür der bange Mann Ohrfeigen verdient hätte. Daß er dem Landvogt tollkühn eingestand, was er mit dem zweiten Pfeil im Sinne geführt, das war auch wieder Philisterei; die ehrliche Haut kann nicht lügen. Dieses ängstliche Wesen, diese Unbeholfenheit des guten Tell entsprang aber nicht aus Scheu des Unterthanen vor seinem Herrn — dieses Gefühl, wie er später gezeigt, konnte er überwinden — nein, es war die Scheu des Bürgers, dem Edelmanne gegenüber. Ganz anders betrug sich der Ritter Rudenz. Das ist es aber eben, und das hätte der Dichter bedenken sollen. Man muß das Bürgervolk nur immer in Masse kämpfen lassen; man darf keinen Helden aus seiner Mitte an seine Spitze stellen. Der schönste Kampf kommt in Gefahr dadurch lächerlich zu werden.

Es ist traurig — ja schlimmer, es ist verdrießlich, daß Tell in die Lage kommt, um der guten Sache willen schlechte Streiche machen zu müssen. Verrath kann wol nothwendig werden, aber sittlich wird er nie, auch nicht, wenn an Feinden begangen. Und ist es nicht Verrath, ist es nicht ein schlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt sich auf dem See seiner Hilfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entspringt, es in die Wellen zurückstößt und wieder dem Sturme preisgibt? Tell zeigt sich hier auch wieder als Pedant, als Schulmoralist und buchstäblicher Worthalter. Er glaubte nicht, den Landvogt getäuscht zu haben: er versprach ihn aus der gegenwärtigen, zehn Schuhe breiten Gefahr zu retten, und dies hat er gethan. Dem Schiffer, dem Tell nach seiner Befreiung das Ereigniß erzählte, sagt er:

> Ich aber sprach: Ja, Herr, mit Gottes Hilfe
> Getrau ich mir's, und helf uns wohl hindannen.
> So ward ich meiner Bande los und stand
> Am Steuerruder und fuhr redlich hin; —

Das nennt er redlich hinfahren! Wie ist nur der schlichte Mann zu dieser feinen jesuitischen Sinnesdeutung gerathen? .... Jetzt kommt Geßler's Mord. Ich begreife nicht, wie man diese That je sittlich, je schön finden konnte. Tell versteckt sich, und tödtet ohne Gefahr seinen Feind, der sich ohne Gefahr glaubte. Die Natur mag

diese That rechtfertigen, so gut es ihr möglich ist, aber die Kunst vermag es nie. Als Tell später mit Johann von Schwaben zusammentrifft, und dieser mit dem Mordgesellen Brüderschaft machen will, stößt ihn jener mit Abscheu zurück und spricht:

Unglücklicher!
Darfst du der Ehrsucht blut'ge Schuld vermengen
Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?

Doch Tell irrt. Aus Ehrsucht hat er freilich den Landvogt nicht getödtet, doch mit Nothwehr — sollte diese ja gegen eine rechtliche Obrigkeit je rechtlich stattfinden können — kann er sich nicht entschuldigen. Damals, wenn er, um den Schuß von seinem Kinde abzuwenden, den Bogen nach Geßler's Brust gerichtet hätte, wäre es Nothwehr gewesen, später war es nur Rache, wol auch Feigheit — er hatte nicht den Muth, eine Gefahr, die er schon mit Zittern kennen gelernt, zum zweiten Male abzuwarten.

Sollte ich aber jetzt auf die Frage Antwort geben: wie es denn Schiller anders und besser hätte machen können? — wäre ich in großer Verlegenheit. Der dramatische Dichter, der einen geschichtlichen Stoff behandelt, kann eine *wahre* Geschichte nach seinem Gebrauche ummodeln; denn es schadet der Geschichte nicht, man kennt sie, und sie bleibt doch geschehen wie sie geschah. Eine geistige *Ueberlieferung* aber darf er niemals ändern. Diese besteht nur durch den Glauben, und wird zerstört, wenn der Glaube umgeworfen oder anders gerichtet wird. Eine solche Ueberlieferung ist das Ereigniß mit Tell. Aus diesem Zwange aber entpsrangen Verhältnisse, mit welchen die Kunst nicht fertig werden konnte. Schiller führt uns mit Bedacht und Geschicklichkeit die Leiden der Schweizer vor Augen; wir sehen, was Baumgarten, Melchthal, Bertha und die Uebrigen dulden und fürchten. Diese Leiden fließen endlich in ein Meer der Noth zusammen, das Alles bedeckt; diese Klagen bilden endlich eine Vereinigung, die das Land rettet. Tell aber ragt im Thun und Leiden zu monarchisch vor, gehört nicht zu dem topographischen Schicksale der Schweiz, und ist übrigens der Mann nicht, eine monarchische Rolle zu spielen. Er ist zu ängstlich, bedenkt zu viel und duckt sich gern. Den Mann mit breiten Schultern füllt nicht ganz seine Seele aus. Warum ihn aber Schiller so behandelt, ist schwer zu erklären. Er hätte ihn können alles thun, alles ertragen lassen, was er gethan und ertragen, und ihn dabei trotziger, hochsinniger, gebietender machen können.

Wilhelm Tell bleibt aber doch eines der besten Schauspiele, das die Deutschen haben. Es ist mit Kunstwerken wie mit Menschen:

sie können bei den größten Fehlern liebenswürdig sein. Was heißt aber ein liebenswürdiges Schauspiel? Ein liebenswürdiges Schauspiel ist ein Schauspiel, das liebenswürdig ist; die Kritik weiß hierüber nicht mehr, als jedes andere Frauenzimmer.

LIII.

Der Hausdoctor.

Lustspiel von Ziegler.

Das Stück ist 24 Jahre alt. Ich weiß dieses nicht historisch, sondern schließe darauf durch Interpretation folgender zwei Stellen. Erstens sagt der Major: „Ist das nicht ein wahres Unglück für mich? Anno 1796 ist ein Mädchen 26 Jahre alt und hat keine Amour!" Zweitens steht auf dem Titelblatt des nachgedruckten Buches die Jahreszahl 1804, damals aber waren die Nachdrucker noch so ehrlich, daß sie wenigstens 8 Jahre brauchten, um Spitzbuben zu werden. Also ist das Original 1796 erschienen. Unsere kranke Bühne hat lange gezaudert, bis sie zum Hausdoctor schickte, jetzt aber liegt sie in den letzten Zügen, und weder Galenus noch Hippokrates können ihr aufhelfen.

Dieses Lustspiel ist gut, angenehm, unterhaltend, es hat artige Streiche; doch nur mit Widerwillen lasse ich ihm Gerechtigkeit widerfahren, weil Aeußerungen gegen Recht und Sittlichkeit darin vorkommen, die nicht zu verzeihen sind. Man pflegt zwar zu sagen, es sei dem dramatischen Dichter und seiner eigenen Gesinnung nicht anzurechnen, wenn er eine dramatische Person nach ihrer bösen Natur reden und handeln läßt. Das ist freilich wahr; aber es ist doch dem dramatischen Dichter anzurechnen, wenn er versäumt, einer solchen übeldenkenden und übelwollenden Person eine bessergeartete gegenüber zu stellen, die schlechtes Reden und Handeln rügt und straft. Da ist ein alter Graf Sonnenschild, von dem sie sagen, er habe ein gutes Herz, weil er vier Millionen Allodial-Vermögen besitzt, ungerechnet große Fideicommiß-Güter; sein Herz ist aber nicht besser, als es sein muß, wenn man dick werden will. Dieser fette Herr Graf erlaubt sich mit seinen untergebenen Hausgenossen hochadelige gnädige Späße, die alle schlecht sind, ohne daß sie Jemand übel nimmt. Dieses gelassene Dulden der Beleidigungen ist ein Verbrechen des dramatischen Dichters. Nicht etwa darum, weil zu fürchten wäre, die Vornehmen möchten daraus lernen, auf die Geringeren mit Verachtung herabzusehen (sie haben eine größere Schule als die Bühne, worin sie im Hochmuthe unterrichtet werden), sondern

darum, weil sich das Volk dabei gewöhnt, sich selbst gering zu schätzen und zu glauben, es sei geboren, bald das Jagdwild, bald das Hausthier der Großen zu sein. Ich erzähle einige von den gräflichen Späßen. Der Herr Graf fahren Abends spazieren und, der Himmel mag wissen ob durch eine Indigestion oder eine Congestion weich gemacht, es kommt Ihnen in den Sinn, die Pracht und Majestät der untergehenden Sonne zu bewundern. Der dicke Kutscher aber, dem die Natur selbst befohlen, die ganze Breite des Bockes auszufüllen, konnte dem hochgräflichen Auge nicht Platz machen und verdunkelte die Majestät der Sonne. Zur Strafe mußte der alte Mann auf einem dürren Klepper sechs Meilen Courier reiten, so daß er halb todt nach Hause kam. Einen andern Spaß lasse ich eben diesen Kutscher Hannibal selbst erzählen. „Vorigen Sommer fiel ihm (dem Grafen) auf einmal ein, ich hätte große Anlagen zu einem Seiltänzer. Ich hielt das auch für einen gnädigen Spaß und spaßte mit. Aber ehe ich es mir versah, war ein Seil gespannt und ich mußte hinauf. Er gab mir einen großen Baum in die Hand, und mit dem Baum sollte ich mich in der Luft erhalten. Ich fiel aber herab und schlug mit der Faust Seine Excellenz auf die Nase, und da wurde ich einen ganzen Tag eingesperrt und bekam nichts als Heringsköpfe zu essen und keinen Tropfen zu trinken.“ Man sieht wohl, der Kutscher Hannibal war kein Sohn des Hamilkar, sonst hätte er mit dem Balancir-Baume die Rechte der Menschen besser im Gleichgewicht erhalten! Der Schloßinspector des Grafen hatte den gräflichen Kakadu zu füttern vergessen. Was thut der gnädige Herr, um den Tod des Lieblings zu rächen? Er jagt mit dem Degen in der Hand so lange hinter dem alten Inspector her, bis diesem keine andere Zuflucht übrig bleibt, als den Hühnersteig hinauf zu klettern. Darauf läßt er Stroh und Hobelspäne unter das Hühnerhaus legen und sie anzünden. Um dem Feuertode zu entrinnen, muß der Geängstigte wieder herabkommen. Der Graf wirft ihm vor, er habe das Schloß anzünden wollen und haut ihn mit seinem Hirschfänger. Nach dieses Spaßes Vollendung läßt der gnädige Herr abermals den Kutscher Hannibal kommen und sagt ihm, er müsse von Moskau nach Lissabon Courier reiten. Dieser erschrickt, worauf der Graf zu seiner Umgebung mit Lachen die Worte spricht: „Jetzt ist der wieder in Todesangst. Das ist so meine Unterhaltung, kostet mir aber viel Geld.“ Herr Ziegler, schreiben Sie ja keine vaterländischen Schauspiele mehr; lieber versetzen Sie die Handlung nach Nord-Amerika, wo man keinen andern Adel kennt und achtet, als den die Natur verlieh!

LIV.

Le Corrupteur.

Comédie en cinq actes et en vers
précédée de
Dame Censure,
Tragi-Comédie en un acte et en prose; par Lemercier, de l'Académie française. Paris, 1823.

1. Dame Censure.

Es wird mir ganz unerklärlich, wie die Freunde der Preßfreiheit so dumm sein mögen, gegen die Censoren zu eifern. Was können sie dabei gewinnnen? Nichts, als daß endlich kein Mann von Geist und Herz wird Censor sein wollen, und daß man genöthigt sein wird, die Censur den Nachtwächtern anzuvertrauen. Ein Schriftsteller von Verstand hat nie einen Censor von Verstand zu fürchten, denn auch die strengsten Richter sind geneigt, ihre Anverwandten freizusprechen, und unter Censoren zumal begegnet man selten einem Brutus. Noch einen andern strategischen Fehler begehen die Vertheidiger der Preßfreiheit. Sie glauben es recht schlau zu machen, wenn sie allen Leuten erzählen, wie durch Censur die liebe Aufklärung verfinstert, wie Kunst und Wissenschaft, Geist und Gemüth, jede Bürgertugend dadurch gehemmt werde. Wenn dieses wahr wäre, und es ist nicht wahr — müßte man es zu verheimlichen suchen; man muß, statt von der Wirksamkeit, von der Unwirksamkeit der Censur sprechen und zeigen, daß die öffentliche Meinung elastisch ist und, niedergedrückt, eine weit größere Kraft äußert, als sie freigelassen geoffenbart hätte.... Nicht blos aus den ausgesprochenen Gründen, sondern auch wegen der stümperhaften Bearbeitung des Stoffes ist die Tragi-Komödie des Herrn Lemercier ein verwerfliches poetisches Werk zu nennen. Ob es ihm an Fähigkeit gemangelt, mag noch unentschieden bleiben, bis wir zum andern Stücke kommen; so lange mag das Talent des Verfassers die Ausflucht des Alibi für sich geltend machen. Aber auch mit Talent hätte dem Dichter sein Werk mißlingen müssen, weil er nicht für die Wahrheit, sondern für seinen Vortheil stritt, und es der Fluch des Eigennutzes ist, selbst das Recht in Unrecht umzuwandeln. Tapferkeit nur für Andere ist eine Tugend; nicht mit Obst, mit unfruchtbaren Lorbeeren bezahlt man den Heldenmuth. Es soll nicht gesagt sein, daß man nicht behaupten dürfe, zwei Mal zwei ist vier, wenn man bei dieser Rechnung zufällig seinen Vortheil findet; aber dieser Vortheil darf nur ein zufälliger Fund und nicht, wie bei Herrn Lemercier, das Ziel sein, wonach man ausgeht. Der Verfasser war nämlich so un-

glücklich, daß die Theatercensur seine zahlreichen Tragödien und Comödien theils gar nicht, theils nur verstümmelt zur Aufführung kommen ließ. Um sich dafür zu rächen, schrieb er seine Dame Censur; die Rachegöttin ist aber eine einfältige Muse, und mit Säure im Herzen dichtet man schlecht, wie man mit Säure im Magen schlecht verdaut. Als handelnde Personen treten auf: Dame Censur, Tochter des Argwohns und der Furcht; die Parzen, Gesellschaftsdamen der Censur; der Stolz, der Eigennutz, die Heuchelei, die Unwissenheit, der Parteigeist, die Musen, und noch allerlei himmlische und höllische Personen — kurz, die Götter des Olymps vereinigen sich mit den Göttern der Unterwelt, auf gemeinschaftliche Kosten langweilig zu sein. Die Comödie endigt mit einer Hinrichtung. Jupiter nämlich erhört das Flehen der Tugenden, und schickt den Merkur mit dem Befehle an Atropos, daß sie der Censur den Kopf abschneiden solle. Die Scharfrichterin nimmt ihre Scheere, thut was ihr befohlen und spricht: „Oui, crac!... c'est fait. Voilà Dame Censure évanouie pour toujours."

Der Leser könnte glauben, daß wenn ich, nur ein deutscher Recensent, schon die Dame Censur abgeschmackt gefunden habe, die Franzosen gar, diese heillosen Götzendiener des Geschmacks, sich mit Abscheu davon weggewendet haben müssen — aber mit nichten! der Parteigeist in Paris findet die Assa fötida wohlschmeckend und die Rose wird ihm ein Gegenstand des Ekels. Ein liberales Blatt, das mit vielem Geiste geschrieben ist, hat von dem besprochenen Lustspiele geurtheilt: „Chacun de ceux qui ont déjà lu cette singulière production du plus fécond de nos auteurs dramatiques, et de l'un de nos litérateurs les plus éminens, ne nous démentira sans doute pas quand nous affirmerons que c'est un chef-d'oeuvre de malice, de causticité, de finesse et d'enjouement." An diesem Lobe ist keine Silbe wahr, und man wundert sich, daß jener Baum der Nicht-Erkenntniß, den man nur sanft zu schütteln braucht, daß die schönsten Früchte herabfallen, den man nur leicht anzuritzen braucht, daß der vollste Saft herausfließe, dem Verfasser keinen Kern von Verstand und keinen Tropfen Geist gegeben hat.

2. Le Corrupteur.

Auch dem muthwilligsten Spötter gelingt es nicht, seinen Freund, wie selbst dem unmuthigsten nicht, seinen Feind lächerlich zu machen. Der Liebe erscheint Alles im Lichte, dem Hasse Alles im Schatten; das Lächerliche aber entspringt aus dem Kampfe des Hellen mit dem Dunkeln, und sich diesen Streit klar anzuschauen, muß

man ein unbefangener Richter sein. Darin liegt es wol, daß die heutigen Franzosen selten mehr eine gute Comödie schreiben. Die verschiedenen Stände, nicht wie ehemals nur durch Geburt, Rang, Reichthum, Macht und Gewerbe, sondern feindlicher durch die Gesinnung getrennt, hassen sich zu sehr, um sich über einander lustig zu machen, und dringen, statt mit dem Rappiere des Scherzes, mit dem Schwerte der Erbitterung gegen einander ein. Die neuern Tragödien und Comödien der Franzosen sind nichts als dramatisirte Kammer=Sitzungen, und es gibt nichts Langweiligeres, als diese Wachparaden des Royalismus oder Liberalismus. Die Trauerspieldichter legen das gigantische Schicksal gewindelt in eine epigrammatische Wiege, und die Lustspieldichter setzen den neugeborenen Scherz auf ein Schlachtroß, und — große wie kleine Geschichten, was an den Lauernden vorübergeht, alles wird in das Prokrustes=Bett der Politik gemartert. Dem Gesagten zufolge wird das Lustspiel des Herrn Lemercier, von welchem hier die Rede ist, höchst wahrscheinlich nicht viel taugen. Der Verfasser ist ein griesgrämlicher Liberaler, der es nicht versteht in einen sauern Apfel zu beißen und dabei zu lächeln. Ein junger Graf, ein höchst pedantischer Schuft und langweiliger Lovelace, entführt die Nichte eines guten Hauses. Der Onkel des Mädchens, ein Gerichtspräsident, dessen Frau, die Ehepräsidentin, der Bruder, noch eine alte Tante, ein Hausfreund, ein Abbé, die Kammerfrau, der Jäger, der Portier, kurz alles Volk, was zwischen Dach und Keller wohnt, sämmtlich ehrliche Leute, sind wüthend gegen den Entführer und wollen von dessen Friedensanträgen nichts hören. Aber unser Windbeutel von Graf kommt in das beleidigte Haus hineinzusausen und sagt, er junger Mensch kenne die Schwächen der Herren der Schöpfung und er wolle schon Alles ins Gleiche bringen. Und wahrhaftig, es gelingt ihm! Vom Portier bis hinauf zum Gerichtspräsidenten besticht er alle seine Widersacher, und zwar alle höchst unromantisch mit Baarschaft, die er Jedem, nur auf eine andere Weise, beibringt. Er hätte auch wirklich das entführte Mädchen, das ihn nicht leiden mag, erheirathet, wenn nicht glücklicher Weise ein junger Mensch dazwischen gekommen wäre, der, ein Gran Ehrlichkeit, die Unze Spitzbüberei neutralisirt und der Tugend das Uebergewicht gibt.... Das sind aber schlechte Späße! Nicht was wesentlich der menschlichen Natur entspricht, sondern was ihr scheinbar widerspricht, gehört in das Lustspiel. Wer das Herz der Menschen kennt, weiß, daß deren Tugend oft nur an einem Haare hängt; aber wenn auch — das Haar hält. Ueberdies hat unser Dichter die in seinem Lustspiele vorkommenden Standesperso=

nen: den Grafen, den Gerichtspräsidenten, den Abbé, zu einem Teige zusammengeknetet und Oppositions-Pillen daraus geformt, die gar nicht gut schmecken. Es ist ein untrügliches Zeichen, daß ein dramatisches Gedicht, oder ein episches, oder ein Roman, oder ein historisches Werk mißlungen, wenn man daraus die politischen Ansichten des Verfassers erkennt. Shakespeare und Walter Scott haben in ihren Dichtungen mit keinem Worte verrathen, ob sie mehr die Freiheit oder mehr die Herrschaft liebten. — Herr Lemercier hat nur sich gedichtet, und sich nur.

LV.
Maria Stuart.
Trauerspiel von Schiller.

Ob die dichterische Vortrefflichkeit eines Schauspieles für dessen schlechte theatralische Darstellung Ersatz gebe, oder das durch letztere erregte Mißbehagen nur noch größer mache, darüber gelangt man nicht sogleich zur klaren Ansicht. Ich habe mich endlich für das Letztere, nämlich dafür bestimmt, daß das schlechte Spiel in einem guten Stücke am meisten unerträglich sei. Doch gibt es hier wieder einen Höhepunkt, bei dem sich die Sache umwandelt. Es können Schauspieler unter aller Beurtheilung ihr Spiel zur Parodie eines dramatischen Meisterwerkes machen und hierdurch ohne ihr Verdienst höchst ergötzlich werden. Diese Art der Unterhaltung würde die heutige Vorstellung gewährt haben, hätten alle unsere Mimen so gespielt wie einige. Aber leider geschah es nicht, und ich vermochte darum nur die drei ersten Acte auszudauern, auf welche auch allein die nachfolgenden Bemerkungen sich beziehen. Die schlechtern Schauspieler waren es nicht, sondern die bessern, die mich diesmal fortgetrieben.

Frau *** darf sich in der Darstellung der Elisabeth in die Reihe der vorderen tragischen Künstlerinnen setzen, und ihr allein verdanken wir, daß Schiller's Maria Stuart wenigstens ein Monodrama blieb. Gelang ihr auch minder das, was die heuchlerische Königin scheinen wollte, darzustellen, als das, was sie ist, so war doch selbst dieser Theil des Spiels nicht sowol die Schattenseite, als eine schwächer beleuchtete Gegend in einem schönen Landschaftsgemälde. Einige Bemerkungen, sollten auch rügende darunter vorkommen, können der Künstlerin beweisen, daß sie die Aufmerksamkeit an jede ihrer Reden und Bewegungen zu fesseln verstand. Bei den Worten, welche sie gegen den bewerbenden französischen Gesandten richtet:

Die Könige sind Sklaven ihres Standes,
Dem eignen Herzen dürfen sie nicht folgen —

legte sie die Hand aufs Herz. War dies recht gethan? Ich glaube nicht. Auch davon abgesehen, daß diese Bewegung zu spielen selbst die aufmerksamste Heuchelei so selten bedächtig genug ist (aus physischen und physiologischen Gründen, die hier nicht erörtert werden können), so wäre sie hier, wo Elisabeth als Königin erscheinen sollte, auch bei wahrem Gefühle, als etwas zu Bürgerliches und Häusliches, nicht an ihrem Orte gewesen. Ueberhaupt ist dieses Fingerdeuten auf den Sitz der Gefühle, das die Bewohner der Breterwelt so häufig gebrauchen, etwas Tadelnswerthes. Nur höchstens in der Oper, beim Singen, ist es zu dulden, als ein trauriger, aber nothwendiger Entrechat der tanzenden Hände, ohne welchen diese nicht zum Gleichgewicht und Stehen gebracht werden können. Im Schauspiele aber ist das Hand auf die Brust legen (ein wahres Commandowort) etwas Unedles und Unnatürliches, das oft eine komische Wirkung hervorbringt. Es wird hierdurch die Liebe zu einer blosen Wallung des Geblüts herabgezogen, und ihr Schmerz als ein Muskelkrampf erklärt. — In der nämlichen Scene, da Elisabeth dem Grafen Leicester das Ordensband abnimmt und es dem französischen Gesandten umhängt, warf Frau ***, als sie den bekannten Wahlspruch des Hosenbandordens: Hony soit qui mal y pense aussprach, einen strengen zurechtweisenden Blick auf Leicester, der mißmuthig über die französische Brautbewerbung hätte dastehen sollen. Es war dies ein feiner Zug der Künstlerin, die sich dagegen beim Schlusse dieser Scene sehr vergaß, indem sie, statt sich gegen die französischen Herren zu verneigen, sie mit der Hand fortweisend verabschiedete. Als vorzüglich in der Darstellung gelungen verdienen einige Stellen in dem Spiele der Frau *** herausgehoben zu werden. Erstens, der Schluß der Unterredung mit Mortimer, wo sie den unerfahrnen und anscheinend arglosen Jüngling, wie auf den Zehen nachschleichend, mit ihrem buhlerischen Netze zu umgarnen sucht:

Das Schweigen ist der Gott
Der Glücklichen. — Die engsten Bande sind's,
Die zartesten, die das Geheimniß stiftet!

In den Ausdruck dieser Worte und in die sie begleitenden Geberden hatte Frau *** Alles gelegt, was ein Weib und eine Fürstin nur Lockendes und Verführerisches zu bieten vermag. Die Stacheln ihres Blickes waren reich mit Rosen überhängt. Nicht die Tugend (das fühlt man schmerzlich), nur eine andere Leidenschaft, die früher vom

Herzen Besitz genommen, vermag einer solchen Versuchung ohne Kampf zu widerstehen. Auch bei der Zusammenkunft mit Marie zeigte sich Frau***, wenigstens in mehreren Stellen, als sinnreiche Künstlerin. Elisabeth, der es schwül wird unter der Maske der Gelassenheit und des Gleichmuthes, welche ihr Mariens unterwürfiges Betragen aufzwingt, sucht endlich einen Anlaß zum Lüften der Maske gewaltsam herbeizuführen. Da beginnt sie:

Bekennt Ihr endlich Euch für überwunden?
Ist's aus mit Euren Ränken? u. s. w.

und nachdem es ihr so gelungen, Marien aufzureizen, endet sie, unter höhnischem Lachen, mit den Worten, die auf sie selbst zurückfallen:

Jetzt zeigt Ihr Euer wahres
Gesicht, bis jetzt war's nur die Larve.

In diese ganze Rede, so reichlich versehen mit Allem, was Eifersucht, Haß, Neid, Heimtücke und Schadenfreude nur Giftiges aufzutreiben vermochten, und worin Königin, Weib und Teufel so innig verschmolzen erscheint, hatte Frau *** Alles hineingelegt, sowie auch Alles wieder herausgenommen, was nur immer der Dichter bestrebt haben mochte. Dieses war um so schwieriger und daher der dankbaren Anerkennung um so würdiger, da Elisabeth nur zu der Luft sprach; denn mehr noch als im Leben stand ihr die Marie dieses Abends im Spiele als Widersacherin gegenüber. Vor Tadel schützt sie unsere Abhärtung, wir sind nicht mehr so reizbar als sonst. Der Hunger ist auch in Kunstgenüssen ein guter Koch, und die Zeit wird nicht entbleiben, daß wir die spartanischen Suppen unserer Bühne wohlschmeckend finden werden. Wer nur gesehen hat, wie die schottische Königin in der eben besprochenen Scene sich abgemattet hat, um sich einen Schwung zu geben, und wie ihre Seele, gleich einer Henne mit beschnittenen Flügeln, auf der Bühne herumhüpfte und nicht vermochte, nur über die Mauer des Parks aufzufliegen, der hat ihr sein Mitleid gewiß nicht versagt. Wenn unsere Theaterdirection die Gelegenheit, die sich ihr darbietet, das schöne Dutzend voll zu machen, verschläft, und diese Königin Maria anzuwerben versäumt, dann dürfen wir uns glücklich schätzen. — Herr *** hat den Grafen von Leicester gespielt, und mit welcher Natur, mit welcher Täuschung! Nicht der leiseste Schatten, nicht der unmerklichste Farbenpunkt dieses so schwierigen Charakters war dem Künstler entgangen. Wo Thaten sprechen, wie hier, bedarf es der Worte nicht. — Herr ***, als Mortimer, befriedigte nur mäßig, obschon Rollen dieser Art sonst recht im Mittelpunkt seines Kunstkreises liegen. Durchaus verfehlt schien mir sein Spiel da, wo Mortimers

Liebe gegen Maria bis zur wahnsinnigen Vergessenheit der äußern Welt hinaufsteigt und er die Schmerzensreiche an seine Brust drückt. Herr *** war ausschlagende Flamme, und demgemäß schreiend in seinen Reden und voller Heftigkeit in seinen Geberden. Stille, düstere, zusammengedrängte, eingeschlossene Glut möchte wol erforderlicher gewesen sein. Die leidenschaftliche Umarmung der Königin durfte nur als eine sinnlose Handlung des Körpers erscheinen, welcher, der Aufsicht der verirrten Seele entzogen, nach eigenem Triebe verfuhr.

LVI.
Unser Verkehr.
Posse.

Das Erscheinen des Schauspielers Wurm auf der Frankfurter Bühne hat, an diesem Orte und in diese Tage fallend, eine eigne Bedeutsamkeit, die, wenn auch nicht von Allen theilnehmend empfunden, doch sicher, auch von jedem Gleichgültigen, aufgefaßt wird. Dieser Künstler hat in einer Flugschrift, die er verbreiten ließ, selbst die Gegend bezeichnet, in welche er gestellt, und den Standpunkt, von welchem aus er betrachtet und gewürdigt werden möchte. Er muß darum mit um so größerer Ergebung das Geschick ertragen, dem ausgezeichnete Menschen in jeglicher Art, selbst da, wo sie anspruchslos gewesen, stets unterworfen waren: daß, indem sie richtungslosen Leidenschaften und schwankenden Begierden zum Anziehungspunkte dienten, um welchen sich jene befestigten und gestalteten, sie zugleich die Widerstrebungspunkte der feindlich gegenüberstehenden Regungen geworden sind.

Das Jüdeln, in der erwähnten Schrift „jüdisches Declamiren" genannt, ist von Herrn Wurm als diejenige Kunstfertigkeit angegeben worden, welche ihm auf der einen Seite so großen Beifall, auf der andern die traurigste Verfolgung zugezogen habe. Die Untersuchung, ob der eine verdient, die andere gerecht gewesen sei, kann, mit welchem Ergebniß sie auch endigen werde, immer nur zu einer Würdigung der Sache führen, dem Künstler aber weder zur Ehre, noch zum Unglimpfe gereichen.

„Unser Verkehr" ist mehr als irgend einer der Verkehr des Herrn Wurm, und die Bühne, die dieses Spiel darstellte, der Markt gewesen, auf welchem derselbe seine Geschicklichkeiten an die Liebhaber brachte. Die Aufführung dieser Posse zu Berlin fiel in jene Zeit, wo einige Hauptstädter, die sich für das deutsche Volk hielten, Alles von sich abstießen, was nicht deutsch war oder sie gleich den Juden

für undeutsch erklären wollten. Wie es entnervten Menschen eigen ist, daß sie in den Geberdungen des Zorns und des Hasses sich gefallen, weil sie solche Aeußerungen als Zeichen des Kraftgefühls und eines selbstständigen Daseins geltend machen möchten, so haben auch jene Schwächlinge, um Volksthümlichkeit und Vaterlandsliebe zu offenbaren, einen Haß gegen Juden, der oft ihrem eigenen Herzen fremd war, den Bessern aufzudringen gesucht. Daher ward „Unser Verkehr" das Feldgeschrei einer albernen Verbrüderung, die keinen ernsten Zweck hatte, ja wobei nicht einmal immer Bosheit mit eintrat. Die Theilnehmer jenes Trutzbundes gegen die Juden thaten nicht mehr, als was man zuweilen unartige Schulknaben thun sieht. So wie diese manchmal das Räuberhandwerk spielen, ohne Gefahr für sich und Andere, so haben jene, mit gleicher Bedeutungslosigkeit, das wilde menschenfressende Volk gespielt, und sind dabei mit allerlei theatralischen Grimassen, fürchterlichem Spuk, Beschwörungsformeln und sonstigen erhabenen Floskeln zu Werke gegangen.

Aus keiner andern als dieser Quelle ist der Strom des Beifalls entsprungen, der so weit und reich der Posse „Unser Verkehr" zugeflossen ist. Dieses Spiel vermag auch nicht die niedrigste Forderung der dramatischen Kunst zu befriedigen und kann, wo nicht der Zuschauer eine eigne krankhafte Lüsternheit mitbringt, unmöglich Lust erregen. Es soll die Komödie die Lächerlichkeit der Gesinnungen oder Gemüthsarten im Menschen, und die der geschichtlichen oder natürlichen Erscheinungen in der Außenwelt darstellen. Das Lächerliche aber ist nur vorhanden, wo das sich Widersprechende, verbunden oder an einander gereiht, der Vergleichung sich aussetzt. Eine mißlungene Bemühung, ein Streben ohne die geeignete Mächtigkeit, ein Doppelwesen in einem und demselben Menschen, das der natürlichen Eigenliebe zuwider ganz unerklärlich sich selbst gering schätzt, sich verfolgt und wegzudrängen sucht — dieses sind Bearbeitungsposſen für den Komödiendichter. Aber ein Mensch, der seiner eigenen Natur treu, der Leitung seines Geistes folgsam bleibt und in seinen geselligen Handlungen den Kreis nicht verläßt, den die bürgerliche Ordnung ihm angewiesen hat, wird, so sehr er sich auch von Andern unterscheidet, auf die Bühne gebracht, nie Lust und Lachen erregen.

So mag — um das Allgemeine zum Theil auf einen gegebenen Fall anzuwenden — eine in einer ungewöhnlichen und verdorbenen Mundart redende, unter Andern reinsprechenden auftretende Person dem Zuhörer wohlgefällig, und dieses oft um so mehr sein, je un-

verständlicher ihm die gebrauchte Sprache ist. Wenn aber, wie es sich der Verfasser der Posse „Unser Verkehr" zur Aufgabe gemacht hat, ein ganzes Stück in einem widerlichen Kauderwelsch gesprochen wird, so kann dies nur Ueberdruß und Langeweile verursachen; denn mit dem Gegensatze fällt auch die Lust weg. Diejenigen Zuhörer, denen die jüdelnde Mundart geläufig ist, überrascht sie nicht, und kann daher auch nicht ergötzen; denen, welchen sie es nicht ist, ist sie unverständlich. Nur die Jüdin Lydie mit ihren christelnden Manieren hätte einen nachgibigen Stoff zu einer gefälligen dramatischen Behandlung dargeboten; allein dessen Bearbeitung ist durchaus mißlungen, weil eine solche Gemüthsart, karrikirt, auch in einer Posse die beabsichtigte Wirkung verfehlt. Da wo, wie in jenem Falle, Alles auf eine feine Schattirung ankommt, wird auch durch Auftragung greller Farben Alles verdorben. Die Jüdin hätte durchschimmern, nicht durchleuchten dürfen. Diese Lydie spricht und geberdet sich nicht wie die Tochter eines reichen Mannes, bei der vorauszusetzen ist, daß sie das Materielle der weiblichen Modebildung sich angeeignet habe und nur im Gebrauche und Vorzeigen der Stoffe sich ungeschickt benehme, sondern wie etwa eine Berliner Judenköchin, die mit einem christlichen Friseur Aesthetik treibt.

Ueber die Rolle des Jakob können sich dessen theilnehmende Glaubensgenossen mit Recht gar nicht beklagen. Dieser Judenbursche ist ja die beste Seele von der Welt! Er theilt mit seinem hartherzigen Vater das ihm zugefallene Glück — er nimmt, ein reichgewordener Mann, Lydien mit offenen Armen auf, ob er zwar kurz vorher von ihr verschmäht und mißhandelt worden war — er stellt auf eine zarte Weise dem Isidorus Morgenländer als edle Rache für die empfangenen Prügel fünfzehn Thaler zu — und wenn er auch dem Postillon nur falsche Groschen schenkt, so spricht sich doch seine Gutmüthigkeit darin aus, daß er ihn lieber durch eine Täuschung erfreuen, als ganz mit leeren Händen abfertigen wollte. In dieser Rolle soll nun Herr Wurm vorzüglich geglänzt und den israelitischen Burschen „recht was man con amore" nennt, gespielt haben. Dieses ist sehr löblich, und es ließ sich nicht anders von jenem Künstler erwarten, der, wie man weiß, auch die ungewöhnlichsten Gegenstände mit Liebe zu umfassen und zu behandeln versteht. Wenn aber Herr Wurm hierbei, so wie es in seiner Schutzschrift heißt, „noch mehr that, als seine Rolle vorzeichnete," und sich dadurch, wie behauptet wird, den Haß und die Verfolgung der Juden zugezogen hat, so ist noch zu bezweifeln, ob ihm so ganz Unrecht geschehen sei; vorausgesetzt nämlich, daß unter jenem „mehr"

nicht blos eine quantitative Ausbreitung der Rolle, sondern eine qualitative Steigerung derselben verstanden werden solle.

Es zeigt sich hier der nothwendige Zusammenhang, daß eben die zeitlichen und örtlichen Verhältnisse, welche zu Berlin, in einer Stadt, wo ein ausgebildetes Gefühl für das Schöne und Schickliche durch alle Classen der Gesellschaft herrscht, der abgeschmackten Posse „Unser Verkehr“ eine günstige Aufnahme verschafften, auch zugleich den Widerwillen der dortigen Juden gegen dieses Stück hervorrufen mußten. Vielleicht würden letztere verständiger gehandelt haben, wenn sie ihre Empfindlichkeit nicht geoffenbart hätten; allein daß diese aufgeregt worden, kann etwa als eine Aeußerung einer allzureizbaren Selbstsucht weder getadelt, noch belächelt werden. Es ist schon gesagt worden, daß damals der Judenhaß Sitte war, oder wenigstens zur Sitte hat gemacht werden sollen. Vielleicht war diese, einem männlichen und verstandsreifen Zeitalter so unangemessene Ausschweifung mehr als ein Kinderspiel. Vielleicht haben die Unruhigen, um ein von ihnen aufgeregtes Volk bis zur Zeit des vorbedachten Gebrauchs in Uebung zu erhalten, jene feindliche Stimmung künstlich hervorgebracht. Vielleicht auch haben selbst die Freunde der Ordnung, um eine junge Bürgerwelt austoben zu lassen und zahnenden Kindern etwas in den Mund zu geben, worauf sie ihre Grimassen verbeißen können, jenes ränkevolle Treiben nicht ungerne gesehen. So viel aber ist gewiß, daß die Juden als zur Zielscheibe irgend eines politischen Witzes hingestellt oder als Schlachtopfer einer Staatslist auserlesen sich ansehen mußten. Daher war ihre Widersetzlichkeit gegen die Aufführung der Posse „Unser Verkehr“ in Erwägung der Bestimmungsgründe ihrer Feinde, diese Darstellung so eifrig herbeizuführen, nur als eine gerechte Selbstvertheidigung zu betrachten. Die Empfindlichkeit der Juden wäre selbst dann zu billigen gewesen, wenn auch das Stück selbst nichts enthielte, was einen unverdienten Spott oder Groll gegen sie aufzuwecken geeignet wäre — welches aber, wie gezeigt werden soll, nicht minder der Fall ist.

Man pflegt einzuwenden: es werde so oft auf der Bühne dieser oder jener Stand der Gesellschaft mit Spott behandelt. Der Adel, die Advocaten, Aerzte, ja selbst der katholische Cultus wären in manchen dramatischen Darstellungen verunglimpft worden; dieses habe in Frankfurt sogar mit Bürgermeistern geschehen dürfen, ob solche gleich daselbst die höchste Würde der Regierung ausdrückten. Warum sollten also die Juden sich dies nicht auch gefallen lassen wollen! Jedoch sind die Fälle, die man hier zur Vergleichung nebeneinan=

derstellt, durchaus verschieden. Dort werden nicht die Stände, sondern die den Gliedern dieser Stände zuweilen anhängenden Schwächen und Fehler — es wird der Adelstolz, die Rabulisterei, das pfäffische Wesen belacht, und es ist weder von dem Schriftsteller gemeint, jene Classen der Gesellschaft herabzuwürdigen, noch auch tritt die Gefahr ein, daß eine solche Meinung bei den Zuhörern veranlaßt werde. Wenn aber Judenmanieren auf die Bühne gebracht werden und diese, wie in „Unser Verkehr" das ganze Spiel ausfüllen, so müssen solche Darstellungen den jüdischen Glaubensgenossen mit Recht verwünschenswerth sein. In dem Falle auch, (was schon selten vorausgesetzt werden kann), daß der dramatische Schriftsteller und Schauspieler unbefangen genug wäre, hierbei nach nichts Weiterem, als nach Belustigung zu streben, so sind doch wenige Zuschauer so arglos, sich hiermit zu begnügen. Sie werden vielmehr die bei solchen Anlässen empfangenen Eindrücke mit sich aus dem Schauspielhause tragen und die auf der Bühne mit Treue oder Ueberladung vorgespiegelten Gebrechen der Juden üblicher Weise allen diesen Glaubensbekennern anrechnen. Wer weiß es nicht, wem braucht man es erst zu erzählen, wie dieses beklagenswerthe Volk auch darin stets mit Ungerechtigkeit behandelt worden ist, daß man alle in Zeit und Raum zerstreute Schlechtigkeiten, solche, welche Juden verschiedener Gegenden und verschiedener Zeiten eigen oder angedichtet waren, gesammelt und stets auf den einzelnen Kopf jedes nächst dastehenden Juden als eine Tontine gehäuft hat!

LVII.

Tancred.

Große heroische Oper von Rossini.

Groß ist sie, wenn dieses so viel heißt, als lang, aber Heroisches hat sie durchaus nichts. Man könnte ihr den liebevollsten Roman von August Lafontaine zur Unterlage geben, ohne einen Widerspruch zu erfahren. Es ist unbegreiflich, wie ein Tondichter von nur einigem Sinne eine zur dramatischen Handlung so unangemessene Musik hat verfertigen können. Wie konnte es geschehen, daß dieser Tancred so sehr gepriesen wurde? Schon als ich ihn das erste Mal hörte, ward mir das Ohr so verschlemmt, wie es der Magen wird, wenn man eine Mahlzeit von nichts als Confect gehalten hat. Kinder und Weiber mag eine solche Musik anlocken, aber für Männer kann sie höchstens in geringer Menge zum Nachtisch genossen nicht ganz unerfreulich sein. Die ganze Oper, wie ohne Haltung, wie schleppend;

wie empfindelnd, wie angefüllt von musikalischen Sprichwörtern und Gemeinplätzen ist sie! Wenn der Sänger nur drei Töne angegeben hat, weiß man schon, was darauf folgen wird. Welche unendliche Liebelei, welches widerliche Wesen des fadesten Liebeschmachtens! Die Musik gibt ihre dahlende, tändelnde Weise nicht einmal in den Kriegsmärschen auf. Ihr seht einen Schmetterling über einem Schlachtfelde fliegen.

Um die Ungläubigen, welche die Wunder des alten Testaments bezweifeln, zu bekehren, ging ein syrakusischer Soldat trocknen Fußes durch das mittelländische Meer, dem doch an Nässe und Gefährlichkeit das rothe gewiß nicht beikam.

LVIII.

Der Sammtrock.

Lustspiel von Kotzebue.

Ich gebe euch den freundschaftlichen Rath, dieses Lustspiel zu lesen, ehe ihr dessen Darstellung beiwohnt, damit ihr nicht ängstlich werdet, wenn, wie es darin geschieht, ein junger Graf bei dem Besuche einer verheiratheten Frau, die nach ihres Mannes eigner Erklärung „appetitlich“ ist, die Thür hinter sich verschließt, um sich ungestört seiner Zärtlichkeit zu überlassen. Es ist beruhigend, vorher zu wissen, daß die Sache glücklich abläuft. Aber ihre Launen haben die Weiber, das ist gewiß. Mir wenigstens könnte dieser Graf Lunger, von Herrn *** dargestellt, durchaus, und schon seiner altväterischen Kleidung wegen nicht gefallen. Kurze Beinkleider und Strümpfe unter einem Oberrocke bezeichnen einen soliden, langweiligen Mann. Ueberdies scheint es mir, daß, wenn in einem Stücke das Klima und die Jahreszeit nicht bestimmt angegeben sind, der Schauspieler sich nach der Witterung, die in der wirklichen Welt herrscht, kleiden müsse. Aber am 7. Juli 1818 ging wol kein junger leichtfertiger Zierling, so wie Herr *** gekleidet, auf Eroberungen aus. — Herrn *** Spiel, als Magister Kranz, war zu loben; das Gutmüthige, Trockne und Leidenschaftslose, das in der Art dieses Künstlers liegt, ist der Rolle eines Stubengelehrten nicht unangemessen. — Frau *** war als Sibylle zu eintönig. Durch die ganze erste Scene blieb sie mitten im Zimmer, den Strickstrumpf in den Händen, unbeweglich auf einem Flecke stehen. Das ist nicht nach der Natur.

LIX.
Sappho.
Trauerspiel von Grillparzer.

Vor etwa zwei Jahren wurde uns diese Tragödie mit dem Spiele der Frau Schröder, als Sappho, gleichzeitig bekannt. So empfingen wir eine köstliche Frucht in goldner Schale mit Dank und Freude aus den Händen der großen Künstlerin. Später wurde sie uns wiederholt, aber auf flacher Hand, und heute auf irdenem Teller dargereicht. Der Reiz zum Genusse der Frucht ward schwächer, wenn auch nicht das Gefühl der Annehmlichkeit, indem man sie genoß. Nicht etwa, als hätte das Spiel jener Künstlerin Mängel des Dichtwerks versteckt oder ersetzt, die nun, ihrer Hülle oder Entschädigung verlustig, nackt und unverzeihlich erschienen — so nicht. Aber oft geschieht, daß uns eine Wirklichkeit anzieht, die uns als ein Gedachtes abstößt, daß wir an der Gegenwart preisen, was wir als ein Entferntes tadeln, und an der Wahrheit, was uns an der Dichtung nicht erfreut. Die Sinne und das Herz prüfen nicht; die Sinne neigen sich zum Schönen, das Herz liebt und haßt. Aber der Geist urtheilt und unterscheidet, was liebenswürdig und was hassenswürdig sei. Die Strafe des Verbrechens, der verschuldete Schmerz, die thörichte Klage, können unser Mitleid nicht erregen; aber um den Verbrecher auf dem Blutgerüste, um den Duldenden aus Leichtsinn, um den verzweiflungsvollen Thoren weinen wir gewiß; die Schwachheit tadeln, den Schwachen bemitleiden wir. Und so würde behauptet, daß wir der Sappho der Dichtung nicht ganz bewilligen können, was wir der Sappho der Bühne zugestanden.

Ich mache mit den Philologen nicht gemeinschaftliche Sache, deren Einer, da er zu Berlin die Sappho darstellen sah, ausrief: „das ist dummes Zeug!" Ich rede keinem Conrector nach, den es verdrießt, daß seine Sappho, von der man „leider" nur noch einige Fragmente hat, so verkleinert worden, indem sie der Dichter sich mit Lappalien beschäftigen ließ. Ich kenne die lesbische Sappho gar nicht; ich weiß nichts von der grausamen Geliebten des Alcäus, nichts von der Ehefrau des Kerkolas; ich kenne nur die gekrönte Dichterin und das liebende Weib, und will betrachten, wie der Dichter Liebe und Ruhm feindlich sich gegenübergestellt, und wie traurig der Kampf geendet, da der Sieg ohne Entscheidung geblieben und ein gemeinschaftliches Grab beide Kämpfende verschlang. Freilich spottet die Natur der Befehle, wie der Verweise eines Dramaturgen; aber darf auch die Kunst nichts darstellen, als wozu ihr die

Natur ein Vorbild reicht, so darf sie doch nicht jede Erscheinung der Natur zum Vorbilde nehmen. Die Natur schafft, indem sie zerstört, und sie zerstört das Einzelne, um die Gesammtheit zu erhalten. Doch die Kunst stellt nur das Einzelne dar, und zernichtet sie ein Besonderes, um nur ein anderes Besondere zu erhalten, erkauft sie das Leben des Einen mit dem Tode des Andern, so ist dieses eine frevelhafte launische Wahl, durch keinen Zweck entschädigt, durch keine Weisheit geleitet.

> Erhabene, heil'ge Götter!
> Ihr habt mit reichem Segen mich geschmückt!
> In meine Hand gabt ihr des Sanges Bogen,
> Der Dichtung vollen Köcher gabt ihr mir,
> Ein Herz zu fühlen, einen Geist zu denken
> Und Kraft zu bilden, was ich mir gedacht.
> Ihr habt mit reichem Segen mich geschmückt,
> Ich dank' euch!
>
> Ihr habt mit Sieg dies schwache Haupt gekrönt,
> Und ausgesät in weit entfernte Lande
> Der Dichterin Ruhm, Saat für die Ewigkeit!
> Es tönt mein gold'nes Lied von fremden Zungen
> Und mit der Erde nur wird Sappho untergehn.
> Ich dank' euch!

So spricht Sappho,

> Die Könige zu ihren Füßen sah
> Und, spielend mit der dargebotnen Krone,
> Die Stolzen sah und hörte, und — entließ.

Und dieses Weib, so hoch gestellt von Menschen und von Göttern, so in der Fülle des Werthes und dieses Werthes froh und sich bewußt: sie kehrt zurück, aus der Mitte der versammelten Griechen, die Herrlichste unter den Herrlichen, die Gepriesenste unter den Gepriesenen, die Glücklichste unter den Glücklichen, siegestrunken, lobberauscht; auf ihrem Haupte den frischesten jüngsten Lorbeer; sie kehrt zurück, mit Jauchzen entlassen, mit Jauchzen empfangen; sie kehrt zurück und — steht dem Sklaven, der ihren Siegeswagen sollte ziehen, als Sklavin zur Seite! Das ist nicht Sinken mehr der Größe, das ist schon ihr Fall. Das Grab ist geöffnet, der Sarg ist aufgeschlagen, die Würmer nagen an der Leiche. Wozu unser Bangen, da die Gefahr schon erreicht, wozu unsere Thränen, da die Verwesung schon eingetreten, was fürchten, da nichts mehr zu hoffen ist? Sie kehrt zurück, und noch ehe sie herannaht, ist sie schon verurtheilt, durch

einen niedrigen Diener verurtheilt, durch Rhamnes, der mit den Worten:

Der Mann mag das Geliebte laut begrüßen,
Geschäftig für sein Wohl liebt still das Weib!

die der Herrin entgegenjubelnden Mädchen in das Haus zurückweist. Aber Sappho verkündigt dem versammelten Volke laut und gebieterisch ihre Liebe und ihre Schande. Als ruhmvolle Herrin dürfte sie nicht lieben, als liebendes Weib ihre Liebe nicht verkündigen. Wir wissen nicht, was wir empfinden sollen, und die Einheit der Empfindung, die in dramatischen Dichtungen nicht minder sorgfältig als die Einheit der Handlung gehütet werden muß, wird getrennt. Wir müssen der Sappho vergessen, sollen wir dem Weibe seine Liebe verzeihen, aber wenn wir der Sappho vergessen, welche Theilnahme kann noch ferner eine alltägliche Schwäche bei uns finden? Eine Königin im Krankenbette mit der Krone auf dem Haupte; oder eine Königin auf dem Throne von Fieberschauern gerüttelt — so oder so erscheint uns Sappho, und durch diese Nachbarschaft von Größe und Schwäche wird Ehrfurcht wie Mitleid von uns abgewehrt.

Wenn die Liebe Geist und Arm des Mannes unterwirft und als Gebieterin des Ruhmes erscheint, dann mögen wir seinen Fall beweinen, oder auch verzeihen, denn nur einfach ist die Schwäche und die Schuld. Doch wenn das Weib, das sein stilles Haus verließ, von seiner Höhe herabstürzt, wird es nur Schadenfreude finden; denn zwiefach ist die Schuld — daß es gesunken und daß es gestiegen. Die Flügel des weiblichen Geistes sind immer aus Wachs, doch nur den Fall, nicht den Ruhm der kühnen That theilen sie mit Ikarus.

Wenn behauptet wird, die Liebe Sappho's müsse mit Spott und Unwillen erfüllen, ist es etwa die Verstimmung *unsres* Gemüths, ist es etwa *mein* irrender Murrsinn, der dieses ungerechte Urtheil fällt? Ist es nicht Sappho selbst, die ihre eigene Liebe geringschätzt und fast verhöhnt — ja *geringschätzt*, so sehr sie sich auch abmüdet, sich vor sich selber zu verstecken? Sie *denkt* über ihre Liebe, und die wahre Liebe denkt nicht. Sie will auf ihrem Herzen spielen, wie auf ihrer Leier; aber bei der wahren Liebe ist eins, Finger und Saite. Sie lauscht dem Urtheile der Welt, um es zu verschmähen; aber die wahre Liebe vergißt die Welt und hört nicht, was sie spricht. Ihre Liebe ist ihr nur das Höchste, aber die wahre Liebe hat auch nichts *unter* sich, noch zur Seite, sie ist Alles und füllt alle Räume aus.

Sappho kehrt von den olympischen Spielen in den Kreis einer sie anbetenden Menge zurück. Sie steigt mit Phaon von ihrem

Siegeswagen und ihrem Ruhme herab. Die Ihrigen jauchzen. Da fühlt sie alsobald, daß sie diesen ehrfurchtsvollen Empfang nicht mehr verdiene. Sie sucht die Vorwürfe ihres Innern zu beschwichtigen, und da sie es nicht vermag, trotzt sie ihnen mit Ingrimm schuldbewußt:

Mögt ihr's immer wissen!
Ich liebe ihn!

ruft sie dem versammelten Volke zu. Kann die wahre Liebe fürchten, daß man ihre Wahl nicht achten werde? Sie duldet zwar nicht, daß man verletze, was ihr heilig; aber ehe man das Heilige verletzt, ahnet sie nicht, daß man wagen könne, es zu verletzen. Aber Sappho zittert der Mißbilligung entgegen. Darum lauert sie auf jede Miene, horcht auf jedes Wort der sie Umgebenden, und wiegt ängstlich und empfindlich jeden Laut ab. Sie stellt ihren Sklaven den Geliebten mit den Worten vor: „Hier sehet euren Herrn!" Rhamnes (verwundert, halblaut): „Herrn?" Sappho: „Wer spricht hier? (gespannt) was willst du sagen?" Rhamnes (zurücktretend): „Nichts!" Sappho: „So sprich auch nicht!"

Doch wie! darf ein Weib, weil es den Lorbeer sich gewonnen, nicht auch die Myrthe durch ihre Locken flechten? Darf es nicht bewundern, weil es bewundert, nicht lieben, weil es angebetet wird? Sappho — ihre Eltern sanken früh ins Grab — ward am Mutterherzen der Musen gewartet. Des Gesanges und der Dichtung Gaben schnell entfaltend, sie fortgetragen durch heitere blaue Lüfte, von dem offenen Ohr der Griechen bald vernommen, bald angestaunt, ihr Ruhm von Tempel zu Tempel eilend — so im raschen Fluge bis hinauf zum Siege der Götter, erreichte sie den Gipfel ihres Ruhmes glücklich und gesättigt. Da fiel das blitzende Auge Phaon's in ihr Herz und erhellte seine Leere. Sappho kannte die Liebe nicht, und .... doch nein, ihr war Liebe nicht fremd:

Der Freundschaft und der — Liebe Täuschungen
Hab' ich in diesem Busen schon empfunden!

sie bekennt es, und damit ihre Schuld. Nicht überrascht, nicht überwältigt wurde die Unerfahrene von der Leidenschaft. Sie gab sich ihr willig, unbedacht hin, und wäre Phaons Treue nur um einen Tag älter geworden, dann hätte Sappho selbst von dem Felsen am Meere in die Wellen hinabgejammert und ihren Verrath zu spät bereut — wir dürfen es denken.

Aber tritt die Kraft nicht am herrlichsten hervor, wenn Schwäche sie umschattet? Macht nicht das Thal den Berg? Göttlich ist der große Mensch, aber ohne Fehl wäre er Gott und unsrer Liebe wie

unsrer Bewunderung entrückt. Steht Sappho nicht größer da als zuvor, nachdem sie sich aufgerafft und ihre Liebe, als ein Spielwerk, mit dem sie zu ernst gespielt, weit von sich werfend, ihrer Lust der Erde entflieht, um zu den Sternen emporzusteigen? Da sie spricht:

Ich will mit Sappho's Schwäche euch versöhnen,
Gebeugt erst zeigt der Bogen seine Kraft.

Hat sie nicht den schönsten der Siegeskämpfe sich erkämpft? .... Nein, das that sie nicht. Kleiner noch als im Leben zeigt sich Sappho sterbend. Sie versöhnt mit ihrer Schwäche nicht, sie entzieht sie nur dem Vorwurfe. Der Bogen zeigt nicht seine Kraft; er bricht und zeigt seine Gebrechlichkeit. Sie liebt und haßt, und ohnmächtig ihr Herz zu entleeren der Liebe und des Hasses, zerschlägt sie das Gefäß, damit die Empfindung von selbst entströme. Ihr Tod war nicht das Werk freier Entschließung. Er ward im Wahnsinn beschlossen und im Wahnsinn vollführt, und nur das Meer, nicht die Reue bedeckte ihre Schuld.

Doch schon zu lange habe ich in diese Sonne gesehen, um ihre Flecken zu ergründen; geblendet senke ich den Blick, mich ferner nur ihrer Wärme und ihres Lichtes zu erfreuen. Sappho's Ruhm und Tag sahen wir traurig, blutroth untergehen; aber um so süßer und freundlicher steigt ihre Nacht herauf, mit dem milden Mondlichte der Weiblichkeit und den Liebestönen der klagenden Nachtigall. Welche tiefe, doch nicht einschneidende, verwundende, nur vordringende Blicke hat der Dichter in das weibliche Herz geworfen! Von dem Dornenritze jener Rose, der Sappho's Herz blutig anstreifte, bis zum Dolchstoße der Entführung Melitten's, der es durchbohrte — wie wahr, schön und naturtreu ist das Alles vorgebildet! Vergebens sucht die männerkundige Sappho die Gefahr, die ihrer Liebe droht, herabzudeuteln, vergebens bittet sie ihren Ruhm um Entschädigung für ihren Schmerz, ihren Stolz um Beistand gegen ihn, sie entrinnt dem Verderben nicht. Wie das Vöglein, wenn es der Blick der Klapperschlange traf, von ihrem giftigen Anhauche umnebelt, festgehalten, nicht zu entfliehen vermag, und immer weiter gezogen endlich in den offenen Rachen stürzt — so auch Sappho, da die Eifersucht ihr Schlangenhaupt gegen sie reckt; gelähmt sind die Flügel ihres Geistes und besinnungslos sucht sie selbst den Untergang. Wenn mir auch das Gebot der Dramaturgen, eine dramatische Handlung dürfe eine gewisse Bühnenlänge nicht überschreiten, sonderbar erscheint, da ich erwäge, daß doch dem Maler verstattet ist, eine meilenweite Landschaft in einen fußengen Rahmen zu sperren, wenn nur Licht und Schatten, Größenverhältniß und Fernsicht beobachtet sind — so

bleibt doch rühmlich, daß der Dichter Sappho's jene Forderung so völlig zu gewähren verstand. Innerhalb eines Tages und einer Nacht sieht man den Keim, das Wachsen, die Blüte, die Frucht, das Hinwelken der Liebe; die Natur selbst hätte keine längere Zeit bedurft.

Phaon, wie klein und niedrig erscheint er neben Sappho, wie er selbst dunkel, Schatten werfend in ihrem Glanz! Wir stimmen ihm bei, wenn er ausruft:

> Wer glaubte auch, daß Hellas erste Frau
> Auf Hellas letzten Jüngling würde schauen!

— und so sehr bei, daß wenig sein bescheidner Sinn uns rührt. Sappho suchte ihn aufzurichten, nicht um ihn, um sich selbst zu erheben:

> Dem Schicksal thust du Unrecht und dir selbst!
> Verachte nicht der Götter goldne Gaben!

So spricht sie und rechnet diese Gaben vor. Allein

> Der kühne Muth, der Weltgebieter Stärke —

ist er Phaon eigen, glaubt ihn Sappho in dessen Besitz? Warum so ängstlich besorgt, wie eine Mutter um ihr krankes Kind besorgt, zeigt sie sich um ihn? Wie sie der Weltgebieter Einen, den Sklaven ihres Hauses vorstellt!

> Ihr seht hier euern Herrn. Was er begehrt
> Ist euch Befehl, nicht minder als mein eigner.
> Weh' dem, der ungehorsam sich erzeigt,
> Den eine Wolke nur auf dieser Stirn'
> Als Uebertreter des Gebots verklagt!
> Vergehen gegen mich kann ich vergessen,
> Wer ihn beleidigt, wecket meinen Zorn.
> Und nun, mein Freund, vertrau dich ihrer Sorgfalt ...

Wie undankbar, wie verächtlich erscheint Phaon! Daß er Sappho, die er hoch verehrte, nicht zu lieben vermochte, das ist nicht sein Vergehen; er vermochte es nicht, weil er sie hoch verehrte. Daß er aber den Muth gewann, sich gegen ihre Größe aufzulehnen, zeigt sein kleines Gemüth; er hätte jenen Muth nicht gefunden, hätte er ihre Größe zu umfassen verstanden.

Doch eben in der Bildung eines solchen Phaons hat der Dichter seine Meisterschaft gezeigt. Ein geringerer als er hätte den Geliebten Sappho's mit allen Gaben des Geistes und Gemüths ausgestattet, um ihn der Anbetung einer solchen Liebenden würdig zu machen. Wie versäumt wäre alsdann geworden, was am meisten noth thut! Denn wo anders könnte Sappho Nachsicht finden für ihre Verblendung, als in der Größe dieser Verblendung? Wo an=

ders Mitleid für ihre Niederlage, als in der Unscheinbarkeit des Feindes, der sie besiegte, weil er ungefürchtet nahe kommen durfte? Wann zeigt sich die Liebe allmächtiger, als indem sie Alles gibt und Nichts dafür nimmt? Wäre Phaon Sappho's würdiger gewesen, dann erst hätte man ihr vorrechnen können, wie thöricht sie getauscht und wie sie, wenn sie auch viel empfing, doch für das, was sie hingegeben, nicht genug empfangen. Die wahre Liebe würdigt ihren Gegenstand, aber das ist die wahre Liebe nicht, die nur das Würdige liebt.

In Melitta sehen wir den Sieg der Weiblichkeit über mannartigen Hochsinn, den Sieg des Herzens über Geisteskraft und den der Anmuth über Schönheit. Verschwiegen, verschlossen, träumend, wie eine Blume, erwartend die liebende Hand, die sie brechen wird, sich ihr nicht entgegenstreckend, fromm ergeben, still gehorchend — so steht sie dem Undanke und der Rauhheit Phaon's, wie der Rachsucht und Heftigkeit Sappho's gegenüber, und so überlebt die bescheidene Lampe der Sklavin die verzehrende Sonne der Gebieterin.

Soll ich noch sprechen von dem holden Zauber in allen Reden unseres Dichters? Von dieser bald milden, bald glühenden Farbenpracht, von der Schönheit und Wahrheit seiner Bilder, von der Tiefe und Wärme seiner Empfindungen? Dieser wundervolle paradiesische Garten ist genug gepriesen, wenn ich ihm den Fruchtmarkt anderer neuen Dichter gegenüberstelle. Dort findet sich des Willkommnen gar viel für Küche und Magen, nur nichts für Herz und Phantasie. Zierliche Weltweisen sind sie mit Lob zu nennen, welche Bücherschränke voll guten Verstandes mit Blumenguirlanden umhängen oder wol auch einer saftigen Frucht ein abgerissenes grünes Blatt unterlegen, oder eßliche Kuchen mit Dragée bestecken — aber Dichter sind sie nicht. Grillparzer ist ein Dichter.

LX.

Henriette Sonntag in Frankfurt.

Seit die holde Muse des Gesangs, Henriette Sonntag, vor einem Jahre in Weimar erschienen, und die frommen deutschen Sternpriester, unter Zither- und Cimbelklang, diese Constellation zweier Größen auf eine so seltsamliche, spanisch-maurische, hyazinthenduftige, süß dämmerliche Weise gefeiert und sie gesungen haben: „Der Dichterkönig hat das Wunderkind gepflegt mit Speise und Trank," statt zu berichten: Fräulein Sonntag hat bei Herrn v. Goethe zu Nacht gegessen — seitdem bin ich ganz toll geworden über das toll gewor-

dene Volk, das über Nacht umgesprungen und, gewohnt, wie es war, an der Flamme des Prometheus nur seine Kartoffeln zu kochen, plötzlich Feuer schluckte und, gewohnt, wie es war, seine mäßige Genießbarkeit unter bittere und harte Schalen zu verbergen, auf einmal anfing süß zu werden und zu schwabbeln und zu gleißen und zu liebäugeln wie Gelée. Ich hatte die aufgebrachtesten Dinge im Sinne, die ich alle wollte drucken lassen; aber wohl mir, daß ich mich bedacht und es nicht gethan. Wie hätte man des unbeugsamen Rhadamanthus gespottet, der endlich der Feder-Vasall eines schönen Mädchens geworden! Wahrscheinlich seit ich die Zauberin selbst gehört und gesehen, hat sie mich bezaubert wie die Andern auch, und ich weiß nicht mehr, was ich spreche. Nur im Dämmerlichte, wie eines Traumes, erinnere ich mich, daß ich vor meiner Seelenwanderung der Meinung gewesen: es sei doch nicht recht, daß wir Deutsche, die wir uns so schwer begeistern, die wir erst zu trinken anfangen, wenn Andere schon Kopfschmerzen haben — daß wir unser jungfräuliches Herz, das noch nie geliebt, gleich der ersten lockenden Erscheinung hingeben, die, wenn auch schön, doch nicht unverwelklich, wenn auch wohlthuend, doch nicht wohlthätig ist. Es sei eine unbesonnene Verschwendung, erinnere ich mich gedacht zu haben. Jetzt aber denke ich anders, und ich sage: es ist schön, laßt uns des Augenblickes genießen, wozu für unsere Enkel sparen? Wer weiß, wie lange es dauert, bis man uns wieder einmal erlaubt, unsere Bewunderung laut auszusprechen und einer Gottheit zu huldigen, die wir gewählt, der wir nicht zugefallen. Nun möchte ich diese Zauberin, die ein solches Volk umgestaltet, loben, aber wer gibt mir Worte? Selbst die ungeheure Masse von Papierworten, die wir hier in Frankfurt geschaffen, seit uns der baare Sinn ausgegangen, selbst diese ist erschöpft. Man könnte einen Preis von hundert Dukaten auf die Erfindung eines neuen Adjectives setzen, das für die Sonntag nicht verwendet worden wäre, und Keiner gewönne den Preis. Man hat sie genannt: die Namenlose, die Himmlische, die Hochgepriesene, die Unvergleichliche, die Hochgefeierte, die himmlische Jungfrau, die zarte Perle, die jungfräuliche Sängerin, die theure Henriette, liebliche Maid, holdes Mägdelein, die Heldin des Gesanges, Götterkind, den theuren Sangeshort, deutsches Mädchen, die Perle der deutschen Oper. Ich sage zu allen diesen Beiwörtern ja, aus vollem Herzen. Selbst nüchterne Kunstrichter haben geurtheilt: ihre reizende Erscheinung, ihr Spiel, ihr Gesang, könnte auch jedes für sich verglichen werden, so habe man doch die Vereinigung aller dieser Gaben der Kunst und der Natur noch bei keiner andern Sän-

gerin gefunden. Auch diesem stimme ich bei, ob mich zwar die Seltenheit dieser Vereinigung nicht bestechen konnte; denn mit der größten Anstrengung war es mir nicht gelungen, sie zugleich zu sehen und zu hören, und ich mußte ihre einzelnen Vorzüge zusammenrechnen, um die Summe ihres Werthes ganz zu haben. Daran halte ich mich: was eine wochentägliche deutsche Stadt in so festliche Bewegung bringen konnte, ohne daß es der Kalender oder die Polizei befohlen, das mußte etwas Würdiges, etwas Schönes sein. Unsere Sängerin zu preisen, will ich von dem Taumel reden, den sie hier hervorgebracht; denn ein so allgemeiner Rausch, lobt er auch die Trinker nicht, so lobt er doch den Wein.

Henriette Sonntag könnte mit einer kleinen Veränderung wie Cäsar sagen: ich kam, man sah, ich siegte. Der Sieg ging vor ihr her und ihr Kampf war nur ein Spiel zur Feier des Sieges. Die erste Huldigung, die sie in dem überwundenen Frankfurt gefunden — die erste, aber zugleich die wichtigste Huldigung, weil sie guten deutschen treuen Sinn und hohe, innigste Verehrung bezeichnete — war ihr von dem hiesigen Fremdenblättchen dargebracht, welches ihre Ankunft mit den Worten verkündete: „Fräulein Sonntag, königlich preußische Kammersängerin, mit Gefolge und Dienerschaft." Es ist nämlich zu wissen, daß unser täglich erscheinendes Fremdenblättchen den Werth und die Würde der Reisenden auf eine höchst sinnreiche, genaue und streng staatsrechtliche Weise bezeichnet. Ist ein Fremder reich, dann hat er einen Bedienten, ist er sehr reich, dann hat er Bedienung; ist er zugleich vornehm, hat er Dienerschaft; und ist er sehr vornehm, hat er Gefolge und Dienerschaft. Statt Gefolge wird zuweilen Suite gebraucht; was aber diese zarte Feudal-Schattirung ausdrücken solle, darüber sind die Frankfurter Lehnrechtslehrer nicht einig. Fürstliche Personen reisen mit hohem Gefolge und Dienerschaft. Indem man also der Fräulein Sonntag Gefolge und Dienerschaft zuerkannte, hat man sie bis an die Stufen des Thrones geführt, und ohne Rebellion konnte ihr mehr Ehre gar nicht erzeigt werden. An diese erste Huldigung reiht sich am schicklichsten die letzte an, die sie hier gefunden. Nämlich der Wirth des Gasthauses, in welchem Fräulein Sonntag vierzehn Tage gewohnt, schlug bei ihrer Abreise jede Bezahlung aus, und veredelte und verjüngte dadurch den alten römischen Kaiser zu einem Prytaneum, in welchem ruhmvolle Deutsche im Namen des Vaterlandes bewirthet werden. Zwischen diesen beiden Huldigungen breiteten sich die andern in unzähliger Menge aus. Fräulein Sonntag war hier in einer Zeit erschienen, wo die allge-

meine Aufmerksamkeit zu beschäftigen viel schwerer war als sie zu verdienen. Die Nachricht von der Schlacht bei Navarin und dem kriegerischen Trotze der Ungläubigen war kurz vor der Sängerin hier angelangt, und dennoch sprach man von der letztern auch, obgleich jeder kleine Funke von Zwietracht zwischen den Mächten das staatspapierne Frankfurt gleich in helle lichte Flammen setzt. Die wilde türkische Musik, durchtönt von einer süßen Nachtigall, war gar wunderlich zu hören. Der Sultan und die Sonntag, Codrington und Othello, der Divan und der Barbier, das wurde alles untereinander gemischt. Sogar die Juden bekamen einen leichten Schwindel, und wenn man sie auf der Börse von Achteln und Quarten sprechen hörte, wußte man nicht, ob sie Takte oder Procente meinten. Die Eingangspreise in das Schauspielhaus wurden verdoppelt und das sagt viel! denn uns Frankfurtern, so reich wir auch sind an Geld, ist jede ungewöhnliche Ausgabe eine unerträgliche. Die Zuschauer strömten in großen Schaaren herbei, und nicht blos die hiesigen Einwohner, nicht blos die Bewohner der nahe gelegenen Städte, gar weit her, von Cöln und Hannover kamen die Fremden. Es war wie bei den olympischen Spielen. Ein Engländer, der keinen Logenplatz mehr bekommen konnte, wollte das ganze Parterre für sich allein miethen, und zeigte sich, als man ihm bemerkte, daß dieses schicklicher Weise nicht auszuführen sei, sehr erstaunt über die wunderliche Continental-Prüderie. Ein junger Mensch machte den Weg von dem acht Stunden entfernten Wiesbaden zu Fuße, langte gerade hier an, als das Haus geöffnet wurde, erstürmte sich einen Sitz, war so gutmüthig diesen einer matten Dame abzutreten, stellte sich, ward dann ohnmächtig ehe die Vorstellung begann, wurde, weil in Ohnmacht zu *fallen* kein Platz da war, stehend und leblos von Hand zu Hand zur Thüre hinaus geschoben, erholte sich erst wieder, als der Vorhang schon gefallen war, und kehrte noch in der nämlichen Nacht zu Fuß nach Wiesbaden zurück. Einen hiesigen Einwohner hatte die Enge und die Schwüle so erschöpft, daß er nach Hause gehen mußte und noch denselben Abend starb. Von einigen Verletzungen und Erkrankungen, von Solchen, die mehrere Tage das Bett hüten mußten, hat man sich erzählt. In diesen Tagen war das *Intelligenzblatt* wie besät mit verlornen Ketten, Ringen, Armbändern Schleiern, und anderen Dingen, welche Weiber im Gedränge verlieren können. Als ich am Tage des ersten Auftretens der Sonntag zum Optiker kam, um mein zur Ausbesserung dahin gegebenes Perspectiv zu holen, mußte es unter andern fünfzig Ferngläsern, die alle in gleicher Absicht dort versammelt waren, hervorge-

sucht werden. Es war eine allgemeine Augenrüstung der ganzen waffenfähigen Mannschaft in Frankfurt, und die vielen hundert im Glanze des neuen Kronleuchters schimmernden Fernröhren, die alle auf ein schwaches Mädchen gerichtet waren, boten einen furchtbaren, kriegerischen Anblick dar. Doch nie war eine Artillerie schlechter bedient worden, denn der Feind wurde gar nicht, nur die ungeschickten Artilleristen wurden beschädigt.

Das Schauspielhaus wurde zwei Stunden früher als gewöhnlich geöffnet, und schon lange vorher war der große Platz vor demselben mit Menschen bedeckt. Die Hälfte der Menge war gekommen, in das Haus zu dringen, die andere Hälfte hinter der Fronte, dem Kampfe zuzusehen. Ein hiesiger Theater-Kritiker hat das Gedränge sehr treffend mit den Worten geschildert: „Man hätte glauben sollen, dem ersten eintretenden Fuße wäre ein Paar goldene Stiefel zugedacht.“ Nun denke man ja nicht, es sei etwas Kleines, es sei ein bloßes Lustgefecht, in das hiesige Theater zu stürmen. Das Haus ist gar nicht gebaut, den Eingang zu erleichtern, sondern vielmehr ihn zu erschweren; es ist wie eine Festung gebaut, der sich Vauban nicht zu schämen hätte. Eine schmale und steile Treppe von etwa zwölf Stufen führt unmittelbar von der Straße das Haus hinauf, und diese Treppe wird von der engen Eingangsthür in zwei Hälften geschieden, ohne daß außer- und innerhalb der Thür ein Absatz ist. Dieses Pförtchen öffnet sich nach außen, und wird, im dramatischen Stile, plötzlich, rasch und unerwartet, wie ein Theatercoup, und zwar von innen aufgestoßen, so daß die auf der Treppe stehende Menge mit Leichtigkeit herabgestürzt werden kann. Wenn man noch nie gehört, daß bei solchen Gelegenheiten Frankfurter den Hals gebrochen, so haben sie dieses blos ihrer vortrefflichen gymnastischen Erziehung zu verdanken, die sie von Kindheit an in diesen gefährlichen Stürmen geübt hat. Hat man nun die erste Thür und die zweite Treppenhälfte zurückgelegt, dann gelangt man an eine andere Thüre, die halb offen steht. Hinter ihr aber steht ein Riese mit breiter Brust und ausgebreiteten Armen, und wehrt den Eindringenden. Wer etwas klein ist, schlüpft dem Riesen unter den Armen durch, die Großen aber müssen warten, bis die Schlagbäume sich aufthun.

Eine so hochgespannte Erwartung zu befriedigen, habe ich, ehe ich die Wirklichkeit erfahren, nicht für möglich gehalten. Aber alle Zuschauer gestanden, daß Fräulein Sonntag jede Erwartung übertroffen habe. Und hier, wo der Schein zum Wesen gehört, was könnte verführt, was geblendet haben? Eine bezaubernde, unbe-

schreibliche Anmuth begleitet alle Bewegungen dieser Sängerin, und man weiß nicht, ob man ihr Spiel oder ihren Gesang als den schönen Putz einer vollkommenen Schönheit ansehen soll. In scherzhaften Rollen bewahrt sie immer jene weibliche Schicklichkeit, die auf den Brettern so leicht zu verletzen, und in ernsthaften eine Hoheit, die zugleich gebietend und rührend ist. Madame Catalani soll von ihr geurtheilt haben: Elle est unique dans son genre, mais son genre est petit; wer sie aber als Desdemona in Rossini's Othello gehört hat, wird dieses Urtheil sehr ungerecht finden. Man vergaß ganz den abgeschmackten Text des Rossinischen Othello, man sah und hörte Shakespeare's Desdemona. Sie ist eben so bewunderungswürdig im einfachen Gesange, der zu dem Herzen spricht, als im verzierten, der nur mit dem Ohre plaudert. Man sah alte Männer weinen — eine solche Wirkung bringt eine bloße Künstelei, sei sie auch noch so unvergleichlich, und unerhört, nie hervor. Ihre kleinen Töne, ihre wundervollen Verschlingungen, Triller, Läufe und Cadenzen gleichen den anmuthigen kindlichen Verzierungen an einem gothischen Gebäude, die dazu dienen, den strengen Ernst erhabener Bogen und Pfeiler zu mildern und die Lust des Himmels mit der Lust der Erde zu verknüpfen, nicht aber jenen Ernst zu entadeln und herabzusetzen. Die Begeisterung, welche Henriette Sonntag als Desdemona entzündet, glich einem griechischen Feuer, das gar nicht zu löschen war, und .... Doch jetzt klammere ich mich an den Felsen der Besonnenheit, der sich einzig mir zur Rettung darbietet. Vielleicht war es auch der Strudel, der mich fortgerissen, vielleicht war es nicht blos eine Art zu reden, wenn ich früher sagte: „Ich weiß nicht mehr, was ich spreche." Sollte so etwas geschehen, sollte mir etwas Menschliches begegnet sein — dann will ich mich nicht allein dem spottenden Mitleide preisstellen, sondern mich unter meine schiffbrüchigen Leidensgenossen mischen, und will darum Einiges von dem erzählen, was einige Theater-Kritiker und Dichter hier und in Darmstadt von der Sonntag gesagt, gesungen und gewüthet haben. So verbunden spotten wir der Spötter.

Mir schwindelt! Ich habe trunkene Deutsche gesehen — aber nicht betrunken von Wein, sondern trunken von Begeisterung! Die Zeit ist im Gebären, das Jahrhundert wird Vater werden und große Dinge werden geschehen. Was ist gedichtet, was gefabelt worden! Es war ein Landsturmsaufgebot im Olymp; selbst die Weiber, Kinder, Greise und Veteranen der Mythologie mußten die Waffen ergreifen. Kritische alte Weiber haben der Sängerin Liebeserklärungen gemacht, und düstere Recensenten haben mit ihr gekos't. Schwere

Philologen haben leichte Gedichte gemacht, und tändelnde Anakreons haben mit dem schönen Mädchen von Tod und Unsterblichkeit gesprochen, von dem Jammer der Erde und von der Seligkeit des Himmels, und haben sie sehr gebeten, ihre bisherige Unschuld zu bewahren. Ein „Klausner" sang:

> Liebling! komm, den Schleier mir zu heben!
> Komm, enträthſ'le meinen hohen Sinn.

Aber ach! der Liebling ist nach Paris gereist und hat den hohen Sinn des Verschleierten nicht enträthselt! „Eine Geisterstimme an Henriette Sonntag" ließ sich vernehmen, aber es war kein düstrer Ton aus dunkler Gruft, sondern das süße Saitengeflüster in einer spanischen Nacht, und der Geist war sehr vollblütig. Das Jahrhundert von Volta war schon überaus selig, wenn es die Freude einmal elektrisirte, aber das genügt nicht mehr — unsere Sängerin durchzückte ihre kritischen Frösche mit „galvanischer Freude". Ein Sterngucker sprach von der „Milchstraße", die dem Auge des Glücklichen immer neue Welten entdeckt. Ein Anderer sagte: „Es gab keine Meinungen, keine Spaltungen mehr, die Palme der Zufriedenheit begeisterte alle Gemüther, jede Zwietracht war verschwunden." Ach, warum schickt man die Sängerin nicht nach Konstantinopel, daß sie den Divan beschwichtigt? In deutschen Novembertagen war die Sängerin von „hesperischen Lüften" umgaukelt. Ein Anderer sagte stolz, er werde mit Stolz einst seinen Enkeln erzählen: „Auch ich lebte in dem großen Zeitalter." Ein Dichter sang prophetisch und aufrichtig:

> Mich verläßt in deinem Kreise
> Hauch, Bewegung, Geist und Leben.

Ein Anderer:

> Wie war es nur ein kleines Wort,
> Was sie mir sagte!
> Wie war es nur ein Silberblick,
> Den sie mir tagte!
> Und selig leb ich lange Zeiten
> Schon von dem Worte nur, dem Blick.

Wenn dieser nüchterne Poet so mäßig fortlebt, kann er Cornaro's hohes Alter erreichen. Ein Kritiker wünschte sich „eines Argus Augen, um allen Reiz der holden Erscheinung einzusaugen", und reimte ohne es zu wollen. Ein anderer Prosaist hatte sehr malerische und physikalische „Gedankenflocken" — wegen der Wintertage, die Wasser in Schnee verwandeln. Ein Anderer ließ sich vernehmen: „O zarte Perle im Strahl eines gefühlvollen Blickes! Du rollest

über die jugendliche Wange, damit ein Seraph mehr als Aeon die Seele aller Tugendhaften beschütze!“ Ein bejahrter Dichter sang aus eigener Erfahrung:

In alle Glieder dringet Mark

und der willkommene Schluß eines Sonettes lautet, wie folgt:

So klang vielleicht die Harmonie der Sphären
Am ersten Sonntag nach dem Wort: Es werde,
Den Ewigen zu preisen und zu ehren.
Uns jenes Sonntags Wohllaut zu gewähren,
Verlieh er eine Sonntag jetzt der Erde,
Und Ohren uns, die Einzige zu hören.

Dieser theologische Sonettist behauptet also geradezu, die Menschheit habe erst jetzt, im sechstausendsten Jahre ihres Alters, Ohren bekommen. Ach, er mag Recht haben! Die Geschichte sprach schon sechstausend Jahre, und wir hörten sie nicht. Der Schöpfer wird es uns wol nicht übel nehmen, wenn wir künftig, so oft die Sonntag nicht singt, unsere Ohren zu etwas Anderm gebrauchen.

Nicht blos die Menschen am Main und Rhein, sondern auch die sogenannte leblose Natur hat Henriette Sonntag beseelt, erfreut und betrübt. Wir haben gelesen: „Die Natur hat den Einzug der Sonntag in Frankfurt durch ein besonderes Zeichen gefeiert; denn in dem Augenblicke ihres Eintreffens in unsern Mauern wurde ein leuchtendes Meteor am Horizonte sichtbar, das sich mit Kanonendonner endigte.“ Freilich hatte hiergegen ein Anderer bemerkt, daß die Feuerkugel, von welcher hier die Rede ist, dreißig Stunden später als die Sonntag erschienen, und hat dieses aus den Berichten der hiesigen physikalischen Gesellschaft zu beweisen gesucht. Aber was ein ungläubiger Gibbon spricht, verdient keine Beachtung, und soll uns unsere Seligkeit nicht rauben. Wir haben ferner gelesen: „Kaum hatte die Heldin des Gesanges unsere Mauern verlassen, so fing selbst der Himmel an zu weinen.“ Dieses Wunder kann ich beschwören; ich habe selbst gesehen, daß es zu regnen anfing, so bald die Heldin des Gesanges die Thore hinter sich hatte.

Man muß unsern „schneeumstöberten“ Pindaren die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie in ihren „Lufteinlufthindurchaufschwimmenden“ Sonntags-Päanen sich von jeder irdischen Fessel frei zu erhalten gewußt und sich von keiner erdstaubigen Regel befehlen ließen;

Denn in Dithyramben, Alles was da glänzen will,
Muß luftig sein, und dunkel, und schwarzglimmerig,
Und flügelschwungreich.

Doch immer gelang es ihnen nicht. So konnten sie von dem gemeinen Gedanken nicht loskommen, daß der Name der Sängerin zugleich der eines Wochentages, und daß in Sonntag zugleich Sonne und Tag enthalten sei. Sie machten die unglaublichsten Anstrengungen, sich von diesem Gedanken frei zu machen; aber, wenn sie des Teufels hätten werden mögen — es ging nicht! Daher ein ewiges Vergleichen zwischen dem wöchentlichen und der säcularischen Sonntag, und ein unaufhörliches Besingen der Sonne und des Tages. Ich wüßte nicht, was ich darum gegeben, hätte die Sängerin statt Sonntag, Freitag geheißen. Dann hätte noch ein deutscher Zeitungsschreiber die Freiheit besingen dürfen, und man würde den Druck der Freiheit einmal auf eine andere Art gesehen haben; denn der mitberauschte Censor hätte wahrscheinlich aller nüchternen Reclamationen gespottet..... Ich könnte noch Manches erzählen von dem, was die „flügelschwungreichen Dithyrambenmeister vom Stamm der Schwänzler," und auch erzählen von dem Brekekex koax koax, das „des Sumpfs Quellgeschlecht unter Schaumaufboppelung" gesungen und wieder gesungen; aber es soll genug sein. Ich muß endigen, ehe mir Jemand zurufe:

Es sind nicht Alle frei, die ihrer Ketten spotten!

LXI.

Der Taubstumme

oder

Der Abbé de l'Epée.

Alle Glieder dieses Schauspiels, den Abbé de l'Epée selbst mit eingeschlossen, sind kalte, glatte und regelmäßige Schönheiten; der einzige bewegliche und bewegende Zug unter ihnen ist der taubstumme Theodor. Es gehört nicht wenig Feinheit und Fertigkeit dazu, um nicht unter dem französischen gestickten Kleide entweder gegen die Wärme oder gegen den Anstand des Spiels sich zu vergehen. Die Empfindung wallt besonnen einen Menuet auf und ab, und erbittet höflich die Erlaubniß zu einem liebevollen Händedruck. — Herr *** zeigte als Abbé de l'Epée eine wahre Meisterhaftigkeit. Die Kunst in seinem Spiele ist nicht sichtbar, sie wird nur begriffen. Er war wirklich der edle, feste und gute Mann, dem die Tugend ein Geschäft, nicht blos eine Lust ist. Seine Menschenfreundlichkeit ist nicht eine laut tosende, hoch aufsteigende Woge, die nach vollbrachter That zurücksinkt, sondern ein ununterbrochener ruhiger Strom, der langsam, aber anhaltend, die Menschheit befruchtet, an deren Ufer

er vorüberfließt. Den Anstand des Gebildeten, die sichre Haltung des Erfahrenen, die ruhige Wärme des bejahrten Mannes, den feinen Unterhaltungston eines gesellschaftskundigen Franzosen, dieses Alles zeigte Herr *** in seltner Vereinigung.

LXII.

Die Waise und der Mörder.

Drama von Castelli. Mit Musik von v. Seyfried.

Ein höchst anziehender Stoff und mannichfaltig malerische Verhältnisse unterhalten die Erwartung des Zuschauers. Obzwar die Handlung nicht verwickelt ist und man ihren Ausgang gleich anfänglich erräth, so bleibt die Theilnahme doch gefesselt. Der Beifall, welchen dieses Stück findet, hat wol in dem uns fremden Reize seinen Grund, den die Vereinigung von Declamation, Musik und Pantomime dem Zuschauer gewährt. Auch das gelungenste dramatische Gedicht wird oft ermüdend, ja manchmal peinigend einwirken, wenn es nur durch seine eigenen Vorzüge und mit keiner andern Kunst zusammengestellt, uns berührt. Die Theilnahme, welche die dramatischen Hauptpersonen durch ihr Leiden oder Handeln erwecken, hat etwas Schmerzliches, weil sie durch die Erwartung, wie sich deren Schicksal enden und entwickeln werde, gefesselt ist. Um die Lust, welche Schauspiele uns gewähren, von jeder trübenden Beimischung zu befreien, käme es darauf an, die aufgeregten Empfindungen, welche die Quellen jener Lust sind, von den Personen, die sie uns eingeflößt haben, abzusondern und als etwas Freies, Geistiges, vor jeder, gleichsam körperlichen Einwirkung sicher zu stellen. Es käme darauf an, unser Mitleid, das wir etwa dem unglücklich Liebenden gönnten, der unglücklichen Liebe — den Abscheu, welchen ein Verbrecher uns einflößt, dem Verbrechen zuzuwenden. Auf diese Weise gewönne die Empfindung einen Schwerpunkt, in dem wir ruhiger abwarten könnten, wie der Knoten der Geschichte sich lösen werde. In der antiken Tragödie war es der Chor, welcher die Empfindung und die Betrachtung des Zuhörers, sie von ihrem der Veränderlichkeit unterworfenen, erregenden Gegenstande abziehend, als ein freies Kunstwerk hinstellte und von den Launen des Künstlers und den Verletzungen seines Meißels unabhängig machte. Bei uns, wo der Gebrauch des Chors in der Tragödie vorzüglich darum wirkungslos bleiben würde, weil wir bei unserer monarchischen öffentlichen Erziehung in Schauer gerathen und die Kramläden schließen, wenn auch nur drei Menschen aus dem

Volke den nämlichen Willen und dieselbe Meinung haben und sie unter freiem Himmel auszusprechen sich erkühnen — bei uns kann nur die Musik die Stelle des Chors vertreten, und die in uns erregten Eindrücke, von allem Individuellen reinigend, zur Idee der Gattung erheben, und so zum unstörbaren Genusse als dauerndes Kunstwerk hinstellen.

Die durch das Drama geflochtene Musik, welche besonders das stumme Spiel Victorins begleitet, ist sinnig, geistvoll und höchst malerisch. Sie füllt auch die Zwischenacte aus, wodurch die Handlung fortgeführt und jene Unterbrechung des Gefühls vermieden wird, die in den auf die übliche Weise angeordneten Schauspielen so wehe thut. Sobald der Vorhang fällt, wird man gewöhnlich hastig und grob aus dem Kreise der Täuschung in die Wirklichkeit gestoßen, und ganz verdutzt tritt man mit dem zweiten Acte wieder hinein und hat Mühe, die verlorne Stimmung von Neuem aufzusuchen. Die Abtheilungen der Schauspiele sollten immer mit einer angemessenen, das Vergangene nachspielenden und das Kommende der Handlung vorbereitenden Musik verbunden werden.

LXIII.

Das Bild.

Trauerspiel von Freiherrn v. Houwald.

„Bei der größten Wahrheitsliebe kommt derjenige, der vom Absurden Rechenschaft geben soll, immer ins Gedränge: er will einen Begriff davon überliefern und so macht er es schon zu Etwas, da es eigentlich ein Nichts ist, welches für Etwas gehalten sein will. Und so muß ich noch eine andere allgemeine Reflexion vorausschicken, daß weder das Abgeschmackteste, noch das Vortrefflichste ganz unmittelbar aus einem Menschen, aus einer Zeit hervorspringe, daß man vielmehr mit einiger Aufmerksamkeit eine Stammtafel der Herkunft nachweisen könne.“ Mit diesen Worten beginnt Goethe in seiner italienischen Reise die Beschreibung der tollen Land-, Garten-, Haus- und Kunstwirthschaft, die der Prinz Pallagonia auf seinen Besitzungen bei Palermo treibt. Durch die Anführung dieser Rede sichere ich den einen oder den andern Vortheil. Meinen eigenen — sollte es mir nicht gelingen, den Tadel, den ich gegen das Bild auszusprechen gedenke, fest zu begründen, den des Dichters — sollte, es mir gelingen.

Was ist der Zweck der dramatischen Kunst? Nur zur Frage nicht zur Antwort ist hier Raum. Auch ist genug, deß flüchtig zu

gedenken, daß die Kunst eine Nachahmung der Natur in dem Sinne sei, daß sie das Schaffen, nicht die Geschöpfe der Natur nachahmt, daß sie schafft wie, nicht was die Natur. Die bildende Kunst thut es der äußern, die dramatische der menschlichen Natur, das heißt: der Geschichte nach. Sie stellt die Kraft und die Reizbarkeit, das Handeln und das Leiden des Menschen dar. Wie nun aber jede Kraft durch ihre Begrenzung, durch den Stoff, auf den sie einwirkt, bestimmt, und wie jedes Leiden durch eine äußere Kraft erregt wird, so ist der dramatische Künstler zugleich ein bildender; er hat in seinen Werken nicht blos die wahre Beschaffenheit der menschlichen, sondern auch die der großen Natur, die Verhältnisse rein aufzufassen und treu darzustellen. Und wie er diese Forderung erfüllt, das wäre der erste Versuch, der über den Gehalt eines dramatischen Werkes anzustellen sei. Wir wollen diesen Maßstab an eine Geschichte, die wir wie folgt ersinnen, anlegen:

Einer der Großen des Landes will die bestehende Regierung stürzen. Die Verschwörung wird entdeckt, er muß flüchtig werden, mit ihm fliehen seine Angehörigen. Man zieht seine Güter ein, er wird zum Tode verdammt und die Strafe des Gesetzes wird am Bildnisse des Schuldigen vollzogen. Darauf kehrt der Flüchtige verkleidet zurück, sein Unternehmen noch einmal zu versuchen. Er wird erkannt, eingekerkert, entgeht aber dem Henkertode, da er früher im Kerker stirbt. Welche Empfindungen wird dieser Tod bei den Hinterlassenen erwecken, zu welcher Handlung wird er sie anreizen? Gewiß, sie werden um den verlornen Gatten, Vater und Bruder trauern, sie werden seinen Tod beweinen — aber auch rächen? Nein. Nicht eine blutige That, die Triebfeder einer blutigen That kann die Angehörigen eines Geopferten zur Rache auffordern. Und war die Triebfeder zur Verurtheilung und Einkerkerung des Grafen eine gehässige, zu bestrafende? Der Graf hatte sich wirklich verschworen, das Gesetz hat ihn gerichtet. Wen sollte die Rache treffen? Den Fürsten des Landes, der, was seine Pflicht war, den Staat vor Aufrührern geschützt? Die Richter, die das Urtheil gesprochen? Tritt ja die Rache auf, so kann sie es nicht als eine That der Zärtlichkeit und Liebe, nur als eine That der Politik kann sie erscheinen. Die sie zu vollführen übernommen, müssen, gleichgesinnt mit dem Verstorbenen, die mißlungene Verschwörung von Neuem anzetteln, und der Trieb, den Tod eines geliebten Freundes zu rächen, mag sie dann zu ihrem Unternehmen noch mehr anfeuern. Aber alleiniger Zweck kann, unter solchen Verhältnissen, die Rache nicht werden. Wenn nun die Regierung, welcher das Opfer fiel, durch Eroberung

einer andern Macht vertrieben wird, wenn dieser neuen Regierung die Familie des Gestorbenen ergeben ist, wenn daher die Trauer um den Toden an dem Ehrgeize keinen Unterstützer findet, dann wird sie verstummen und nicht mehr auf Rache sinnen. Gegen wen sollte diese ferner gerichtet sein? Gegen die Polizeidiener, die den flüchtigen, und zurückgekehrten Grafen erkannt und ins Gefängniß geführt, oder etwa gegen einen armen schlechten Teufel von Auflaurer, der um eine Hand voll Geld den Geächteten verrieth? Oder gegen wen sonst? Nun, wahrlich, es errathet's Keiner, wenn ich es ihm nicht sage..... Doch laßt uns zum Bilde zurückkehren; denn die hier erzählte Geschichte ist der Inhalt dieser Tragödie — erzählt, so weit die Geschichte möglich ist; wo das Unglaubliche beginnt, lasse ich den Dichter selbst reden.

Ein Graf Nord hatte die spanische Herrschaft in Neapel zu stürzen gesucht. Flüchtig, nach entdeckter Verschwörung, ward sein Bild an den Galgen geschlagen. Als Mönch verkleidet, kehrt der Graf zurück, wird erkannt, verhaftet, und stirbt im Gefängnisse. Dieses ereignete sich wenigstens zehn Jahre vor der Handlung, die in der Tragödie sich vor unsern Augen abspielt. Der Schauplatz ist auf dem Schlosse des Grafen Gotthard von Nord, Bruder des Verstorbenen, in der Schweiz. Außer diesem befinden sich noch daselbst und treten als Hauptpersonen auf: Camilla, die verwittwete Gräfin Nord; ihr Sohn Leonhard, ein Jüngling von achtzehn Jahren; ihr Vater Marchese di Sorrento; ein Maler Spinarosa, und der Schloßcastellan. Die Familie hatte sich aus dem politischen Sturme hierher gerettet. Aber seitdem hat sich ihr Schicksal aufgeheitert. Die österreichische Regierung hatte sich Neapels bemächtigt, und die neue Regierung die eingezogenen Güter des verstorbenen Grafen und seiner Angehörigen letztern zurückgestellt. Der alte Marchese erwartet einen Boten aus Italien, mit der Bestätigung seines Glücks.

Da er flüchtig und verarmt eine Freistätte suchte, ließ er seinen Enkel Leonhard, noch Kind, in Italien zurück. Unbekannt mit seiner Herkunft, als verlassene Waise, kam der Knabe in eines Malers Hände, der dessen Naturanlage zur Kunst sorgfältig entwickelte. Meister Spinarosa, durch einen geheimen Zug des Gemüths an den Knaben gekettet, ward sein Lehrer, Freund, Vater, und da der Zögling heimgeholt wurde, um ferner in dem erneuerten Glanze des Großvaters zu leben, begleitete ihn Spinarosa, gedenkend, sich nie mehr von ihm zu trennen. Sie waren einen Tag früher, ehe die Handlung des Dramas beginnt, auf den Gütern des Grafen Nord angekommen. Da lernt nun Leonhard den Marchese als seinen

Großvater, Camilla als seine Mutter, den Grafen Nord als seinen Oheim kennen. Er erfährt von dem Marchese seines Vaters Schicksal, wie dieser eine Verschwörung angezettelt, wie er sich flüchtete, wie sein treues Bild am Galgen aufgehängt wurde, wie er darauf zum zweiten Male sich verkleidet nach Neapel gewagt, wie er erkannt wurde, denn:

— — — — — — — — Das Bild
Am Galgen, von verruchter Hand gemalt,
Es war zu treu und wurde sein Verräther.

Worauf Leonhard erwidert:

O pfui! Wer hat die Kunst so tief entweiht!

Das ist nun die Schraube, um welche sich die Handlung dreht, und geschraubter findet sich wol auch keine in der ganzen dramatischen Welt. Man möchte Leonhards Worte des Unwillens, die wir so eben aussprechen gehört, wiederholen, denn nie haben possierlichere Stelzen den Dienst des Kothurns vertreten. Viele Jahre sind seit dem Tode des Grafen vorüber, und noch ist alles Sinnen und Trachten des Marchese und des alten Castellans darauf gerichtet, wie sie den Maler entdecken, der das Bild verfertigt, das man an den Galgen hing; denn dieses Bild, reden sie sich ein, weil es so treu gewesen, habe den Grafen verrathen. Und nicht allein diese, sondern selbst ein Cardinal in Neapel, der Oheim des Marchese, hat sich jene Narrheit in den Kopf gesetzt, denn der von ihm an den Marchese geschickte Bote erzählt:

Auch Seine Eminenz sind tief empört
Und wollen Ihre ganze Macht gebrauchen,
Den Maler zu erforschen; denn solch ein Bild
Mit diesem Fleiß und dieser Sicherheit
Zu malen, meinen Sie, sei nur das Werk
Der schändlichsten Verrätherei — —

Meinen Sie! Alle Ehrfurcht vor der Meinung einer Eminenz! aber ich kann mich nicht darein finden. Kenner der ausübenden Henkerkunst werden es besser wissen als ich, was es mit der Hinrichtung im Bildnisse eigentlich für eine Bewandtniß hat. Wird nicht, wie es mir wahrscheinlich dünkt, nur irgend ein Bild symbolisch an den Galgen geschlagen, mit der Absicht, es solle den flüchtigen Verbrecher vorstellen, oder wird wirklich das Conterfei des Verurtheilten, und in der Absicht dazu gebraucht, daß er erkannt und ausgeliefert werde? Angenommen, daß dieses sich so verhalte, und daß der Graf wirklich daher erkannt und eingekerkert worden sei, weil sein treues Bildniß ihn verrathen; wie kann aber auch der witzigste Argwohn auf

den Gedanken kommen, daß ein Maler aus Bosheit, in der Absicht, den Grafen den Henkern zu überliefern, das Bild gemalt habe? Er müßte es denn aus der Erinnerung gemalt haben, denn hätte der geächtete Graf seinem Pinsel gesessen, dann braucht' er ihn ja blos beim Kragen zu fassen und der Gerechtigkeit einzuhändigen. Also ein Maler wäre zur Polizei oder zum Criminalgericht gekommen, und hätte gesagt: ich bin ein Feind des flüchtigen Verbrechers, da habe ich euch aus Rache sein Bild gemalt; ich stehe euch dafür, es gleicht ihm wie ein Ei dem andern, schlagt es an den Galgen, es wird seine Dienste thun! Aber wäre es nicht möglich, ja wahrscheinlich, daß das Bild des Grafen früher und keineswegs zu diesem schrecklichen Vorhaben gemalt worden wäre, und daß man es unter den Möbeln des Geächteten, die man mit den Palästen, in denen sie waren, wie erzählt, confiscirt hatte, gefunden und zu peinlichen Zwecken benutzt habe? Ja die Familie, der Marchese, mußte ja daran denken, daß sich der Graf einmal habe malen lassen, da dieser Umstand, wegen eines gewissen Vorfalles, der sich dabei ereignet hatte, der Gräfin Camilla unvergeßlich bleiben mußte. Indessen, genug der Bedenklichkeiten und Einwendungen, es gibt unerklärliche Idiosynkrasien des Gemüths, und der Haß gegen einen unbekannten, vermuthlich ruchlosen Maler, mag eine solche sein. Ja, es muß eine Idiosynkrasie hier stattfinden, denn man glaube nicht etwa, daß die Anverwandten, von heftiger Liebe und Zärtlichkeit für den schon vor Jahren gestorbenen Grafen immer noch beseelt, zu solchen Rachephantasien sich verblenden ließen. Sie haben ihn alle nicht sonderlich geliebt. Er war ein roher, harter Mensch. Der Marchese klagt, sein Schwiegersohn habe ihm nur Unglück in die Familie gebracht. Camilla, sein Weib, hatte eine frühere Neigung durch ihre ganze Ehe stets ungeschwächt bewahrt. Der Graf Gotthard von Nord konnte dem verstorbenen Bruder auch nicht gut sein, da er ihm genannte Camilla, die früher ihm selbst als geliebte Braut bestimmt gewesen, weggeschnappt hatte. Der junge Leonhard kannte seinen Vater kaum. Nur der alte Castellan bedauert seinen jungen Gebieter, den er als Knaben auf den Armen getragen, aufrichtig, die Uebrigen aber tragen ihn nur in effigie im Herzen und lieben ihn in contumaciam — sie haben es nur mit seinem Bilde zu thun.

Wie gesagt — Schwiegervater, Sohn, Bruder, Castellan, alle sinnen darauf, wie sie den verrätherischen Maler finden und züchtigen könnten. Da spricht der Castellan:

> Ich habe drüber Jahre lang gebrütet,
> Wie ich ihn kennen will.

Der gute Mann hat das folgendermaßen angefangen. Zuerst hat er sich nach Neapel geschlichen, das aufgehängte Bild nächtlicher Weile vom Galgen abgenommen, und dafür ein anderes hingehängt; sodann ist er durch vieles Ueberlegen und Suchen dahinter gekommen, daß in der Ecke des Gemäldes der Künstler ein Zeichen hingemacht (sein Monogramm). Jetzt war der Weg zur Rache gefunden. Sie wollen sich sämmtlich auf die Wanderung begeben, den Mordmaler aufzusuchen, übertragen jedoch, wie billig, dem jungen Leonhard die Rache. Dieser wird feierlich mit einem Schwerte umgürtet, zum Ritter geschlagen und ihm der Eid abgenommen, des Vaters Tod zu rächen! Während sie sich aber auf solche Weise rüsten und berathen, hat ihnen der böse Geist das Opfer schon zugeführt, denn der Maler, der das Galgenbild gemalt, ist kein anderer als Spinarosa. Wie er in das Haus seiner Feinde gekommen, ist oben schon gesagt, jetzt muß erzählt werden, auf welche Weise er dazu kam, den Grafen Nord zu malen. Zwar scheint dieses so natürlich, aber der gerade Weg taugt in keinen Tragödien; um gehörig spät zum fünften Acte zu gelangen, müssen krumme Wege eingeschlagen werden.

Gräfin Camilla brachte ihre Kinderjahre in einem Kloster zu. Da ereignete sich, daß daselbst mehrere Bilder restaurirt werden sollten. Der berühmte Meister, dessen Kunst man in Anspruch nahm, hatte keine Zeit und schickte einen seiner Schüler, einen Deutschen, Namens Lenz. Wie dieser nach und nach die beschädigten Madonnen ausbesserte, bekamen sie alle das Gesicht der schönen Camilla. C'est l'Amour qui a fait ça! Die kleine Camilla erwiderte die Liebe des jungen Malers. Da ward sie aus dem Kloster gezogen und dem Grafen Nord angetraut. Dieser hat von der Liebschaft gehört, und will dem Maler, der seine Braut, wenn sie es auch damals noch nicht gewesen, zu lieben wagte, einen Streich spielen. Er läßt ihn rufen, um sich malen zu lassen. Lenz kommt, ohne zu wissen, daß er den Mann seiner Geliebten vor sich habe, und malt den Grafen. Als das Bild fertig war, ruft der Graf Camilla herbei, hunzt den armen Lenz in ihrer Gegenwart herab, und sagt: das Bild tauge nichts. Nachdem er die Absicht, den Jüngling in Gegenwart der Geliebten zu beschämen und zu ärgern, erreicht, läßt er ihm den bedungenen Lohn auszahlen. Dieser aber wirft ihm das Geld vor die Füße, stürzt fort, ändert seinen Namen und irrt in der Welt umher. Auf diese Weise ward das verhängnißvolle Bild geboren, das dem Grafen das Leben kostete. So sinnreich bestrafen Dichter die Bosheit!

Jetzt ist Lenz, unter dem Namen Spinarosa, in der Nähe seiner

Geliebten. Die Flamme seines Herzens hat er durch alle Wege seines Lebens treu gewartet, und auch sie hat die Neigung für ihren Jugendfreund ungeschwächt erhalten. Noch hat er sie, sie ihn nicht gesehen. Wie rührend wird die Erkennung sein! Welch ein freudiger Schrecken wird Beide überfallen! ... Ach nein, daraus wird leider nichts, denn Camilla ist blind, trägt eine Binde vor den Augen, und hat sich so verändert, daß sie unkenntlich geworden ist. Wie, blind ist sie? Das ist nicht möglich. Also darum muß der unschuldige, unglückliche Maler mit einem Degen todtgestochen werden, weil die Dame blind ist? Hätte sie gesehen, und ihn erkannt, dann wären alle Mißverständnisse und der daraus entsprungene Jammer verhütet worden. Darf ein dramatischer Künstler sich so etwas erlauben? Darf er die Bühne zum Lazarethe machen? Wenn das habsüchtige, räuberische Schicksal diebisch oder gewaltsam in das schwache, unbewahrte Menschenherz einbricht, wenn dann die Angst unsere Schritte beflügelt, das Entsetzen uns unbeweglich macht, das Mitleid unsere Empfindung in Thränen auflöst — Angst, weil das drohende Geschick so übermächtig — Entsetzen, weil es zu flüchtig, ihm zu enteilen — Thränen, weil der Liebende ein Mensch ist wie wir, dem wir in jedem Nerven, in jedem Gliede den Schmerz nachempfinden: — kann alles dieses auch dann in uns eindringen, wenn das duldende Schlachtopfer des Geschickes nicht menschlich gestaltet ist wie wir? Wenn es einen Schmerz fühlt, für den wir keinen Nerven haben, wenn das Unglück bei ihm durch eine offene Pforte eindringt, die bei uns verschlossen ist und bewehrt? Was kümmert uns ein Jammer, der durch Blindheit veranlaßt wird! Wir haben unsere guten Augen, wir sehen umher, uns kann so etwas nicht erreichen. Was kann einem Blinden nicht alles Trauriges begegnen, ohne daß es der Tücke des Fatums bedürfe! Er kann von einer Höhe stürzen und den Hals brechen; er kann mit einem Stocke einen bellenden Hund treffen wollen und seinen Vater erschlagen; er kann seinem eigenen Kinde statt Zucker Rattengift in die Milch mischen. Die Gerichte können ihn darauf des Mordes beschuldigen und zum Tode verurtheilen. Seine Frau stürzt sich aus Verzweiflung ins Wasser. Das ist gewiß Jammer genug; aber es ist ein pathologischer, kein dramatischer. Auch Shakespeare hat kranke, geisteszerrüttete, blinde Menschen auf die Bühne gebracht. Allein bei ihm erscheint der Wahnsinn nicht als Quelle, sondern als Ausfluß des dramatischen Geschickes, und seine Blinden sind nur als Theile der Scenerie hingestellt, wie man Blitz, Donner und Seestürme auf die Bühne bringt, um einem schauerlichen Gemälde einen entsprechenden

Rahmen zu geben. Aber im „Bild" ist die Blindheit der Gräfin die Wurzel aller Leiden, die Ursache aller Verwirrung, und man kann ohne schadenfrohen Kitzel nicht daran denken, daß der Hofrath Himly aus Göttingen, wenn er zufälliger Weise einige Monate früher, als Spinarosa, nach der Schweiz gekommen und die blinde Gräfin durch ihn geheilt worden wäre, dem Schicksale und dem Herrn von Houwald einen rechten Possen gespielt, und jenes um seine Beute, diesen um seine Tragödie geprellt hätte.

Aber an welchem Augenübel leidet denn eigentlich die schöne Gräfin, und wie kam sie dazu? Hat sie den grauen oder schwarzen Staar? Hat sie ein Fell oder Flecken im Auge? Ist sie blind geboren? Ist das Uebel nach einem Nervenfieber oder nach einer Entzündung übrig geblieben? Ach nein, das Alles nicht. Sie hat sich um ihren verstorbenen Gatten blind geweint. Wahrhaftig, das ist romantisch; welch eine Treue, welch eine Liebe, welche Zärtlichkeit! Liebe? Zärtlichkeit? Ei, bewahre der Himmel! Sie hat ihren Mann nie geliebt, sie war der Neigung ihrer Jugend stets treu geblieben, der junge deutsche Maler lebte verborgen in ihrem Herzen. Und doch hat sie sich um ihren Gatten blind geweint? Das ist unglaublich! Ei, es muß wol wahr sein; sie selbst und ihr Vater erzählen es. Der Marchese sagt seinem Enkel Leonhard, da er ihm das traurige Ende, das sein Vater in Neapel genommen, mittheilt:

> Durch unsre Freunde ward mir bald die Kunde.
> Ich sucht' es deiner Mutter zu verbergen;
> Denn sie lag damals mit dir an den Blattern
> Darnieder; aber sie erfuhr es doch;
> Und ob die frohen Stunden ihrer Ehe
> Ihr gleich nur spärlich zugemessen waren,
> Doch war sie tief und auf den Tod betrübt,
> Und in dem scharfgesalznen Thränenquell
> Des Grams verloschen ihre schönen Augen.

Und die Gräfin sagt von ihrem verstorbenen Manne:

> Ich hab' ihn lang beweint, doch meine Thränen
> Sie löschten wol der Augen schwaches Licht,
> Doch nimmer die geheime mächt'ge Flamme
> Der ersten Liebe.

Sie, Marquis, haben Ihre Sache gut gemacht; Sie wußten Ihrem Märchen einige Wahrscheinlichkeit zu geben. Indem Sie erzählten, die scharfgesalzenen Thränen des Grams hätten die schönen Augen Ihrer Tochter ausgelöscht, ungeachtet sie eine unglückliche Ehe ge-

habt, da fühlten Sie selbst, wie unglaublich das sei, und da haben Sie, anscheinend ganz absichtslos, die Bemerkung eingeflochten, daß die Gräfin zur selben Zeit an den Blattern krank gelegen. Es war dieses ein feiner ophthalmologischer Zug. Die Spötter, die an der aufrichtigen Betrübniß Ihrer Tochter zweifeln mochten, können in Ihrem Sinne annehmen, sie sei von den Blattern, aber nicht aus Trauer blind geworden. Aber Sie, schöne Gräfin, haben sich gewaltig verschnappt. Wie! Sie wollen uns weiß machen, daß die nämlichen Thränen, die nicht stark genug gewesen waren, die geheime, mächtige Flamme Ihrer ersten Liebe zu dämpfen, dennoch vermochten, das Licht Ihrer Augen auszulöschen, und Sie sagen uns das in vier aufeinander folgenden Zeilen, damit der Widerspruch recht handgreiflich werde? Gehen Sie uns, Sie sind sehr schlimm, Sie haben so etwas von einer Wittwe zu Ephesus! Ihre Blindheit war nichts als eine Folge der Blattern, aber um sich das Ansehen einer zärtlichen betrübten Wittwe zu geben, haben Sie den Leuten aufgebunden, Sie hätten sich um Ihren Mann blind geweint.

Nun zurück zur Geschichte. Maler Spinarosa wird von dem Marchese aufgefordert, seine blinde Tochter zu malen, doch ohne daß sie davon wisse, denn sie habe sich immer gesträubt, einem Pinsel zu sitzen. Spinarosa wird in das Zimmer seiner Geliebten geführt. Er erkennt sie zwar nicht, und sie weiß nichts von seiner Gegenwart. Aber das in unsern neuern Tragödien so beliebte Dehnen und Sehnen, die magnetische Sympathie, das schwermüthige Wesen, die sauersüße Empfindung, wobei einem ganz jämmerlich zu Muthe wird, läßt sich alsbald verspüren. Er wird ahnungs- und andachtsvoll, ihr wird heiß und schwül, sie bekommt das Asthma und muß ins Freie. Da kniet er mitten im Zimmer nieder, die Abendglocken läuten dazwischen. Um den langen ungewissen Zustand zu verkürzen, sage ich gleich, daß er endlich von Camilla's Gesellschafterin erfährt, wen er gemalt habe, daß er der Vertrauten seine Hoffnung mittheilt, jetzt die Geliebte heirathen zu können, daß diese ihm sagt: daraus werde wol nichts werden, denn der Marchese sei ein stolzer Mann.

Jetzt zu einem Andern. Wenn ich Sprünge mache und außer Zusammenhang die Geschichte erzähle, so ist das nicht meine Schuld. Die Handlung hat mehrere Episoden, die ihr an Bedeutung nicht nachstehen. Sie könnten Stoff geben zu vier bis sechs Tragödien. Die Personen laufen verwirrt durcheinander, zerstoßen sich die Köpfe und versperren sich wechselseitig den Weg. Keiner weiß, wohin er gewollt, und Alle verfehlen das Ziel. Der Graf Gotthard von

Nord, Bruder des Verstorbenen, liebte Camilla. Sein Vater hatte sie ihm ehemals als Braut zugedacht, seine zweite Mutter aber, aus Liebe zu ihrem eigenen Sohne, diesem Camilla zugewendet. Der Graf hatte darauf das Maltheserkreuz genommen. Da jetzt Camilla Wittwe, denkt er sich mit ihr zu vermählen, das Kreuz mit einer Frau zu vertauschen, und nachdem er sich vom Papste die nöthige Dispensation verschafft, entdeckt er dem Marchese seine alte Neigung zu Camilla und bittet um ihre Hand. Dieser willigt mit Freuden ein, unterrichtet aber den Grafen von der früheren Neigung, die seine Tochter für einen deutschen Maler hegte. Der Graf will Camilla ausholen, er spricht mit ihr von Herzensangelegenheiten und erhält das Geständniß, daß sie ihren Lenz nie vergessen werde. Der Graf erfährt von Spinarosa, daß Lenz lebe, und daß dieser sein Freund sei. Der Graf ist hochherzig, er ladet Spinarosa ein, ihn nach Deutschland zu begleiten, um Lenz aufzusuchen. Er will seinen beglückten Nebenbuhler Camillen in die Arme führen.

Camilla hatte auch erfahren, daß Lenz noch lebe, und seitdem spricht sie wachend und träumend von ihm. Ihr Vater, der Marchese, der darin ein Hinderniß zu ihrer Verbindung mit dem Grafen findet, bittet Spinarosa, er solle vorgeben, sein Freund Lenz wäre kürzlich gestorben, wie er soeben aus einem Briefe erfahren. Dieser jammert, in Dialogen und Monologen, ob so grausamer Zumuthung; endlich verspricht er's zu thun, und nimmt sich vor in nächster Nacht heimlich das Schloß zu verlassen, um seiner Qual und dem Schmerze Camilla's zu entgehen. Er bittet den Castellan, ihm Nachts verstohlen die Pforte zu öffnen, ihn aber vorher in die Ahnenbildergalerie des Schlosses zu führen, weil er seine Augen noch einmal an dem von ihm gemalten und dort aufgehängten Bilde Camilla's weiden wolle. Der Castellan verspricht es zu thun. Nun erinnere man sich, daß dieser alte treue Diener sich seit vielen Jahren in den Kopf gesetzt, durch das Monogramm des Galgenbildes den verrätherischen Maler ausfindig zu machen. Darauf entdeckt er auf dem neugemalten Bilde Camilla's das nämliche Monogramm, und schließt daraus, daß Spinarosa das Galgenbild verfertigt habe. Der Umstand, daß dieser sich heimlich aus dem Hause stehlen wolle, bestätigt ihn in seinem Argwohne. Natürlich will der Mörder entfliehen, weil er sich entdeckt glaubt. Dem Marchese wird die Sache mitgetheilt, und Beide nehmen sich vor, den Maler in der Bildergalerie zu belauschen, zu überfallen und zur Rede zu stellen. Um Mitternacht wird Spinarosa von dem Castellan in die Galerie gelassen. Dort spricht er eine Zeit lang mit dem Bilde Camilla's.

Darauf gewahrt er ein verhängtes Bild. Er zieht den Vorhang weg. Hölle und Teufel! Wuth. Er zieht den Degen und stößt damit das Bild, es durchbohrend, von der Wand herab. Es war das Conterfei des von ihm gemalten Grafen Nord, der ihm seine Geliebte entzogen und ihn so schnöde behandelt. Sollte ihn dieser Anblick nicht in Wuth setzen? In dem nämlichen Augenblicke stürzt der Marchese und der Castellan herein. Das an den Galgen geschlagene, von dem Castellan dem Galgen abgestohlene und in die Galerie gehängte Bild des Grafen wird von Spinarosa herabgeworfen. Das ist lautes Bekenntniß seiner That. Der Marchese zieht den Degen, und da sich der Maler ihm nicht entgegensetzen will, durchstößt er ihn.

Dies geschah um Mitternacht. Wie schafft man sogleich Camilla herbei? Diese hatte ihrer Gesellschafterin gesagt, sie wolle diese Nacht etwas lange aufbleiben in der Nähe der Galerie, weil dann Geister dort herumwandeln sollen, und sie wolle hören, was Wahres daran sei. Auf den Mordlärm eilt sie herbei. Sie sieht den blutenden Geliebten. Sie sieht ihn, denn in diesem Augenblick erhält sie das Gesicht wieder, der Wahnwitz überfällt sie, und sie sinkt todt hin. Der Maler stirbt auch und der Marchese bedauert seine Uebereilung. Man hätte wahrhaftig den Maler wohlfeiler sterben lassen können!

Und käme nun der Dichter dieser Tragödie und spräche: „Herr Recensent, Sie wollen schlau sein, aber wie haben Sie sich ertappen lassen! Sie konnten glauben, daß es mir damit Ernst gewesen? Es konnte Ihnen entgehen, daß ich mich durch mein Bild über die dramatische Charlatanerie und Kinderpossenreißereien der deutschen Poeten habe lustig machen wollen?" — Wahrhaftig, ich würde roth werden und mich schämen. Man hat die Sprache in dieser Tragödie gelobt, sie soll blühend, bilderreich sein; aber gar Manches wird gemalt und gar manche Kräuter blühen. Ich kann die Bearbeitung so wenig loben, als die Wahl des Stoffes, und will, meinen Tadel zu begründen, einige Stellen ausziehen.

Der Castellan beginnt das Stück mit folgenden Worten:

> Lauft! lauft! und reißt die Thüren auf und zu,
> Als sei das wilde Heer hier eingezogen! —
> Wie mir ob dem Spektakel fast der Mund
> Erstaunend offen steht, so sperrt die Burg
> Auch ihre längst verschloss'nen Thore auf.

Die Thüren zureißen ist falsch. Reißen heißt gewaltsam trennen; wenn aber die Thüre heftig zugeschlagen wird, so wird sie gewaltsam mit dem Thürpfosten verbunden. Will der Castellan ein

Maul haben wie ein Thor, so habe ich nichts dagegen; aber wenn ihm der Mund fast offen steht, das heißt nur halb, so kann er es mit dem zum Empfange der einziehenden Gäste ganz geöffneten Thore nicht wohl vergleichen. Nun laßt uns weiter gehen; wenn der Castellan schlecht spricht, so beweist das noch nichts gegen die Uebrigen; auch in einem prächtigen Palaste ist die Bedientenstube schlechter tapeziert und möblirt, als die Zimmer der Herrschaft. Freilich spricht der Castellan so pretiös, so sententiös, daß man ihn mit seiner Herrschaft verwechseln könnte.... Der junge Leonhard in der Unterredung mit dem Castellan sagt:

Was du die Welt nennst, liegt mir noch verborgen;
Doch hat die Kunst mir eine aufgethan;
Da steht der Glaub' und die Erfahrungen
Der alten Meister seit Jahrhunderten
Gesammelt — —

Einem Knaben, wie Leonhard, ist allerdings die Welt verborgen, allein er ist sich dessen nicht bewußt. Der muß die Welt schon viel kennen, der es weiß, daß er sie nicht genug kennt. Ueber den Unsinn dieser Rede will ich mich nicht weiter verbreiten; daß es der junge Mensch, als Maler, an eitlem Kunstgeschwätz nicht wird fehlen lassen, das läßt sich denken, so wie auch, daß er ganz unausstehlich altklug spricht. In unsern neuen Tragödien geberden sich die Helden wie die Kinder, und die Kinder wie Erwachsene. Der kleine Otto in der „Schuld" ist hierin mit seinem Beispiele vorausgegangen. Der sanfte Raphael, wenn er den Kunstschüler Leonhard nach Art des Novalis und des Klosterbruders, hätte sprechen hören, würde freilich nur gelächelt haben; aber der kräftige Michel Angelo hätte mit seiner derben Faust dem Jungen gewiß einige Ohrfeigen gegeben, und ihm zugedonnert: Arbeite, Bursche, und raisonnire nicht!... Der Marchese, in der Erzählung, die er seinem Enkel von der mißlungenen Unternehmung des Vaters gegen die Regierung von Neapel macht, sagt:

Und weil dein Vater, der Verschwörung Haupt,
Zum Tod verurtheilt worden war, so hing
Man wenigstens von ihm ein treues Bild
In contumaciam am Galgen auf.

„Verurtheilt worden war," — überhaupt alle diese Verse sind doch etwas zu bürgerlich und herablassend. „Wenigstens", hat etwas Drolliges. In den beiden letzten Versen herrscht Unsinn. Der Verbrecher wird in contumaciam, d. h. als der Vorladung nicht Gehorchender, als Ausbleibender gehängt, aber nicht das Bild, das

wird in Person gehängt. Um ein Bild in contumaciam, in effigie aufzuhängen, müßte man seine Copie an den Galgen schlagen. So hängt in manchen Bildergalerien ein Raphael, ein Titian in contumaciam, das heißt nicht das Original, welches nicht zu haben war, sondern die Copie. Der Ausdruck: „in contumaciam“, steif, hölzern, übeltönend, wie er ist, gehört in ein Lehrbuch des peinlichen Processes, aber in kein Dichterwerk. Das hängt sich centnerschwer an den Flügel des Pegasus. Das gemeine Wort Galgen, welches der gemüthliche Dichter „der Vergeltung Säule“ nennt, kommt in dem „Bild“ so häufig vor, und macht auf selbst ehrliche Ohren einen so unangenehmen Eindruck, daß in der Handschrift dieses Drama's, dessen sich die hiesige Bühne bedient, mit Recht das viel erhabnere, poetischere Hochgericht dafür gesetzt wurde.

In der ersten Scene des dritten Acts spricht der Castellan mit dem Grafen Nord von seinem Racheplan gegen den Mordmaler, wenn er ihn fände. Der Graf sucht ihn zu besänftigen und sagt:

— Blinde Rach' ist eine gier'ge Wölfin,
Die ihrer eignen Mutter Leib zerfleischt,
Indeß sie selbst mit Reue schwanger geht.

Also die Rache ist eine Wölfin. — Das läßt sich hören. Die ihrer Mutter Leib zerfleischt — mag hingehen, ob zwar die Naturgeschichte nichts davon sagt; denn wie ist es denkbar, daß sich die alte starke Wölfin von ihrer schwächern Tochter sollte beißen lassen? Aber freilich, diese Tochter ist so schwach und jung nicht mehr, denn sie ist schwanger, so daß, indem sie von der Mutter frißt und das abgerissene Fleisch durch die Verdauung in ihr Blut übergeht, ihre Leibesfrucht damit ernährt, und der Enkel mit der Großmutter gefüttert wird. Aber womit ist die Wölfin schwanger? Mit — Reue. Hat man je gehört, daß eine Wölfin mit Reue trächtig geht? Oder bezieht sich die Reue auf Rache, die Rache geht mit Reue schwanger, so ist diese ganze Bildnerei und Vergleichungsart durchaus fehlerhaft in stilistischer Beziehung. Will man einen Begriff durch Versinnlichung, oder etwas Körperliches durch Vergleichung mit einem andern Körperlichen anschaulicher machen, so muß man bei der Natur des Vergleichenden stehen bleiben und darf nicht zum Verglichenen zurückkehren. Man darf in kein Landschaftsgemälde natürliche Blätter und Blumen anbringen. Ich will ein Beispiel anführen, wie man einen solchen Fehler macht und vermeidet. Ihr möchtet einem schönen Mädchen über ihre großen leuchtenden Augen und seidenen Augenwimpern etwas Schmeichelhaftes schriftlich oder mündlich sagen. „Deine Augen gleichen zwei Sonnen“, das mag hinge-

hen, ob es zwar auch nicht ganz recht ist; denn man sieht nie am Himmel zwei Sonnen neben einander. Nun weiter: „Deine Augen sind zwei glänzende Sonnen, über welche, das blendende Licht zu mildern, zwei seidene mit Franzen geränderte Vorhänge herabhängen." Das wäre falsch, denn über der Sonne befinden sich keine Vorhänge. Wenn ihr aber sagt: „Deine Augen sind zwei kristallne Fenster, über welchen Vorhänge mit schwarzseidenen Franzen hängen," so ist das ein ganz vortreffliches Bild, was auch ein Tapezierer dagegen einwenden möchte.

Julie, der Camilla Freundin, entdeckt, daß Spinarosa kein anderer als Maler Lenz sei. Sie will Gewißheit haben und ihn ausholen. Sie fragt ihn nach seinem wahren Namen. Spinarosa sagt:

Gibt Euch mein Name
Von unserm Leben nicht ein treues Bild?

worauf Julie erwidert:

Auch dornenlose Blumen trägt der Lenz.
Sagt, habt Ihr nie den Maler Lenz gekannt?

Abgesehen von der Gemeinheit dieses Wortspiels, so liegt auch ein widriger Pleonasmus darin. „Dornenlose Blumen trägt der Lenz." Sie legt einen Nachdruck auf das Wort Lenz. Gut, sie will ihn sticheln. Allein wozu das Sticheln, wenn sie gleich darauf mit den Worten: „Habt Ihr den Maler Lenz gekannt?" ihn unter die Rippen stößt?

Es ist von dem schändlichen Mordmaler die Rede. Der Marchese sagt:

O schändlicher Verrath! Den Bösewicht,
Der hier aus Gift und Rache Farben mischte,
Kennt' ich ihn nur, ich tauchte diesen Pinsel
(an den Degen fassend)
In seines Herzens rothen Farbentopf,
Bleich wie die Wand sein Angesicht zu malen!

„Aus Gift und Rache Farben mischt." Diese Mischung taugt nichts: Gift ist eine Substanz und Rache ein Begriff. Es ist gerade so, als wollte man Mehl und Unschuld untereinander mischen. Das Schwert einen „Pinsel" zu nennen, ist nur einem betrunkenen Husaren im Wirthshause erlaubt, keinem Marquis. Das Herz einen „rothen Farbentopf" zu heißen, mag der Dichter verantworten. Wie aber will er es anfangen, aus einem Topf mit rother Farbe weiß zu malen? Das ist ein Taschenspielerstreich!

Nennt der Marchese das Schwert einen Pinsel, so macht dagegen Leonhard den Pinsel zum Schwerte:

Wer konnte wol die Kunst so tief entweihen
Und seinen Pinsel zu dem Richtschwert machen?

Bei eben dieser Gelegenheit läßt sich der Castellan wie folgt vernehmen:

Der Meuchelmord
Ist nicht so schändlich; 's ist ein einziger Stoß
In Hast und Wuth geführt ....
Allein der Maler saß, und malt', und traf!
Besonnen brütet' er die Schandthat aus
Und gab das Küchlein in des Henkers Pflege,
Daß es im luftigen Käfig dort gedeihe,
Wo es von fremder Ehr' und Leben fraß....

Die Schandthat ist ein junges Huhn; gut. Es kommt in des Henkers Pflege — nicht gut. Es gibt sich kein Henker mit der Hühnerzucht ab, außer zu seinem häuslichen Bedarf; er nimmt keine Hühner in Kost gegen Bezahlung. Das Huhn gedeiht im luftigen Käfig. Es ist wahr, zweckmäßig ist, sie hoch zu stellen, damit sie der Marder nicht holt; aber wer hat je einen Hühnerkorb unter dem Galgen aufgehängt? Noch mehr, das Küchlein wird mit fremder Ehr' und Leben gefüttert, statt mit Gerste. Das ist unerhört. Oder ist es die Schandthat, die Ehre und Leben frißt? Aber dann muß ich meine Bemerkung, die ich oben bei der mit Reue trächtigen Wölfin gemacht, hier herabziehen. Ist die Schandthat einmal zum Küchlein geworden, so muß sie als Huhn leben und sterben und darf nie mehr wieder Schandthat werden.

Aber diese Kritik hat sich so sehr ausgedehnt, daß ich die Leser bitten muß, zu ihren Anfangsworten noch einmal zurückzukehren.

LXIV.

Nachtrag zu vorstehender Kritik,

veranlaßt durch das Tübinger Literaturblatt, herausgegeben von **Müllner**.

Das **erste Heft** des **zweiten Bandes** meiner lieben Zeitschrift, der Wage, wird in der genannten Beilage zum Morgenblatte (12. December 1820, Nr. 4) viel gelobt und wenig getadelt. Mit dem Erstern bin ich vollkommen einverstanden, mit dem Andern aber nicht, und ich will die Gründe sagen, warum ich es nicht bin. Der Buchrichter*) hat sich geäußert: bei mir **überwiege** der Witz die

*) Recensent ist ein helles und heiteres Wort, das seinen nächtlichen Sinn falsch bezeichnet; es dringt lustig ins Ohr, wie Schalmeien-Klänge aus dem son-

Urtheilskraft; und an einer andern Stelle: ich hätte mehr Witz als Urtheil. Eigentlich wäre dieses kein Tadel; denn da es nicht zwei Dinge in der Welt gibt, die gleich groß oder gleich schwer sind, so muß auch nothwendig von verschiedenen Geistesgaben, die ein Mensch vereinigt, die eine schwerer oder größer sein als die andere. Ich dürfte mich also des erhaltenen Lobes freuen und dem freundlichen Spender dafür danken. Es ist aber eine eigene Erscheinung, daß, wenn einem hochstehenden bedeutenden Manne ein Wörtchen entfällt wie eine Schneeflocke so leicht, es oft als Lawine auf die Köpfe der Menge stürzt und dort manche Stellung verrückt oder gar umwirft. Freunde und Nicht-Freunde hatten früher mein Urtheil immer richtig gefunden, sobald sie aber das Literaturblatt gelesen, erzählten sie, es stünde darin, ich hätte durchaus kein Urtheil, und dies sei wahr. Ja, ein Bekannter kam zu mir und fragte: Haben Sie das Morgenblatt gelesen? und als ich mit Ja geantwortet, rief er: o weh! und ging fort. Da nun kein Richter abgesetzt werden kann, außer im Falle eines überwiesenen Verbrechens, also auch kein Kunstrichter, so muß mir viel daran gelegen sein, meine Unschuld darzuthun, damit ich mein Kunstrichteramt nicht verliere. Ich werde also beweisen, daß das Literaturblatt unmöglich habe behaupten wollen, es mangle mir durchaus an Urtheilskraft, da man wol Urtheilskraft ohne Witz, aber nie diesen ohne jene haben kann. Freilich werden es die Leser unschicklich genug finden, daß ich wie ein Tölpel von meinem eigenen Witze und von meiner eigenen Urtheilskraft rede; denn wie bekannt, darf jeder Mensch seinen guten Magen, sein gutes Herz, sein gutes Gedächtniß und seine Geliebte öffentlich loben; seinen Geist, seinen Witz und seine Frau aber nur im Stillen. Aber ich verletze auch diese Anstandsregel nicht. Ich behaupte blos, daß wenn ich Witz habe, wie er mir im Literaturblatte zugesprochen, ich auch Urtheilskraft besitzen müsse.

Die Monarchen U und W des Conversations-Lexikons haben mir zum Kriege gegen die Rebellen, welche die Verfassung meines Kopfes umgestoßen, indem sie ihm die gesetzgebende, richterliche und ausübende Gewalt entzogen und nur den Hofprunk des Witzes gelassen, ihren Beistand angeboten. Aber das Hilfsheer meiner Ver-

---

nigen Thale herauf. Buchrichter aber ist grauenvoll und malerisch, es tönt fast wie Blutrichter. Als Versuch will ich in dieser meiner kunstgerichtlichen Einrede sehen und zeigen, wie es sich ausnimmt. Uns arme Sprachreiniger aber verlache man ja nicht — das ist unsere Beute aus dem Befreiungskriege der Deutschen!

bündeten verstärkt mich wenig. Meistens ausgediente Soldaten, noch von der Kantischen Kriegsschule, mit langen gepuderten Zöpfen und mit so großem Gepäck beladen, daß sie nicht von der Stelle können. König U schickte mir: „Urtheilskraft (judicium) ist die zweite Handlungsweise des Verstandes im weitern Sinne, oder des Denkvermögens (welches Begreifen — Verstand im engern Sinne — Urtheilen und Schließen umfaßt), nämlich die Fähigkeit des Geistes, das Verhältniß der Dinge durch Anwendung des Allgemeinen auf das Besondere und Unterordnung des Besondern unter das Allgemeine zu bestimmen.“ Diese schweren Reiter werden wenig ausrichten, sie fangen mir noch keinen einzigen Kohlenbrenner in den Schluchten der Abruzzen. Ferner: „Die Urtheilskraft ist das Specifische des Mutterwitzes.“ Ungeübtes Fußvolk — schade! es kämpft mit Wärme für meine Sache. Aber Mutterwitz ist nur Lottoglück: die ihn haben, treffen die Gewinnste auf Zahlen, die sie blind gezogen. Endlich: „Ein großer Mangel der Urtheilskraft ist eigentlich das, was man Dummheit nennt, und einem solchen Gebrechen ist gar nicht abzuhelfen.“ Diese unglückselige Artillerie weiß nicht, wo der Feind steht, und richtet ihr Geschütz gegen meine eigenen Glieder. Wenn ich jetzt nicht Alles aufbiete, noch den Sieg zu erringen, so bin ich ganz verloren, ich bleibe dumm und komme nie wieder auf die Beine. Das Hilfsheer des Königs W fand ich nach der Musterung etwas brauchbarer, doch traute ich ihm nicht ganz und stellte es in den Hinterhalt; denn seine Aeußerung: „Witz ist eine spielende Urtheilskraft“, schien mir ein Einverständniß mit dem Feinde zu verrathen.

Ich beginne die Schlacht. Urtheilen heißt: eine wirkliche Sache oder deren Spiegelbild (den Begriff) ur—theilen, sie in ihre Ur-Theile zerlegen, ihre Grundstoffe auseinander sondern, um ihr inneres Wesen, ihre Beschaffenheit kennen zu lernen. Es gibt Dinge, die den körperlichen Sinnen, oder wenn sie sich an den Pforten des Geistes melden, äußerlich an Gestalt, Größe und Farbe ganz gleich erscheinen, ob zwar ihre innere Natur von einander abweicht; es gibt wieder andere Dinge, die bei äußerer Ungleichheit dem innern Wesen nach übereinstimmen. Das Urtheil ist daher entweder trennend oder bindend; jenes straft die äußere Uebereinstimmung, dieses die äußere Uneinigkeit Lüge. Man hat das Eine Scharfsinn, das Andere Witz genannt, und hat nicht gut daran gethan, wenn man nicht etwa dadurch blos einen doppelten Ausfluß, sondern auch eine doppelte Quelle des Urtheils bezeichnen wollte; denn es gibt nur eine Urtheilskraft, die nur in ihrer Thätigkeit verschieden ist.

Aber nicht einmal darin verschieden ist der Witz, welcher blos ein schnelles Urtheil ist. Wie die Voltaische Säule mit der Schnelle eines Augenblicks Alkalien und Erden zersetzt, während die gemeine Chemie sich auf trocknem und nassem Wege erst abmatten muß, so entdeckt der Witz bald und leicht die Grundstoffe einer Sache, die das Urtheil nur langsam und mit Mühe ausfindig macht. Der witzige Kopf unterscheidet sich von dem blos urtheilskräftigen wie der Reisende in einem Wagen von dem Fußgänger: jener erreicht früher das Ziel. Die Andersdenkenden werden freilich behend hierauf erwidern: „Das eben ist es! an dem vornehmen Reisenden gehen Landschaften, Städte, Dörfer und Menschen eilig vorüber, er kann die Gegenstände weder kennen lernen, noch genießen; der bescheidene Fußwanderer aber hat Zeit, Alles genau zu untersuchen.“ Wol wahr; doch es kommt darauf an, ob der Weg Zweck des Reisens war oder das Ziel? Beim Urtheilen aber ist der Schluß das Ziel, nicht das Urtheilen; die Theilung, nicht die Art des Theilens. Der Witz hebt eine große Kraft mit einem Hebel, das Urtheil braucht viele Menschenhände dazu. Der Witz ist nicht so belehrend als das Urtheil, aber er will auch nicht belehren, er spricht nur für Ausgelernte und erinnert sie an das, was sie schon wissen. Jede Sache, jedes Verhältniß hat eigene Gesichtszüge, alle Dinge haben äußere Kennzeichen, die ihrer innern Natur entsprechen; der Witz kennt diese Zeichen, das Urtheil will das Bezeichnete selbst sehen; jener errathet wozu dieser erst die Beweise sucht. Ein Fremdling in der Naturkunde will die Art eines Baumes kennen lernen; er gräbt die Wurzel aus, er schält die Rinde ab, er spaltet das Holz, er steckt die Frucht in den Mund. Da kommt ein Pflanzenkundiger, dem das Sexual-System bekannt ist, er wirft einen Blick auf die Blüte und ein einziger Staubfaden führt ihn glücklich durch das Labyrinth. Dieser ist Witz, jener Urtheil. Die Aussprüche des Witzes verdienen so starkes Vertrauen, als die des Urtheils, aber sie erhalten es nicht; denn der letztere beweist und jener fordert Glaube. Das Urtheil, wie jedes gerichtliche sollte, gibt Gründe an, der Witz aber verdammt oder spricht frei, ohne sich zu erklären. Man spricht von der Oberflächlichkeit des Witzes; es gibt allerdings eine solche, aber sie liegt nicht in seiner Natur, sondern in seinem Grade, wie es auch ein oberflächliches Urtheil gibt. Ich glaube also hinlänglich bewiesen zu haben, daß der Witz nichts anders als das geflügelte Urtheil ist; man kann aber keine Flügel haben ohne einen Körper, an dem sie hängen. Habe ich das Schlachtfeld behauptet, so verdanke ich den Sieg ganz allein meinen eigenen Kriegsvölkern; denn

weder die Königlich Uhuschen, noch die Königlich Weheschen Truppen sind ein einziges Mal zum Schusse gekommen.

Das Literaturblatt sagt von mir: (ich erzähle es mit sichtbarem aber ungesehenem Erröthen allen Nicht=Lesern des Morgenblattes) „Hr. B. scheint uns ein offener, gewandter, ungemein witziger Kopf zu sein; ganz geeignet, unterhaltende Recensionen zu schreiben .... was aber die ächte Kritik betrifft, so dürfte ihm — vielleicht der Umstand im Wege sein, daß der Witz die Urtheilskraft überwiegt. Diese Vermuthung beruht hauptsächlich auf der vor uns liegenden Theaterkritik, die er von Houwalds Trauerspiel, das Bild, geliefert hat. Er hat scharfsinnig alle Gebrechen der Vorfabel und der Handlung ausgefunden und mit anziehender Leichtigkeit anschaulich gemacht. Aber wenn Houwald von dem Maler, der aus Bosheit das an den Galgen geschlagene Bild eines Verfolgten täuschend ähnlich gemalt und dadurch diesen ins Verderben gestürzt haben soll, in folgenden Bildern spricht:

> Besonnen brütet' er die Schandthat aus,
> Und gab das Küchlein in des Henkers Pflege,
> Daß es im luft'gen Käfig dort gedeihe,
> Wo es von fremder Ehr' und Leben fraß —

so ist darinnen mehr Witz — tragischer nämlich, Witz des Pathos — als in den gemachten Einwendungen: „Wer hat je einen Hühnerkorb unter dem Galgen aufgehängt? Und das Küchlein wird mit fremder Ehr' und Leben gefüttert, statt mit Gerste!“ Hr. B. hat hier offenbar übersehen, daß die poetische Diction nicht füglich nach den Grundsätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden kann.“ Dieses ganze richterliche Verfahren enthält eine Nichtigkeit im Sinne der Rechtslehre, wie der Herausgeber des Literaturblattes, der ein gutes Buch über die richterliche Entscheidungskunde geschrieben hat, selbst bekennen muß. Die Anklage lautet auf Mangel an Urtheil; die Aussage des Zeugen aber auf Mangel an Witz. Die Behauptung des letztern mag wahr sein, indeßen bin ich nicht darüber vorgeladen worden. Auch ist der geführte Beweis falsch. Uebersehen habe ich nicht, daß die poetische Diction nicht nach den Grundsätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden könne. Wenn ich das Gegentheil irrig behauptet, so war es ein Fehler der Ueberlegung, keiner der Sinne; denn ich behaupte es noch. Der Dichter spricht in Bildern — was heißt das? Das heißt: er will etwas Unsichtbares (eine Empfindung, einen Gedanken) durch etwas Sichtbares anschaulich machen; er will ein unbekanntes Größenverhältniß durch ein bekanntes finden lassen. Dann muß aber, soll der Zweck der

poetischen Diction erreicht werden, das vorgestellte Bild wirklich in der sinnlichen Welt vorhanden, die als bekannt angenommene Größe wirklich bekannt sein. In der bemerkten Stelle wollte Houwald seine Empfindung, wie sich Saat, Wachsthum, Frucht und Ernte einer Uebelthat zusammengesellten, bis endlich das bestimmte Opfer vergiftet hinstürzt, den Lesern durch ein Bild versinnlichen. Was thut er? Er läßt einen Menschen sich niederkauern, ein Ei legen, wie eine Henne gackern, und endlich das Ei, welches unter der schweren Last unbegreiflicher Weise ganz bleibt, ausbrüten. Dieses ist weder dem Ohre noch dem Auge faßlich. Man sagt zwar bildlich: der Mensch brütet über eine Schandthat, aber die Sache selbst, das Original darf man ihn nicht verrichten lassen. Nun ist das Küchlein auf der Welt, es soll leben, aber all sein Thun und Leiden darf allerdings nur nach Grundsätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden, man darf nichts mit ihm vornehmen, was dem entgegen ist, was Naturgeschichte oder Landwirthschaft rücksichtlich des Federviehs verfügt haben. Das Küchlein darf also weder in die Pflege eines Henkers gegeben, noch darf es an den Galgen gehängt, noch mit Ehr' und Leben, am wenigsten aber mit fremder Ehr' und Leben gefüttert werden; denn für einen Henker, der Diebe bestraft, würde es sich gar nicht schicken, selbst zum Diebe zu werden. Bei der Sprachmalerei fällt man aus Zerstreuung leicht und oft in solche falsche Bilder. Nun kann wol der Dichter mit der Wärme seiner Empfindung den Mangel an Aufmerksamkeit entschuldigen, aber der kalte Beurtheiler nicht, und diesem kommt daher zu, die entdeckten Fehler zu rügen. So mochte wol Houwald in der besprochenen Stelle, da er vom Fressen der Ehr' sprach, ganz das Küchlein vergessen und sich nur der Schandthat erinnert haben. Daraus entstand die fehlerhafte Mischung von Kunst und Natur; man darf, wie ich in der Wage ohngefähr gesagt habe, einen gemalten Baumstamm nicht mit natürlichen Blättern und Blüten krönen, etwa aus Mangel an Farben. Es wäre dieses, als wie wenn ein Uebersetzer, wo ihm die verdolmetschenden Worte mangeln, die Worte der Ursprache einmischen wollte. Hätten übrigens die vier besprochenen Verse auch nicht gegen die poetische Diction gefehlt, so hätten sie sich doch immer gegen die poetische Kunst vergangen. Der Witz des Pathos mag allerdings in der wirklichen Welt seinen Quintilian vergessen und in tolle Redensarten ausbrechen; die wahre Verzweiflung macht allerdings garstige Gesichter — aber auf der Bühne darf sie es nicht; dort müssen selbst die Krämpfe der Seele sich in den Wellen-Linien der Schönheit bewegen.

Das Literaturblatt urtheilt ferner: „Endlich, wenn er (dre Er bin ich) den Gebrauch der Blindheit an einer Hauptperson in der Tragödie u. a. aus diesem Grunde tadelt: „Was kümmert uns ein Jammer, der durch Blindheit veranlaßt wird? Wir haben unsere guten Augen, wir sehen umher, uns kann so etwas nicht erreichen" u. s. w., so hat er nicht nur den Oedip in Kolonos vergessen, sondern auch den Umstand übersehen, daß bei dem Zuschauer wenigstens soviel Phantasie vorausgesetzt werden muß, als nöthig ist, um sich mit sehenden Augen in den Zustand eines Blinden zu versetzen. Wird wol irgend Einer am Schlusse des Wallenstein das Mitleid mit der Terzky durch den Einfall von sich scheuchen: Was kümmert mich die Gräfin, ich habe kein Gift im Leibe?" Der Grund freilich ist nicht fest genug, ob zwar auch nicht ganz so locker, als behauptet wird. Man kann wol mit sehenden Augen sich in den Zustand des Blinden versetzen, aber nicht in alle Folgen dieses Zustandes, nicht in jeden Kummer jeder einzelnen Entbehrung. Das Gesicht des Schmerzes, welches die unglückliche Liebe zeigt, wird uns rühren, doch haben wir für jede der tausend Sorgen, die heimlich an dem Herzen des Unglücklichen nagen, keine besondere Thräne. Wir schenken ihm eine runde Summe des Mitleids und haben uns dann abgefunden. Gegen diesen Grund, warum tragische Personen nicht blind erscheinen dürfen, läßt sich, wie auch geschehen ist, Einwendung machen; ich habe aber bessere Gründe theils dargereicht, theils angeboten. Ich sagte, es dürfe kein tragisches Geschick in einer Krankheit des Leidenshelden seine Quelle haben. Die Ursache liegt ganz oben. Der Zweikampf zwischen der Freiheit und der Nothwendigkeit, oder wahrer und christlicher gesprochen: Der Kampf der Freiheit des Einzelnen gegen die Freiheit der Welt ist es, was in der Tragödie uns bewegt. Dann muß es aber eben die Freiheit sein, welche stritt und unterlag, nicht die gefesselte Sklaverei. Der kranke Mensch jedoch ist ein Leibeigener, dem, weil er nicht ebenbürtig mit der freien Welt, kein ritterlicher Kampf gebührt. Er fiel — denken wir Gesunden — weil er die Waffen nicht zu führen verstand, wir aber werden uns zu vertheidigen wissen. Kann der tragische Dichter diese Hoffnung des Siegs aufkommen lassen, wenn er dem unbezwingbaren Geschicke die gebührende Ehrfurcht erhalten will? Ich hatte freilich, als ich die Blindheit der Gräfin Camilla getadelt, nicht an Oedip in Kolonos gedacht, aber jetzt, da ich daran erinnert worden, finde ich dort eine Stütze mehr für meine Behauptung. Hätte Oedip seinen Vater erschlagen und seine Mutter geheirathet, weil er, als Blinder, sie als solche nicht erkannte,

dann hätte Sophokles den Fehler Houwald's begangen. Aber Oedips Blindheit war nicht die Quelle, sie war die Folge seiner That und seines Mißgeschickes. Nicht seine Blindheit, seine Selbstblendung rührt uns, und sie macht die höchste tragische Wirkung. Wir lernen darin, daß man dem Verhängnisse nicht entgehe, indem man die Werkzeuge seiner Rache meidet; denn weichen wir diesen aus, so muß unsere eigene Hand die Strafe des Geschickes an uns selbst vollstrecken. Bei Oedip erschüttert uns der boshafte Witz, das grausame Vorspiel des neckenden Schicksals: Er sah, so lange er blind war, und ward blind, so bald er sah. Daß es nicht das Blind-sein, sondern das Blind-werden ist, was für Oedip aufregt, kann man leicht versuchen, wenn man beide Tragödien dieses Namens von einander trennt. Oedip der König weggedacht, macht Oedip in Kolonos durchaus keine Wirkung; ja es ist — ich kann kein anderes Wort finden — es ist ekelhaft, den alten augenlosen Bettler zu begleiten, zu sehen, wie unbehilflich er ist, wie ihm seine Tochter beistehen muß, wenn er sich setzt oder aufsteht, wie er Alles greifen muß, um es zu erkennen! Das blutende Schlachtopfer kann rühren, aber nicht das abgeschlachtete — dem Leichnam wenden wir den Rücken. — Auch das Beispiel der Terzky am Schlusse des Wallenstein ist nicht anwendbar gegen mich. Haben wir auch kein Gift im Leibe, so haben wir doch Gefäße im Leibe, die des Giftes empfänglich sind. Auch ist es nicht das Gift, die Vergiftung ist es, die tragisch auf uns einwirkt. Es entsteht nicht der Wunsch in unserm Herzen: möchte doch eiligst ein Arzt herbeigeholt werden und möchte, bis er kommt, die Gräfin einstweilen Oel oder Seifenwasser trinken! Nein, sie mag sterben; wir beklagen nur den Untergang ihres Hauses. So sehen wir bewegt die Blätter vom Baume fallen, — an den Blättern verlieren wir nichts, nur der Winter macht uns traurig, der sie herabschüttelt.

Es ist mir zum Vorwurf gemacht worden, daß ich einen Sprachfehler gerügt, der doch nur auf Rechnung des Abschreibers oder des Schauspielers zu setzen gewesen wäre. Ich muß diesen Vorwurf hinnehmen. Wie ich zu jener unschicklichen Rüge gekommen, begreife ich selbst nicht; doch war es nur Vergessenheit, nicht Mangel an Wohlwollen, wie gemeint wird. Ich kenne so wenig den Dichter, als ich die Dichtkunst übe, und so oft ich auch geirrt haben mag, ich irrte nie aus Leidenschaft. Zwar äußert sich das Literaturblatt: ich möchte wol bei der Beurtheilung des Bilds „durch bekannte Lobhudeleien" ein wenig gereizt worden sein; allein dieses sollte gewiß nicht heißen, empfindlich gemacht, sondern ver-

anlaßt, und ich muß gestehen, daß es sich wirklich so verhält. Jede Kritik sollte nur auf eine solche Veranlassung geschrieben werden. Wenn ein Dichtwerk, oder sonst ein anderes, nicht gelobt wird, wenn es keinen Beifall findet, ist es dann nicht eine abscheuliche, zwecklose Grausamkeit, es öffentlich herabzusetzen und einen Schriftsteller, der, sei er noch so bescheiden, für seine Erzeugnisse immer Vaterliebe hat, zu kränken? Aber sobald es unverdientes und allgemeines Lob erlangt, muß die Kritik ihre Härte üben. Ich glaube nicht, daß eine schlechte dramatische Dichtung den Geschmack des Lesers oder Hörers verdirbt, ich glaube aber, daß sie, indem sie dem verdorbenen Geschmacke huldigt, diesem gesetzliche Herrschaft und Erblichkeit gibt, und daß man solchem verderblichen Einflusse begegnen müsse. Ich habe Houwald's „Bild" von Keinem tadeln, von Vielen preisen hören. Auch Böttiger in der Abendzeitung hat es hoch erhoben. Ein so kenntnißreicher Beurtheiler! Was soll ich denken? Es wäre doch traurig, wenn mir keine andere Wahl bliebe, als zwischen der Erklärung: ich habe den Verstand verloren, oder: Böttiger hat ihn verloren; ich müßte das Erstere wählen. War es Wohlwollen? Das wäre sehr zu tadeln! Ich bin so glücklich, keine Freunde zu haben, die schlechte Bücher schreiben; aber hätte ich solche — nun freilich, ich würde sie auch nicht tadeln, ich schwiege. Weiter darf sich die Nachsicht nicht erstrecken; man kann sich selbst, aber man darf nicht fremde Rechte dem Freunde opfern, und auf Wahrheit hat die ganze Welt heiligen Anspruch.

Einige Bild-Verehrer haben mich als einen Ikonoklasten feindlich behandelt und den Bildersturm abzuschlagen gesucht. Die in Frankfurt erscheinende Iris sagte in Bezug auf mich: man habe Houwald's Tragödie, „mißverstehend den tiefen Sinn der Dichtung, streng getadelt; aber der reine Geist, der darin waltet, ist unverwundbar." Von der Enkelin des Oceanus wundert es mich sehr, daß sie mir hierin entgegen war. Meine Landsmännin hätte wissen sollen, daß Karl der Große selbst schon vor länger als tausend Jahren gegen die Bildverehrung geschrieben, und daß eine damals in unserer Vaterstadt gehaltene Kirchenversammlung ihm feierlich Recht gegeben hat. Wollte die Iris anderer Meinung sein, so hätte sie wenigstens Karl dem Großen und mir ihre Gründe angeben und die von mir gegebenen Gründe der Verwerfung widerlegen sollen. — Die der Ikonolatrie warm ergebene Abendzeitung kam mit großer Macht zu Wasser und zu Lande (in Prosa und Versen) mir entgegengezogen. Ein Frankfurter Briefwechsler (so genannt, weil sie Briefe gegen Geld wechseln,) schrieb

noch nach Dresden: „Houwald's schöne Dichtung hat in Hrn. Börne, der in zwei neuen Heften seiner Zeitschrift (die Wage) der Welt zeigt, daß er noch in ihr ist, einen ereiferten Gegner gefunden. Nach seinem Ausspruche taugt der Plan nichts, die Sprache ist unpoetisch, und es findet sich sogar — man höre! — ein Verstoß gegen die Jurisprudenz. Mit dem genialen A. E. Hoffmann und dem Edelmanne Hrn. A. v. Schaden, geht Hr. Börne nicht besser um. Da entstand denn in einem Kreise billiger Kunstfreunde, welche Hrn. Börne's Aussprüche nicht billigen konnten, folgendes Distichon:

„Adolph von Schaden zu tadeln? Mag sein! Dahin reichet dein Maßstab;
Aber von Hoffmann laß ab, Lieber, der steht dir zu hoch!
Nimmst du gar Houwald's so treffliches Bild auf die richtlose Wage,
Ja, dann hängt es fürwahr in contumaciam da. —"

Die billigen Kunstfreunde mögen wol damals billigen Wein getrunken haben, als das Distichon in ihrem Kreise entstand. Es ist mir nicht klar, ob der Dichter mein Freund oder Feind sei geworden, ob er mich loben oder tadeln wollte. Zwar duzt er mich, und nennt mich Lieber, doch vielleicht ist er mir nur aus metrischen Gründen zugethan. Den Schwung, das Malerische des Distichons habe ich lebhaft aufgefaßt. Das: „von Hoffmann laß ab!" ist wahrhaft plastisch; ich fühlte die Hand des Polizeidieners, der mich beim Arme packte, um mich aus dem Prügelgemenge zu ziehen. Aber über den Sinn des letzten Zeilenpaars bin ich zweifelhaft. Heißt es: meine Wage wäre ein Galgen? Das bin ich zufrieden; denn an den Galgen wird Keiner unverdient gehängt. Oder wollte der Dichter sagen: ich sei ein Galgenstrick? Ich wollte ihm nicht rathen, dieses gemeint zu haben. Das wäre schlecht von ihm, ich bin ein ehrlicher Mann und kein Galgenstrick, und hat er mich wirklich einen Galgenstrick genannt, und ich bringe heraus, wie er heißt, dann verklage ich ihn bei der Dresdner Polizei.

Mit dem Prosaisten aber bin ich nicht zufrieden, das ist ein grober Mensch. Warum beleidigt er mich? Wozu sagt er von mir, ich hätte durch zwei Hefte der Wage der Welt zeigen wollen, daß ich noch in ihr sei? Mich ärgert das sehr. Solche Grobheiten belustigen weder, noch belehren sie die Welt. Der Herausgeber der Abendzeitung hätte diese Kränkung nicht aufnehmen sollen. Das Blatt ist sonst immer fein, immer wohlriechend; wahrscheinlich hat der Lampenbub vorn, ohne daß es der Hausherr wußte, dieses brenzliche Oel in die Lampe gegossen.

LXV.

Abällino, der große Bandit.

Trauerspiel von Zschokke.

Wir haben den Geschmack, selbst an großen Spitzbuben, durch Uebersättigung verloren, und es ist nicht leicht, ihn wieder anzureizen. Herr ***, als Abällino, hat die Kost etwas zu würzen verstanden. Ein Schauspieler von Einsicht wird auch nie durch ein feuriges Spiel die Erbärmlichkeiten eines so abgeschmackten und lächerlichen Stückes zu sehr herausheben wollen. Als Anbeter der Rosamunde war Herr *** weicher, als ein so tapferer Jüngling sein dürfte; ein gewisses schmachtendes Seitwärtsneigen des Kopfes steht zu unmännlich an. — Frau ***, als Rosamunde hat die Hingebung einer Liebenden mit der Schüchternheit des Mädchens und dem Anstande einer Nichte des Dogen zu verbinden gesucht. — Herr *** spielte den Dogen. Die Gefahr des Banditenmordes, welcher seine Nichte ausgesetzt war, das Erscheinen des schrecklichen Abällino im Garten, der Tod seiner beiden Freunde, die Ueberraschung Rosamundens in Flodoardo's Armen, die Enthüllung des furchtbaren Räthsels — nichts von allen diesen Eindrücken konnte den durchlauchtigen Mann außer Fassung bringen. — Der Saal, worin das reiche fürstliche Oberhaupt des glänzenden Venedigs den Vornehmsten der Stadt ein Fest gab, war mit großer Einsicht nur matt beleuchtet, wodurch das Schauerliche der Erscheinung Abällino's ungemein erhöht wurde. —

LXVI.

Die Braut.

Lustspiel von Körner.

Vater und Sohn als Nebenbuhler. So oft auch dieser Stoff in Lustspielen behandelt wird, so mag doch wol nicht Jeder Gefallen daran finden. Ist ein solches Verhältniß nicht zu betrübt und widerlich, daß man darüber lachen sollte? Man denke sich nur die Sache von der Seite: daß der Zufall (das Schicksal im Lustspiele) darum würfelte, ob ein Mädchen Mutter oder Gattin eines Menschen werden solle, und das Freche und Unbehagliche in diesem Wettstreite wird dem Gefühle nicht entgehen. Leicht fließende melodische Verse zeichnen übrigens auch dieses Scherzspiel Körner's vortheilhaft aus.

LXVII.

Hamlet.

Von Shakespeare.

Unter den Schauspielen des britischen Dichters, die sich nicht in der Geschichte oder Fabel Englands bewegen, ist Hamlet das einzige, das nordischen Boden und nordischen Himmel hat. Der naturkundige Shakespeare verstand es gut und achtete wohl darauf, welche Luft am gedeihlichsten sei für jede seiner Menschenarten. Dem bunten Scherze, der flatternden Freude, der entschiedenen Leidenschaft, der hellen, scharf umgrenzten That gab er den blauen sonnigen Süden, wo die Nacht nur ein schlafender Tag ist; den wehmüthigen, brütenden, träumerischen Hamlet versetzte er in ein Land des Nebels und der langen Nächte, unter einen düstern Himmel, wo der Tag nur eine schlaflose Nacht ist. Gleich dem Nord, dem feuchten Kerker der Natur, hält uns dieses Trauerspiel gefangen, und es erquickt uns wie der Sonnenstrahl, der durch einen Ritz der Mauer in das Dunkel dringt, wenn, wie es einmal geschieht, wir das warme Wort Rom und das helle Frankreich darin vernehmen.

Die genauesten Schätzer wie die wärmsten Freunde des Dichters haben Hamlet als sein Meisterwerk erklärt. Wir müssen die Grenzen dieser Meinung suchen. Hamlet ist nicht das bewunderungswürdigste Werk Shakespeare's; aber Shakespeare ist am bewunderungswürdigsten im Hamlet. Nämlich: erstaunen wir über eine ungewöhnliche Kraft, geschieht es nicht, wo ihre Wirksamkeit beginnt, sondern wo diese aufhört; denn nur die Ausdauer einer Kraft zeugt von deren Größe. So hier. Durchwandern wir die glänzende Bahn des Dichters und kehrt am Ziel unsere Bewunderung ermüdet um, finden wir Hamlet auf dem Rückwege, den wir nicht erwartet. Shakespeare mußte sich verdoppeln, mußte aus sich heraustreten, ihn zu schaffen, er hat darin sich selbst überholt. Aber dieses ist nicht gesagt in der rednerischen Sprache der Lobpreisung, sondern in der nüchternen der Berechnung. Hamlet ist eine Colonie von Shakespeares Geiste, die unter einer andern Zone liegt, eine andere Natur hat und von ganz anderen Gesetzen regiert wird, als das Mutterland.

Shakespeare ist ein Naturgläubiger, ein Naturweiser. Sein Gott ist ein offenbarter Gott, die Abspiegelung der Welt im menschlichen Geiste ist seine Weisheit. Was er uns zeige, Himmel und Erde, Hölle und Paradies, Leben und Tod, er läßt es erscheinen als freundlichmenschliches Gesicht. Alles athmet, Alles lebt, und der

Tod ist nur das Hauptbuch über Einnahmen und Ausgaben des Lebens. Ganz anders Hamlet; da ist Alles mystisch. Ueberall sonst tritt der Heroismus hervor, bei Hamlet steht die blöde Genialität im Hintergrunde. Da ist die Nachtseite, die weibliche Natur des Lebens, das Empfangende, Gebärende, da hören wir die Wehen der Schöpfung. Sonst überall bei Shakespeare erscheint die Philosophie und gestaltet sich als Erfahrung; im Hamlet verschwindet die Erfahrung und steigt als Dunst der Philosophie zum Wolkenhimmel auf. Alle anderen Charaktere des Dichters sind convex und bilden Brennpunkte; Hamlet ist der einzige concave Charakter, dessen Strahlen divergiren. Alles sonst, auch das Furchtbarste, das Gräßlichste erscheint im Sonnenlichte; bei Hamlet erschreckt selbst der Scherz, denn ihn bleicht der Mondschein. Nicht der Geist des ermordeten Königs ist das schlimmste Grauen; er zeigt sich in der Nacht, in dieser dunkeln Wohnung der Geister, wo wir nur schüchterne Gäste sind. Der Geist bei Tage in unserm eigenen Hause — Hamlet's Geist ist viel entsetzlicher.

Shakespeare ist König, nicht unterthan der Regel. Wäre er, wie ein Anderer, dürfte man sagen: Hamlet ist ein lyrischer Charakter, der aller dramatischen Gestaltung widerstrebt; Hamlet ist das Un-Ding, schlimmer als der Tod, das Ungeborne. Doch es ist Shakespeare! — wir müssen gehorchen und schweigen.

Ueber dem Gemälde hängt ein Flor. Wir möchten ihn wegziehen, das Gemälde genauer zu betrachten; aber der Flor ist selbst gemalt. Die Nähe des Auges muß die Schwäche des Lichtes ersetzen. Werfen wir zuerst einen Blick auf die Umgebungen unseres Leidenshelden. Hamlet ist nicht der Mittelpunkt, wir müssen ihn dazu machen; wir wollen erst seinen Kreis bilden und ihn dann hineinstellen. Doch vor Allem rüsten wir uns männlich gegen den Irrthum, der uns im Leben, wie auf der Bühne, so oft besiegt. Im Leben beurtheilen wir die Menschen nach ihrem Rufe; auf der Bühne glauben wir von den dargestellten, ohne zu untersuchen, Alles, was die Tugendhaften im Schauspiele von ihnen sagen und denken. Das ist nicht die rechte Art; wir müssen sie selbst beobachten und prüfen. Hamlet ist gar nicht so edel und liebenswürdig, wie er seinem Mädchen erscheint; der König ist lange nicht so nichtswürdig, wie ihn Hamlet lästert. Ja, wir müssen uns sehr vorsehen, daß wir den bösen Oheim nicht lieber gewinnen, als den guten Neffen.

Der Schauplatz ist ein nordischer Hof, halb gekleidet im wilden Eisen der alten Zeit, halb im Tuche unserer Tageshelden, die, hinter der Fronte, mit ihrem Schwerte Federn schneiden. Der Rost

der Politik fing schon an, den kriegerischen Stahl fleckig zu machen. Gradsinn und krumme Wege ziehen neben einander her, Grobheit und Schmeichelei begegnen sich. Die Hofleute haben schon die Witterung des achtzehnten Jahrhunderts, und wissen, wo der Hase im Pfeffer liegt. Verstand gewahren wir genug; aber nicht Geist, nicht Witz, noch Bildung. Die beiden Studenten, Hamlet und Horatio, sind Orakel, und ihre Gelehrsamkeit wird angestaunt. Der Scherz ist etwas plump und unzüchtig; die Silbenstecherei gehört zu den Turnierübungen der schönen Geister jener Zeit. Das Volk ist störrig — „Ihr falschen Dänenhunde“, sagt die Königin.

Der König hat seinen Bruder ermordet, dessen Wittwe geheirathet und sich die Krone aufgesetzt. Er ist verschlossen, wir können ihm nicht in die Brust sehen; aber es scheint, er ist der Königin ernstlich zugethan und wir dürfen glauben, daß seine Liebe älter sei, als sein Ehrgeiz und Verbrechen. Er hat es begangen, er hat sich den unterirdischen Mächten verkauft; doch seine Rechnung ist ihm klar, er weiß, was er ausgegeben und auch, was er eingenommen. Der König gleicht allen Bösewichtern Shakespeare's, die, es in guter hausbackenen Meinung zu sagen, der Sittlichkeit gar nicht heilsam sind. Man kann Shakespeare's Bösewichtern nicht recht gram werden; sie sind nicht schlimm für eigene Rechnung allein, sie bilden Gattung, sie tragen das Kainszeichen auf ihrer Stirne, das Titelblatt von dem Sündenbuche der Menschheit, das nicht verantwortlich ist für den Inhalt, den es anzeigt. Der König, nach seiner großen Schuld, thut nicht mehr Böses, als nöthig ist zu ihrer Benutzung und seiner Sicherheit, und er thut es nicht eher, als bis der Gebrauch und seine Gefahr ganz nahe gekommen. Selbst arg, quält ihn doch der Argwohn nicht. Er ist sehr nachsichtig, sehr langmüthig gegen Hamlet, dessen wahre Stimmung er, und er allein, durchschaut, sobald er ihn nur einmal unbemerkt beobachtet. Er ist ein vornehmer Geist, dem sein untergebenes Gewissen nur in der stillen Zurückgezogenheit vertraulich nahen darf. Einmal, da es ihn überrascht, und er seine starken Kniee vor Gott beugt, sind wir bewegt und es schmerzt uns, daß ihm das Beten nicht gelingt, und daß ihm die Schuld leichter fiel, als die Buße. Er ist ein stattlicher Herr, Ehrfurcht gebietend und dabei staatsklug, beredtsam und freundlich. Er behandelt den alten, unbrauchbar gewordenen Polonius mit schonender Achtung, Laertes und die übrigen Hofleute mit einschmeichelnder Aufmerksamkeit. Er ist zechlustig, wie sein Land; er ist es aus Neigung und zeigt es aus Politik. Er hat eine bewunderungswürdige Geistesgegenwart, die er nie verliert. Wenn er Hamlet's

Schauspiel plötzlich verließ, geschah es nicht, weil er seine innere Bewegung nicht bemeistern konnte; denn wäre das, wäre er gleich nach der Pantomime aufgebrochen, die doch als der erste Eindruck ihn am meisten überraschen mußte. Er entfernt sich nur, sich zu retten, denn er fürchtet, das Spiel könne ernsthaft endigen und auf Hamlet's peinliches Gericht möchte gleich die Hinrichtung folgen. Darin verkannte er Hamlet; er bedachte nicht, daß ein starker Mann der einmal fest beschlossenen That nie eine Drohung vorausschickt. Die ruhige Haltung und königliche Würde verläßt ihn nicht, als Laertes an der Spitze einer empörten Rotte in den Palast dringt; nicht, als Hamlet unerwartet von seiner Seereise zurückkehrt und den Plan vereitelt; nicht, als die Königin vergiftet niedersinkt, deren Ohnmacht er für Nervenscheu vor Blut erklärt; selbst nicht, als er selbst unheilbar hinfällt — er verbirgt die Gefahr und sendet nach Hilfe. In diesem letzten, fürchterlichen Augenblicke, am Rande des Todes, verläßt der König den Menschen nicht, dankbar für die von ihm erhaltenen Opfer. Er begleitet ihn hinüber in die andere Welt, hinauf zu jenem ewigen Richter, ihn dort zu vertheidigen. Wir dürfen hoffen, der gnädige Gott werde dem Menschen verzeihen, was der König begangen; war es ein Verbrechen, König zu sein, war es nicht seines, sondern das seines Volks.

Die Königin ist schwach, sie ist Hamlet's Mutter. Ihr Theil an dem Verbrechen bleibt zweifelhaft; sie ist Hehlerin, kauft wohlfeil gestohlenes Gut und fragt nicht, ob ein Diebstahl geschehen. Des Königs männliche Art hat sie überwältigt; ihres Sohnes Gewissens-Lampe, erst um Mitternacht angezündet, brennt nicht bis zum Morgen und sie erwacht mit den Sünden des vorigen Tages.

Fortinbras und Laertes, Hamlet's Altersgenossen, hat der Dichter mit bedächtiger Kunst dem Königssohne zur Seite gestellt, daß sie Licht werfen auf seine Schatten. Fortinbras streckt mit schöner Keckheit seine Hand aus nach Hamlet's künftigem Erbgut, und als er ertappt wird, wendet er sich ruhig zu eines Andern Tasche. Er trommelt, wie zum Spotte, in Hamlet's stillen Schlaf, und als dieser ausgeträumt und stirbt, ist er auf der Stelle wieder da, bei hellem Tage den Thron zu besteigen, zu dem er früher im Dunkeln hat hinaufsteigen wollen. Laertes, der leichtgesinnte Jüngling, verläßt im Fluge das liederliche Paris, den Tod seines Vaters zu rächen, und ist sehr bereit, sich die Zinsen seiner Ungeduld mit einer Krone bezahlt zu machen, — und der ernste, tugendhafte Hamlet, dem man auch einen Vater gemordet, kommt, ganz entkönigt, geschlichen von dem keuschen Wittenberg her und schleicht fort, und

träumt und besinnt sich, und vollbringt nichts. Mit Laertes' lauter Trauer um Ophelia sucht er zu wetteifern; seinen stillen Schmerz um sie theilt er nicht.

Horatio hat auch in Wittenberg studirt und kam mit starkem Geiste und schwachem Fleische von dort zurück. Er ist ein ganzer Lateiner geworden und weiß zu erzählen von Rom und dem großen Cäsar. Die jungen Hofleute werden sich wol im Stillen über ihn lustig gemacht haben. Da Hamlet umkommt, sagt Horatio: er wäre kein Däne, sondern ein alter Römer, und er wolle seinem Herrn und Freunde in den Tod nachfolgen; aber er läßt es schön bleiben. Hamlet brauchte seinen Vertrauten nicht zu wählen, die Natur selbst hat ihm Horatio angetraut.

Polonius war in seiner Jugend ein kluger Kopf. Dem alten Manne ist sein Verstand zu schwer geworden und er kann ihn nicht mehr aus der Scheide bringen. Er trägt ihn gern zur Schau, als könnte er ihn noch führen, und er freut sich der oft geprüften Waffe. Nur unzeitiger Spott kann den Greis lächerlich finden. Auf Liebe, Wahnsinn und Schwärmerei versteht er sich zwar nicht viel; denn diese Krankheitsfälle sind ihm in seiner Hofpraxis noch nicht vorgekommen. Doch versteht er sich auch nicht auf geheime Tücke und er ließe sich für die Biederkeit seines Königs todt schlagen. Die schöne Erfahrung, die das Alter verschafft, besitzt er im hohen Grade. Er gibt seinem Sohne ganz vortreffliche Reiseregeln; er ist ein liebender Vater und gar nicht grämlich, wie es alte Leute sind. Seiner Tochter macht er zwar ernste, jedoch zugleich milde und freundliche Vorstellungen über ihren Umgang mit Hamlet, und der Ehrgeiz verleitet ihn nicht, ein Verhältniß zu unterhalten, das seiner Staatsdienerpflicht als unschicklich erscheint. Und doch wäre dieses Verhältniß nicht ohne Hoffnung gewesen; denn wie man von der Königin erfährt, hatte sie eine Verbindung zwischen Hamlet und Ophelia in ihren Gedanken. Polonius ist ein treuer Diener seines Herrn, ein Biedermann und kein gemeiner Höfling. Wenn er Hamlet's launischer Meteorologie schmeichelt, so geschieht es nicht aus alberner Kriecherei, sondern weil er den Spötter für toll hält. Wir freuen uns, daß der gute alte Mann stirbt und daß er den Untergang des Königshauses und seines eigenen nicht sieht.

Ophelia ist gut und auch beschränkt wie ein Bürgermädchen; der Hof hat sie nicht verdorben und nicht verfeinert. Hamlet verführte sie und bemerkte nicht eher, was sie verloren, bis sie mit dem Mörder ihres Vaters es unersetzlich verloren. Zum Glück für ihre Tugend kam die Etikette der Pietät, die Politik der Moral zu Hilfe.

Sie verliert die Vernunft und das Leben und weiß nicht worüber. Die Kleine stand gerade in einem Fußtritte des weit dahinschreitenden Schicksals; die Eiche, die der Sturm brach, fiel um und legte das Veilchen nieder.

Ist der Geist wirklich so erhaben, als er schon oft geschildert worden? Er tritt geharnischt auf; aber wie mir scheint ist nur seine Hülle umpanzert, seine innere Seele aber ist weich und bloß. Die Familienähnlichkeit zwischen ihm und seinem Sohne Hamlet ist gar nicht zu verkennen. Es ist ein schwacher, philosophischer, geflügelter Geist, der in der Luft zu Hause ist. Wesen solcher Art singen wie die Vögel, deren Ton kein Wort zum Körper hat. Hamlet's Vater spricht gern, viel und kunstrednerisch; man könnte glauben, einen verklärten Schauspieler zu hören. Die Zeit, die ihm zum Herumwandern verstattet, ist so sehr kurz, und er verliert sie fast unbenutzt. Statt mit dem Wichtigsten, mit den Thatsachen, mit seiner Ermordung anzufangen, erzählt er zuerst von seinen Höllenqualen und zeigt die größte Lust, eine große dichterische Schilderung davon zu machen. Er will einen regelmäßigen Klimax beobachten und mit dem Fürchterlichsten, mit dem Brudermorde endigen; das ist aber hier ein Fehler. Das Schauerlichste an einem Geiste ist, daß er erscheint und spricht; was er thut und sagt, und wäre es das Schrecklichste, ist nach dem Andern Kinderei. Auch scheint der Geist in jener Welt seine Menschenkenntiß nicht verbessert zu haben, sonst hätte er jeden Andern eher als Hamlet zum Vollstrecker der Rache gewählt. Vielleicht war das auch gar nicht die Absicht seiner Erscheinung. Er wanderte auf gut Glück umher, sich einen Rächer zu suchen; unglücklicherweise aber war am ganzen Hofe Hamlet das einzige Sonntagskind. Der Geist ist so besorgt, Horatio und die andern Zeugen schwören zu lassen, daß sie nicht reden wollten von dem, was sie gesehen, versäumt aber, was viel nöthiger war, seinem Sohn Verschwiegenheit zu empfehlen. Dieser plaudert und verplaudert Alles und vereitelt dadurch den Wunsch seines Vaters und sein eigenes Vorhaben. Der König kommt zwar endlich um, doch wird er nicht gerichtet als der Mörder seines Bruders, sondern als der Mörder seines Neffen. Der alte Maulwurf war blind.

In dieses Land, an diesen Hof, unter diese Menschen kommt Hamlet ganz warm von Wittenberg zurück, erkältet sich augenblicklich und gewinnt den Schnupfen, an dem zarte Seelen so sehr oft leiden. Aus dem Treibhause der Schule wird er in die freie Welt gesetzt und verkümmert. Ein Königssohn, zu Krieg und Jagd erzogen, übte er sich in Wittenberg, wilde Theses zu bestreiten und hasen-

flüßige Sophismen aufzutreiben. Zwar wird die schwere deutsche Philosophie zur Grazie in dem geistreichen Fürstensohne; aber desto schlimmer — die geschmeidige dringt in die feinsten Adern des Lebens und hemmt den Lauf des fröhlichen Blutes, während die plumpe nur die großen Wege versperrt. Das Einzige, was er von der hohen Schule Brauchbares für das niedere Leben mitgebracht, seine Fechtkunst, auf die er so eitel ist, gereicht ihm zum Verderben. Er ist weitsichtig, sieht ganz deutlich die Gefahr, die ihm im fernen England droht; aber er sieht nicht die scharfgeschliffene Degenspitze, die nur einen Finger weit von seinen Augen blinkt. Hamlet ist ein Feiertags-Mensch, ganz unverträglich mit dieser Werkeltags-Erde. Er verspottet das eitle Treiben der Menschen und diese tadeln seinen eiteln Müßiggang. Ein Nachtwächter, beobachtet und verkündet er die Zeit, wenn Andere schlafen, und nichts von ihr wissen wollen, und schläft, während Andere wachen und geschäftig sind. Wie ein Fichtianer, denkt er nichts, als ich bin ich, und thut nichts, als sein Ich setzen. Er lebt in Worten und führt als Historiograph seines Lebens ein Schreibbuch in der Tasche. Ganz Empfindung, verbrennt ihn das Herz, das ihn erwärmen sollte. Er kennt die Menschheit, die Menschen sind ihm fremd. Er ist zu sehr Philosoph, um zu lieben und zu hassen. Die Menschen kann er nicht lieben, den Menschen kann er nicht hassen; darum ist er ohne Theilnahme für seine Freunde und ohne Widerstand gegen seine Feinde. Muth, dieser Bürge der Unsterblichkeit — wer hätte Muth, wenn er sich nicht unsterblich glaubte? — er hat ihn nicht, dieser Königssohn. Weil er in jedem Menschen das übergewaltige Menschenvolk erkennt, ist er furchtsam, was Andere nicht sind, die mit ihren kleinen Augen im Einzelnen nur den Einzelnen sehen. In der Schuld seiner Mutter sieht er die Gebrechlichkeit des Weibes, in dem Verbrechen seines Oheims die lächelnde Schurkerei der Welt. Soll er ihn wagen, diesen tollkühnen Streit? Er zittert. Ihm fehlt nicht der Muth des Geistes, den ein tapferes Heer von Gedanken umgibt; ihm fehlt der Muth des Herzens, für das nur das eigene Blut kämpft. Darum ist er kühn in Entwürfen und feige, sie auszuführen. Zum Uebermaße des Verderbens kennt sich Hamlet sehr gut und zu seiner unseligen Schwäche gesellt sich das Bewußtsein derselben, das ihn noch mehr entmuthigt.

Hamlet ist ein Todesphilosoph, ein Nachtgelehrter. Sind die Nächte dunkel, steht er unentschlossen, unbeweglich da; sind sie hell, ist es immer nur eine Monduhr, die ihm den Schatten der Stunde zeigt, er handelt ungelegen und geht irre im trügerischen Lichte. Das

Leben ist ihm ein Grab, die Welt ein Kirchhof. Darum ist der Kirchhof seine Welt, da ist sein Reich, da ist er Herr. Wie liebenswürdig erscheint er dort! Ueberall betrübt, da ist er heiter; überall dunkel, da ist er klar; überall verstört, da ist er ruhig. Wie treffend, geistreich und witzig zeigt er sich dort. Sonst betrübend durch seine Todesgedanken, wird er uns tröstlich zwischen Gräbern. Indem er das Leben als einen Traum verspottet, spottet er den Tod auch zu nichts. Da ist er nicht schwach — wer ist stark im Angesichte des Todes? Da endigt alle Kraft, aller Werth, da hört alle Berechnung, alle Schätzung, alle Verachtung, jede Vergleichung auf. Da darf Hamlet ungescholten den Befehl seines Vaters vergessen, da braucht er dessen Tod nicht zu rächen. Soll er einen Verbrecher, der in den letzten Zügen einer Krankheit liegt, auf das Blutgerüst schleppen? Wie grausam! Umbringen im Angesichte des Todes — wie lächerlich, welch' eine kindische Ungeduld! Es ist, als ginge eine Schnecke dem kommenden Winde entgegen.

In dieser schnöden Welt muß die Tugend Gewalt haben, um Macht zu haben, anmaßend sein, der Anmaßung zu begegnen, und mit den Waffen der Hölle für den Himmel kämpfen. Hamlet's Tugend hat keine Tüchtigkeit. Ein so zarter Jüngling mit seinem ewig jungen Herzen kann in keinem Königshause gedeihen, wo man alt geboren wird. Hamlet hat den Adelstolz der hochgebornen Seelen und er kann sich zu keiner niedrigen Natur herablassen. Geistreich und feingesittet, wird es ihm nicht behagen in einem betrunkenen Lande. Zeigt er sich trüb gestimmt und schwärmerisch, wird er verachtet und verspottet werden; wenn heiter, wird er selbst ein Spötter sein, was Keiner ungestraft ist, an einem Fürsten aber, dem gleiche Waffe sich nicht offen entgegensetzen darf, sich im Verborgenen am gefährlichsten rächt. Hamlet tadelt die Zechlustigkeit des Hofes, macht Polonius' geschäftige Dienertreue lächerlich und verhöhnt die elende Kriecherei der Höflinge. Sein Oheim ist ihm unleidlich und er würde ihn hassen, auch wenn er nicht der Mörder seines Vaters wäre. Der Geist ohne Charakter steht dem Charakter ohne Geist und jener diesem immer feindlich gegenüber. Hamlet fühlt sich überwältigt von der stillen, ruhigen, machtgebietenden Art des Königs. Er weiß recht gut, daß es nur eitle Fechterkünste sind, die ihn abhalten; aber er kann ihnen nicht begegnen, er selbst hat diese Künste nicht geübt und dieses gibt ihm jenen heftigen Groll, der selbstbewußte Schwäche immer begleitet. Dem Könige gegenüber ist er blöde und verlegen und aus dem ganzen Heere von Hohn und Haß, das sich um sein Herz gelagert, tritt selten eines jener großen Worte hervor, deren

Hamlet so viele zählt, den friedlichen König herauszufordern. Wie froh wird Hamlet sein, wenn er erfährt, daß sein Oheim ein Bösewicht ist; wie wird er sich erleichtert fühlen, wenn sein Haß einen Grund bekommen, wenn seine Abneigung ihm zur Pflicht geworden! Der Mord des Vaters ist nicht Hamlet's Schmerz, er ist nur das Gefäß seiner Leiden; jetzt faßt er, was ihn quält. Unglücklich wäre er immer gewesen.

Der Tod des Vaters ruft Hamlet zurück. Die Heirath der Mutter bekommt er drein in seine Trauer. Hamlet weiß besser als Einer, besser als etwas, daß Menschen sterblich sind. Aber daß auch Empfindungen sterblich sind, die der Jüngling für ewig hielt, daß eine Liebe endigen, man zweimal lieben und von einer edlen Liebe zu einer gemeinen herabsteigen könne — das überrascht ihn schmerzlich, das verwirrt ihn, für diese neue Erfahrung ist selbst sein weiter Kreis der Trostlosigkeit zu eng. Hamlet's Einbildungskraft ist kühn, sie wirft Alles vor sich nieder. Sein Oheim hat eine Krone empfangen aus den Händen seiner Mutter — er hat Vortheil gezogen von dem Tode seines Vaters — er hat diesen todt gewünscht — er hat seinen Bruder ermordet. Das ahnete Hamlet, ehe es ihm der Geist entdeckt. Dieser erscheint, sagt laut, was sich der Sohn leise gesagt, und fordert ihn zur Rache auf. Hamlet entsetzt sich — nicht über den Mord; er entsetzt sich, daß er ihn rächen soll. Nur auf freies Denken und Fühlen angewiesen, soll er nachdenken und handeln; die Natur hat ihn durchsichtig geschaffen und er soll auf Liste sinnen und sie verdecken; er ist zum Dulden geboren und man erwartet Thaten von ihm. So geklemmt zwischen dem heiligen Gebote seines Vaters und den strengen Verboten seiner Natur, wird er bald hier fort, bald dort zurückgestoßen, verliert alle freie Bewegung, und so sehen wir ihn hingeschleppt von Entwürfen, die seiner Ohnmacht spotten, von Versuchen, die ihm mißlingen, von großen Worten, die ihn lächerlich, von kleinen Handlungen, die ihn verächtlich machen — und so sehen wir ihn endlich in einem gemeinen Handgemenge schimpflich umkommen und Alle, die ihn umgeben, nicht den Schlägen, nein, einer Schlägerei des Schicksals unterliegen.

Die fürchterliche Stunde ist da, wo Hamlet den Geist seines Vaters sehen soll. Und hätte er tausend Seelen, sie dürften sich nicht bewegen; und hätte er tausend Herzen, sie müßten still stehen und horchen. Aber in dieser Bangigkeit, wo wir selbst, gleichgültige Hörer eines Märchens, taubes Ohr, blindes Auge sind — was thut Hamlet? Er füllt die Erwartung mit unnützem Werg aus. Er hält eine anthropologische Vorlesung, spricht, wie ein Prediger, von

häßlichen Gewohnheiten, welche die saubersten Tugenden beschmutzen, und stellt nüchterne Betrachtungen über das zu viele Trinken an. Der Geist schreckt ihn auf, er hatte ihn schon ganz vergessen. Der Geist spricht Feuerworte. Hamlet brennt — es ist Zunder. Eine Minute, und es ist verglommen und die Asche seiner Begeisterung fliegt in den Wind. Er will rasch sein zur schönen That, er möchte fliegen, der Rückweg zum Palaste ist ihm um eine Welt zu lang. Aber, noch hat er keinen Schritt gethan, und er hat schon Mittel gefunden, die Rache mit seiner Bedächtigkeit, die Pflicht mit seiner Schwäche zu vereinigen. Er will mit Witz anfangen, was nur der Verstand unternehmen, nur der Muth vollführen kann. Er will es fein machen, will politisch sein, sich toll stellen. Was denkt er sich dabei? Soll ihm die Tollheit den Zutritt zum Könige erleichtern? Sie wird ihn nur erschweren. Soll sie den König einschläfern? Sie wird ihn nur wachsamer machen. Will er seine Schwermuth vermummen? Er soll sie heilen, er soll sie rächen. Stellt sich Hamlet toll? Er ist es. Es gibt Wahnsinnige, die lichte Zeiten, es gibt Andere, die lichte Räume haben, in welche sie zu jeder Zeit sich stellen, und von dort aus ihren eigenen Wahnsinn beobachten können. Zu den letztern gehört Hamlet. Er glaubt mit seinem Wahnsinne zu spielen, und dieser spielt mit ihm.

Hamlet beginnt sein tolles Spiel und prüft dessen Wirksamkeit zuerst an der Unschuldigsten in seinem Kreise, an der liebendgläubigen Ophelia. Es ist eine unbeschreibliche Häßlichkeit in diesem Betragen. Er hätte das gute Mädchen eher zur Vertrauten, als zur Hülle seines Geheimnisses machen sollen. Hamlets Verwirrtheit wird bemerkt, der aufmerksame König schickt Rosenkranz und Güldenstern, des Prinzen Jugendfreunde, hinter ihn, den Grund seines Trübsinnes zu erspähen. Hamlet ist eitel; er verstellt sich, will aber zugleich seinen klugen Kopf zeigen und merken lassen, daß er sich verstellt. Er läßt sich nicht ausforschen, bekennt aber, daß er ein Geheimniß habe. Die Spione müssen aber unverrichteter Sache abziehen, aber nur, weil sie Höflinge sind, die sich auf Schwärmereien nicht verstehen. Hamlet beharrt in seiner schmählichen Unthätigkeit; statt anzugreifen, verschanzt er sich gegen Angriffe. Wenn auch Mensch und Sohn, durfte er darüber den Fürsten nicht vergessen; er mußte in dem Mörder seines Vaters auch den Mörder seiner Krone bestrafen. Nicht meuchelmörderisch soll er den König tödten, er soll das Verbrechen laut verkündigen und sich an die Spitze des Volks stellen, das ja, wie Laertes' Beispiel gezeigt, dem Könige so ungewogen und so leicht zu lenken ist. Aber Hamlet geht umher, wie Hans der

Träumer. Da werden ihm die Schauspieler gemeldet, er wacht auf, er lebt wieder. Auf die Kunst versteht er sich, er liebt sie. Einer der Komödianten trägt etwas vor von Hekuba; er redet sich in das Zeug hinein und wird blaß und weint. Hamlet fühlt sich beschämt, überhäuft sich mit Scheltreden und betrinkt sich in Worten, um Muth zu bekommen. Es dauert nicht lange und er redet sich wieder in Zweifel, um die That verschieben zu dürfen. Vielleicht hat ihn ein tückischer Geist betrogen, vielleicht ist sein Oheim unschuldig. Er will ihn prüfen durch psychologische Mittel, er will einen chemischen Versuch anstellen, die Schauspieler sollen des Königs ächte Farbe darthun. Er gibt ihnen ein Stück auf, worin ein Mord dargestellt wird, er macht selbst Verse dazu, und mehr als für seinen Vater zeigt er sich besorgt, daß ihm die Schauspieler durch schlechten Vortrag seine schönen Verse verunzieren möchten. Er unterrichtet sie mit einer Ruhe, mit solchem Bedachte und mit solcher Umständlichkeit, als habe er sein gutes Auskommen und sonst keine Sorgen auf der Welt. Der König wird gefangen, Hamlet ist ganz vergnügt, daß ihm seine List gelungen; die gewonnene Erfahrung zu benutzen, daran denkt er nicht. Seine Mutter läßt ihn rufen, er geht und hält sich lange im Vorzimmer auf; dort philosophirt er. Er hält den schönen Monolog, der aber in dem Munde eines Fürsten sich so häßlich ausnimmt. Das Leben ist ihm verhaßt; aber nicht wegen der Leiden, nein, wegen der Handlungen, die es auflegt. Kein anderes Mittel, sich vor den Plagen der Welt zu schützen, als Flucht, Selbstmord; der Tod soll die Todesfurcht heilen. Er trifft den König unbewacht, jetzt könnte er ihn tödten; aber er betet, Hamlet will grausam sein, er will ihn betrunken zur Hölle schicken. Jetzt spricht er mit seiner Mutter, da ist ihm wohl und behaglich, da vertragen sich Pflicht und Neigung. Der Geist selbst hat ihm Schonung aufgelegt, nur reden darf er, Dolche keine brauchen. Es rührt sich etwas hinter dem Vorhange, Hamlet hat Muth, er sieht den Gegner nicht; er verwundet den weichen, wehrlosen Teppich und trifft Polonius, den guten alten Mann.

Hamlet's Wahnsinn steigt; die Maske der Verstellung, halb fällt sie, halb läßt er sie sinken. Der König wird zum Aeußersten gebracht, er muß selbst zu Grunde gehen, oder Hamlet verderben. Da beschließt er, ihn nach England zu schicken, zu seinem Untergange. Er gibt ihm ganz freundliche Rechenschaft von der Nothwendigkeit seiner Entfernung. Hamlet ist es gleich zufrieden, das Wörtchen nein steht nicht in seinem Wörterbuche, er sagt gut und läßt sich schicken. Er denkt an nichts, entfernt sich von Allem. Auf dem Schiffe übt

er ein Bubenstück, begeht eine schimpfliche, feige That gegen seine Begleiter Güldenstern und Rosenkranz. Diese jungen Leute wollten ihr Glück machen, sie zeigten sich dem Könige gefällig; aber sie durchschauen seine Tücke nicht und wissen nichts von der Botschaft, die sie nach England bringen. Hamlet schreibt wie ein Gauner falsche Briefe, schiebt sie den ächten unter und bringt seine Begleiter und Jugendfreunde in die Falle, die ihm selbst gestellt. Er thut es nicht aus Bosheit, nicht aus Rachsucht, er thut es nur aus Eitelkeit. Noch nie ist ihm eine That gelungen, er will sich einmal etwas zu Gute thun, er will sich mit einem klugen Streiche bewirthen. Der Zufall wirft ihn nach Dänemark zurück. Ob er jetzt auf etwas sinne, läßt er nicht errathen. Er wird zum Fechten mit Laertes eingeladen. Kaum hat er es zugesagt, wird es ihm übel ums Herz; nur die Ahnung einer That macht ihn schon krank. Er wird handeln, er wird sterben. Vorher versöhnt er sich mit Laertes auf eine würdige, rührende Art; noch einmal taucht der edle Schwan herauf und zeigt sich rein von dem Schmutze dieser Erde. Hamlet ficht, wird tödtlich verwundet und da, als er nichts mehr zu verlieren hat, als er keinen Muth mehr braucht, bringt er den König um. Es ist die Keckheit eines Diebes, der schon unter dem Galgen steht und Gott, die Welt und seinen Richter lästert. So endet ein edler Mensch, ein Königssohn! Er, der Wehe über sich gerufen, daß er geboren ward, die Welt aus ihren Fugen wieder einzurichten, tritt wie ein blindes Pferd das Rad des Schicksals, bis er hinfällt und, ein armes Vieh, den Peitschenhieben seiner Treiber unterliegt!

Das ist das Loos des Schönen auf der Erde!

Man hat viel von Shakespeare's Ironie gesprochen. Vielleicht habe ich nicht recht verstanden, was man darunter verstanden, aber ich habe Ironie überall vergebens gesucht. Ironie ist Beschränktheit, — oder Beschränkung. Für letztere war Shakespeare zu königlich, für erstere hatte er eine zu klare Weltanschauung; er sieht keinen Widerspruch zwischen Sein und Schein, er sieht keinen Irrthum. Oft zeigt er uns lächelnd des Lebens verstellten, doch nie spottend des Lebens lächerlichen Ernst. Doch im Hamlet finde ich Ironie, und keine erquickliche. Der Dichter, der uns immer so freundlich belehrt, uns alle unsere Zweifel löst, verläßt uns hier in schweren Bedenklichkeiten und bangen Besorgnissen. Nicht die Gerechten, nicht die Tugendhaften gehen unter, nein schlimmer, die Tugend und die Gerechtigkeit. Die Natur empört sich gegen ihren Schöpfer und siegt; der Augenblick ist Herr, und nach ihm der andere Augenblick; die Unendlichkeit ist dem Raume, die Ewigkeit ist der Zeit unter=

than. Vergebens warnt uns das eigene Herz, das Böse ja nicht zu achten, weil es stark, das Gute nicht zu verschmähen, weil es schwach ist; wir glauben unsern Augen mehr. Wir sehen, daß wer viel geduldet, hat wenig gelebt, und wir wanken. Hamlet ist ein christliches Trauerspiel.

Die Welt staunt Shakespeare's Wunderwerke an. Warum? Ist es denn so viel? Man braucht nur Genie zu haben, das Andere ist leicht. Shakespeare wählt den Samen der Art, wirft ihn hin, er keimt, sproßt, wächst empor, bringt Blätter und Blüten und wenn die Früchte kommen, kommt der Dichter wieder und bricht sie. Er hat sich um nichts bekümmert, Luft und Sonne seines Geistes haben Alles gethan, und die Art ist sich treu geblieben. Aber den Hamlet staune ich an, Hamlet hat keinen Weg, keine Richtung, keine Art. Man kann ihm nicht nachsehen, ihn nicht zurechtweisen, nicht prüfen. Sich da nie zu vergessen! Immer daran zu denken, daß man an nichts zu denken habe! Ihn Nichts und Alles sein zu lassen! Ihn immer handeln und nichts thun, immer sich bewegen und nie fortkommen zu lassen! Ihn immer sich als Kreisel drehen lassen, ohne daß er ausweiche! Das war schwer. Und Shakespeare ist ein Britte! Hätte ein Deutscher den Hamlet gemacht, würde ich mich gar nicht darüber wundern. Ein Deutscher brauchte nur eine schöne, leserliche Hand dazu. Er schreibt sich ab, und Hamlet ist fertig.

Nachträge
zu den
dramaturgischen Blättern.
(1818.)

1. Am 28. Juni. Der Vorsatz, eine ländliche Scene von F. v. Holbein.

Dichtungen, die so anspruchlos hervortreten, erhalten oft mehr als sie erwarten mochten. Anmuthige Sprache und eine natürliche Verwickelung, die sich eben so ungezwungen auflöst, geben dieser Kleinigkeit einen Vorzug vor manchen dramatischen Künsteleien, die mit Geräusch auf die Bühne gebracht werden. — Frau *** spielte das Gretchen unübertrefflich gut, zeigte die Künstlerin und machte sie vergessen. Sie wußte die Naivetät eines Landmädchens von städtischer Ziererei und bäurischer Derbheit frei zu halten. Ihr Liebster, der Soldat Hans, von Herrn *** dargestellt, schien sich auf den Drang seiner Gefühle verlassen, und daher auf das, was er

sagen wollte, sich gar nicht vorbereitet zu haben. Hatten ehrenvolle Wunden, die er verschwieg, ihm nicht blos den Arm steif gemacht? Wahrscheinlich.

2. Raphael, ein historisches Lustspiel von Castelli, in einem Aufzuge.

Verwischte Zeichnung, schmutzige Farbe, eine bald kränkelnde und blasse, bald häßliche Sprache, ein ermüdendes Necken zwischen Laune und Empfindung: das sind — nicht die Eigenthümlichkeiten dieser Dichterarbeit, denn man findet sie nur gar zu häufig. Der Schauspieler kann mit aller Kunst und Anstrengung solche Fehler nicht bedecken. — Nur eine kleine Probe von der Zartheit, die in diesem historischen Lustspiele herrscht:

Fürst.

„Ihr malt so gerne Jungfrauen."

Raphael.

„Weil sie was Seltenes sind, gemalten darf man trauen."

Hoffentlich ist diese Rede nur unverständlich.

Eine andere:

Cäcilie.

„Aufs Krankenlager sank mein armer Vater hin,
Bald schwang der Sensenmann die Hippe über ihn."

Ein so komisches Bild des Sterbens könnte einen Kranken noch auf seinem Todtenbette aufheitern.

Herr *** als Raphael that, was möglich war. Die Bedächtigkeit im Vortrage und in dem Mienenspiele dieses jungen Künstlers sollte Andern als Muster dienen. Frau *** spielte die Cäcilie ... aber sie war auch gar zu schön! in der 8. Scene wendet sie sich mit der Rede:

„Ihr Männer, merkt es euch, wenn ihr um Liebe buhlt,
So sucht bei Mädchen nicht durch Wissenschaft zu glänzen u. s. w."

an das Publikum. Hier scheint freilich der Dichter selbst Cäciliens Spiel diese falsche Richtung gegeben zu haben; aber es ist das unheilbare Gebrechen auch der bessern Schauspieler, daß sie mit den Zuhörern liebäugeln und sie zum Mitspielen zwingen. Ein Schauspieler soll kein bas-relief sein, das blos auf der einen, der Betrachtung zugewendeten, Seite ausgebildet ist, sondern ein rundum gestaltetes Werk. Er mag wol seinen Standpunkt so wählen, daß er vortheilhaft gesehen werden könne, er darf aber nie die Augen gegen das Publikum aufschlagen. — Herr *** gab den Fürsten mit seiner gewöhnlichen kalten Würde. Den leidenschaftlichen Freund der Kunst und Cäciliens hätte Keiner in ihm errathen.

3. Toni, Drama von Körner.

Glänzende Farben, doch weder Zeichnung, noch Licht und Schatten. Vielleicht hätte der dramatische Geist diesem Gemälde einiges Leben eingehaucht, wenn der Dichter im Obersten Strömly den Verführer der Babekan und Toni's Vater hätte entdecken lassen.

Demoiselle W.... gab als Gast die Rolle der Toni. Sie ist der Bühne fremd — unserer, und es soll selbst der Schein vermieden werden, als habe die Vorliebe für eine einheimische Künstlerin das Urtheil befangen gemacht. — Herr *** wußte als Gustav von der Ried seine ausgezeichneten Anlagen zu gebrauchen. Rollen solcher Art (Liebhaberrollen, wie man sie nennt) sind nicht immer dankbar. Das mißglückte Spiel wird der verfehlten Kunst, das gelungene der guten Natur zugeschrieben. — Warum Herr *** bei seinem Eintritte in den Hof des Negerhauses den Hut auf die Erde wirft, und den nackten Kopf dem Sturmregen preisgibt, bedarf einer Erklärung. — Frau *** in der Rolle der Mestize war mit Sinn gekleidet; ihr Vortrag und ihr Mienenspiel waren sehr richtig. — Herr W.... machte den Negerhauptmann. Selbst in dieser kurzen Rolle fand er Zeit, den sinnvollen Künstler zu entwickeln. Das südliche Blut, die kochende Rachsucht, das verzehrende Wesen eines Schwarzen, den Uebermuth des freigewordenen Sklaven, wußte er treu der Natur nachzuahmen.

4. Am 29. Juni. Lodoiska, Oper von Cherubini.

Diese strenge und rauhe Musik, der kein Lächeln abzugewinnen ist, wurde bei ihrer Darstellung auch durch nichts willkommener gemacht. Nur Demoiselle P... verdiente wegen ihres schönen und volltönenden Gesanges den Beifall, den sie ungetheilt erhielt. Ihr Bemühen war um so ehrenvoller, da sie bei leerem Hause spielte und die Gesinnung kund that, daß man dem Publikum, auch wenn es in geringer Zahl versammelt ist, die gebührende Achtung nicht versagen dürfe.

5. Künstlers Erdenwallen, Lustspiel von Julius von Voß.

Ach, der Kunstfreund findet auf seinem Erdenwallen nicht weniger Leiden als der Künstler; freilich sind sie anderer Art — jenem wird oft für seine Kunst kein Geld, und diesem für sein Geld keine Kunst zu Theil. In diesem Original-Lustspiele werden beide Arten auf die Bühne gebracht; der Dichter der Luise hat es nicht geschrieben, das merkt man einigermaßen. Welch ein buntes Harlekinsgewand von hundert zusammengeflickten Lappen der verbrauchtesten Histörchen! Als wenn es nöthig wäre, die Langeweile von so vielen Seiten her mit Mühe herbeizuschleppen! Beim Himmel, man ver-

10*

läßt manchen Abend ganz vergnügt das Schauspielhaus, und denkt: nun ärger könne es doch nicht kommen; aber am andern Tage findet man sich betrogen.

Herr *** spielte den Magister Lämmermaier, manchmal seiner selbst, manchmal der Posse würdig. Man sagt, daß er in dieser Rolle Iffland copiere; so hätte also das Vorbild seine Fehler oder das Abbild wäre nicht getreu. Herr *** stellte den Magister zuweilen als einen eingebildeten Menschen dar, der stolz auf sein umfassendes Wissen sei; aber Lämmermaier ist nicht so. Er dünkt sich keineswegs was Großes, sondern die poetische Kunst scheint ihm nur was Kleines zu sein, mit dem man leichte Arbeit habe. Es ist also ein Mißgriff, wenn sich der Schauspieler in die Brust wirft und sich hochtrabend und tragisch geberdet. — Herr *** gab den Eduard Ihlen als ein wohlgesitteter junger Mensch, der nie die Achtung aus den Augen verliert, die man einer großen Versammlung schuldig ist. Ein Anderer, der es mit den feinen Sitten nicht so genau nähme, würde beim Nachhausekommen aus dem Concerte, in welchem er zur Thüre hinausgeworfen worden war, ein klein wenig Verzweiflung geäußert haben. Er aber warf einen Blick aufs Parterre, unterdrückte seinen Schmerz und betrug sich, als wäre nichts vorgefallen. Zu artig! — Herr *** zeigte als Vormund Willmann, daß er auf der Bühne wie zu Hause sei. Es ist recht angenehm, wenn man an warmen Sommerabenden so bequeme Rollen hat. — Frau *** spielte die Virtuosin Tempioni in einer Scene meisterhaft, in der nämlichen, wo sie sich vom Magister Lämmermaier das von ihm gegen ihre Nebenbuhlerin verfaßte Sinngedicht vorlesen läßt. Auch Herr *** war in dieser Scene vortrefflich.

6. Am 5. Juli. Hadrian Barbarossa, Oper von Fränzl.

Die Lärmschüsse in der Ouverture haben nicht unnöthg Angst gemacht; so wurde man wenigstens vorbereitet auf das, was man zu erwarten hatte. Wenn unter einem Portrait geschrieben ist: das soll Herr N. sein, dann mag man, ohne das Gemälde zu sehen, seinen Unwerth beurtheilen. Diese Oper ist eine musikalische Herberge, die gastlich viele Fußgänger und mehrere Passagiere aus dem Mittelstande aufnahm, und wohin sich einige vornehme Reisende verirrten.

Madame H... als Donna Julia, und Herr S... als Don Ramiro haben die Kosten der Unterhaltung diesen Abend allein getragen, wofür ihnen Dank gebührt. — Eine rühmliche Erwähnung verdienen die Quadrillen und sonstige Tänze, welche die Soldaten-Chöre gehend ausgeführt hatten. Sie entwickelten sich auf die künstlichste und anmuthigste Weise. Bald stellten sie einen Fächer

vor, bald einen Cirkel, bald ein Lineal, bald ein Schneckenhäuschen, bald eine Windmühle. Wehe dem Feinde, der zwischen die Flügel dieser letztern geräth; er mag sehen, wie er sich heraushelfe.

7. Das verlorne Kind, Schauspiel von Kotzebue.

Sehr rührend, wie gewöhnlich. Ein Lord will sich im Walde todt schießen, muß aber seinem ihm nachgeschlichenen treuen Diener die Pistolen abliefern. Jetzt wird er satyrisch und sagt: das Beste am Leben sei, daß man es wegwerfen könne. Darauf geht er ans Meer, welches bei der Hand ist, und will sich hineinstürzen. Aber es wird wieder nichts daraus. Ein am Ufer schlafendes Kind, das sich verlaufen hatte, verhindert zum zweiten Male den Selbstmord. Des Kindes Eltern finden sich wehklagend ein. Dessen Vater ist des Lords eigner verstoßner Sohn. Versöhnung. Der Vorhang fällt unter vielen Thränen.

Herr *** machte den verwirrten Lord, der nach des Dichters Vorschrift „mit unheimlicher Wildheit“ auftreten soll, sehr natürlich. — Frau *** ließ in ihrem Geberdenspiel nichts zu wünschen übrig. — *** (das Kind Toni) war gut einstudirt; aber auch ihr war der Fehler, sich den Zuschauern zu viel en face zu zeigen, schon frühzeitig beigebracht worden.

8. Toni, Drama von Körner.

Demoiselle S... spielte die Toni als Gast, und zeigte so viel künstlerische Fähigkeit, als nur diese Rolle zu entwickeln verstattet. Ein warmes und seelenvolles, aber dennoch besonnenes, die Ueberlegung der Künstlerin frei zeigendes Spiel — eine wohlklingende Sprache, das gehörige, bei Andern so oft vermißte Anschwellen und Sinkenlassen der Töne — gemäßigte Lebhaftigkeit im Ausdrucke und Geberdenspiele (Toni's Hinneigung zu Gustav ist nur erst eine Tugend, noch keine Leidenschaft) — diese Vorzüge sind es, welche uns den weitern Darstellungen der Dem. S... mit angenehmer Erwartung entgegensehen lassen.

Wer Kant's oder eines Andern physische Geographie besitzt, den bitte ich dringend, darin nachzulesen, ob es wirklich auf St. Domingo zugleich Tag und Nacht sei — die Sache wäre äußerst merkwürdig. Wenigstens war es im Schlafzimmer des Gustav von Ried der Fall gewesen; dort fiel durch das eine Fenster grause, finstere Nacht und durch das andere der hellste, freundlichste Sonnenschein. Die Handlung spielt eigentlich im Dunkeln, und die Zudringlichkeit war auf der Seite des Lichtes.

9. Das Geheimniß, Oper von Solié.

Die französische Conversations-Musik will mit einer eignen leich-

ten Art ausgeführt werden. Ein gutes deutsches Orchester, wie das unsrige, ist fast zu gediegen, um mit der gehörigen Oberflächlichkeit über solche Sachen wegzurauschen. Sein Spiel wird zu ausgesprochen sein; und so war es auch. Die Sänger in einer solchen Oper können eines gewandten Spiels noch weniger entbehren. — Das angenehme Lied: Femmes, voulez-vous éprouver, das ganz Frankreich trillert, fand hier durchaus keine Theilnahme.

10. Am 11. Juli. Kaiser Hadrian, Oper von Weigl.

Selbst der Ernst dieses Tondichters ist einschmeichelnder Art, wenn auch mit Gefahr, hierdurch von seiner Würde zu verlieren. Das Talent ist merkbar genug, doch hat seine eigentliche Kraft Weigl in der Schweizerfamilie verbraucht. — Herr *** hat in der Rolle des Osreos sich selbst übertroffen. Es wird ihm nicht entgangen sein, daß er sich den ungewöhnlichen Beifall, der ihm diesmal zu Theil ward, nur dadurch erwarb, daß er con sordino sang und seinen blutdürstigen Ultrabaß nicht gebrauchte. — Es haben noch mehrere Leute mitgesungen. — Die Chöre machten die gute Leitung bemerklich, der sie jetzt unterworfen sind.

11. Am 12. Juli. Kabale und Liebe, von Schiller.

Ich war verhindert, dieser Vorstellung beizuwohnen, und ich versuchte vergebens die gesammelten Stimmen einiger Freunde in Einklang zu bringen; es hatte jede ihre eigene Tonart. Es werde mir dafür verstattet, einen kurzen Bericht über die Aufführung einer Oper auf der Großherzoglichen Bühne zu Darmstadt, welcher ich an diesem Tage beigewohnt hatte, meinen Lesern mitzutheilen. Man gab Trajan in Dazien, von Nicolini. Eine liebliche Musik, und nicht ohne Geist und Würde. Wenigstens lernt man einsehen, daß man den Italienern Unrecht thut, wenn man sie nach ihrem Rossini beurtheilt. Herr Wild, dieser herrliche Sänger, den Frankfurt kennt und bewundert — hätten wir doch ihn so zu fesseln gewußt als er uns — machte den Trajan. Des Lobes bedarf er nicht. Vielleicht hatte er seinen Theil zu reich ausgestattet; der kostbare Stoff eines Gewandes soll mit zierenden Blumen nicht ganz überdeckt werden. — Madame ***, Altstimme, sang als Decebalus, König von Dazien, vortrefflich, doch in einer fast eigenthümlichen tönenden Weise. Sie hat das große, seltene Verdienst der Deutlichkeit, es geht keines ihrer Worte verloren. (Dahin ist es mit der Bühne gekommen, daß dieses als Verdienst angerechnet werden muß!) Ihr Anstand und ihr Benehmen als Mann verdienen eine ausgezeichnete Erwähnung. Mad. K . . . als Colmira, des Königs Gattin, entzückte mehr als einen Sinn. Diese in voller Jugendblüte prangende

Gestalt, mit unnennbarer Anmuth ausgestattet, dieser seelenvolle Blick, dieses reizende Lächeln sollten einer schlechten Sängerin zu Theil geworden sein, damit das Auge das Ohr besteche. Und nun ihr zauberischer Gesang, wo Kraft-Gewandtheit und Lieblichkeit der Stimme einen unentschiedenen Wettkampf führen! — Herr D... hatte in der Rolle des Zamusko zwar nicht Gelegenheit, sich mit Glanz zu zeigen, doch erkannte man, daß er sich den Uebrigen zuzählen dürfe. Auch die Frankfurter Bühnenfreunde hatten diesem braven Baßsänger bei seinem Gastspiele den verdienten Beifall nicht versagt. — Von der großen Ordnung und Pünktlichkeit, die auch in den unbedeutendsten Scenen beobachtet wird, von den herrlichen Chören, von der reichen Garderobe, von den ganz unvergleichlichen Decorationen, von der geistvollen und strengen Leitung, die in diesem Allen sichtbar wird und wodurch sich die Darmstädter Bühne auszeichnet, soll ein andermal ausführlicher gesprochen und die Vergleichung, zu welcher dieses Anlaß geben könnte, gewiß nicht unterdrückt werden.

12. Am 14. Juli. — Camilla, Oper von Paer.

Paer's Camilla hat einen guten unantastbaren Ruf, darum gelang es ihnen nicht, sie zu verleumden, so fein es auch angelegt war, so schlau sich auch alle Mitsingenden dazu verabredet hatten. — Herr ***, Mitglied des königl. Ständ. Theaters zu Prag, stellte den Herzog vor. Wenn die böhmischen Stände keine bessern Redner als Sänger haben, dann steht es schlecht um ihre Volksvertretung. — Mad. *** sang die Camilla. Welch' ein grausames Vergnügen, diese Parforcejagd nach aufgeschreckten und entfliehenden Tönen! Das arme Wild! Camilla ist wie eine Büßende, nicht wie eine unschuldig Leidende gekleidet. Nach Vorschrift? — Demoiselle W..., als die Gärtnersbraut Ghitta, war recht lose, schnippisch, allerliebst, sehr allerliebst. Ihr Bräutigam hieß Antonio.

13. Am 18. Juli. — Don Juan.

Die Nacht vor dieser Aufführung begaben sich wunderbare Dinge. Mozart's Geist schritt polternd durch das Comödienhaus — die dickste Saite des Contrabasses zersprang — die große Trommel seufzte — eine Clarinette lachte laut auf. Ich habe dieses Alles von einem Manne erfahren, der bei der Vorstellung von Elise v. Valberg eingeschlafen war und im Schauspielhause übernachten mußte. — Herr *** sang den Juan. Ein herzensguter Mann, dem wahrhaftig Unrecht geschehen; er verdiente es nicht, daß ihn der Teufel holte.

14. Am 27. Juli. — Die Jungfrau von Orleans, von Schiller.

Offenherzig zu gestehen: nichts von dem, was ich über die heutige Aufführung zu sagen mich erkühnen möchte, verdient auch nur die geringste Berücksichtigung. Gleich nach den ersten Scenen mißmuthig gemacht, empfand ich die größte Langeweile, trippelte ungeduldig mit den Füßen und gerieth in eine solche Stimmung, daß ich ganz die Geistesfreiheit verlor, die zur Beurtheilung einer theatralischen Vorstellung erforderlich ist. Höchst wahrscheinlich haben sie Alle vortrefflich gespielt und ich Betrübter habe es nicht gemerkt. In meiner üblen Laune erschien mir Alles so schleppend und seelenlos, daß ich gar nicht begreifen konnte, wo die lieben Zuschauer ihre Geduld hergenommen haben, die die meinige, welche sogar bis zum vierten Acte reichte, noch um ein Fünftheil übertraf. Ich erinnere mich noch dunkel, daß Herr ***, der den Feldherrn Talbot machte, auf eine sehr komische Weise den Geist aufgab. Eine ganze Loge voll schöner Damen in meiner Nähe belachte diese Sterbescene. Ernst zu sprechen, es kam daher, weil Herr *** nicht starb, sondern sich hinrichtete. — Der Krönungszug war ungemein prächtig; es wurde dabei fast nur mit einer Stimme Vivat gerufen, wahrscheinlich um akustisch darzuthun, wie einstimmig das Volk in seiner Freude sei.

15. Am 28. Juli. — Der Unsichtbare, Oper von Eule.

Würde eine Oper der „Unhörbare" zur Vorstellung gebracht, dann wäre schwer zu unterscheiden, wer die Hauptrolle verdiene, denn gar Viele hätten Anspruch darauf zu machen. Doch haben Herr O... und Herr H... recht schnurrig gespielt. Ging es nur immer lustig zu auf unserer Bühne, da wäre man noch am besten daran, dann wüßte man wenigstens, wo Alles hinaus wolle.

16. Die Rosen des Herrn v. Malesherbes, von Kotzebue.

Dem. Lindner, Susette; Herr ***, Malesherbes; Herr ***, Peter. — Keine Rose ohne Dornen! Dem. Lindner war die Rose.

17. Am 30. Juli. — Hedwig, Drama von Körner.

Wer begegnet nicht froh dem deutschen Helden-Jüngling, den im Leben wie im Gedichte das theure Vaterland begeistert, und der die Liebe zu seiner Schönen an eine heiligere knüpft? Edler Körner, du heller Morgenstrahl, auf den ein trüber Tag gefolgt, du süßes Kinderlallen der Freiheit, das in der Wiege starb und nicht zur Männerstimme hinanwuchs, wie könnte ich über den Werth deiner Hedwig mit dir feilschen, wie sollte ich mit dir rechten, daß die Handlung zu krampfhaft zusammengezogen, daß Alle aus der nämlichen Tonart reden, oder worüber es sonst sei? Dein Geist, dein Herz ist darin; deine Dichtungen sind Heiligthümer einer verstorbe-

nen geliebten Zeit, die wir verehren sollen, nicht beurtheilen! ... Aber, warum mußte ich mich auch so hoch hinaufschwindeln; jetzt habe ich einen gefährlichen Sprung zu machen. Nämlich Herr *** spielte den Julius. Theure Freunde und Freundinnen! es thut mir in der Seele weh, daß ich an unserer Bühne so oft nur zu tadeln finde, ich lobte lieber, aber es ist mir unmöglich, gegen mein Gefühl und meine innere Meinung zu reden. Vielleicht verstehe ich nichts von der Sache, es mag sein; vielleicht mache ich Forderungen an die Kunst, die der in Raum und Zeit eingeengte Künstler nicht zu gewähren vermag. Ist es so, dann bitte ich um Belehrung und fordere Jeden auf, den mein Tadel treffen wird, mich schriftlich zurechtzuweisen (mit mündlichen Erörterungen wünsche ich verschont zu bleiben, sie rühren mich zu sehr). Widerlegungen solcher Art, und sollte auch jede Waffe darin benutzt sein, die man außer Gründen noch gebrauchen kann, den Gegner zu bestreiten, und sollte auch mein Mangel an Einsicht in Beurtheilung schauspielerischer Darstellungen noch so fühlbar gemacht worden sein — wird niemals, ich verspreche es feierlich, die Aufnahme in diese Zeitschrift versagt werden. Aber dafür verstatte man mir auch freimüthig auszusprechen, was ich denke, und ich denke, daß der kein Schauspieler zu nennen ist, der uns gebrochene Kniee, immer die nämlichen eckigen Stellungen zu sehen, der uns das langweilige melancholische Geläute der verliebten Tonart ohne Abwechslung, ohne Schmelz der Stimme zu hören gibt; der in leidenschaftlichen Lagen eine mädchenhafte Weinerlichkeit zeigt und die Manneskraft nicht auch in ihrer Niederlage geltend zu machen weiß. Vergleicht damit den Herrn ***, welcher den Rudolf spielte. Hier ist Grazie selbst im wilden Ungestüme und männliche Haltung auch neben der Schwäche der Leidenschaft. Vergleicht damit, sage ich; denn übrigens war Herrn *** Spiel gar nicht vorzüglich.

18. Der Sie, Lustspiel von Castelli.

Eine dumme Geschichte! Denkt euch nur, es kommt dahin, daß ein Vater den eigenen Sohn, den er für ein Frauenzimmer hält, heirathen will. Das heißt doch den Scherz etwas zu weit getrieben! Und daß der Milchbart gemeinschaftlich mit seinem Diener seinen alten Vater verlacht und verspottet, mag doch auch nicht jedem Gefühle behaglich sein. — Herr *** spielte den Der Sie ohne alle Laune und mit der möglichsten Schwerfälligkeit. Er verstand ja kaum selbst zu lachen, wie wollte er solches erregen? — Herr W... als Herr von Anker wußte die komische Wirkung hervorzubringen, welche mit dieser Rolle beabsichtigt wird. — Frau ***

spielte die Frau v. Lahn recht fein, gewandt und muthwillig. — Demoiselle A... war als Brigitte auf die herkömmliche Art naiv. — Herr O... machte des jungen Laffen Diener Spitz mit der ihm eignen Regsamkeit und Laune. Dieser Künstler weiß sich immer zu beschäftigen, auch da, wo ihm der Souffleur keine Arbeit gibt.

19. Am 2. August. — Titus, Oper von Mozart.

Demoiselle *** trat als Sextus auf. Die Schüchternheit, mit welcher sie begann, verrieth, daß sie bescheiden genug ist, den Werth ihres Gesanges nicht zu überschätzen. Demoiselle *** fand auch unfreundliches Wetter. Einige Sonnenstrahlen des Beifalls konnten den Wolkenhimmel der Unzufriedenheit nicht durchbrechen. Das heißt in einer guten deutschen Uebersetzung: sie mißfiel sehr.

Ich bin beauftragt, die Herren von der Bühne, denen es obliegt, freundlich zu ersuchen, daß sie doch den Text der heutigen Oper, der vergriffen ist, von Neuem möchten drucken lassen. Bei mehrern andern Opern ist derselbe Mangel eingetreten. Wäre es nicht sehr zweckmäßig, wenn nicht blos die Gesänge, sondern auch die gesprochenen Worte und die ganze scenische Anordnung des Singstücks zugleich mit abgedruckt würden? Meinen Sie nicht?

20. Am 27. August. — Die Indianer in England,*) Lustspiel von Kotzebue.

Mit „Auweh" beginnt dieses Lustspiel, wenn das nicht herzbrechend wird, so ist's ein glückliches Wunder! Nun, es fehlt nicht daran. Toujours perdrix, toujours Gurli. Hundertdreiunddreißig Male (bedachtsam gezählt) wird der Name Gurli im Stücke ausgesprochen, es gurlt einem ums Ohr herum, daß man vor Angst und Wehmuth vergehen möchte. Närrischer Samuel, hat je eine abgeschmacktere Unnatur die Bühne betreten? Antwort: Nein. Es wird gewiß keine besorgte Mutter ihre Tochter zum zweiten Male in dieses Schauspiel führen. — Laßt uns zuweilen kleine stilistische Bemerkungen zur Uebung unseres Geschmackes machen. In der vierten Scene des zweiten Acts sagt Liddy: „Pfui! keine romantischen Thorheiten! Kaberdar ist ein braver Mann. Ihn um eines Jünglings willen verschmähen, dessen Herz ich blos aus seinen Augen kenne,

---

*) Die Handschrift, welche die Berichte über die schauspielerischen Darstellungen enthielt, habe ich bei einem Gange über die Straße aus der Tasche verloren und nur Einiges nach der Erinnerung wieder herzustellen vermocht. Daher die Unvollständigkeit dieses Artikels. Ich bitte nicht den ehrlichen Finder des Verlornen, es mir zurückzugeben, denn dieser thut es wol von selbst, sondern den unehrlichen, und es sei ihm hiermit eine größere Belohnung, als der Fund werth ist, dafür zugesagt.

das hieße auf der Lebensreise den Compaß gegen einen Schmetterling vertauschen!" Eine schöne Zusammenstellung; man hätte eben so gut eine Baßgeige mit einem Kümmelwecke paaren können! — ein andermal heißt es: „unglückschwangere Blitze." Sehr falsch. Der Blitz kann nicht schwanger werden; schon dessen langgestreckte Taille vermag das Bild der guten Hoffnung nicht einzufassen. Uebrigens ist der Blitz das Geborne, nicht das Gebärende: wenn die unglückschwangeren Wolken in die Wochen kommen, dann sind die Blitze die Unglückskinder.

Die Aufführung war im Ganzen gut. Herr *** machte den Sir John. Sir John hat das Podagra, aber Podagristen haben gewöhnlich keine kranke Körper- und Seelenstimmung. Sie leiden nur an den Füßen, aber das Herz, wie man zu sagen pflegt, ist gesund. Sie sind heiter, sie haben Appetit und Laune. Darum war es vielleicht eine unnöthige Störung, daß Herr *** mit kläglicher Stimme, matt und entathmet gesprochen. — Frau *** als Mistriß Smith hat ihre Rolle sehr richtig aufgefaßt und durchgeführt. Besonders erfreulich war ihre deutliche Aussprache. Man wird sehr unverständlich, wenn man die Wörter und Silben zu viel schleift, sie müssen, wie Frau *** es that, gestoßen werden. — Aschgrau, dürr, senkrecht, von seinem Regenschirme unzertrennlich: so stellte Herr L... den trocknen, vorsichtigen, sich selbst controllirenden Zollinspector sehr lobenswerth dar und ließ nichts zu wünschen übrig. — Herr ***, welcher den Schiffscapitain Robert machte, ließ seine rothe Unterweste eine Handbreit tiefer reichen als die weiße Oberweste; das nahm sich nicht gut aus. — Dem Spiele des Herrn *** als Nabob kann man nicht beikommen, denn er spielte gar nicht. — Herr *** war als Zollvisitator voller Laune und Regsamkeit. Eine Rüge sei verstattet. In der siebenten Scene des ersten Acts, wo er ganz entathmet zu seinem Vorgesetzten, dem Zollinspector, kommt, um ihm zu berichten, was er erlauert, sprach Herr *** schnell, mit einander überstürzenden Worten. Das war recht; denn er sollte, kriechend und allzeitfertig wie er ist, hierdurch seinen raschen Diensteifer zur Schau geben. Allein eben um darzuthun seine Heuchelei und nur angenommene Wärme, hätte er, sobald ihn der Zollinspector verließ, plötzlich zur Ruhe überspringen und den gleich darauf folgenden Monolog der achten Scene langsam und kühl sprechen, nicht aber, wie er es gethan, mit gleicher Hurtigkeit fortfahren müssen. — Herr H... als Bootsknecht sprach recht wacker seemännisch. — Herr U... und Herr K... waren beide als Notarien sehr ergötzlich. Einer von ihnen hätte sich, um das Possier-

liche des Faustkampfs zu erhöhen, einen Dickbauch machen sollen — Aber wo bleibt die schöne Gurli-***? Gurli soll lachen, Gurli soll weinen, Gurli soll hüpfen, Gurli soll lieb haben, Gurli soll küssen, Gurli soll ihr Kätzchen streicheln, Gurli soll ihren Papagei füttern, Gurli soll heirathen, heirathen, heirathen — — aber Komödie spielen soll Gurli nicht, weder auf der Bühne noch mit uns. — Madame ***, Liddy; darüber ist nicht viel zu sagen, das ist nicht Fleisch und nicht Fisch.

21. Die Proberollen, Posse von Breitenstein.

Dem. Lindner machte die Schauspielerin Schnell. Aber wie schön hat sie gespielt! Das ist ja über allen Ausdruck! Als Landfräulein — diese Selbstgefälligkeit, wie natürlich! welch' artiges Hand- und Fingerspiel mit dem Strickbeutel! Als Gouvernante — der Putz, die Brille, die ganze körperliche Haltung, die sehr gute Aussprache des Französischen. Als Kadet — jugendlicher Sprudeltopf, welche liebenswürdige Keckheit, rasch wie eine Wetterfahne. Als Bäuerin — das eingelegte Declamirstück. Als Jüdin — die Ruhe, die Zuversicht, die ausgespreizten Finger. Wenn ich nichts weiter zu sagen weiß, so ist es die Schuld derjenigen, die mich die Ausdrücke des Lobes haben verlernen lassen. Aber man hätte Dem. Lindner mehr ehren und sie diesen Abend nicht herausrufen sollen — der schönen Gurli war es auch widerfahren.

22. Am 15. Septbr. — Der Vorsatz, ländliche Scene von Holbein.

Wiederholung des Stückes, des Spiels und der Beurtheilung. Den Vorsatz, gelenker zu sein, hatte Herr ***, wie es sich zeigte, nicht einmal gehabt, viel weniger ausgeführt.

23. Der Verräther, Lustspiel.

Herr Otto und Dem. Lindner, jener als Berger, diese als Klärchen, hatten so angenehm und mit so reicher Laune gespielt, daß sie sich gewiß nicht weigern werden, von dem großen Beifall, den sie verdient, dem armen Jakob ein Almosen abzugeben. Es war diesen Abend das zweite Bauernmädchen, das Herrn *** zum Schatz hatte. Ich denke: die Liebe wird ihn doch endlich geläufig machen.

24. Nachtigall und Rabe. (Zum ersten Male wiederholt.)

Wenn auf unserm Zettel steht: zum ersten Male wiederholt, so heißt das in der Bildersprache eines lockenden Wirthshausschildes: „Kommt herein, ihr Herren, heute ist der zweite Feiertag, macht euch noch einmal lustig, morgen geht's wieder an die Arbeit." Die Sache ist gut gemeint und darum löblich.

Ich hätte schon früher des Herrn Schwind gedenken sollen, der

so kunstreich und bedachtsam seine Nachtigallen=Flöte, bald süß, bald kräftig, tändeln oder schmettern ließ. Die Flöte ist ja hier Alles, die wahrhafte Schicksalsgöttin dieser Schäferei; darum gebührt ihr die Krone.

25. Am 27. Sept. — Rochus Pumpernickel.

Nicht überall, aber hier gewiß, heiligt der Zweck die Mittel. Ein Possenspiel, das unter zehn Menschen auch nur einen froh gemacht, verschmäht es nicht. Legt eure Kleinodien und allen möglichen Plunder in die Schale der Lust und des Lachens, die der Thräuen wiegt ihr doch nicht auf.

Herr *** war ein lieber Rochus Pumpernickel, saß drollig zu Pferde, ergötzte sehr, da er seine Bretzel in Sophiens Liebeserklärung eintunkte und mit aller Gemüthsruhe zu Ende aß, war überall, was er sein sollte, ein Genie von Dummheit. — Herr *** als Vorthal verstand seine Rolle, doch merkte man ihm an, daß ihm jene passive Komik, wie sie dem kränklichen, ängstlichen, jede Gemüthsbewegung fürchtenden Manne vorgeschrieben ist, zur Last fiel. Er ist besser an seinem Platze, wo er seiner gährenden Laune Luft machen kann. Madame H. hat gut gespielt, Madame H. auch, Herr O. auch, Herr H. auch, Herr K. und Herr B. auch auch, Herr H. auch, Herr J. auch, Demoiselle U. und Madame S. auch auch, Demoiselle W. auch, Herr U. auch, Herr H. auch. Es ist doch Niemand vergessen? Auch die Straßenjungen haben gut geschrieen und sind im gehörigen Takte eingefallen. Sie müssen sich mit diesem Regimentslobe begnügen, wer kann wissen, wie sie Alle heißen!

26. Stille Wasser sind tief.

Ein herrliches Lustspiel alter guter Art, wo ernster Sinn und Grazie, Laune und Gediegenheit, in der innigsten Verschwisterung sich zeigen. Alles gehörig schattirt, nichts von jenen Farbensprüngen, die dem Auge wehe thun. Wir haben nicht viel solcher.

Herr *** hat die Rolle des Baron Wiburg sehr durchdacht und glücklich ausgeführt. Der Uebergang von Tölpelhaftigkeit durch blödes Fragen und bescheidene Zuversicht zum anmaßenden herrischen Wesen gelang ihm überaus gut. Die Sprache der Empfindung nach abgeworfener Maske wußte er mit kluger Mäßigung zu führen, ohne daß er es ihr an Nachdruck hätte mangeln sollen lassen. Diese Rolle hat Klippen, die nicht Jeder zu vermeiden versteht. — Frau ***, die Frau von Holmbach. Junge, reiche Wittwen, die heirathen wollen und nicht wollen, und nicht wissen, was sie wollen, in diesen und in Rollen ähnlicher Art hat Frau *** um keinen Beifall erst zu werben, er ist ihr ein= für allemal zuerkannt. Herr

Otto, Lieutenant Wallen. Das heißt sich als Schauspieler zeigen! Mit so vieler Liebe, Laune und neckendem Uebermuthe auftretend, kann einem Künstler, der so reich ist, wie dieser, an aufgespartem guten Willen, eine allgemeine Verbreitung der Lust nicht mißlingen. — Herr *** als Kammerjunker von Dornhelm, war flach, schlau und lauernd, wie es sich gebührt; Herr H . . ., braver Hauptmann; aber Herr *** (Herr v. Rehberg) glich in Kleidung und Geberden nicht einem Zierling, der eine schöne Frau, sondern einem linkischen jungen Candidaten der Theologie, der eine Pfarre umflattert. — Demoiselle Lindner, in der Rolle der Gärtnerstochter Antoinette, so gut sie auch sonst spielte, möchte doch für ihren Stand etwas zu fein, anständig und edel aufgetreten sein.

27. Am 1. October. — Die Sängerinnen auf dem Lande, Oper von Fioravanti.

Eine Musik, die nur bis ins Ohr, dieses Vorzimmer des Herzens, gelangt, und wie Alles, was sich in Antichambren aufhält, zwar geschmeidig ist und angenehm, aber auch flach, ohne Leben und ohne Liebe.

Herr O . . . war als Kapellmeister das Ergötzen des Hauses, besonders in dem Sextett, worin er den Contrabaß mit der Stimme nachzumachen hat, spielte er mit unübertrefflicher Laune. — Herr K . . . den Marco, gut; aber ist nicht der musikalische Spaß zu weit getrieben, wenn der Tonsetzer einen gichtischen Gesang auf die Bühne bringt? Ob im Scherze oder ohne Vorsatz schlecht gesungen werde, es thut beides dem Ohre gleich weh. — Herr *** hatte den Carlin zu spielen. Bei seinem ersten Auftreten im Terzett mit Marco und Bucephalus, singen beide letztere: „O weh! er scheint von Sinnen." — „Was macht er für Grimassen? Mir graut ihn anzusehen. Er faselt." Aber von dem Allen konnte man Herrn *** nichts abmerken; er betrug sich wie der vernünftigste Mensch und war so gelassen wie ein Lamm.

28. Am 7. October. — Don Juan.

Oben auf dem Komödienzettel stand gedruckt: Auf vieles Begehren; aber eine solche Aufführung hätte wol weder einer Entschuldigung, noch einer Erklärung bedurft. Aber ich wünschte die Zeit zu erleben, wo es nach Don Juan nicht mehr heißt: „Eine heroisch-komische Oper in zwei Aufzügen, aus dem Italienischen. Die Musik ist von Mozart," welches Jedermann auswendig weiß; sondern: „Der Ertrag der Einnahme ist für das Denkmal bestimmt, welches dem göttlichen Mozart in Wien errichtet wird," wovon Niemand etwas weiß.

Madame *** sang die Donna Anna. Nur in ihren eigenen Tönen könnte man sie würdig preisen. — Man ist gewohnt, von Herrn Hill die Rolle des Don Juan vortrefflich darstellen zu sehen und entrichtet ihm jedes Mal dafür den gerechtesten Beifall. Er vereinigt in seinem Spiele Laune, Feuer, Anstand und Behendigkeit, und läßt es auch an dem Sonstigen nicht fehlen. — Hörte man mit den Augen, so wäre Madame *** als die wohlgefälligste, artigste Zerline, die sich nur denken läßt, befunden worden. — Herr *** gab als Leporello die erwartete Befriedigung nicht ganz. — — Don Juan, wie auf dem Komödienzettel steht, ist ein Druckfehler, es muß heißen, Dom Juan. — —

Es ist verdienstlich für jeden Sänger, in dem Glanze unseres Orchesters nicht scheinlos unterzugehen. Wem dieses noch unbekannt war, der mußte es heute erfahren. Daß ein Verein von solchen Künstlern, deren die meisten ausgestattet sind mit eigener selbstständiger Kraft, sich so willig zeigt, nur in dem Ganzen zu leben und zu wirken, so daß man ein einziges Instrument und einen einzigen Spieler zu vernehmen glaubt, ist um so bewunderungswürdiger, je seltener sonst Verläugnung des Ichs mit dem Genius sich paart. Geist und Bedächtigkeit, Feuer und Mäßigung, Freiheit und Gehorsam, finden sich so verbunden vielleicht bei keinem Orchester irgend einer deutschen Bühne. Das hiesige Publikum, welches in seiner Gesammtheit stets gerecht ist, versäumt auch nie, demselben seinen Dank und seine Huldigung zu bezeigen, wenn dieses, wie nach einer Ouverture, ohne Zweideutigkeit geschehen kann.

29. Am 8. October. — Der todte Mann, Lustspiel in einem Aufzuge von Thienemann.

Die drei Personen, welche in diesem Stücke vorkommen, haben schlecht gespielt für sechs. Wer dieses Räthsel nicht zu lösen weiß, mag froh sein; sein Leben zählt eine langweilige halbe Stunde weniger als das meinige.

30. Das Intermezzo, Lustspiel von Kotzebue, in fünf Aufzügen.

(Aufführung der drei ersten Acte.) Herr B... machte den Junker Hans, und richtiger kann man diese Rolle nicht auffassen und wiedergeben, als er es that: das wohlgetroffenste Bild der herzlichsten Biederkeit, in dem Rahmen ländlicher Einfalt und Unschuld. Wo dieser Charakter den Zuhörer mehr als lächeln macht, da ist das Spiel schon verfehlt. Das Schnipp Schnapp Schnurr muß Herr B... fertiger aussprechen lernen; er sprach es zu langsam. Auch an dem Lirum Larum schien mir etwas zu mangeln.

Für so ein Leibwort pflegt man eine eigene Livree zu haben, eine stehende Melodie, die nicht modulirt werden darf; es muß einmal wie das andermal gesagt werden. — Herr O... war ein guter allerliebster Matz. — Herr W..., als Baron Volta, machte den Spieler von Welt mit Welt. — Herr ***, als Galanteriekrämer, hat seine Scene sehr gewandt und mit vieler Wahrheit dargestellt. — Herr *** (Kaufmannsdiener) hätte beim Präsentiren des Wechsels sich nicht so sehr ärgern sollen, als er gethan. Bei solchen Vorfällen einer verweigerten Zahlung bleibt man kalt, und weiß, was man zu thun hat, oder man erschrickt eher, und verliert die Sprache. Heftigwerden kommt den Personen, durch welche Kaufleute ihre Wechselzahlungen pflegen eincassiren zu lassen, überhaupt nicht zu. — Die drei Bettelbuben hatten für ihre traurigen Verhältnisse viel zu saubere und hübsche Gesichter.

31. Der Geizige, von Molière.

Herr K... spielte als Gast den Geizigen und leistete, erwägt man die Schwierigkeit dieser Rolle, viel mehr als das Gewöhnliche. Die Besorgniß war auf seinem Gesichte sehr kenntlich und treu gemalt. Er hatte im Spiele eine wohlberechnete Ruhe, etwas Altfranzösisches im Anstande, vorzüglich in der Stellung der Beine, das gefiel oder hätte gefallen sollen. Er künstelte nicht zur Unzeit mit kleinlichen Schnörkeleien knauseriger Einfälle, welche den großen treffenden Zügen der Menschennatur, wie sie Molière entworfen, doch nichts hinzuzufügen vermögen. Die Haupt-Scene: die ausbrechende Verzweiflung über den erlittenen Diebstahl, gelang gut, und am Schlusse bildete Herr K..., vor seiner Casette sich hinwerfend, eine schöne malerische Stellung.

32. Am 11. October. — Das Geständniß, Lustspiel von Kotzebue.

Ursprünglich heißt dieses Stück die Beichte; aber die Menschen sind in der Gottlosigkeit so weit gekommen, daß sie sich sogar nicht scheuen, gegen die Religion und deren Umgebung höflich zu sein. Wir erleben es noch, daß die Polizei verbietet, Lauben auf der Bühne vorzustellen, damit die Juden nicht argwöhnen, man wolle ihr Lauberhüttenfest verspotten.

Schöne Frau Baronin, ich hätte gar Vieles gegen Ihre Sittenlehre einzuwenden. Sie irren, Gnädige, wenn Sie die Untreue der Männer mit der Treue der Weiber zu beschämen glauben; das sind zwei ganz verschiedene Dinge. Auch könnte ich Ihnen beweisen, daß, wenn Sie Ihren Mann nur etwas Weniges geliebt hätten, Sie die Zeche seiner üblen Wirthschaft wenigstens nicht so freundlich lächelnd auf

Ihre eigene Rechnung hätten setzen lassen.... Aber wer möchte mit Ihnen streiten, Liebenswürdigste?

33. Der Dichter und der Tonsetzer, Oper von d'Alayrac.

Die Handlung ist munter, die Verwicklung kunstvoll, die Auflösung witzig, die Musik leicht, sehr leicht, gefällig, unterhaltend genug. Der Gesang der Mitspielenden war, wie wir ihn an jedem und jeder kennen. Uebrigens weiß man, daß die Handwerksgrenzstreitigkeiten zwischen Schauspielern und Sängern in dem zunftsüchtigen Frankfurt noch immer nicht geschlichtet sind. Jene wollen diesen das Spielen nicht erlauben, das, wie sie meinen, ihnen allein zukäme. Die Sänger aber behaupten, sie wären allerdings auch zum Spielen berechtigt. Um indessen den Klageführenden nicht zu sehr vor den Kopf zu stoßen, wird in der Oper so selten und verstohlen als nur möglich gespielt.

34. Am 17. October. — Die Zauberflöte.

Ob sie wol Löcher hatte und eine Klappe? Meine Augen haben sie nicht gesehen, aber wenn auch, sie war doch häßlich genug. Eine Zauberflöte müßte eigentlich noch viel schöner sein als eine natürliche. Und wie gefiel euch das Glockenspiel? Die sonst so freigebigen Feen sind, wie es scheint, auch knauserig geworden. Ich will dem Herrn Papageno ***, damit es nicht vergessen werde, gleich vorhalten, daß er, meinem Gefühle nach, unzeitig spaßt, wenn er mit seinen Trommelschlägeln so stark in das alte Futteral hinein klopft, daß man das Holz hört. Papageno will ja vorstellen, als spiele er selbst die Glocken, die hinter den Coulissen bewegt werden, wie darf er also Lärm machen? — — Dieser nämliche Schalk that auch nicht wohl daran, sein Papageno-Weibchen auf den Armen fortzutragen — noch haben wir keine Kreuzer-Komödie. — Aller Zauber versagte gewaltig diesen Abend; das Gravitations-System und das ganze Compendium der Physik stand fest wie eine Mauer. Bei Verwandlung der alten Frau in das junge befiederte Mädchen blieb die Kutte auf der Erde liegen, und wollte nicht verschwinden. Pamina's Dolch that desgleichen, und behauptete den Platz. Die Königin der Nacht gedachte einmal unterzusinken, aber die lichten Götter waren der Dem. Friedel zu hold, um sie der Gewalt der unterirdischen preiszugeben. Da nahm sie einen Seitenweg. Alle unsere Opern sind komische Opern, es mag auf dem Zettel stehen oder nicht.

Herr *** spielte den Sarastro. Dieser sein erster theatralischer Versuch gelang ihm gut und empfahl ihn. Die Forderungen an den Baßgesang werden nach einem andern Maßstabe gemacht und

sie sind darum schwerer zu erfüllen, als die Leistungen des Tenors und Soprans. Letztere Stimmen, mit den Instrumenten befreundeter, werden von denselben zahlreicher begleitet, emporgehalten und mit fortgezogen, was bei dem Basse nicht stattfindet; dieser steht einsamer da. Auch ist ihm, bei seiner ernstern Art, nicht so viel als jenen verstattet, seine Fehler hinter Verzierungen und Tändeleien zu verstecken.

35. Am 20. October. — Wilhelm Tell, von Schiller.

Ein vaterstädtisches Herz schlägt viel, wenn in Zeiten der Gefahr auf dem Komödienzettel das Landsturmsaufgebot verkündigt wird, und darauf Männer und Weiber, Alte und Kinder, Hohe und Niedere wohlgemuth herbeiströmen, zweihundert Quadratschuhe breternen Schweizerbodens vom Tyrannenjoche zu befreien. Aber ein deusches Auge weint auch, wenn es sieht, wie, nach geschehener Rettung, das benarbte Volk wieder hinabsteigen muß in den dunkeln Schacht der Vergessenheit, und einige Große, mit ungeritzter Haut, des Sieges Ehre und Beute für sich allein behalten. O Just, o Hilde, o Rühr, o Badjera, du Aelterer, und ihr Braven alle aus Uri und Unterwalden, wer kennt euch noch nach zehn Uhr Abends, wer lohnt euch, während die Weidner, die Heigel, die Schmidt, die Haas, sich täglich dafür lobpreisen lassen, daß ihr Quadrupel-Spiel und Rütli-Vertrag das Land frei gemacht? .... Hätte ich meine Zeit während dieser Vorstellung besser verwenden können, als zu solchen patriotischen Phantasien? Auch habe ich es redlich gethan. Beim Himmel, das ist kein braver Mann, der über nichtswürdige Possen, und ob dieser oder jener Schauspieler die gehörige Fratze gemacht, sich breit und wichtig aussprechen, aber an des Lebens heiligem Ernste unbekümmert und dämisch wie ein grasendes Hornvieh vorüberschreiten mag! Denkt ihr, daß diese Theaterkritiken, woran ihr so gut seid, eure Freude finden zu wollen, auch mich selbst belustigen? Denkt es nicht. Die Bühne, ich mache kein Geheimniß daraus, muß mir zur Versilberung der Pillen dienen, die man euch, während ihr den Mund zum Lachen öffnet, geschickt beizubringen weiß. Panis et Circenses! war stets das schlaue Losungswort, womit man uns kirre machte, und während wir Maulaffen den Kinderpossen zugafften, leerten uns geschickte Beutelschneider die Taschen aus. Lasse sich, wer da wolle, zum Besten haben; aber glaubt mir's, ich thäte keinen Schritt ins Parterre, wo es einen Gulden kostet, fände ich nicht meine Freude daran, schreckhaften Menschen zuweilen eine Knallerbse unter die Beine zu werfen.

Ist Frankfurt eine Vorstadt Wiens, daß wir es ihnen nachthun

'n der Censur der Theaterstücke? Mögen sie an der Donau ängstlich sein hierin, was kümmert das uns? Soll man in der freien Stadt Frankfurt nicht sagen dürfen, daß vor fünfhundert Jahren ein österreichischer Statthalter in der Schweiz schlecht hausgehalten und daß die Gebirgsbewohner uralter Freiheit endlich solcher Herrschaft satt geworden? Warum hat man durch den ganzen Wilhelm Tell das Wort Oesterreich mit allen daraus gebildeten Adjectiven ohne Schonung des Versmaßes ausgemerzt, so daß Keiner, der des Dramas oder der Geschichte unkundig ist, wissen kann, wenn er von den „Fremdlingen" reden hört (welches Wort zuweilen statt Oesterreicher gesetzt ist), ob Christen oder Hottentotten darunter gemeint sind? ... Da seht ihr selbst, welche üble Folgen es hat, wenn eure Circenses so schlecht sind, und man aus Langeweile genöthigt ist, maßgebliche Meinungen zu haben. Nicht immer ist man so glücklich, zu seiner Zerstreuung lustige Einfälle zu erjagen, folgendem gleich. Während der ganzen Verschwörungsscene auf dem Rütli dachte ich an weiter nichts als daran: wie! wenn jetzt der Vollmond herabfiele durch eine Nachlässigkeit des Maschinisten, das wäre ein köstlicher Bissen für ein Leckermaul von Theaterkritiker! Aber leider blieb er hängen.

Das heutige Stück ist folgender Weise solfeggirt worden. Doch zuerst von denen, die mehr gethan, als das. Am besten unter allen hat Ida Weidner, als Tells Knabe, gespielt. Dieses Kind hat gute Anlagen, und, man nimmt es wahr, einen noch bessern Lehrmeister. Etwas fand ich zu tadeln. Bei den Worten

„Gibt's Länder, Vater, wo nicht Berge sind?"

verschränkte es die Aermchen, um sich eine nachsinnende Stellung zu geben; diese Bewegung ist aber Kindern nicht natürlich. — Herr *** stellte seine schwierige Rolle als Freiherr von Attinghausen mit großer Kunst und Einsicht dar. Die Sterbescene gelang ihm sehr gut. Doch glaube ich, daß der Lehnstuhl weiter vorwärts stehen, oder daß Attinghausen erst todt zusammensinken sollte, wenn er mehr vor den Stuhl getreten ist. Herr *** starb aber ganz vorn am Rande der Bühne, ließ sich als Leichnam durch das ganze Zimmer schleppen und dann auf den Sessel niedersetzen; dies nahm sich nicht gut aus. — Herr *** spielte den Tell mit der edelsten Nonchalance, ganz auf die beliebte Art, wie er den Baron in der Beichte spielt. Melpomene mag sich freilich geärgert haben, sich mit ihrer Feindin Thalia in einer Gesellschaft zu finden. Aber der Schelm von Wirth hatte seine Lust daran gehabt, sie beide zugleich einzuladen. Doch ... ich will mich nicht bezwingen, ich will grob sein. Gibt es keine

Theatergesetze, die einen Schauspieler mit Strafe bedrohen, wenn er, obgleich wie Herr *** im Besitze ungemeiner Fähigkeit, dennoch so oft, mit Geringschätzung der Zuhörer und seiner Pflicht, schlecht und mit der unverzeihlichsten Nachlässigkeit seine Rolle abwickelt? und ermangelt unsere Bühne solcher Gesetze, warum übt das Publikum nicht selbst Gerechtigkeit aus, durch merkliche Zeichen des Mißfallens, und läßt es geschehen, daß man seine Langmuth täglich mehr und mehr mißbrauche? Herr *** machte den Geßler. Es fällt auf, in unsern Tagen keinen Tyrannen spielen zu können. Mit dem rauhen und barschen Tone, dessen sich Herr *** befleißigte, wird nichts ausgerichtet. Dieser ist eher der warme Zobelpelz der Gutmüthigkeit, dagegen schlüpft die Tücke mit einer leisen und glatten Sprache, aus ihrer Schlangenhaut, vors Ohr vorbei. Boshafte Menschen lispeln gewöhnlich, sie haben den Katzentritt der Zunge. Ueberhaupt hat Herr *** diesmal die rechte Tonart in seinem Spiele und Vortrage verfehlt. Mit demselben Ausdrucke, mit dem er sagte:

Doch will ich rathen, ziele gut, daß du
Den Apfel treffest auf den ersten Schuß,

hätte er auch sagen können: „Hier, mein Söhnchen, hast du einen gebratenen Apfel; aber nimm dich in Acht, daß du dich nicht verbrennst" ... Auch sein Herunterfallen vom Pferde, da ihn der Pfeil traf, war ungeschickt. Herr ***, als Rudolph der Harras, war es in dieser Scene nicht minder, denn er ließ sich seine Vorbereitung, den sinkenden Geßler in seine Arme aufzufassen, zu frühe abmerken. — Herr *** machte den Arnold von Melchthal und las wieder das ganze Wörterbuch schauspielerischer Mißgriffe und Fehler in unalphabetischer Ordnung durch. Dieser Künstler hat mehr als einmal gezeigt, daß das Urtheil für ihn nicht ganz verloren ist, und je sichtbarer es ward, wie schwer ihm die Enthaltung von gewissen Unarten fiel, je größer war auch der Dank für sein Bestreben. Herr *** fühlt, was er spricht, aber der Schauspieler soll nur denken, was er zu fühlen scheinen soll. Der warme wird den Zuhörer nie erwärmen. Herr *** ist so unglücklich, niemals den Schwerpunkt seines Geistes, noch den seines Körpers zu finden; darum bedarf er der Balancierstange einer hyperpathetischen Declamation; daher sein Herüberneigen des Oberkörpers, sein öfteres sich Erheben auf den Fußzehen, und alle die übrigen unnatürlichen Stellungen. Ein gewisser Beifall mag ihn wol manchmal irre führen und in seinen Fehlern bestärken. Man kann mit seiner Stimme steigen und steigen, und erklettert wol endlich das Jauchzen der Galerie, wenn man das Lächeln der Verständigen für nichts achtet. Herr *** nimmt

mit seinem Munde stets einen zu starken Anlauf, so daß er, wenn ihn Jemand im Zweigespräche ablöst, wie von einem Stoße zurückprallt und das Gleichgewicht verliert. Dem Zuhörer ergeht es dann, wie bei den Vexirwalzern, die plötzlich aufhören und wo man ohne Musik forttanzt; man glaubt, Herr *** müsse noch etwas zu sagen haben, und ist über sein Schweigen ganz verdutzt. Jede Rolle pflegt er, gleichsam um einen Trumpf darauf zu setzen, mit einer schleudernden Bewegung der Faust zu endigen. Es ist dies ein mimischer Schnörkelzug, dem kalligraphischen gleich, ohne welchen viele Menschen ihren Namen nicht schreiben können. — — Ich will mit einer Anmerkung über Stauffachers Wohnhaus, das in der zweiten Scene des ersten Actes vorgestellt wird, den Beschluß machen. Von diesem Hause heißt es, an verschiedenen Stellen:

— Da steht ein Haus, reich, wie ein Edelsitz;

. . . .

Von vielen Fenstern glänzt es wohnlich, hell.

. . . .

Vor diesem Hause hielt er wundernd an; (der Vogt.)

Geßler mag sich allerdings gewundert haben, aber gewiß über nichts Anderes, als daß ein reicher Mann wie Stauffacher in einer so ärmlichen Hütte, die nur ein einziges Fenster hatte, wohnen mochte. Warum hat der sonst so umsichtige Streicher des Wilhelm Tell nicht alle die Stellen unterschlagen, die eine Satyre auf die Decorationen unserer Bühne enthalten?

36. Am 23. October. — Fanchon, Oper von Himmel.

In Fanchon's liebenswürdigem Gesellschaftskreise wäre es wol leicht zu erlernen gewesen, wie man Sängern und Sängerinnen von sonst guten Gaben ihr linkisches, holperiges und kleinstädtisches Benehmen mit Schonung und darüber wegscherzend vorhalte; aber eines deutschen Tadlers höchste Feinheit ist das Verschweigen. Doch haben Herr ... als Saintval, und Herr K... als Abbé es an der nöthigen Gewandtheit nicht fehlen lassen. — Herr *** spielte als Gast den Tapezier Martin ohne Laune und Liebe. Es ist hierbei billig zu berücksichtigen, daß die Vorstellung zu seinem Besten und das Haus leer war. — Herr *** zeigte als Fanchon's Bruder einige Natur, besonders da er den Tapezier aufs Sopha warf und durchprügelte. — Herr *** spielte den Gewürzkrämer possierlich. — Herr ***, Fanchon's Haushofmeister, glaubte beim Kommen und Abgehen immer trippeln zu müssen. Ob hierdurch Alterschwäche, oder was sonst bezeichnet werden sollte, weiß ich nicht.

Da ich so eben des Herrn *** erwähnte, so will ich es meinen

Lesern erzählen, daß dieser Schauspieler vor seiner Abreise zweimal in meinem Hause war, mit mir zu sprechen, mich aber beide Male verfehlt hatte. Die Meinungen sind getheilt. Die Andern behaupten, er wäre nur gekommen, um mich zu bitten, daß ich seiner Frau schonungsvoller gedenken möchte, als ich in der Maria Stuart gethan. Was nun auch seine Absicht gewesen sein mag, so würde ich seinen Drohungen zu begegnen und seinen Liebkosungen zu widerstehen gewußt haben. Ich rede hier darum öffentlich von der Sache, weil es mir vielleicht hierdurch gelingt, künftig fremde Schauspieler abzuhalten, daß sie in der Absicht, meinem Urtheile über ihre Darstellungen eine gewisse Richtung zu geben, mich zu besuchen kommen. Sie mögen sich hierin das Betragen ihrer hiesigen Kunstgenossen zur Richtschnur nehmen. Diese, obzwar mir so nahe gestellt, haben es noch nie versucht, durch mündliche Unterredungen auf meine Ansicht Einfluß zu erlangen, und sie werden gewiß immer so bescheiden und schonend sein, mir die traurige Wahl zu ersparen, entweder durch heuchlerische Versprechungen, die ich nicht zu erfüllen gedenke, sie selbst, oder aus abgeschmackter Weichherzigkeit meine Leser zu betrügen.

37. Am 26. October. — Sargin, Oper von Paer.

Madame Seidler-Wranizky von Berlin trat als Sophie auf. Eine Sängerin von seltenen Gaben, wie sie der Ruf ohne Uebertreibung schon verkündigt hat. Stimme, Spiel und körperliche Reize vereinigen sich, den angenehmsten Eindruck zu erregen und zu unterhalten. Hier wird kein tapferer Gesang durch eine schmächtige, zarte Gestalt Lügen gestraft, noch eine girrende Liebesarie durch Alter und Corpulenz des Täubchens lächerlich gemacht; es zeigt sich Einklang überall. Madame S. hat eine sehr liebliche Stimme, einen bescheidenen, ächt weiblichen Vortrag und ein Spiel voller Grazie.

38. Am 27. October. — Die Kreuzfahrer, Schauspiel von Kotzebue.

Türkenthränen sind auch zu gebrauchen, sie machen naß, so gut wie die andern. Aber der christliche Theil der Rührung zeigte diesmal Fehler gegen die Regeln der Kunst, wovon bei der nächsten Aufführung der Kreuzfahrer geredet werden soll.

Madame *** spielte die Emma von Falkenstein. Da, wie oben erzählt, ihr Mann mich hat ersuchen wollen, über sie schonend zu urtheilen, so thue ich es hiermit.

39. Am 31. October. — Hedwig, die Banditenbraut, Drama von Körner. (Manuscript.)

Tausendmal um Vergebung, meine Herren, das Stück ist we-

nigstens schon vier Jahre lang gedruckt, und also kein Manuscript mehr. Mich ärgert die Sache etwas viel. Denn entweder ist darunter eine Charlatanerie verborgen: es sollen nämlich die Schaulustigen stärker angelockt werden, indem ihnen ein Stück dargeboten wird, das man durchs Lesen nicht kennen lernen kann; oder: es ist dieses abermals obzwar ein kleiner Beweis von gedankenloser Bühnenleitung. Ursprünglich stand auf dem Zettel: Manuscript, und es muß daher für alle Zeiten unverändert so stehen bleiben. Desgleichen liest man sehr oft auf dem Komödienzettel: „Der Text der Gesänge ist am Eingange für 3 Batzen zu haben" und fragt man darnach, so ist er nicht zu haben. Götter! sendet mir eine Ariadne, die mich aus dem Labyrinthe meines kritischen Aergers befreit, damit ich nicht noch einmal von irgend einem Minotaur gespeist werde. — Liebe Leser, da also Hedwig gedruckt ist, so leset lieber das Stück, als daß ihr es vorstellen sehet; jenes bekommt euch besser. — Madame *** spielte die Hedwig. Ich schone sie noch einmal. — Frau *** als Gräfin war kalt, und Herr *** als Julius, lau. — Herr *** machte den Rudolph. Anfänglich spitzte ich die Ohren sehr; denn zum ersten Male auf unserer Bühne hörte ich diminuendo und piano sprechen. Halt, dachte ich, der Mann versteht's, da gibt's Schatten und Licht! Aber es dauerte nicht lange und die Natur forderte ihre Rechte zurück; beim Schatten blieb's. Herr *** konnte unter so Manchem, was er nicht konnte, auch kein böses Gesicht machen; er lächelte auch in den betrübtesten Lagen, und dies gar nicht verstohlen, sondern offen und ehrlich. Er war gewiß nicht minder froh als wir, da die Sache ein Ende nahm. — — Findet sich ein Räuber von Ehre, der sich mit solchem unbehilflichen, verlegenen, abgeschmackten Lumpengesindel, als wir es im Walde sahen, abgeben mag, so muß das Handwerk sehr gesunken sein.

40. Das Standrecht, von Kotzebue.

Herr Weidner, als Herr v. Hayfisch, entfaltete die üppigste Laune, der man nicht widerstehen konnte. — Demoiselle Lindner als Indianer, war, wie in allen ihren Männerrollen, voller Natur und Anmuth. — Ihr Hund war etwas blöde, vielleicht ein Anfänger.

41. Am 2. November. — Die Räuber, von Schiller.

Viele Gedanken, in mir erregt durch den Anblick der heutigen Zuhörerschaft, welche größtentheils aus Handwerksburschen und andern Paradiesvögeln, sowie aus Knaben bestand, verschweige ich, weil ich muß, und ich muß, weil es leichter ist, über gewisse Gegenstände ein Buch zu schreiben, als eine Blattseite. Nur zwei Worte.

In Deutschland am meisten finden rohe und kräftige Menschen, oder Kinder, die noch keine Gesetzesfurcht kennen, ihre Lust an Räuber- und Mordgeschichten. Was, bei unsern gothischen Staatsverfassungen, bliebe Männern, die Thatkraft fühlen, auch Anderes übrig, als Spitzbuben oder toll zu werden? Aber genug; führe ich meinen politischen Thespis-Karren nur noch einen Schritt weiter in den Hohlweg dieser Betrachtungen, so kann ich nicht mehr umkehren.

Weil heute aufgehobenes Abonnement war, so wollte ich für meinen Extra-Gulden auch etwas genießen; und — sah nur zwei Acte. — Herr *** (Carl Moor) war schon gleich anfänglich auf dem Cimborasso der Unerträglichkeit; er konnte nicht höher steigen. — Herr ***: Franz, mittelmäßiges Fabrikspiel; — Madame ***, Amalia, eben so.

42. Am 14. November. — Welches ist die Braut? Lustspiel von Johanna v. Weissenthurn.

Das ist eine von den Verwicklungen, die sich auf eine vorher zu bestimmende Weise auflösen. Ich vermochte durch Hilfe des Komödienzettels mir die ganze Geschichte so zusammenzufügen, als ich sie nachher bei der Vorstellung wirklich fand. — Herr ***, als Herr v. Blümlein, war ganz in seinem Fache, aber das Fach war auch heute ganz in ihm. — Wenn Fräul. Grünberg und Frau v. Dorn wieder einmal in einem Theecirkel declamiren, so sollen sie nicht dabei der ganzen Gesellschaft den Rücken zukehren, sondern im Gegentheil. Wollen sie dennoch ihr liebes Parterre im Auge behalten, so brauchen sie ja nur etwas mehr in den Hintergrund der Bühne zurückzutreten.

43. Am 17. November. — Tancred, Oper von Rossini.

Arsir ging mit unbedecktem Haupte, sogar unter dem freien Himmel. — Das Chor der Krieger singt gleich anfänglich mit allem Schmelze Rossinischer Musik:

In den Armen treuer Liebe
Blüht des Lebens Glück allein.

Wäre es nicht gut, wenn kein Fürst gefährlichere Soldaten hätte, als solche Minnesänger? Demoiselle ***, als Tancred, erwarb sich nicht allein den Beifall Aller, sondern sie hatte auch ein artiges Schnurbärtchen. Sie wurde hervorgerufen, und dankte mit folgenden Worten: „Nicht blos in Tancred, sondern auch bei jedem Schritte meines Lebens, werde ich mich Ihres Beifalls werth zu machen suchen. Gute Nacht!“ Ich weiß nicht, warum die Leute lachten. Solch ein höflicher Dank hätte wol eine freundlichere Er-

widerung verdient. Die Stimmhämmer im Parterre waren vielleicht mit dem angelobten guten Lebenswandel nicht ganz zufrieden.

44. Am 24. Nov. — Der Wirrwarr, Posse von Kotzebue.

Auf unserer Bühne erscheinen solche Spiele wie ein muthwilliges, feuriges Füllen, einem Leichenwagen vorgespannt; nur muß das Gleichniß umgekehrt werden. Die armen Leute sind nicht rührig genug. „Lachen Sie doch, Marinelli!“ — Des Herrn von Langsalm Schläfrigkeit war heute auf alle Mitspielenden übergegangen; wenn nicht auch auf die Zuhörer, so lag dies nur an der unwiderstehlichen Ermunterung des Dichters. — Herr ***, als Herr von Langsalm, war matt, er wußte seinem Spiele nicht Frische und Colorit genug zu geben. Das Schleppende und Gedehnte des Vortrags, das allerdings in der Natur dieser Rolle liegt, muß den Zuhörer bald ermüden, wenn nicht die leeren Zwischenräume von Wort zu Wort und Rede zu Rede durch ein reiches Mienenspiel ausgefüllt und so die Zeit der Abwartung verkürzt wird. — Madame ***, Frau v. Langsalm, war in Sprache, Geberde und Kleidung viel zu altmütterlich. Sie glich, rechnet man den Sinn der Reden ab, die sie zu sprechen hatte, im Uebrigen ganz ihrem schlaflustigen Gemahl, statt daß sie überall dessen Gegensatz hätte bilden sollen. Herrschsüchtig, heftig, jungsüchtig, putzsüchtig, nicht corpulent, nicht so ehrbar gekleidet, nicht jenen gutmüthigen Ausdruck der Rede — das war ihr Beruf. — Demoiselle Lindner, Doris. Daß diese Künstlerin die Gabe, schlecht zu spielen, durchaus nicht hat, konnte man heute wahrnehmen. — Fritz Hurlebusch, Herr ***, Presto, Presto! Aber das immerwährende Springen durchs Zimmer thuts noch nicht. Herr ***, als Selicour, hat auch gehüpft und dabei Beine gemacht wie eine Spinne. Auf der Bühne gibt es eine Menge herkömmlicher Manieren, die ohne Sinn gebraucht werden. Ist einer ein junger Sausewind, so geht er nie, er läuft beständig. Man soll aber die Natur studiren. Meine Herren, beobachten Sie den lustigen jungen Menschen Ihrer Bekanntschaft, wenn er auch erst 18 Jahre alt wäre, und sehen Sie, ob er wie ein Knabe springe. Er thut es gewiß nicht. Die Lebhaftigkeit hat ganz andere Zeichen. — Herr *** machte den Major Langsalm. Es muß ihm zum Verdienste gerechnet werden, daß von der Scene an, wo er auftrat, alle Uebrigen viel besser spielten, als vorher. — Demoiselle *** als Babet, war nicht natürlich genug und declamirte manchmal an unpassenden Stellen. Sie möge sich ja hüten, aus jedem Worte das Herz reden zu lassen, dies ist das unfehlbarste Mittel, vom Zuhörer die Rührung abzuhalten. Ungeschicklichkeit war's, daß sie die Kaffeetasse so

regelmäßig auf die Erde fallen ließ, daß diese ganz bleiben mußte. Aber Herr *** trat mit bewunderungswürdiger Geistesgegenwart tapfer mit den Füßen darauf, und zerbrach sie in zwanzig Stücke.

45. Am 28. März 1819. — Der Haupttreffer in der Güter-Lotterie, von Frau v. Weissenthurn, Lustspiel in vier Abtheilungen.

Dieses Lustspiel der sehr beflissenen Frau v. Weissenthurn als ein Zug, den wir in der Güter-Lotterie gethan, ist zwar nicht völlig eine Niete, aber ein so kleiner Treffer, daß er dem Einsatze von zwei Stunden Zeit und von immer noch einem Gulden nicht zur Hälfte gleichkommt. Da ist weder ein Handeln noch eine Handlung, weder eine That noch eine Thätigkeit; nicht Sitte, nicht Menschengeist, nicht Menschenherz, nicht Witz, nicht Laune — Nichts. Ein Stubengemälde in der Stadt, und ein Stubengemälde auf dem Lande, von einem Weißbinder aufgetragen. Das gute, lebendige und zusammenhaltende Spiel fast aller Schauspieler und Schauspielerinnen, die in dem Stücke auftraten, machte einen bessern Stoff, an dem es sich übe, nur noch wünschenswerther.

46. Das Fischermädchen, lyrisches Drama in einem Act von Körner, Musik von Schmidt.

Nur ein Act! Der bietet weder Raum noch Zeit genug dar, weit ausgesponnene Verhältnisse und große Gemüthsbewegungen aufzunehmen und unverletzt wiederzugeben. Daher überstürzt sich Alles in diesem kleinen Drama, wegen seiner Hast, und was genießbar gewesen wäre, läuft über und geht verloren. Aber recht warm ist die Sprache und jugendlich frisch. Die Musik ist etwas chaotisch. Kenner sagen, es seien Elemente fremder Meister darin; mag sein! aber sie sind nur gemengt unter einander, nicht wahlverwandtschaftlich gemischt. Ich glaube, die Aufführung war gut.

47. Am 4. April. — Zemire und Azor, Oper in zwei Abtheilungen, von Herrn Kapellmeister Spohr (zum ersten Male).

Wer weiß es nicht, welche hohe Gabe Spohr besitzt, in seinen Tondichtungen Anmuth mit Würde, Freundlichkeit mit Ernst zu paaren? Diese reizende Lieblichkeit in allen seinen Gesängen thut wegen ihrer gehaltvollen Art den unerbittlichen Forderungen strenger Kunstrichter nicht weniger genug, als sie das Ohr des lüsternen Freundes des Schönen lockt und liebkost. Nur in der Tonkunst ist man dem Geiste und Gemüthe eines Jeden um so erreichbarer, je höher man steht; in andern Künsten verdient man nicht den Besten zu gefallen, wenn man Vielen gefällt.

Zemire und Azor, ein Kunstwerk, das in allen seinen Thei-

len seines Bildners werth ist, enthält hervorragende Einzelnheiten, die dem Gefühle der Freunde der Tonkunst und der Verstandesfassung der Kenner sich gleich lebhaft aufgedrungen haben. Der unsichtbare Chor, der sich nach Erhebung des Vorhangs vernehmen läßt, ist so groß und herrlich gedacht, als ausgesprochen. Die kühne und erfindungsschöne Art, mit welcher darin der Donner des Himmels in die Saitentöne und Menschenstimmen geflochten worden, überraschte so stark als wunderbar und angenehm. Die Terzette Nr. 4 und 5, die Arie Azor's Nr. 6: „Nein, ich will nicht klagen;“ Zemirens Arie Nr. 8: „Rose, wie bist du reizend und mild,“ und so viele andere herrliche Tonstücke machen diese Oper zu einer der reichbegabtesten, die wir je gehört. Das kunstliebende Frankfurter Volk wurde zur Dankbarkeit gewaltsam fortgezogen, es konnte nicht widerstehen, und bezeugte durch Hervorrufen des Herrn Kapellmeisters Spohr, daß es auch seine schwachen Minuten habe, wo es sich dem Guten willig hingäbe, und es nur darauf ankäme, daß man seine Chladnischen Klangnoten ausfindig mache und es an diesen Stellen tüchtig treffe.

Der bescheidene Spohr wird gewiß selbst der Erste sein, der es anerkennt, daß er die freundliche Aufnahme, welche Zemire und Azor gefunden, auch wol der Pracht und Herrlichkeit zu verdanken habe, mit welcher die ungemeine Bühnenverwaltung seine Oper ausgestattet hat. Der wunderschöne Feenpalast, in welchem der reisende Kaufmann und seine Diener Milchbrei aßen, war ein Meisterstück von überirdischer Baukunst. Und gar die zaubervollen Gärten! Man kann die ganze Lüneburger Haide durchreisen und findet keinen ähnlichen. Und die Spukgeister von Genien, worunter eine tanzende, und als diese erst in den Lüften mit den Beinen von der Saaldecke herabhingen wie Quinquets! Es ist recht schön gewesen von der Theaterdirection, daß sie, um den Künstler zu ehren, der sich um unsere Bühne, wenn auch ohne seine Schuld vergebens, so sehr bemüht hat, an dem äußern Glanze seiner neuen Oper nichts hatte fehlen lassen. Indessen war dieser Beweis von Achtung überflüssig. Daß Spohr ein großer Künstler ist, erkennen wir vor aller Welt an, indem wir ihn entlassen. Im Herbste geht er weg von Frankfurt. Daß wir ihn verlieren, ist das Schlimmste nicht, das Schlimmste ist, daß er nichts an uns verliert. Es liegt ein Fluch auf dem Boden unserer Heimat, daß er nichts Großes, Edles und Schönes tragen kann. Wir machen uns lächerlich beim Auslande, daß wir einen Künstler, wie Spohr, der gern bei uns geblieben wäre, gehen lassen. Er hatte sehr billige Bedingungen gemacht, aber

eine ständige, gesicherte Anstellung verlangt, damit er (so sagt er seinen Freunden), damit er mit größerem Nachdruck verfahren dürfe und sich von den Launen und dem Kleinigkeitsgeiste einer einsichtslosen Direction nicht brauche gängeln zu lassen. Diese aber wollte den Künstler, wie einen ihrer Ladenbedienten, nur auf Jahreslohn verpflichten. Woher kommt es, daß die Frankfurter sich eine so erbärmliche Bühnenverwaltung gefallen lassen, da man doch sonst ein Volk, wenn auch über seinen wahren Vortheil zuweilen, aber nie über sein Vergnügen täuschen kann? Es kommt daher, weil die Directoren, als hiesige Kaufleute, durch ihre Familien, durch ihre Handelsfreunde, ihre Schreiber und Schützlinge die Ausbrüche der Unzufriedenheit niederzuhalten wissen. Da ist auch wieder ein bejammernswürdiges Erzeugniß aristokratischer Herrschaft, die uns bis auf die Bühne verfolgt.

Demoiselle F... sang als Zemire ausgezeichnet schön und hat für Einen, den sie vom Zauber befreite, hundert Andere bezaubert. — Herr Schelble, als Azor, zeigte uns wieder den kunstgewandten geistvollen Sänger, der, so oft wir ihn hören, uns über andere Mängel der Oper zur größeren Billigkeit stimmt. Seelenvoll und anmuthig war er besonders im Vortrage des Recitativs: „Sanft tragen ihn die leichten Lüfte“ und der darauf folgenden Arie. Aller der Reiz, welchen der Tondichter in diese Gesänge zu legen wußte, ward von Herrn Schelble uns vermehrt dargeboten. — Auch Herr K..., als Sander, und die beiden Demoisellen *** erhielten den verdienten Beifall. Letztere beide verlassen unsere Bühne. Wahrscheinlich wird man an ihrer Stelle wieder einige rumfordische Sparsängerinnen verschreiben, und bis diese ankommen, die Gemeinen der Opern zu Hauptleuten befördern.

48. Am 6. April. — Fridolin, Schauspiel von Franz v. Holbein.

Nach Schiller's Ballade frei bearbeitet, wie es heißt; aber wahrhaftig, die Freiheit, die sich der Verfasser genommen, ist etwas zu groß. Es sollte billig jedem selbst überlassen bleiben, wie viel Wasser er sich zu seinem Weine gießen wolle. Der Schiller'sche Geist ist hier durch fünf Acte so verdünnt (als umgekehrte Quintessenz), daß von dem herrlichen Getränke nichts übrig blieb, als der Name, um damit zu locken und zu betrügen. Welche unerträgliche, vornehmthuende rhythmische Prosa — die Menuetschritte eines Betrunkenen! Gleich am Anfange der Monolog des Grafen, wie verrenkt, welche Buckel, welche Auswüchse, welche aufgeblasene Redensarten. „Der Hunde ungeduldiges Geheul übertönte das Plätschern des Brun-

nens" (dazu gehört kein großer Lärmen) .. „O Gewißheit, breite deine eisernen Fittige über mich, und gib meinem Wanken Festigkeit" (wie erhaben gesagt!). — Wie konnte ein Robert nur so dumm sein, der Gräfin seine ruchlosen Absichten offenherzig mitzutheilen? Zu solchen albernen Streichen braucht man keine rothe Haare. — Die Shakespearirende Unterredung der beiden Eisenhammerknechte ist ja die leibhafte Atropos der Geduld, das heißt: (um diese unserm Schauspieldichter abgelernte Bombast-Sprache ins Deutsche zu übersetzen) — sie ist nicht zum Aushalten.

Herr *** machte den Grafen von Savern. In der Scene, wo ihm die Unschuld Fridolins klar wird und er in die Verzweiflung fruchtloser Reue ausbricht, war sein Spiel sehr gut. Es ist's immer bei diesem Schauspieler in solchen Lagen, wo die Ausbrüche der Natur so heftig und so furchtbar sind, daß keine falsche Kunst sie überbieten kann. Im Uebrigen wären nur die so oft ausgesprochenen und bekannten Vorwürfe zu wiederholen. Da Herr *** immer nur er selbst ist, und seinen Fehlern keine andere Abwechselung als die des Grades gibt, so muß auch die Beurtheilung stets die nämliche bleiben. Besonders auffallend war mir heute der rhythmische Gang des Herrn ***, er ging immer in Versen, wie der griechische Chor. Es ist dieses ein eigenes Taktschlagen zum Spiele der innern Empfindungen, welches Schülermittels kein geübter Künstler bedarf. Herr *** als Fridolin, und noch mehr Herr *** als Robert verdienen großes Lob. — Luitgarde: Demoiselle ***. Einen leisen Tadel möge sie sich für ihren manchmal etwas weinerlichen Vortrag gefallen lassen. Thränen, ja selbst erstickte, sind ein Luxus der Empfindung, welche nur selten bei großen Festlichkeiten des Herzens zu genehmigen sind. Aber ihr Fortrennen nach dem Eisenhammer, als sie Fridolins blutige Sendung erfuhr, war meisterhaft, und, obzwar mit dem Rücken dem Zuschauer zugewendet, konnte man doch ihren innern Kampf wahrnehmen. — Herr *** machte den Grafen Felseck — ganz vortrefflich, so lange sein Spiel die Weinlaune forderte, aber in den Jammerscenen mit unbegreiflicher und unverzeihlicher Kälte.

Der Wasserkrug, den Luitgarde zum Begießen der Blumen herbeitrug, war den Händen einer Köchin, aber nicht den niedlichen eines Burgfräuleins angemessen. ... Es ist nicht wahrscheinlich, daß unter ein so schmales, keinen Schatten werfendes Bäumchen, als im zweiten und fünften Aufzuge auf der Bühne aus Pappendeckel erschien, eine Ruhebank angebracht worden sei; man pflegt dazu breitästige Bäume zu gebrauchen.... Die Gartenmauer, die sich in der

dritten Scene des ersten Acts durch eine Thüre des Burghofes zeigt, ist durchaus nicht gothisch gebaut. Es ist dieselbe, in deren Umfange man alle moderne Liebeleien und häuslichen Leiden und Freuden spielen sieht. Hat man das Stück gelesen und gesehen, und nicht die kleinste Lust dabei empfunden, so bleibt doch etwas, das am Ende Freude macht; der Gedanke nämlich: daß die Zeiten nicht mehr sind, wo es einem eifersüchtigen Grafen einfallen dürfte, einen seiner Unterthanen braten zu lassen. Es liegt etwas Angenehmes in dieser Vorstellung.

49. Am 18. April. — Pauline, Oper in zwei Abtheilungen, Musik vom K. Hannövr. Musikdirector Sutor (zum ersten Male).

Carl von Perio, „ein Gefangener auf einer nahen Burg“, sitzt darum gefangen, weil er, wie ich glaube, auf einen Minister ein Pasquill geschrieben hatte; aber schon nach einigen Jahren wird er wieder frei gegeben und erhält sein anheimgefallenes Vermögen zurück. Man sieht, es ist eine Feen-Oper. Seine liebende Gattin Pauline hat sich als Milchmädchen bei einem Pächter in der Nähe der Zwingburg eingenistet. Ein Fischer und ein Gefängnißwärter, ihre Anbeter, werden von ihr zum Besten gehalten, und singen eifersüchtige Arien. Ein Unbekannter kommt, der verwandelt sich in einen Prinzen, und der Edle macht des Gefangenen und der Zuhörer Leiden ein Ende.

50. Am 14. März. — Das Vogelschießen, Lustspiel von Clauren.

Nicht ungefällig. Die Handlung abwechselnd und rasch; und das ist gut, denn um so schneller schlüpfen die dem Dichter eigenen plastischen Schlüpfrigkeiten dem Ohre vorbei, ohne daß man Zeit hatte, ihnen nachzuhören. An Scherz und Lust fehlt es nicht, und wie bei den Freudengelagen der alten Egypter Särge aufgestellt waren, so wird hier zur Erhöhung des Vergnügens die deutsche Landwehr verspottet. Im fünften Acte werden Scenen aus Goethe's Jahrmarkt zu Plundersweilern entlehnt. Auch gut gethan, da sie nicht zu übertreffen waren.

Es wurde allgemein mit Liebe, Gewandtheit und erforderlich rasch gespielt. Dem. Lindner als Lottchen Wollank, wegen ihrer unnachahmlichen Naivität, Herr Becker als Selting, wegen seines Feuers und Anstandes, Herr Obermayer als Schützenlieutenant Salat, wegen seiner Komik, die um so wirksamer war, weil sie passiv blieb, verdienen eine besondere Erwähnung. Herr Otto machte den Fürsten. Sein Rolle ist zwar klein; aber das Stillleben der Großen und Vornehmen mit solcher Leichtigkeit zu spielen, scheint

leicht und ist schwer. — Der Schauplatz mit seinen Buden, Schenken, Gauklern und Lustspielern, war so gut als möglich angeordnet. Unsere Bühne ist zu eng für solches Leben und Treiben.

51. Die Verwandlungen, Oper in einem Act, von Fischer. Musik ohne Bedeutung. Weder deutsches Gewicht noch französische Leichtigkeit. Madame H . . ., als die junge Wittwe, sang beifällig und spielte mit Anmuth ihre verwandelnden Rollen. Schauspieler spielen am besten, wenn sie sich selbst copiren, weil sie dann nicht unnatürlich werden können.

52. Der Quartierzettel, Lustspiel in drei Abtheilungen, von Reinbeck.

Ein junger Mensch, der sich nach Herzenslust in den Ducaten seines gutmüthigen Onkels sonnen darf, will heirathen. Aber über zwei Berge führt der Weg zur Geliebten. Der Onkel ist so sehr gegen das Heirathen eingenommen, daß er, so oft davon die Rede ist, „pfui Teufel" ruft und dabei ausspuckt. (Das ist gewiß zu arg; ist die Ehe auch kein Nektar, so ist sie doch wenigstens kein Vomitiv!) Dann befindet sich das Mädchen in Verwahrung ihres alten Vormundes, der sich von seiner Mündel und ihrem Golde nicht trennen mag und daher beide erheirathen will. Es kommt darauf an, den Onkel zu bereden, den Vormund zu überlisten. Der Zufall leistet hilfreiche Hand. Ein französischer Soldat zeigt auf der Straße dem jungen Menschen sein Einquartierungsbillet und bittet um Zurechtweisung. Siehe da! es ist die Nummer des Hauses, worin die Geliebte wohnt. Der junge Mensch führt den Franzosen in ein Weinhaus, schleicht sich mit dem Zettel davon, verkleidet sich gehörig, und tritt als Soldat unter das Dach des Mädchens, das ihm nach der Erkennung eine zärtliche Ohrfeige gibt. Der Onkel sucht voller Angst den Neffen überall auf und kann ihn nicht finden. Ein guter Freund des Letztern, der mit unter der Decke spielt, verräth endlich des Neffen Aufenthalt. Der Onkel hin. Der Neffe sagt: aus Liebe habe er sich bei den Franzosen anwerben lassen (nämlich aus Liebe zu seinem Mädchen), jedoch unter der Bedingung, daß er wieder frei würde, wenn er die Bewilligung zur Heirath erlange. Der liebende Onkel läßt sich auch aufbinden, daß die Franzosen unter solchen erotischen Bedingungen Rekruten anwerben, und gibt seine Einwilligung. Der Vormund muß nach den Regeln des Lustspiels mit saurem Gesichte endlich beistimmen.

53. Am 8. Juni 1820. — Die Schachmaschine, Lustspiel nach dem Englischen, von Beck.

Die Komik des Herrn ***, der den jungen Ruff spielte, war

eine ganze Octave zu tief genommen. Worin der Mißgriff bestand, das läßt sich, soviel die allzu possenhafte Kleidung betrifft, nach Weite, Breite, Schnitt und Farbe deutlich zeigen; schwerer aber ist, die Vergehen im Spiele selbst nachzuweisen. Das muß gefühlt werden. Die Tollheit der Jugend hat ihre Grazie, wie die Weisheit des Alters; ohne diese Grazie ist die Weisheit langweilig und die Tollheit abgeschmackt. Daß ein junger Mensch, um die steifen Philister aus dem Sattel zu heben und ihre Reitbahnkünste zu Schanden zu machen sich wild geberdet, mag hingehen, mag ergötzlich sein. Aber den Koller darf er nicht haben, das ist eine Krankheit.

54. Am 14. Juni. — Die Zauberflöte.

Seitdem unsere Bühne besteht, ist von allen Singspielen Mozart's Zauberflöte am häufigsten vorgestellt worden. Im Jahre 1793, wo sie zum ersten Male erschien, wurde sie siebenzehn Male, in dem darauf folgenden Jahre sechsundzwanzig, 1795 zwölf, 96 zehn, 97 acht Male, später seltener, doch jedes Jahr — mit der einzigen Ausnahme von 1812 — gegeben. Bis jetzt (das gegenwärtige Jahr ungerechnet) ist die Oper 137 Male gespielt worden. Wie ein Kirchenlied, wie ein Gebet, ist diese Musik in Aller Ohren, in Aller Herzen einheimisch. Unser vortreffliches Orchester könnte sie wol auswendig spielen. Wenn eine Musik so lange ihre Herrschaft behauptet und so dauernd die Liebe fesselt, so beweist dieses nicht blos ihren Werth, sondern auch die Anerkennung ihres Werthes. Schon als Deutsche können wir dem großen Mozart nie genug huldigen. Nicht darum blos, weil er ein Deutscher, sondern auch weil seine Kunst die einzige ist, worin, durch ihn, die Deutschen sich vor allen Völkern Europa's des größten Meisters erfreuen. Deutschland besitzt für alle Wissenschaften und Künste eine große, für einige, verglichen mit andern Ländern, die größte Zahl ausgezeichneter Männer. Aber der ausgezeichnetsten dürfen sich jene Andern rühmen. Eine Ausnahme bildet, in der Wissenschaft, die Philosophie, worin die größten Geister Deutsche sind, und in den Künsten die Musik. (Es ist bezeichnend für deutsche Art, daß Musik eine metaphysische Kunst ist.) Bedenkt man nun, wie oft die Zauberflöte das Entzücken und die Bewunderung der Kenner erregt, wie oft die Menge erfreut und wie vieles Geld daher in die Theater-Casse gebracht hat, so dürfte man mit Recht fordern, daß diese Oper auch äußerlich mit dem erforderlichen Anstande und Glanze geschmückt erscheine, was aber auf unserer Bühne nicht geschieht. Möget ihr immer den göttlichen Mozart nur als Diener eurer Theater-Casse betrachten, aber auch einem Bedienten läßt man von Zeit zu Zeit

eine neue Livree machen. Verwischte, verschabte, alte Decorationen: die nämlichen, die schon vor 27 Jahren gebraucht. In so viel Zeit wird selbst ein massives Bauwerk schadhaft und der Ausbesserung bedürftig, geschweige ein gemaltes. Eine Soldatenpfeife, eine alte Bandschachtel, woraus das Glockenspiel, von zwei hölzernen Trommelschlägeln angeschlagen, erklingt. Feen kosten ihre Geschenke keinen Heller, darum sind sie auch immer prächtig; welche Pracht sich durch etwas Farbe, Papier und Glas leicht vortäuschen läßt. Mag die alte Schlange immerhin noch tausend Jahre den Tamino schrecken und noch millionenmal todtgestochen werden: — so eine Schlange hat ein zähes Leben; — aber der Papageno=Rock taugt nichts. Der arme Vogelfänger sieht darin aus wie ein Hanswurst. Das Kleid mag buntbefiedert sein, so bunt wie ein Kolibri, Papagei, Pfau; aber welcher Vogel hat so abgezirkelte, symmetrische Farbenfelder auf dem Leibe? Früher war das Kleid mit natürlichen Federn besetzt, die durch Alter und Gebrauch nach und nach ausfielen. Dem verstorbenen, wenn auch nicht unersetzlichen, doch unersetzten Lux (möchte unser fiat lux! erhört werden) begegnete es als Papageno, daß er sich unter dem Spiele mauste. Er extemporirte einigen Spott, und das half; es wurde ein neues Kleid angeschafft, welches aber jetzt, obzwar keine natürliche, sondern von Seide oder Wolle nachgebildete Federn darauf sitzen, wieder verdorben ist. Auch wäre zu wünschen, daß in den großen Vogelkäfig noch einiges Geflügel gesperrt werde; es sind nicht mehr als zwei ausgestopfte magere Hinkel darin. Würden diese Verbesserungen eingeführt, dann bliebe nichts mehr zu wünschen übrig, da die Priesterkutten vor zwei Jahren gewaschen worden sind. Die Zeitgenossen sind immer undankbar gegen lebende große Männer, die sich um die Menschheit verdient gemacht haben; aber die späte Nachwelt wird es dankend und verehrend anerkennen, daß ich es war, der, durch eine Rüge in der Wage, jene Reinigung der Priesterkutten veranlaßt hatte.

55. Der neue Gutsherr, Oper von Bojeldieu.

Der Amtsschulze ward von Herrn Obermayer sehr brav und sehr fein in italienischer Manier dargestellt. Er brachte mehrere sinnreiche und witzige Einfälle aus dem Stegreif an. Eigentlich dürfte dieses Extemporiren in jedem Lustspiele gefordert werden, das immer etwas Schwerfälliges behält, wenn nur dem Souffleur nachgesprochen wird. Madame Hofmann, als Bärbchen, sang mit silberreiner Stimme so leicht und fertig, als ausdrucksvoll und kräftig, und spielte mit der ihr eigenen Anmuth. Herr Leißring erquickte ungemein durch sein komisches Spiel, das nie die Grenze

des Anstands überschreitet und sich nie in ungemessener Breite umhertreibt.

Das Orchester schien die Grazie dieser Musik Bojeldieu's heute Abend nicht recht herauszufühlen, es schien mir etwas schläfrig, schleppend. Es schien mir, sage ich zum dritten Male; denn eigentlich verstehe ich nichts hiervon, und urtheile nur nach dunkeln Gedanken, wobei Täuschung leicht möglich ist. „Wovon Sie nichts verstehen, sollten Sie auch nichts sprechen," könnte man mir erwidern. Freilich, und darauf könnte ich nichts antworten als, daß einen Journalisten, der jetzt so sklavisch behandelt wird, wol auch einmal die Lust anwandeln dürfe, den Herrn, den Sieger zu spielen, der, ein anderer Brennus, um das Recht unbekümmert, sein gefiedertes Schwert in die Wagschale wirft.

56. Am 20. Juni. — Pagenstreiche, Lustspiel von Kotzebue.

Semper lustig, nunquam traurig, singen die Herren Studenten. Wir auch. Und will sich einmal ein verrückter König Lear verstohlen über unsere Bühne schleichen, machen wir ein spöttisches Gesicht, und fragen, den Hofrath Schiller parodirend: „Was kann denn dieser Misere Lustiges begegnen?" Kotzebue selbst hat die Pagenstreiche eine Posse benannt; wir aber hegen eine zu große Ehrfurcht vor solchen erhabenen Dingen, und nennen sie darum ein Lustspiel. In einigen Tagen gibt man uns wieder ein neues Lustspiel von Herrn Töpfer, dem genialen Dichter des Tagsbefehls. Wir freuen uns sehr darauf.

57. Am 22. Juni. — Soliman der Zweite, Oper, nach dem Französischen bearbeitet von Huber. Musik von Süßmayer.

Wer das Leben des großen Soliman auch nur aus der kurzen Darstellung kennen lernt, die das Conversations-Lexikon davon gibt, mag sich wundern, daß ein so hochherziger, thatenreicher Mann zum Spielzeug einer kleinen Kokette herabsinken und sich so armselig geberden konnte. Er fragt: ist denn die Geschichte wahr, hatte wirklich der Sultan eine europäische Sklavin geheirathet und seinen Thron mit ihr getheilt? So wird wenigstens allgemein behauptet. Roxelane nennt sie die Geschichte und Marmontel, der seine bekannte Erzählung daraus gebildet. Sein Soliman gleicht seinen Lindors, seinen Floricourts, er hat den Helden zu einem bonbon de Sultan gemacht, wie sie für die polygamischen Pariser in der Straße St. Honoré bereitet und verkauft werden. Roxelane soll eine Italienerin gewesen sein; doch Marmontel hat sie in eine Französin umgewandelt, „ohne Zweifel (wie Lessing in seiner Dramaturgie sagt) weil er es ganz unwahrscheinlich gefunden, daß irgend eine

andere Schöne, als eine französische, einen so seltenen Sieg über einen Großtürken erhalten könne." Wenn aber Marmontel's französische Eitelkeit gerade in diesem Falle zu entschuldigen ist, weil allerdings eine quecksilberne Pariserin geeigneter erscheint, sich in der Barometer-Röhre des Glückes bis zur Sultanin hinaufzuschmiegen, als eine starre, stolze Römerin; so verdient doch Huber getadelt zu werden, daß er in seiner Oper jene siegreiche Sklavin zur Deutschen gemacht hat. Marianne nennt er sie; aber habe sie einen noch so schmeichelnden, schmelzenden Namen, eine Deutsche bleibt immer eine brave, schwere Gertrude, die Noth hat, an einen Mann zu kommen, geschweige an einen Kaiser. Was nur das für einen deutschen Gelehrten ein sonderbarer Ehrgeiz ist, für seine tugendhaften Landsmänninnen um das höchste Verdienst in der Koketterie zu streiten! Ja, wenn es die Erfindung der Buchdruckerei, des Schießpulvers, die Abwickelung der Herkulanischen Rollen beträfe — aber so Etwas!

Ich habe Lessing's und seiner Dramaturgie erwähnt. Das war von einem Theaterkritiker gewiß sehr ungeschickt, sich einer solchen Vergleichung preiszugeben. Indessen es ist einmal geschehen, und weil es geschehen ist, will ich einige Stellen aus der ungemein geistreichen und scharfsinnigen Beurtheilung, die Lessing von jener Erzählung Marmontel's bei Gelegenheit eines französischen Lustspieles gibt, zu der, wie zur besprochenen Oper, die Erzählung den Stoff geliefert, hier aufnehmen: „Ein Sultan, der im Schooße der Wollüste gähnet, dem sie der alltägliche und durch nichts erschwerte Genuß unschmackhaft und ekel gemacht hat, der seine schlaffe Nerven durch etwas ganz Neues, ganz Besonderes wieder gespannt und gereizt wissen will, um den sich die feinste Sinnlichkeit, die raffinirteste Zärtlichkeit umsonst bewirbt, vergebens erschöpft: dieser kranke Wollüstling ist der leidende Held in der Erzählung. Ich sage der leidende: der Lecker hat sich mit zu vielen Süßigkeiten den Magen verdorben; nichts will ihm mehr schmecken, bis er endlich auf etwas verfällt, was jedem gesunden Magen Abscheu erwecken würde, auf faule Eier, auf Rattenschwänze und Raupenpasteten; die schmecken ihm. Die edelste, bescheidenste Schönheit, mit dem schmachtendsten Auge, groß und blau, mit der unschuldigsten, empfindlichsten Seele, beherrscht den Sultan — bis sie gewonnen ist. Eine andere, majestätischer in ihrer Form, blendender von Colorit, blühende Suada auf ihren Lippen, und in ihrer Stimme das ganze liebe Spiel bezaubernder Töne, eine wahre Muse, nur verführerischer, wird — genossen, und vergessen. Endlich erscheint ein weibliches Ding, flüchtig, unbedachtsam, wild, witzig bis zur Unverschämtheit, lustig bis zum Tollen,

viel Physiognomie, wenig Schönheit, niedlicher als wohlgestaltet, Taille, aber keine Figur; dieses Ding, als es den Sultan erblickt, fällt mit der plumpesten Schmeichelei wie mit der Thüre ins Haus: Grâces au ciel, voici une figure humaine! — Und so wie dieses Eingangscompliment, so das Uebrige. — Vous êtes beaucoup mieux, qu'il n'appartient à un Turc: vous avez même quelque chose d'un Français. — En vérité, ces Turcs sont plaisans; — je me charge d'apprendre à vivre à ce Turc. — Je ne désespère pas d'en faire quelque jour un Français. — Dennoch gelingt es dem Dinge! Es lacht und schilt, es droht und spottet, es liebäugelt und mault, bis der Sultan, nicht genug ihm zu gefallen, dem Seraglio eine neue Gestalt gegeben zu haben, auch Reichsgesetze abändern, und Geistlichkeit und Pöbel wider sich aufzubringen Gefahr laufen muß, will er anders mit ihr eben so glücklich sein, als schon der und jener, wie sie ihm selbst bekennt, in ihrem Vaterlande mit ihr gewesen. Das verlohnt sich wol der Mühe!"

„.... Ein Türk und Despot muß, auch wenn er verliebt ist, noch Türk und Despot sein. Dem Türken, der nur die sinnliche Liebe kennt, müssen keine von den Raffinements beifallen, die eine verwöhnte europäische Einbildungskraft damit verbindet. „Ich bin dieser liebkosenden Maschinen satt; ihre weiche Gelehrigkeit hat nichts Anzügliches, nichts Schmeichelhaftes; ich will Schwierigkeiten zu überwinden haben, und wenn ich sie überwunden habe, durch neue Schwierigkeiten in Athem erhalten sein:" so kann ein König von Frankreich denken, aber kein Sultan. Es ist wahr, wenn man einem Sultan diese Denkungsart einmal gibt, so kommt der Despot nicht mehr in Betrachtung; er entäußert sich seines Despotismus selbst, um einer freiern Liebe zu genießen; aber wird er deswegen der zahme Affe sein, den eine dreiste Gauklerin kann tanzen lassen, wie sie will? Marmontel sagt: Soliman war ein zu großer Mann, als daß er die kleinen Angelegenheiten seines Seraglio auf dem Fuß wichtiger Staatsgeschäfte hätte treiben sollen. Sehr wohl; aber so hätte er auch am Ende wichtige Staatsgeschäfte nicht auf dem Fuß der kleinen Angelegenheiten seines Seraglio treiben müssen. Denn zu einem großen Manne gehört beides: Kleinigkeiten als Kleinigkeiten und wichtige Dinge als wichtige Dinge zu behandeln. Er suchte, wie ihn Marmontel selbst sagen läßt, freie Herzen, die sich aus bloßer Liebe zu seiner Person die Sklaverei gefallen ließen: er hätte ein solches Herz an der Elmire gefunden; aber weiß er, was er will? Die zärtliche Elmire wird von einer wollüstigen Delila verdrängt, bis ihm eine Unbesonnene den Strick über die Hör-

ner wirft, der er sich selbst zum Sklaven machen muß, ehe er die zweideutige Lust genießt, die bisher immer der Tod seiner Begierden gewesen. Wird sie es nicht auch hier sein? Ich muß lachen über den guten Sultan, und er verdiente doch mein herzliches Mitleid. Wenn Elmire und Delila nach dem Genusse auf einmal Alles verlieren, was ihn vorher entzückte: was wird denn Roxelane nach diesem kritischen Augenblicke für ihn noch behalten? Wird er es acht Tage nach ihrer Krönung noch der Mühe werth halten, ihr dieses Opfer gebracht zu haben? Ich fürchte sehr, daß er schon den ersten Morgen, sobald er sich den Schlaf aus den Augen gewischt, in seiner verehelichten Sultane weiter nichts sieht, als ihre zuversichtliche Frechheit und ihre aufgestülpte Nase. Mich dünkt, ich höre ihn ausrufen: beim Mahomet, wo habe ich meine Augen gehabt?"

So urtheilte Lessing von Marmontel's Erzählung, der er jedoch im Allgemeinen großes Lob gewährt, sie vortrefflich, allerliebst nennt. Was würde er nun erst gesagt haben, wenn er gesehen hätte, wie Soliman in Huber's Oper bis zu einem bleichsüchtigen Mädchen herabgekränkelt worden, wenn er seine Reden gelesen hätte: „die Grausame! sie flieht vor mir. Ist das der heißen Liebe, des treuen Herzens Lohn? Sie spottet meiner Triebe, verachtet meinen Thron. Mußt' ich aus ihren Augen, zu meiner Qual und Pein, das süße Gift einsaugen, daß sie kann fühllos sein?" Oder: „Amors sanfte Zaubertriebe machen selig und vergnügt, wird das Hinderniß der Liebe stufenweise nur besiegt. . ." Oder: „In des Mondes Strahlen klaget einsam jedes Herz, Niemand theilet meine Qualen, weihet Zähren meinem Schmerz." (Dieser Schäfer hatte Wien belagert, und in zwanzig Tagen zwanzigmal die Stadt bestürmt!)

Die Ouverture dieser Oper erinnert an die der Entführung und des Califen von Bagdad, nicht zu ihrem eigenen Vortheile. Doch bemerkte ich, wie gleich beim ersten Paukenschlage und Schellenklange sich viele Parterre-Gesichter aufheiterten und Beifall zeigten. — Herr *** als Soliman spiele richtig im Sinne der Dichtung. Statt Sinnlichkeit ließ er Empfindsamkeit vorherrschen: er war Ferdinand in Cabale und Liebe. — Die drei Sultaninnen sangen brav, wetteifernd; aber die erstere als Marianne war in ihrem Spiele ganz die deutsche Gertrude. Sie wollte losgebunden scheinen, sie hüpfte, drehte sich im Kreisel, aber zehnmal fürchtete ich, sie würde mit ihrer hohen stolzen Gestalt den Sultan umrennen. — Herr *** als Osmin zeigte von der Stimme eines zuverlässigen Frauenwächters nur die Weiblichkeit, nicht die Schönheit. Er trug eine Peitsche in der Hand. Werden die Weiber des Serails wie Hunde zusammen-

gepeitscht? Das ist nicht glaublich. Lady Montague, die einzige unter Europäern, welche die innere Einrichtung des Serails genau, und genauer kennen gelernt, als sie zu wünschen sich wenigstens anstellen mochte, erzählt nichts hiervon. — Im ersten Acte, gleich in der ersten Scene, zeigen sich nach aufgezogenem Vorhange die versammelten Sklavinnnen, die wechselseitig neidisch und eifersüchtig wegen der bevorstehenden Wahl des Sultans mit der Zunge gegen einander fechten. Ihr Wächter Osmin wird ungeduldig und schreit: „Ha! was soll denn dieses Schwärmen? Weiber, höret auf zu lärmen." Aber hat Einer schwärmen gesehen und lärmen gehört? Die Mädchen standen ruhig im Halbkreis und bewegten weder Hand noch Fuß. Dann war im ganzen Saale kein Polster noch sonstiges Geräth. Glaubt man, daß die armen Kinder so schlecht behandelt werden? Und der Sultan, der so oft hierher kommt, wird er niemals müde und wünscht sich zu setzen?

58. Das Landhaus an der Heerstraße, Lustspiel von Kotzebue.

Eine der witzigsten, launigsten aller Possen Kotzebue's. Aber ein Drittheil Schläfrigkeit mit zwei Drittheil Munterkeit, eine Mischung, wie sie das Spiel erfordert — sie wird manchmal verfehlt.

59. Am 2. Juli. — Die Bestürmung von Smolensk, Schauspiel von Johanna von Weissenthurn.

Ein schönes Schlachtstück, das man mit Wohlgefallen sehen mag. Aber die hochtrabenden Redensarten hier und da! Wozu nur diese Trompeten der Empfindung? Man hört sie ja doch nicht vor dem Donner des Geschützes.

60. Der Schatzgräber, Oper von Mehül.

Da hatte ich nun wieder einmal meinen periodischen Aerger! Auf dem Zettel stand: „Der Text der Gesänge ist am Eingange für 3 Batzen zu haben." Als ich ihn aber bei der Kasse kaufen wollte, war er nicht zu haben. Es macht mir wahrlich kein Vergnügen, den Text zu lesen, aber es gebührt sich doch. Wenn der Text nicht zu haben ist, warum wird gedruckt, daß er zu haben sei? So vieles Ueberflüssige wird gedruckt! rufe ich hier in der menschenfreundlichen Absicht aus, damit sich Einer oder der Andere meiner Leser das Vergnügen machen könne zu seufzen: Ja wohl!

61. Am 22. Juli. — Der todte Mann, Lustspiel von Thienemann.

Ein trockner und invalider Spaß. Die Langeweile muß elastisch sein, da so viel davon in den engen Raum eines einzigen Acts zu-

sammengepreßt werden kann. Die drei darin Spielenden vermummten sich vergebens; wir erkannten sie sogleich, wie sie nun sind, so oder so.

62. Zwei Worte, Oper von d'Alayrac.

In dieser als Handlung und Musik gleich anziehenden Oper, in ihrer Art der besten eine, verdiente das Spiel der Madame H..., als Rose, ausgezeichneter Erwähnung. Man kann nicht mehr Grazie wünschen. — Habe ich recht gesehen, so drohten zwei Balken an der Decke der Schenkstube gefährlichen Einsturz. — Auf dem Zettel stand gedruckt: „Der Text der Gesänge ist am Eingange für 3 Batzen zu haben"; aber curios! als ich darnach fragte, war er nicht zu haben. An dem Hause mag wol ein verborgener Eingang sein, den ich noch nicht kenne. „Schiller's Gedichte" — „Mit Hoch-Obrigkeitlicher Erlaubniß" — „Heute roth, morgen todt" — „Diejenigen Personen, welche den freien Eingang genießen, können nicht früher als um sechs Uhr eingelassen werden." — Alles das kann stereotyp gedruckt werden, denn es gilt für ewige Zeiten. Aber „der Text der Gesänge ist am Eingange für 3 Batzen zu haben", darf nicht stereotyp gedruckt werden, da es Zeiten gibt, wo er nicht zu haben ist. Delenda est Carthago!

63. Am 23. Juli. — (Zum ersten Male.) Das letzte Mittel, Lustspiel in vier Abtheilungen, von Johanna von Weissenthurn.

Ein Graf, ein Baron, zwei Baronin (wie heißt es in der Mehrzahl?), ein Fräulein Tochter, eine simple Frau von, eine Kammerjungfer und vier Bedienten — das wären die hohen Herrschaften nebst standesmäßiger Bedienung in gehöriger Anzahl. Mehr als dieses, was mir der Komödienzettel beigebracht, weiß ich nicht von dem Manuscripten-Lustspiele; ich habe der Aufführung zu meiner großen Betrübniß nicht beiwohnen können — zu meiner Betrübniß sage ich; denn das Stück soll nicht gefallen haben, und ich freue mich immer, wenn meine Landsleute Geschmack zeigen. Da erscheint kein neues Schauspiel des Herrn Ziegler noch der Frau v. Weissenthurn, das nicht alsobald, 160 Stunden weit, von Wien herbeigeschafft würde. Weissenfels ist viel näher, warum gab man den Yngurd noch nicht, warum die Albaneserin nicht? Vom Yngurd sagten sie: der sei zu polydramatisch, der Teufel könne das viele Volk auftreiben; und von der Albaneserin sagten sie: sie hätten hier und da gelesen, sie sei hier und da getadelt worden. Ueber diese Vorsicht! Ueber diese strenge Kritik! Ich meine, wenn man es mit Zieglers zwei Tableaux für Eins versucht, könne man es auch mit Müllners Albaneserin wagen. Man hat die Handlung, man

hat die Haltung der Charaktere in dieser Tragödie getadelt; das soll Alles gegründet sein; aber ich wette doch, daß wenn auch Müllner seine Albaneserin in einem hitzigen Fieber gedichtet hat, das Drama dennoch reine Vernunft ist gegen Houwald's Bild, das die Florentiner an der Elbe (wie sie sich nennen), und die Athenienser am Main überaus entzückt, und einen jener Florentiner zu folgendem Nachrufe an Houwald (in der Abendzeitung) begeistert hat:

Wollest nach der Heimkehr noch manch Bild uns malen,
Auf dem der Himmel zu der Erde sinkt.
Dem, dessen Leuchtthurm nach der Freistatt winkt,
Verleiht schon hier der Himmel seine Strahlen!

Ich habe die Verpflichtung übernommen, Theater-Kritiken zu schreiben; aber daß die Erfüllung jeder Pflicht süß sei, das schwätzt auch nur der Opern-Text so in den Tag hinein. Manche Schauspieler haben sich beklagt, daß ich sie quäle mit meinem unfreundlichen Urtheile; wenn sie rachsüchtig sind, mögen sie zufrieden sein, denn sie quälen mich mehr als ich sie. Ich muß deutlicher reden, um nicht ungerecht zu scheinen — nicht durch ihr Spiel, sondern durch das, was sie spielen, quälen sie mich, woran sie freilich schuldlos sind. Ich rede vom Repertoir. Wenn eine herumziehende Truppe im Reichs-Marktflecken Kuhschnappel spielt, so wird sie doch wenigstens, um vor dem Schulrath Stiefel zu stolziren, zuweilen mit Wallenstein, mit Egmont oder Macbeth auftreten. Aber wir! Wir thun nicht stolz, wir zeigen uns, wie wir sind. Man übersehe nur das Verzeichniß der seit einigen Wochen aufgeführten Stücke: Der verbannte Amor; zwei Tableaux für Eins; die Bestürmung von Smolensk; das verlorne Kind; der Rehbock; die deutsche Hausfrau; die eifersüchtige Ehefrau; Fridolin; das Kind der Liebe; die beiden kleinen Auvergnaten; der Mann im Feuer; der Spieler; das letzte Mittel; der Freimaurer; der Quartierzettel; noch einmal die eifersüchtige Frau; und zwischen diesen allen nur Gotters alte aber gute Marianne und Körners Hedwig, die wenigstens als Reliquie zu verehren ist! Nichts, woran man sich erquicken, woran man sich erholen kann; nichts, wobei man empfinden, wobei man denken kann. Alle Tage derselbe abgeschmackte Jammer, derselbe abgeschmacktere Spaß. Es ist nicht Heuchelei, nicht Spott, nicht Ziererei, es ist Ernst und Wahrheit, wenn ich meine Leser versichere, daß mich die Vorstellungen auf unserer Bühne oft krank machen, daß mir der Kopf brennt, das Herz zittert, die Brust beklommen ist, wenn ich an Theater-Abenden diese fürchterliche Pein der Langeweile zu ertragen habe. Man hat mir gesagt, das Haus bliebe leer, so oft ein Stück

angekündigt würde, das weder zum Gerben des Zwerchfells, noch zum Ausleeren der Thränensäcke dienlich sei. Gut, das ist ein ernstes Wort, das ist eine fürchterliche Beschuldigung, davon wollen wir im nächsten Hefte der Wage in einer eigenen Abhandlung sprechen. Das Verzeichniß der im ganzen vorigen Jahre aufgeführten Schauspiele soll mit dem der übrigen deutschen Bühnen verglichen und der große Abstand gezeigt werden. Dann wollen wir fragen, was glaublicher sei: daß es einem oder wenigen Menschen, oder daß es vierzigtausenden an allem Sinne, allem Urtheile, allem Gefühle fürs Schöne, Gute, Große und Schickliche fehle?

64. Am 25. Juli. — Carlo Fioras. Oper. Nach dem Französischen von Vogel. Musik von Fränzl.

Es läßt sich so wenig zum Vortheile als zum Nachtheile dieser Oper sagen, sie gehört zu den gleichgiltigen, die nach Gefallen kommen oder ausbleiben mögen. Sie ist arm an dramatischer Handlung, doch die Redensarten sind etwas weniger einfältig, als sie sonst in Opern zu sein pflegen. Den Noten-Raub des Componisten verzeihen wir; wir sind die Richter nicht und haben unseren Theil an der Beute. — Herr ***, der den Carlo Fioras machte, hatte die klägliche, nicht die rührende Gestalt eines Unglücklichen. Er verrieth das Darben der Sinne, den Schmerz der Seele verrieth er nicht. Man mochte wol etwas thun für einen so Jammervollen, um seinen Anblick los zu werden, aber nichts fühlen, mit dem Wunsche, es erheitert zu sehen. Sein Mienenspiel war richtig umzeichnet, aber an Licht und Schatten mangelte es ihm sehr, an Färbung ganz; Stumme aber reden mehr als Sprechende, nur nicht mit Worten. — Herr *** als Don Manuel war wie immer vorzüglich. Er vergütete uns seine Abwesenheit während einer langen Krankheit heute zum zweiten Male; aber ein Anderer als er selbst kann uns diese nicht vergüten. — Herr P*** spielte den Barbastro. Es ist zu wetten, daß wir ihn bald verlieren. — Demoiselle Bamberger: Isabella. Schöne Stimme, gute Schule und einnehmende Gestalt lassen nichts mehr zu wünschen übrig, als daß diese junge Künstlerin bei längerer Uebung auch die Befangenheit ihres Spiels verlernen möge, doch ohne die Aengstlichkeit oder Bescheidenheit, aus denen sie fließt; das ist gebührlich vor einer versammelten Menge.

65. Am 26. Juli. — Der Freimaurer, die eifersüchtige Frau, und der Quartierzettel.

Also Neugierde, Liebe und Eifersucht, diese drei Parzen des weiblichen Lebens. Mit der Neugierde werden die Weiber geboren, sie leben nicht länger als sie lieben, und an der Eifersucht sterben sie.

Frau v. Uhlen: Die letzte Seite Ihres Dreiecks haben Sie in der Eile etwas schief gezogen; es ist noch keine Frau an der Eifersucht gestorben. Der Freund: Haben Sie die Fastenpredigt in der Wage gelesen? Frau v. Uhlen: Ach ja! Ich fand sie höchst langweilig, und nur weil sie ruchlos ist, ist sie nicht abgeschmackt; wäre sie nicht bitter, wäre sie fade. Der Freund: Es scheint mir eine gewisse Ironie durch jene Kanzelrede zu gehen, die das Gegentheil von dem sagt, was sie denkt; doch ist diese Ironie zu unerfreulich, daß man sie suche, und zu tief versteckt, daß man sie finde. Die armen Spötter werden oft auf solche Weise bestraft. Es trifft sie das Loos jener Vertrauten eines türkischen Kaisers und Heerführers, dessen Namen ich nicht weiß. Dieser wollte, um seine Soldaten vor einer Schlacht anzufeuern, die Todten aus den Gräbern sprechen lassen. Einige Höflinge fanden sich bereit, den Betrug zu spielen. Der Kaiser aber, um seines Geheimnisses sicher zu sein, ließ die Erde über den Lebendigbegrabenen nicht mehr aufdecken. Frau v. Uhlen: Ich verstehe die Anwendung nicht. Der Freund: Sie verstehen die Kunst liebenswürdig zu sein, und diese Wissenschaft umfaßt alle übrigen. Frau v. Uhlen: Ihre Schmeichelei drängt mein Vertrauen zurück; ich war schon auf dem Wege, Ihnen zu gestehen, daß der Fastenprediger nicht in Allem Unrecht hat, was er von meinem Geschlechte Böses sagt; nur die Schadenfreude, mit der er es sagt, bringt mich auf. Der Freund: Und doch sollte eben diese Schadenfreude Ihren Vorwurf mildern. Die Weiberverachtung des Fastenpredigers scheint mehr Grundsatz als Empfindung zu sein. Ich glaube, das entspringt aus seinen politischen Begriffen. Wer Bürger-Freiheit liebt, muß die Weiber hassen. Frau v. Uhlen: Ist es unsere Schwäche, wenn das Herz der Männer zu eng ist, zugleich das Vaterland und uns zu lieben? Der Freund: Die Vaterlandsliebe braucht keinen Raum, aber Zeit. Frau v. Uhlen: Dann verzeihen Sie der Staatsverbrecherin, daß sie Ihren höheren Pflichten so lange im Wege stand. Der Freund (allein): So sind sie alle, sie werfen wie die Parther fliehend ihre Pfeile ab.

— — „Aber die Kritik? Wie hat Herr B***, wie Herr H***, wie Frau *** gespielt? Was halten Sie von der Freimaurerei?“ — Ich glaube, daß ihr eine große Gefahr bevorsteht. Der Frau ***? — Nein, der Freimaurerei.

66. Am 18. December. — Abraham, Melodrama in vier Abtheilungen. Musik von Kapellmeister von Seyfried. (Zum ersten Male).

Die gewöhnlichen Singspiele in Versen sind doch wenigstens

schmal, und lassen rechts und links einen breiten Papierweg übrig, den tollen Redensarten auszuweichen. Wenn aber die Worte das ganze Blatt einnehmen, wohin soll man sich flüchten aus dem lärmenden Gedränge, um nicht taub und gliederlahm zu werden? Dieser Abraham könnte der Erzvater sein des ganzen Geschlechts sinnloser Schauspiele. Das geistliche Gericht sollte die Gottlosigkeit zum Vorwande nehmen, an dem Verfasser die Geschmacklosigkeit zu strafen. Die einfache und glaubhafte Erzählung der Bibel hat er in einen Hexen-Spuk umgewandelt. Flammende Inschriften am Himmel — Turteltauben, die mit göttlichen Briefen aus den Wolken kommen. — Hagar in der Wüste sieht ihren Ismael verschmachten und verschreibt sich dem Teufel; da fliegt ein Drache herbei und bringt ihr Wasser! Nach Schwefel gestunken hat der Drache durch das ganze Haus mit der möglichsten Naturtreue. Möchte doch bei jeder Aufführung solch ein feuriger Drache erscheinen und etwas über unsern Köpfen verweilen, damit er uns warm mache, denn wir frieren sehr in diesen Wintermonaten. Wie gefährlich aber das Einschlafen in der Kälte sei, ist Jedermann bekannt, es kostet oft das Leben. Zwar haben wir vier Oefen mit glühenden Steinkohlen, aber da sie *vor* der Thüre stehen und nicht im Hause, so heizen sie ohne Vorliebe ganz Europa und es kommt wenig Wärme auf uns Frankfurter.

Möchte mir doch Einer erklären, warum die dramatischen Dichter den Verstand verlieren, sobald sie mit Tondichtern zusammentreffen. Oder wählen sich die Letztern, um gefährliche Nachbarschaft zu meiden, geflissentlich solche, die den Verstand schon verloren? Dann verrechnen sich aber die Herren stark. Für die meisten Menschen ist der Opern-Text das unentbehrliche Geländer, woran sie sich lehnen, um in die Musik hinabzuhören. Ist dieses Geländer nicht *haltbar*, dann bekommen sie den Schwindel, das Ohr dreht sich mit ihnen im Kreise, und sie hören und verstehen nicht das Spiel der Musik. Die zu Abraham ist gut. Seyfried hat die rechte Art, alttestamentarische Geschichten zu *betonen*; die rabenschwarze Trauer der egyptischen Völkerschaften und ihre vierschrötige Lustigkeit mag man sich ohngefähr so vorstellen.

67. Am 19. December. — 1) *Die eifersüchtige Frau*, Lustspiel in zwei Abtheilungen; 2) *Die Verwandtschaften* Lustspiel in fünf Abtheilungen, beide von Kotzebue; 3) *Der Zänker*, Schauspiel in einem Aufzuge, nach Bruis und Palaprat, frei bearbeitet, von Vielen.

Sieben Acte hinter einander werden sehr selten auf unserer

Bühne gegeben, acht aber wurden es noch niemals; dieses geschah gestern zum ersten Male. Die eifersüchtige Frau und die Verwandtschaften sind alte bekannte Stücke, besonders das erstere wissen wir besser als das Einmaleins auswendig. Es ist wie Sauerkraut, das in unserer bürgerlichen Haushaltung jede Woche wenigstens einmal auf den Tisch kommt. Ich brauche daher blos von dem letzten Stücke zu reden, welches neu ist. Es ist dieses ohnedem meine Pflicht; denn das Schauspiel ist mein Pathchen, es kam ohne Namen auf die Bühne, und erhielt ihn erst von mir. Meine einheimischen Leser müssen mir aber erlauben, daß ich zuvörderst über den Inhalt des Stückes, der ihnen selbst schon bekannt ist, wegen der fremden Leser spreche. Wenn ich diesen den nöthigen Elementar-Unterricht gegeben und ihnen das Abc der Geschichte beigebracht haben werde, gedenke ich über den Werth des Stückes einige Worte zu sagen. Es ist gesagt worden, es sei nach Bruis und Palaprat bearbeitet, nicht etwa, als wäre der Zänker eine Uebersetzung des Grondeur jener beiden Dichter; das deutsche Schauspiel ist ganz Original (obzwar auch darin gezankt wird) und hat von dem Französischen nichts entlehnt, als die Lehre der Freundschaft, um sie weiter und schöner auszubilden. Wenn dort sich zwei Freunde vereinigt hatten, gemeinschaftlich ein Schauspiel zu schreiben, so haben sich hier einige hundert Freunde verbunden, mit vereinten Kräften ein dramatisches Kunstwerk darzustellen. Die Handlung ist folgende.

Eine Schauspielerin, und eine gute, so beliebt in der Welt als auf der Bühne, war seit zehn Jahren mit einem Manne verheirathet, der ihr als Jüngling sein Vermögen, seinen Stand und seine Glückshoffnungen aufgeopfert hatte. Einer vornehmen Familie zugehörend, die nach den herrschenden Sitten die Verbindung mit einer Schauspielerin für keine ehrenvolle ansah, ließ er sich enterben und entsagte dem Range, der ihm offen stand, um seiner Neigung zu folgen. Seine Frau mochte die Künste der Gefallsucht schätzen lernen, wodurch sie eine so heftige, alle Schranken durchbrechende Leidenschaft zu bewirken verstanden, und die Waffen-Uebung fortsetzen, die ihr den Sieg verschaffte. So — sagt man — habe ihr Betragen, das liebloser gegen ihren Mann als gegen die Welt gewesen, jenen nach und nach in diese Schwermuth gestürzt, woran er seit mehreren Jahren leidet und die endlich, da vor einigen Wochen seine Frau eine Scheidungsklage gegen ihn anbrachte, in einen Versuch der Verzweiflung ausbrach. Man fand und schalt es undankbar, daß ein Weib seinen Gatten, der ihm Alles, seinen Wohl-

stand, die Zuneigung seiner Anverwandten, seine Ruhe, seine Kraft und selbst seine Liebenswürdigkeit aufgeopfert, verlassen wolle, nachdem es ihn hilflos gemacht. Man meinte: die Rechte der Kunst zu achten, das vergüte nicht die Beleidigung der Rechte der Natur — und man murrte. Aber die handelnde Jugend, die sich mit Worten und stillem Tadel selten begnügt, nahm sich vor, über die angeschuldigte Schauspielerin ein öffentliches Sittengericht zu halten, sobald sie wieder auftreten würde. Die Theater-Direction erfuhr die Verabredung; aber der Sporteln froh, welche die Gerichtshandlung einzubringen versprach (es ließ sich erwarten, das Haus würde voll werden), ließ sie es geschehen, daß jene Schauspielerin spielte, und war sogar unbedacht genug, die Wahl eines Stückes (die eifersüchtige Frau) nicht zu verhindern, welches auf die Lage der Dinge viele Anspielung gab und die Erbitterung vermehren mußte. Sobald daher die Schauspielerin auftrat, erhob sich ein Lärmen, ein Pfeifen, Zischen, Pochen und Schreien, wie es hier noch nie erhört worden. Die Mißhandelte redete die Zuschauer an und berief sich mit einer Ruhe, die der höchsten Schuld und der höchsten Unschuld gleich eigen ist, auf die Reinheit ihres Gewissens. Endlich gelang es einigen Gegen-Schreiern, welchen die Ruhe jeden Preis werth war, den Aufruhr zu beschwichtigen, und das Stück wurde zu Ende gespielt. Die gewarnte Polizei hatte ihre Aufseher zahlreich im Hause vertheilt; man muß aber diesmal ihre Klugheit und ihr schickliches Gefühl loben. Sie wollte durch ihre Gegenwart wahrscheinlich nur thätliche Aeußerungen verhüten, den mündlichen Aeußerungen des Unwillens aber ließ sie ungestörten Gang. Am andern Tage machte die Theater-Direction bekannt, die gerichtete Schauspielerin würde nicht wieder auftreten, da sie „durch die gestrigen Vorfälle im Schauspielhause sich überzeugt zu haben glaubt, daß man ihren Leistungen auf der hiesigen Bühne die frühere Theilnahme versagt.“

In Bezug auf den erzählten Vorfall, der, wie alles Geschehene unabänderlich bleibt, wäre es eigentlich ohne anwendbaren Nutzen, über die Ziemlichkeit oder Unziemlichkeit jenes öffentlichen Sittengerichtes abzuurtheilen. Aber die Menge hat ihre Macht kennen gelernt, und sie könnte wol geneigt sein, bei einem künftigen ähnlichen Falle auf eine ähnliche Art zu verfahren, und darum ist es nöthig zu untersuchen, ob die befolgte Handlungsweise zu loben oder zu tadeln sei. Es ehrt gewiß die Jugend, daß sie die Vertheidigung der Sittlichkeit übernahm, aber heißt es die Macht der Sittlichkeit ehren, wenn man zu ihrem Schutze eine *solche* Vertheidigung für nöthig hält? War jene sittenrichterliche Handlung nicht etwa blo-

ser Muthwille, sondern Ausbruch eines wahren Gefühls, dann darf man freilich nicht fragen, ob recht gehandelt worden, denn das Gefühl hat immer Recht; aber es muß gefragt werden, ob das Gefühl ein Recht hat, sich da zu äußern, wo nur der Ueberlegung das Wort gebührt. Man hätte bedenken sollen, daß, da jedes angeschuldigte Weib auch schuldig ist, weil es den Schein der Tugend so sehr zu hüten hat, als die Tugend selbst, darum Schuld mit Anschuldigung leicht verwechselt werden könne. Man hätte bedenken sollen, daß, da die verderbte, leichtsinnige Welt übereingekommen ist, an dem Vergehen, welches man jener Schauspielerin vorwarf, nicht die Art, sondern die Größe des Vergehens zu bestrafen, es leicht sein könne, daß nicht die Angeklagte, sondern das Alles vergrößernde Gerücht das Maß der Bewilligung überschritten habe. Man hätte bedenken sollen, daß, wenn jene Schauspielerin viele Freunde gehabt hätte, statt wenige, es jenen gelungen wäre, das Mißfallen mit ihrem Beifalle zu übertäuben, und daß man sie so dafür bestrafte, daß sie nicht schuldig genug war, um ihre Unschuld darzuthun. Freilich kann man auch erwidern: es gibt Vergehen, welche die öffentliche Meinung rächen muß, weil sie das Gesetz nicht erreichen kann — wo der Schutz der Staatsmacht endet, beginnt die Selbst-Vertheidigung — wo das Leben eines Künstlers anfängt, öffentlich zu werden, da fällt es mit seiner Kunst zusammen und wird, wie diese, Gegenstand des Urtheils — es ist eine Kränkung der ganzen Genossenschaft der Schauspieler, wenn man ihren Mitgliedern das Vorrecht gewährte, die Sitten ungestraft zu beleidigen und dergleichen mehr. Verlangt man aber, ich solle kurz und bündig sagen, was ich von der Sache denke, so erwidere ich Folgendes. Wenn jene Schauspielerin alles das begangen, dessen man sie beschuldigt, so ist ihr recht geschehen, und die Verseher des Sittenrichteramtes sind nicht zu tadeln; ich aber — möchte kein Scharfrichter auch an Missethätern werden, die ihre Strafe voll verdient hätten.

Kritiken.

I.

La Morale appliquée à la Politique. Par E. Jouy. Deux Volumes. Paris, 1822.

Minister, geheime Legations-Räthe, Gesandtschafts-Secretäre, diplomatische Personen überhaupt, welche alle, wie bekannt, große Menschenkenntniß haben, aber nicht die größte — wären im Stande und lobten immer noch dieses Buch, auch nachdem sie schon den ganzen Titel gelesen hätten; so sehr gefiele ihnen das Gesicht des Verfassers, welches aus dem beigefügten Kupferstiche zu ersehen ist! Diese feinen festgeschlossenen Lipppen, welche die Zunge so klug bewachen; diese spitzbübische Nase, welche durch zwanzig Thüren die heutige Laune des gnädigsten Herrn wittert; diese schelmischen Augen, welche der ganzen bebänderten Gevatterschaft zuwinken: meine Reden haben euch wol nicht irre gemacht, wir verstehen uns; diese heitere und leere Stirne, auf welcher keinen Tag vor dem Lever etwas geschrieben steht; diese zierlich gekrausten Haare, diese Halsbinde, deren Schleife in weniger als zwanzig Minuten unmöglich geknüpft werden kann — kurz das ganze Gesicht könnte, ohne Lavater zu beschämen, einem Hofmarschalle angehören, der als Kunstkenner und weil er als Knabe den Telemach durchblättert, zwar über Moral verständig urtheilt, sie aber niemals, gleich einem bürgerlichen Pinsel, selbst ausübt. Wenn aber jene Herren sich verlocken ließen, das Buch wirklich zu lesen, wie wären sie geprellt! Herr Jouy theilt die tüchtigsten Ohrfeigen in seidenen Handschuhen aus und ist so grob, als ein Mann von Welt in französischer Sprache nur sein kann. Wenn man ein früheres Werk des nämlichen Verfassers kennt, l'Hermite de la Chaussée d'Antin, worin er mit vieler Grazie die Pariser Sitten beschrieb und fast zu sanft über die Schwächen der Menschen hinstreichelte, ist man angenehm verwundert, daß dieser Mann so warm werden konnte und, nicht wie ein chinesisches Feuerwerk, sondern wie eine Fackel, wie ein Leuchtthurm, oft wie ein mächtiger Blitz, seinen Gegenstand erhellte.

Die Höfe, mit welchen man zuweilen die leuchtenden Himmelskörper umgeben sieht, bestehen, wie bekannt, aus gefrorenen Dünsten, und so lange sie dauern, scheinen Sonne und Mond mit matterem Glanze. Die Höfe der Fürsten sind gleicher Bestandtheile, und so umgeben, werden diese nie in reinem Lichte glänzen. Jene Dünste zu zerstreuen, gibt es kein besseres Mittel, als die Moral hinein zu jagen. Das war wol die Absicht des Herrn Jouy, und er öffnete darum die Thüren des ganzen Staatsgebäudes und ließ die Moral durch alle Regierungskammern streichen. Von Friedrich dem Großen, der als Kronprinz gegen den Machiavelli geschrieben und als König manchmal nach dessen Vorschriften gehandelt, sagte Voltaire: er spucke in die Schüssel, um Andern die Eßlust zu vertreiben. Schöner und malerischer kann diese Wahrheit nicht ausgedrückt werden; aber wol anders. Die Großen machen es, wie jener Bacchusverehrer mit seinem besten Weine; er schrieb Gift auf die Flaschen, um die Lüsternen abzuschrecken, er selbst aber trank und lachte. Die Schwerkraft der sittlichen Welt, nicht blos der bürgerlichen Erde, sondern auch der Sterne am Thronhimmel, soll noch ein anderer Newton geltend machen. Es ist höchst wundersam! Als gäbe es eine andere Arithmetik für große wie für kleine Zahlen; als würden Millionen nicht eben so addirt, subtrahirt und dividirt, wie Hunderte! Als gäbe es eine andere Geometrie für große wie für kleine Flächen; als würden Staaten nicht ausgemessen, wie Ackerstücke!

Es ist wahr, Herr Jouy ist ein drolliger Kauz, und man muß lachen, auch wenn man nur die Ueberschriften seiner Kapitel liest. Von der Moral der Staatsbeamten; von der ministeriellen Moral; von der Moral in den diplomatischen Verhältnissen; von der Moral in dem Finanzwesen — und manchmal noch närrischer ist das Inhaltsverzeichniß des Werkes. In solchen Dingen war freilich nicht viel Neues zu sagen; aber was früher gedacht worden ist, wird gegenwärtig gefühlt, und was heute gefühlt wird, kann morgen zur Ausführung kommen, und darauf kommt es an. Auch wo uns Herr Jouy schon bekannte Dinge vorsetzt, hat er wenigstens ein schmackhaftes Ragout daraus bereitet. Er hat eine elegante Politik geschrieben, einen Montesquieu für Frauenzimmer und das war sehr ersprießlich. Denn so lange der Liberalismus nicht in die Strickbeutel fährt, und in Nürnberger Spielwaren sinnbildlich dargestellt wird, ist für die gute Sache kein entscheidender Sieg zu hoffen.

Daß ein Werk, wie das angezeigte, in diesen Tagen ungeneckt

erscheinen durfte, darüber mag man sich billig wundern. Aber die Gedankenwächter sind in Frankreich wie bei uns. Was täglich als Morgenthau nicht herabhauchen darf, mag wöchentlich immerhin als Platzregen niederschauern. Ich habe in meinem Leben nicht klug daraus werden können; die Herren haben ganz ihren eigenen Verstand.

Um die Leser mit dem Geiste und den Formen des Herrn Jouy bekannt zu machen, will ich einige Stellen aus seinem Werke mittheilen. In dem Kapitel von der Moral in den diplomatischen Verhandlungen ist auch von den Griechen die Rede. Der Verfasser drückt sich wie folgt aus: Religion und Menschlichkeit rufen den Fürsten Europa's zu: Herbei, eilt den Griechen zu Hilfe; nicht blos die, welche sich vertheidigen, werden erwürgt, auch die wehrlosesten Geschöpfe, Greise, Weiber, Kinder, fallen unter dem würgenden Schwerte oder werden von den einstürzenden Dächern ihrer Häuser zermalmt...... Sachte, sachte, hätten ehemals barbarische Diplomaten geantwortet; wenn wir jene Provinzen, nachdem wir sie erobert, auch behalten wollen, müssen wir alle Keime des Widerstandes ausrotten lassen. Ehe wir zugeben, daß Griechenland aus seiner Asche erstehe, muß erst dieser neue politische Körper so erschöpft sein, daß er niemals in der Folge der Ausführung der großen Pläne unseres Ehrgeizes irgend ein Hinderniß in den Weg stellen könne..... Aber unterdessen werden die Städte von dem Blute ihrer Bewohner überschwemmt; das Feuer verzehrt die Hütten. Selbst Höhlen und Wälder, die Zuflucht der Thiere, gewähren den Christen des Orients keinen Schutz mehr; eilt herbei, o Ihr, die Ihr sie retten könntet!.... Sachte, sachte, hätten andere Diplomaten gesagt, es muß erst ausgemacht sein, welch ein Maß wir von der Asche der Provinzen haben werden, die man verbrennt..... Geduld, Geduld, hätten die Krämer von den Ufern der Themse gesagt. Diese Griechen haben einigen Handel getrieben; laßt ihre Schiffe verbrennen; die Flagge der Hellenen verschwinde, denn im aegeischen wie im ionischen Meere sollen nur britische Segel wehen...... Die Griechen sind arm, die Türken haben noch etwas Geld; für Mahomet gegen Christus kämpfen, ist baarer Gewinn." — Herr Jouy meint es gut, man mag ihm seine Schwärmerei hingehen lassen. Er hat nie einen diplomatischen Posten bekleidet und kann daher keine Vorstellung davon haben, wie verwickelt die griechische Sache ist, und mit wie vieler Delicatesse sie behandelt werden muß.

In dem Kapitel von Versprechungen und Schwüren ist

Folgendes offenbar in Bezug auf Spanien zu lesen. Ich wüßte nicht, auf welches Land es sich sonst beziehen könnte. „Sobald in einem Lande die Freiheit gegründet ist, sind deren wohlthätige Folgen so groß, daß sie unter den Völkern, welche sie genießen, die leidenschaftlichsten Ausbrüche der Liebe erregen. Die andern Völker rufen sie mit aller Macht ihrer geheimen Wünsche herbei und begrüßen sie mit Jauchzen. Die Fürsten selbst ehren und fürchten sie. Wenn die Hand der erzürnten Götter schwer auf ihnen liegt, wenn ihre Sicherheit von außen durch einen fremden Eroberer, von innen durch die Großen und Edelleute bedroht wird, rufen sie das Volk zu Hilfe. Da sie Alles von ihm empfangen, haben sie ihm nichts zu geben, was ihm nicht schon gehörte; aber von so vielen Rechten und Gütern, die ihm geraubt wurden, ist die Freiheit das Einzige, welches es bedauert; auch ist es immer die Freiheit, welche die Fürsten dem Volke zurückzugeben versprechen, sobald sie in der Gefahr um seinen Beistand flehen. Aber ist die Gefahr vorüber, dann richten die Minister der Könige Verordnungen und Proscriptionstafeln gegen die Freiheit der Völker. Wie viele Lügen und Ausflüchte werden anfänglich gebraucht, um die Erfüllung so heiliger und so neuer Versprechungen, die man noch nicht abzuläugnen oder zu verkennen wagt, nur weiter hinauszuschieben! Bald erfordert die Wichtigkeit eines so großen Unternehmens, daß seine Ausführung nur Männern von gründlichen Kenntnissen, von großer Erfahrung und einer erprobten Weisheit anvertraut werde, und man kann nicht vorsichtig, nicht bedächtig genug zu Werke gehen, um sich in der Wahl solcher Männer nicht zu betrügen. Heute werden Einige ernannt, und morgen scheinen Andere größeres Vertrauen zu verdienen; bald sind es die Staatsbedürfnisse, bald eingetretene Verhinderungen und der nothwendige tägliche Gang der Verwaltung, welche zu dringendern Geschäften nöthigen. Unterdessen vergehen Monate, vergehen Jahre, und statt der so feierlich versprochenen Freiheit haben die Schmiede des Despotismus zu der Kette, welche die Völker fesselt, noch einige Ringe mehr gefügt. Die Versprechungen, welche man anfänglich nur zu verdrehen suchte, werden endlich ohne Scheu und Scham zurückgenommen. Diejenigen, welche in den ersten Tagen die Erfüllung des gegebenen Wortes forderten, sahen sich anfänglich sanft abgewiesen; dann sagten ihnen stille Winke, daß ein neuer Versuch lästig fallen würde; dann folgten Drohungen den Winken; das beschworene Wort in Anspruch zu nehmen, ward eine That der Empörung. Die unumschränkte Gewalt ging unterdessen ihren gewohnten Gang, und die Völker, von Neuem zwischen Skla-

verei und Aufruhr gesetzt, müssen entweder die alten Ketten der Dienstbarkeit noch einige Jahrhunderte länger schleppen, oder sie selbst zerbrechend, sich unverdient Aufrührer schelten lassen."

Auf einen der Fußwege der jetzigen französischen Regierung wirft folgende Stelle, aus dem Kapitel von der Bettelei gezogen, ein helles Licht. „Wir sahen früher in allen Theilen Frankreichs öffentliche Anstalten entstehen, welche die gänzliche Ausrottung der Bettelei zur unfehlbaren Folge gehabt hätten. Wer sollte es glauben? Fast alle jene Industrieschulen, fast alle jene Besserungshäuser, worin die Bettler zu thätigen Arbeitsleuten umgewandelt wurden, sind geschlossen worden, oder haben ihre Bestimmung verändert. Dachte man vielleicht, die Bettler wären auch eine der Corporationen jener guten alten Zeit, die nothwendig wieder hergestellt werden müssen, um das Werk der gothischen Wiedergeburt, an welchem man seit einigen Jahren so eifrig arbeitet, zu vollenden? Die in den Besserungshäusern aufgenommenen Bettler waren die Armen des Staats, und unsere barmherzigen Damen wollen ihre eigenen haben. Das ist eine der Koketterien unserer heutigen Frömmlinge und ihrer Missionäre, die von Stadt zu Stadt wandern, gegen Freiheit, Philosophie und Bibel einen neuen Kreuzzug zu predigen. Man muß aber nicht glauben, daß es hinreiche, bedürftig zu sein, um auf das Mitleid jener Scheinheiligen Ansprüche machen zu können; die Lumperei hat auch ihren Adel. Um mit Erfolg zu betteln, muß man erst beweisen, daß man gut denkt, und an den Kirchthüren sind die gut denkenden Armen an ihren schriftlichen Zeugnissen unpatriotischer Gesinnungen (incivisme) zu erkennen, mit welchen sie, der Forderung gewisser Frömmlinge gemäß, versehen sein müssen. Trug und Lug sind die Rechtserfordernisse der Bettelei geworden; Höflinge der niedrigsten, aber nicht der schlechtesten Art, tragen die privilegirten Bettler-Zeichen der Gebrechlichkeit zur Schau, die sie gewöhnlich gar nicht haben. Sie brüsten sich in der Livree des Elends und treiben mit der berechneten Wohlthätigkeit, die sie besoldet, einen Tauschhandel mit frommem Geplärre, Maulpredigten und nach der Taxe bezahlten Kniebeugungen."

II.

Aristokratismus.

(Artikel im Conversationslexikon.)

Wir Deutsche (ich rede nur von uns Plebejern) sind keine Staatsmänner vom Leder, sondern von der Feder. Aber das ist auch et-

was: die Gänse des neunzehnten Jahrhunderts werden im zwanzigsten höher gepriesen werden, als die des alten Roms. Jene — wird man singen — haben das Capitol vertheidigt, diese aber es erobert. Darum sollten die politischen Schriftsteller stets darauf bedacht sein, sich ihrer hohen epischen Bestimmung würdig zu zeigen, sie sollten gute Waffen, und diese gut führen. Zwar thut uns kein Achilles Noth, denn die Trojaner haben keinen Hektor, aber Troja hat Mauern und kann eines Hektors entbehren, und unser Lager ist offen; Paris liebkost die schöne Helena und hat keine Langeweile, wir aber sitzen am Ufer der stürmischen See und frieren, und unsere Penelope wird alt darüber.

Auf diese kleinen, zufälligen und unmaßgeblichen Gedanken hat mich ein junger Freund gebracht, der Handlungsbeflissener und seit Jahren gewohnt ist, jeden Tag, wenn er seine Post gemacht hat, das Conversationslexikon, und zwar als ein wohlgebildeter junger Mensch in alphabetischer Ordnung zu lesen. Vor zwei Monaten hatte er die erste Lieferung des neuen Conversationslexikon angefangen und war, nachdem er bei dem Artikel Abracadabra über das darin befindliche Hebräische, Griechische und Lateinische ärgerlich den Kopf geschüttelt, — als Inhaber zweier Rothschilder-Loose sich über den Artikel Abruzzen gefreut — und bei dem Artikel Adelskette sich gewundert, daß dessen Verfasser Bedenken getragen, deren Fortdauer zu gestehen, da doch Jeder, der nicht taub ist, sie alltäglich könne rasseln hören — endlich zum Artikel Aristokratismus gekommen, hatte ihn aber unglücklicher Weise nicht verstanden. Er bat mich daher, als seinen gelehren Freund, ihm denselben zu erklären. Ich war im Weggehen begriffen und hatte schon den Hut in der Hand, dachte aber als geübter Leser, stehenden Fußes damit fertig zu werden. Ich las den Artikel, verstand ihn aber auch nicht. Ich legte meinen Hut ab, las den Artikel zum zweiten Male, und verstand ihn wieder nicht. Da setzte ich mich nieder, las den Artikel zum dritten Male, und endlich verstand ich ihn; hatte aber starke Kopfschmerzen davon bekommen. Herr Nr. 37, Verfasser des genannten Artikels, wird es mir nicht übel nehmen, daß ich behaupte: es ist immer die Schuld eines Buches, wenn dessen Leser Kopfschmerzen bekommen. Man kann nicht sagen, dieses läge an dem Unverstande des Lesers, denn, wer keinen Kopf hat, den kann er nicht schmerzen. Aus Furcht, mißverstanden zu werden, sind die deutschen politischen Schriftsteller oft unverständlich; nicht an Geist fehlt es ihnen, aber an Muth. Sie fechten eigentlich nicht, sie rappiren blos, und die Spitze ihres Eisens ist aufs Vorsichtigste mit einem leder-

nen Wulst umgeben. Schlimm! wo keine Wärme, da ist kein Licht. In der bürgerlichen Welt streitet man sich jetzt Tag und Nacht um die Herrschaft, und da kommen friedliebende Vermittler und sagen: vergleicht Euch und laßt Dämmerung sein! Der Verfasser erwähnten Artikels meint es gewiß gut, und er bemüht sich unparteiisch zu urtheilen, aber das ist die Unparteilichkeit des Königs Salomo, der den streitigen Gegenstand wollte durchspalten lassen, damit jede Partei eine Hälfte bekomme. Aristokratie, keine Aristokratie — diese Streitsache läßt sich auch theilen, aber dann geht ihr die Seele aus. Der Verfasser erklärt sich mit Bestimmtheit gegen die Adels-Aristokratie, vertheidigt mit Wärme die Geistes-Aristokratie, und mit Hitze die Beamten-Aristokratie. Dreifach ist seine Schuld. Die Geburts-Aristokraten sind keineswegs gefährliche Feinde der freien Staatsverfassungen, welche jetzt die Völker fordern, im Gegentheile, sie befördern dieselben. Denn in ihrer großen Noth begehen sie täglich den Fehler, sich mit Geistes-Aristokraten aus dem Bürgerstande zu verbinden. Diese aber, wohl einsehend, daß man sie, wenn die Gefahr vorüber ist, wieder zum Teufel jagen wird, suchen diese Gefahr zu verlängern. Daher findet man, daß diejenigen Regierungen, die sich bei ihrer obersten Staatsleitung bürgerlicher Talente bedienen, die meisten Fehler begehen, und daß alle ihre Maßregeln, statt die Unruhe ihres Volkes zu beschwichtigen, sie nur noch wilder machen. Eine Herrschaft der Geistes-Aristokratie, welcher der Verfasser das Wort redet, wäre, wenn ausführbar, die verderblichste von allen. Die landesüblichen Tyrannen verbieten uns doch nur, Verstand zu zeigen, ein Zwang, der etwa tausend Menschen unangenehm, aber Millionen sehr willkommen ist. Doch die Geistes-Aristokraten, wenn sie zur Herrschaft kämen, würden uns zwingen, klug zu sein, und auf ihre Art klug zu sein — wäre das zum Aushalten? Der Himmel bewahre uns vor Philosophen auf dem Throne! Die Menschheit bedarf zu ihrer Fortdauer einer Mischung von Dummheit, wie die Luft eines Beisatzes von Stickgas bedarf, um athembar zu bleiben. Mit aller Theologen gütiger Erlaubniß, die Menschheit ist um der Menschen willen da. Den Individualitäten die möglichst größte Freiheit der Entwickelung zu verschaffen, ohne daß sie sich wechselseitig hindern — das ist die Bestimmung der bürgerlichen Gesellschaft. Ich bin die Welt, kann jeder Mensch, und mit größerem Rechte sagen, als Ludwig XIV. sein l'Etat c'est moi gesagt. Durch alle Staaten geht jetzt nur eine einzige Landstraße, man muß Feldwege öffnen. Bestaubt, gestoßen, gequetscht steigen wir arme Fußgänger alle ins Grab; es war Platz

genug auf beiden Seiten einander auszuweichen, aber wir haben den Weg nicht verlassen dürfen, den uns die Regierungen anempfohlen. Es wird zu viel regiert — hier ist das Uebel. Der Verfasser des Artikels Aristokratismus sah dieses so wenig ein, daß er die Krankheit, woran jetzt die bürgerliche Gesellschaft leidet, aus einer Asthenie der Regierungen erklärte, da sie doch offenbar in einer Hypersthenie derselben ihren Grund hat. Die Form der Regierung macht hier keinen Unterschied; Monarchien, Aristokratien und Demokratien, leiden alle an der Krankheit des zu viel Regierens. Der Verfasser sagt: „Wenn man mit Recht für den Zweck einer jeden Staatsregierung erkennen muß, daß dem Geistigen die Herrschaft über das Materielle verschafft werde, so muß auch eine jede ihrem innersten Wesen nach aristokratisch sein." Erstens hat die Menschheit keine andere Bestimmung, als sich ihres Daseins zu erfreuen. Zweitens soll das Geistige nicht herrschen über das Materielle, sondern sich mit ihm verschwistern. Was heißt Geist, was Materie? Das sind lauter fixe Ideen. Drittens, die Bestimmung der Menschheit sei, welche sie wolle, es ist nicht die Obliegenheit der Regierung, die Menschheit ihrer Bestimmung zuzuführen. Die Regierung ist nur etwas Negatives, sie hat dem Volke nicht den rechten Weg zu zeigen, sondern dasselbe nur vom falschen abzulenken, es vor Abgründen zu warnen. Jede Regierung ist also ihrem Wesen nach demokratisch. Ferner heißt es: „Es ist einer der größten und gefährlichsten Irrthümer unserer Zeit, daß die Staatsregierung dienend sei und den Gesammtwillen des Volkes bei ihrem Wirken zur Richtschnur nehmen müsse, wie selbst Zachariä behauptet." Zachariä hat Recht und der Verfasser hat Unrecht. Der Gesammtwille des Volkes ist der Fürst von Rechtswegen, jede andere Regierung ist nur eine factische. Und wenn Sokraten und Platone den Scepter führten, sie hätten kein Recht, zu fordern, daß alle Bürger so denken und handeln sollen wie sie, denn verschieden sind die angebornen Neigungen und Gaben der Menschen, und diese Verschiedenheiten aufheben wollen, das ist Tyrannei, der sich Lykurg wie Philipp II., Robespierre wie Ludwig XIV. schuldig gemacht. Leben und leben lassen — in diesem Grundsatze können Moral, Politik und Egoismus sehr friedlich neben einander bestehen. Uebrigens soll man nicht von Irrthümern der Zeit sprechen; die Zeit irrt nie, und sie weiß immer am besten, was ihr gut ist. Nur muß man gehörig erforschen, ob es auch wirklich die Zeit ist, welche wünscht und begehrt, nämlich die Mehrzahl der gleichzeitig lebenden Menschen in einem Staate. Das ist der lächerliche Eigendünkel der Geistes-Aristo-

kraten, daß sie glauben, das Volk sei dumm und müsse wie das Vieh geleitet werden. Das Volk hat auch Verstand, nur besteht sein Geistesreichthum nicht wie der unsere in geprägter Münze, sondern im Grundbesitze, der jenem vorzuziehen ist, denn er ist dauerhafter und in der Haushaltung zu gebrauchen. Der Wahn aller Regierenden, vom Minister bis zum Pedell herab, ist, daß das Regieren ein großes Geheimniß sei, welches dem Volke zu seinem Besten verschwiegen werden müsse. Thorheit! Die Lehre des alleinigen Gottes ist jetzt durch alle Classen verbreitet, und die bürgerliche Gesellschaft hat an Ruhe, Dauerhaftigkeit und Wohlbefinden dabei gewonnen. Nun, Jahrtausende lang haben egyptische, indische, griechische und römische Priester gemeint, die Ruhe und das Glück der Menschheit erfordere, das Geheimniß der Gottheit nicht bekannt werden zu lassen. Die Herrschsucht verkleidet sich in tausend Gestalten, es sind aber immer die nämlichen Augen, die durch verschiedene Masken sehen. Es ist hohe Zeit, daß die Fastnacht endige und daß wir zur Besinnung kommen.

III.

De la peine de mort en matière politique. Par F. Guizot. Paris, 1822.

Mord-Politik — hatte ich große Lust zu überschreiben, aber ein solcher Ausdruck darf erst nach seiner Rechtfertigung gebraucht werden. Als Napoleon in Moskau war, verschwor sich General Mallet gegen ihn, und zwar zum Vortheil der Bourbonen. Man jagte dem Mallet von Rechtswegen zwölf Kugeln durch Kopf und Brust. Auf dem Wege zum Richtplatze sagte er zum Volke, welches es lebe der Kaiser! schrie: „ja, laßt nur euern Kaiser leben, nach meinem Tode werdet Ihr mir Denkbilder setzen. Keine zwei Jahre mehr regiert Buonaparte.“ Nach weniger als zwei Jahren war Buonaparte auf Elba. Der Seher hatte es auf ein Haar getroffen. Warum hat der Narr nicht noch zwei Jahre gewartet mit seiner Verschwörung? In Spanien wurden Porlier, Lascy, und wie die Andern alle hießen, auch von Rechtswegen erschossen. Ihr Tod war nicht des Schusses Pulver werth. Zwölf Monate später wurden ihre Gebeine ausgegraben und unter Jubelgesängen herumgetragen; — moutarde après dîner! Die Verschwörer Riego und Quiroga werden in Spanien vergöttert, sie sitzen höher, weicher gewiß, als der König. Nach acht Wochen wird ihnen vielleicht mit dem cordon sanitaire der Hals zugeschnürt von Rechtswegen

Deren gute Freunde haben sich die Rache vorausgenommen und die Offiziere der königlichen Leibwache, die sich am 7. Juni gegen die Cortes verschworen, von Rechtswegen erschießen lassen. Jetzt sammeln gute Royalisten in Paris Geld für jene Schlachtopfer der Treue.... Vielleicht findet man, daß ich zu scherzhaft von solchen fürchterlichen Dingen spreche; aber unsere jetzige Welt ist zu erhaben, um nicht lächerlich zu sein. Und dann fordere ich Jeden, sogar jeden Deutschen auf, nach Paris zu kommen, und hinge ihm die Metaphysik wie Blei an den Füßen, er wird hier (ich schreibe in Paris) in den ersten drei Tagen pragmatisch, ja sogar ein Windbeutel, wenn er nicht vorsichtig ist.... Seit dreißig Jahren mußten so viele tausend Gerichtete den Kopf verlieren, weil ihn die Richter verloren! Mich ärgern nur die ernsthaften Grimassen, mit denen man dabei zu Werke geht. Ist der Raubmord ein Verbrechen? Fragt zwischen Nova-Zembla und Lissabon von Hütte zu Hütte, von Palast zu Palast; jeder Bettler, jeder Fürst wird euch sagen: ja, der Raubmord ist ein Verbrechen. Fragt ihr aber, ob das ein Verbrechen sei, was Brutus gegen die Tarquiner, was Octavius gegen Rom, was Hugo Capet gegen die Carolinger, Frankreich gegen die Bourbonen, Buonaparte gegen Frankreich, Spanien gegen Ferdinand begangen — so werden euch Jahrhunderte, Neigungen und Menschen verschiedene Antworten geben. Man hat Recht zu zweifeln, ob das ein Verbrechen sei, was, vollendet, mit einer Lorbeerkrone, versucht, mit einer Dornenkrone vergolten wird. Aber das ist außer Zweifel, daß gegen den Tod kein Kraut gewachsen ist. Gestern haben sie abermals vier Jünglinge zum Tode verurtheilt, die an der Verschwörung von Rochelle Theil genommen. Ihre Ungeduld war ihr ganzes Verbrechen. Sie werden fallen und Spanien wird sie rächen; denn was diesseits der Pyrenäen Laster, wird jenseits Tugend genannt. Hier wie dort rufen die schnöden Söldlinge der Macht: traurige Nothwendigkeit! und die elenden Heuchler lesen den Schlachtopfern ihrer Selbstsucht oder ihrer Dummheit das Todesurtheil mit gerührter Stimme vor.

Traurige Nothwendigkeit! seufzen die spanischen Constitutionellen, und nach wenigen Wochen kann sich zeigen, daß die Nothwendigkeit so nothwendig nicht gewesen. Traurige Nothwendigkeit — rufen die französischen Royalisten. Diese letztern haben gewiß Recht. Diese bescheidenen Menschen verlangen kein Morgen-, sie wollen nur die Ueberreste des Mittagsessens am Abend verzehren, und dann sich schlafen legen. So durchmordet denn die Welt, bis von der ganzen Menschheit nur noch Einer übrig bleibt, dann habt

ihr beide euren Willen: die absoluteste Monarchie und die reinste Republik — einen König ohne Gesetze, und einen Bürger ohne König.

Guizot hat in dem angezeigten Werke den berührten Gegenstand gründlich besprochen. Ich habe das Buch zergliedern wollen, aber wie hätt' ich es vermocht? Ich hatte nicht das Herz, Kopf zu haben — man kann nicht denken, wenn man weinen möchte.

Mord-Politik — jetzt darf ich das Wort wol gebrauchen.

IV.
Coopers Romane.

Es sind jetzt dreißig Jahre, daß der Kaufmannssohn Wilhelm Meister mit einigen Edelleuten auf vertrautem Fuße gelebt, ja es erreicht, eine Gräfin und ihre Brillanten an sein bürgerliches Herz zu drücken. Wie waren wir damals so hoffnungsfroh, die Deutschen würden ihr Glück machen und es weit bringen im Leben und in Romanen. Aber was sind unsere Hoffnungen, was ist aus all der Herrlichkeit geworden? Der Lehrbrief, den der junge Meister aus den Lilienhänden der schönen Erfahrung empfing, war auf Seidenpapier geschrieben, verduftete und verwelkte wie eine Blume und ließ nichts zurück, als dürre Blätter, die unter den Fingern zerstäuben. Wenn Goethe's Grundsatz wahr ist: der Held eines Romanes müsse sich sehr leidend verhalten, müsse sich Alles gefallen lassen und dürfe nicht mucksen — warum haben wir keine guten Romane, da wir doch alle geborne Romanhelden sind? Wir haben keine, weil der Grundsatz wahr ist. Um etwas zu erfahren, muß man etwas thun; wir müssen gehen, daß uns etwas begegne. Wir einregistrirten Menschen aber, wir Hochgeborne, Hochwohlgeborne, Wohlgeborne, Edelgeborne und dienstgeborne Menschen, welchen das Herz klopft, so oft wir an eine fremde Thüre klopfen; wir in unserem Gefach-Leben, verlassen nie den Stand und die Zunft, in welchen die Wiege unserer Eltern gestanden, und Stände und Zünfte sind zwar größere Familien, aber auch lauere, unerquicklichere, und sie sind unkünstlerischen Stoffes. Weil wir unseren Lebenskreis nicht überschreiten, erfahren wir auch nicht, was sich innerhalb des Kreises begibt; denn man muß Andere kennen lernen, sich selbst zu kennen. Die Eilwagen, auf welchen doch manchmal ein armer Schelm von Dichter mit reichen und vornehmen Herren zusammentrifft, werden auf die Romanen-Literatur vortheilhaften Einfluß haben; aber sie sind noch zu neu, diese Postmusen sind noch zu jung, und immer noch ist zu fürchten, daß die Botanibaier Spitzbuben früher gute Romane

schreiben werden, als die ehrlichen Deutschen. Wir haben keine Geschichte, kein Klima, keine Volksgeselligkeit, keinen Markt des Lebens, keinen Herd des Vaterlandes, keinen Großhandel, keine Seefahrt, und wir haben — keine Freiheit zu sagen, was wir noch mehr nicht haben. Woher Romane? Uns Kleinen begegnet nichts Großes, und was den Großen begegnet, und sei es noch so klein, bringen wir in die Weltgeschichte. Daher Demuth im Leben und Wehmuth in Romanen.

Kaiser Augustus der Schelm sagte, als er einst bei Tische zwischen dem triefäugigen Horaz und dem engbrüstigen Virgil gesessen: da sitze ich zwischen Thränen und Seufzern. Ganz so kaiserlich speisen wir auch, so oft wir deutsche Romane lesen. Rothe Augen, kurzer Athem und unheilbare Herz-Polypen. Alle die herumziehenden Schmerzen rheumatischer Seelen! Der Tod so weinerlich, und das Leben ohne Lachen. Heimweh nach dem Himmel, weil fremd auf der Erde; Liebe zu Gott, aus Furcht vor Menschen. Ernsthaftigkeit ohne Ernst, und Spaß ohne Spaßhaftigkeit. Und die Faust-Wehen, die Künstler-Wehen, und alle die Berg-Wehen und lächerlichen Geburten! Welche Anstalten, welche Zurüstungen, es herauszustellen, daß ein schlapper Wilhelm nicht bei Troste gewesen! Und eine Männerwelt sitzt kindisch auf niedriger Schulbank, und buchstabirt jedes Wort ihres Meisters plärrend nach. Und gar die Liebes-Wehen! Ein deutscher Jüngling weint zehnmal mehr über baare, handschriftliche und gedruckte Leiden, als ein junger Franzose oder Engländer. Wie sollte er nicht? Er, ein Kreidling der Bürgerlichkeit, enterbter Sohn einer reichen Geschichte, was hätte er zu thun, ehe er Referendär wird, und ist er es geworden, was hat er zu denken? Er ist unglücklich zum Zeitvertreibe. Nichts ist ihm geblieben, als die Jugend, die man ihm nicht rauben konnte; aber die Jugend ist ein Verbrechen und das Alter ein Verdienst. Kein anderer Jubel als Dienstjubel. Sind sie recht alt, mager und zähe geworden, dann spickt man sie mit Nadeln für das Nachtessen der Würmer und umflechtet sie mit der Petersilie deutsch-vaterländischen Ruhms. Adelige Dichter sind herablassend und dichten Lieder auf bürgerliche Rentmeister; die Glocken läuten, die Thürmer blasen, die Gassenbuben jubeln, im Deckelglase grinst saurer Wein, die Aemter sind gerührt, und der Jubelgreis, den Henkelthaler auf der Brust, weint Freudenthränen und stirbt am Wonne-Schlag. Pfui! lieber eine alte Maus sein, als solch ein Jubelgreis, und — woher, woher Romane? Eine Million für einen Roman! Bemüht euch, zappelt, rennt — Ihr bringt so wenig einen Roman zu Stande,

als ich die Million herbeischaffe. Doch was liegt daran? Es gibt nichts Lächerlicheres als volksthümliche Gefühle, es ist nichts kindischer als Vaterlandsliebe. Die ganze Menschheit ist ein Volk, die ganze Erde ist ein Land; Gaben, Mühen und Genüsse sind vertheilt — die Engländer schreiben Romane, und wir lesen sie.

Ja wenn es blos die Engländer wären! man kann viel weniger sein als die, und immer noch viel. Daß aber selbst die Amerikaner es uns zuvorgethan, so ein junges Volk, das kaum die schwäbische Reife erlangt, das beschämt, das entmuthigt. Washington Irwing, Cooper und noch Andere! Wäre Cooper ein ausgezeichneter Künstler, wie Walter Scott es ist, das möchte uns beruhigen. Denn der große Genius bedarf keines Wachsthums, keiner Entwicklung, er springt reif und vollendet hervor. Er bedarf keiner Gunst des Himmels noch der Menschen, er braucht keine Sonne, keine Aufmunterung. Er häuft nicht verdienten auf verdienten Lohn; die volle Bewunderung wird ihm auf einmal ausbezahlt. Solch ein Genius aber ist Cooper nicht. Manche Deutsche kommen ihm gleich an Kunstfertigkeit; er hat nur vor ihnen voraus, daß er ein Amerikaner ist — versteht Ihr? daß er ein Amerikaner ist. Das haben auch die deutschen Uebersetzer seiner Romane gefühlt, und sie haben darum auf dem Titelblatte dem Namen Cooper das Beiwort Amerikaner vorgesetzt. Es ist ein Titel wie ein anderer, wie Doctor, wie Hofrath. Ja, hätten sie geschrieben: „Seine Excellenz, der Herr Amerikaner Freiherr von Cooper“ — man hätte es gern gelesen, und haßte man auch noch so sehr die Titel. Ein Freiherr ist er gewiß, und die Excellenz gebührt ihm wol. Cooper und Walter Scott — der Erstere steht so weit über dem Andern in sittlicher Beziehung, als er in künstlerischer unter ihm steht. Scott ist ein Tory, und wäre er das nicht, wäre er der große Dichter nicht. Die wahren Dichter, wie alle großen Künstler, lieben das Gewordene, das Seiende, das Nothwendige, das Unbewegliche, das dem Meisel still hält; sie lieben daher den Zwang, als den Erhalter des Bestehenden. Darum hassen sie das Werdende, das Bewegliche, das Schwankende, das Strebende und das Widerstrebende, denn sie hassen den Kampf; darum hassen sie die Freiheit. Man sage nicht, Walter Scott wäre unparteiisch. Er ist es freilich, sobald er einmal den Gegenstand der Darstellung gewählt; ihm liebe Verhältnisse und Menschen verschönt er nicht ungebührlich, ihm widrige verhäßlicht er nicht. Aber er ist parteiisch in der Wahl der Gegenstände, und wo er der Freiheit huldigt, da verehrt er nur den Sieg und die Gewalt, nicht den Kampf und das Recht der Freiheit, Cooper aber — ist ein Amerikaner.

In Coopers Romanen handeln frische, jungfräuliche Menschen, frisch und jungfräulich, wie ihre Natur es ist. Sie haben ihre Schwächen und Laster, wie wir auch; aber die Krankheiten der Seelenleidenden sind kenntlichen Ausdrucks und geregelten Ganges, nicht wie bei uns getrübt und verworren durch einfließende Nervenschwäche und Romantik. Ihre Lebensverhältnisse sind klar und heiter, nicht als athmeten sie im Rosenschimmer unvergänglicher Freuden; sie kennen den Schmerz wie wir; aber Lust und Trauer, Licht und Finsterniß ist geschieden, und Tag und Nacht liegen nicht immer im Streite, Tohu Wabohu wie in unsern Romanen. Darum werden dem Leser gesunde Rührungen, die aus reinem Herzen quillen, die nicht aus morschen Thränenfisteln sickern. Dort sind die Bürger ihrer Rechte klar, ihrer Pflichten sich froh bewußt; denn ihre Pflichten sind auch ihre Rechte. Das Gesetz des Bürgers und des Staates ist dort blank, stark geprägt und scharf gerändert, wie es aus der Münze der Natur gekommen; nicht beschmutzt von den Händen bestochener Richter, nicht vergriffen und beschnitten von den tausend Fingern der hundert Schreiber, Advocaten und Mäkler des Rechts. Doch das wird der verständige Leser schon Alles von selbst herausfinden, und ist er ein Freund — guter Bücher, wird er nicht ermangeln, die Romane Coopers nach Möglichkeit zu empfehlen.

V.

Nouvelles lettres Provinciales, ou lettres écrites par un provincial à un de ses amis, sur les affaires du temps. Paris, 1825.

Stellte man einen Unkundigen unbelehrt auf eine Anhöhe, daß er von dort herab das Treiben und die Bewegungen eines Waffenkrieges beobachte und davon Rechenschaft gebe, und man fragt ihn dann, was er wahrgenommen, was der Zweck des Kampfes sei? — würde er berichten, was ihm seine Augen erzählt. Er würde sagen, die feindlichen Heere suchten sich wechselseitig aufzureiben, oder sich einzuschließen und gefangen zu nehmen; ihr Zweck sei, jenen Hügel zu erstürmen, dieses Thal zu vertheidigen, jene Brücke zu besetzen, diese Festung zur Uebergabe zu nöthigen. Der Beobachter hätte dann nur erzählt, was er gesehen, hätte nichts falsch gesehen und dennoch die Wahrheit nicht berührt; denn er hätte die Bewegung mit dem Wege, den Weg mit dem Ziele, das Ziel mit dem Endziele verwechselt. In einer ähnlichen, doch in einer weit schlimmern Lage befindet sich derjenige, der die Meinungskämpfe unserer

Zeit betrachtet. Hier vereinigt sich Alles, ihn zu täuschen und irre zu führen. Die Leidenschaftlichen in ihrer Hast wissen nicht zu überlegen, die Vernünftigen in ihrer Ruhe wissen nicht zu handeln. Die Einen täuschen sich über das, was sie wollen, die Andern sich über das, was sie können. Die, welche die Macht besitzen, rechten, und die, welche das Recht besitzen, kämpfen; es ist als stritte jeder für den Sieg des Andern. Die Einen werden für schwach gehalten, weil sie ihre Kraft nicht gebrauchen, die Andern für mächtig, weil sie ihre Kraft verbrauchen und man nicht wahrnimmt, daß sie das Capital ihrer Kräfte verzehren und mit ihrem Glanze ihre Armuth, mit ihrer Anstrengung ihre Schwäche steigt. Das Frohlocken der Sieger lautet oft wie das Aechzen der Verwundeten, und der Jammer der Geschlagenen tönt wie Siegesgeschrei. Nach jeder gewonnenen Schlacht fährt der Besiegte in einem Triumphwagen her, den der Sieger zieht. So ist Alles verwirrt und verwirrend und erst der Friede wird uns belehren über das, was der Krieg gewollt.

Aus welchem Samen der Familienzwist auch entsprossen sein mag, der die bürgerliche Gesellschaft des europäischen Festlandes theilt: es sei Tugend oder Verderbniß, Vernunft oder Leidenschaft — es muß eine höchste Leidenschaft geben, welcher alle untergeordnete Begierden dienen und eine höchste Vernunft, in der alle guten Gesinnungen sich vereinigen. Auf welcher Seite aber die Vernunft sei, darüber findet man bei der Vergangenheit keine Belehrung, es ist eine Aufgabe, die die Gegenwart der Zukunft gibt. Was für vernünftig zu halten, wird erst untersucht, nachdem es übertreten. Keiner denkt an sein Recht, so lange er in friedlichem Genusse, wie Keiner an seine Gesundheit, so lange sie ungestört ist. Der Spruch des Richters folgt dem Widerspruche der Parteien und das Unrecht geht dem Rechte voraus.

Man hört die Einen sagen: es werde gestritten für oder gegen die Unbeschränktheit der Herrschaft. Aber wenn es dieses wäre, müßte man Angriff wie Vertheidigung für gleich ungeschickt erklären. Wenn es dieses wäre, würde man nicht sehen, daß Regierungen mit der Aristokratie und der Geistlichkeit, mit Körperschaften gemeinschaftliche Sache machen, die, jede für sich, die Alleinherrschaft an sich zu ziehen, und wo sie dieses nicht vermögen, sie wenigstens zu theilen suchen. Wenn es dieses wäre, würde man nicht sehen, daß die Feinde unbeschränkter Regierungen gegen Aristokratie und Geistlichkeit eifern, die ihnen doch dazu dienen, den gemeinschaftlichen Feind, den Ministerialismus schwächen zu helfen. Man hört die Andern sagen, es streite sich um die Form der Re-

gierung. Aber die Regierungsform gewährt weder der Herrschsucht noch der Freiheitsliebe Bürgschaft. Frankreich unter seiner jetzigen monarchischen Verfassung genießt größere Freiheit, als es unter der Republik genossen, und die Regierenden in einigen schweizerischen Freistaaten haben größere Gewalt, als ein König von England sie hat. Kann nun die Herrschaft in Freistaaten, die Freiheit in Monarchien ihre Rechnung finden, so kann es die Regierungsform nicht sein, die der Gegenstand des Kampfes ist. Dann wird behauptet: Die Völker forderten Gleichheit und sie werde ihnen verweigert. Aber Gleichheit kann ohne Freiheit bestehen, und nur diese beglückt. Die Franzosen genossen Gleichheit unter Napoleon, und Napoleon war Herr genug. Ferner war es das große Wort der französischen Revolution, das jetzt noch forttönt: Die Herrschaft der Menschen solle aufhören, die Herrschaft der Gesetze solle sein. Aber wo gäbe es einen Staat in Europa, wo nicht die Gesetze, wo die Menschen herrschten? Nicht einmal früher war eine solche Klage mit Recht zu führen. Die Lettres de Cachet waren gesetzlich von dem eingeführt, von dem damals alle Gesetze ausgingen. In Spanien werden die Freimaurer gesetzlich gehangen? Was gewinnen sie dabei? Ist es oft nicht wünschenswerther, der Willkür eines Tyrannen preisgegeben zu sein, der doch als Mensch zu erweichen ist, als in die Gewalt unerbittlicher Gesetze zu fallen? Endlich ist es die Volkssouveränität, von der man sagt, sie sei, hier behauptet, dort bestritten, der Gegenstand des bürgerlichen Zwistes. Doch diejenigen, die für die Souveränität des Volkes kämpfen, welches wünschenswerthe Gut erwarten sie von dem Siege? Soll Herrschaft sein, ist es besser, sie ist in den Händen eines Einzigen, als in den Händen Vieler, besser, sie ist unwandelbar, als daß sie wechsele. Nehme das ganze Volk an der Regierung Theil, Mann für Mann, Seele für Seele: dadurch würde die Freiheit nicht gesichert. Es kann das Volk sein eigner Tyrann sein und es ist es oft gewesen.

Von allen den genannten edlen und unedlen Trieben kann keiner als der Stamm betrachtet werden, aus dem alle Leidenschaften und alle guten Wünsche entsprossen, die sich seit vierzig Jahren auf dem Felde des bürgerlichen Lebens blutig bekämpften. Es muß eine andere Quelle sein, woraus das Verderben, eine andere, woraus das Heil entspringt. Wir wollen diese aufsuchen und ihre Lage bezeichnen. Sie ist nicht zu entdecken, sie ist nur wieder zu finden; schon Montesquieu hat sie entdeckt. Doch konnte ihm eine Quelle, die in seiner Zeit noch nicht wie in späterer zum breiten, Alles ver=

heerenden Strome fortgewachsen, nicht von gleicher Bedeutung erscheinen, als sie uns erscheint, und eine Wahrheit, welche erst durch die Reibungen unserer Zeit durchsichtig geworden, mußten Montesquieu's Blicke nur trüb erkennen. Daher hatte er eine große Lehre, wie schüchtern gedacht, so nur leise ausgesprochen, in dem kurzen Satze: il ne faut pas trop régner. Aber diese sechs Worte lösen alle Räthsel der Zeit; in ihnen liegt alles Heil und alles Verderben, alle Noth und alle Hilfe.

Es wird nicht gefragt: ob die Regierung unbeschränkt oder beschränkt sein müsse; ob sie den Händen eines Einzigen oder Vieler anvertraut werde, ob sie beharren oder wechseln solle, nicht, ob die Gesetzgebung von dem Fürsten oder von dem Volke oder von dessen Stellvertretern ausgehe; nicht, ob die freie Willkür der Herrscher oder das Gesetz solle walten; nicht ob Gleichheit oder Vorrecht solle sein; nicht, ob die Quelle aller Macht in der Regierung oder im Volke zu suchen — sondern das ist die Frage: ist die Herrschaft oder die Freiheit als das Ursprüngliche, ist die Herrschaft oder die Freiheit als das Bedingende anzusehen? Ist der Mensch frei geboren und die bürgerliche Gesellschaft nur eingeführt worden, daß sie die Freiheit wahre und schütze, wie der Becher den Wein: oder ist der Mensch zur Dienstbarkeit geboren und darf ihm nur so viel Freiheit verstattet werden, als er bedarf, seine Kräfte für den Dienst der Gesellschaft auszubilden und zu verwenden? Kurz es ist die Frage: ist der Staat Zweck oder der Mensch in ihm?

Als Ludwig XIV. sagte: L'Etat c'est moi! war nicht sein größter und gefährlichster Wahn, daß er sich für den Staat angesehen — es war sein größter und gefährlichster, daß er den Staat für das Höchste angesehen. Aber diesen Wahn theilte der König mit seinen Unterthanen, seine Zeit theilte ihn mit einer langen Vergangenheit, sie theilte ihn mit dem kommenden Jahrhunderte und die Meisten unserer Zeitgenossen theilen ihn noch. Der Staat ist das Bett des Prokrustes, worin man den Menschen ausreckt oder verstümmelt, bis er hinein paßt. Der Staat, die Wiege der Menschlichkeit, ist ihr Sarg geworden. Der Staat ist zugleich Gott und Priester, und für den Gott werden scheinheilig alle Opfer gefordert, nach welchen dem Priester gelüstet. Dieser Aberglaube erbt sich fort und fort. Was wird noch heute der Jugend in der Schule frei gelehrt? Sparta bewundern, die spartanische Verfassung lieben. Doch würde den Besserwissenden freie Wahl gegeben, in einem Staate zu leben, wie das hochgepriesene Sparta gewesen, oder unter der vermaledeiten Herrschaft des alten Venedigs — sie bedächten sich gar

nicht. In Venedig war wenigstens der halbe Mensch, die Sinnlichkeit war frei gegeben, ja, sie wurde von der Regierung kupplerisch begünstigt. Die Spartaner aber aßen und tranken für ihren Staat, wie sie nur für ihn dachten, fühlten und handelten. Die Spartaner hatten einen gemeinschaftlichen Magen, wie sie Herz und Geist gemeinschaftlich besaßen. Wenn Sparta hungerte, aßen alle Spartaner, wenn der Staat schlief, schnarchten alle Bürger. Und das preist man? War Lykurg besser als Robespierre? Er war schlimmer. Robespierre opferte die Menschen, Lykurg die Menschlichkeit. Robespierre opferte sie, er schlachtete sie nicht. Er war kein Menschenmetzger, wie alte Weiber und kindische Männer glauben: er war ein guter Bürger im Sinne der reinsten Glaubenslehre. Der Staat war sein Gott, sein Staat, der Republikanische — gleichviel. Er war ein Absolutist wie Einer. Der Jakobiner hat gar nicht nöthig, sich zu bekehren, um ein guter Royalist zu werden; der Royalist braucht seinen Glauben nicht zu verändern, um zu thun, was Bessières gethan. Beide kämpfen für die Macht, in welcher Hand sie sich auch befinde; beide streiten gegen die Freiheit, wer diese auch geltend zu machen strebe, sei es das Volk, sei es der Fürst.

Es braucht nicht untersucht zu werden, was die Menschen gewollt, als sie in bürgerliche Gesellschaften zusammentraten: sie haben es nicht gewollt, sie haben es ohne Bedacht gethan, sie waren dem Triebe ihrer Natur gefolgt. Auch in den Schöpfungen der sittlichen Welt gehen Wärme und Liebe, welche binden, dem Lichte und dem Gedanken voraus, welche unterscheiden: die Ueberzeugung folgt erst auf die That. Es ist zu unterscheiden, was die Natur gewollt, als sie die Menschen dahin führte, bürgerliche Vereine zu bilden. War ihr die Vereinigung oder blieben ihr die Vereinten Zweck? Sollte die Gesellschaft ihren Theilnehmern oder sollten diese jener dienen? Sollten die Glieder den Körper oder sollte der Körper die Glieder tragen? Man ist hier im Wahne, wie man sich immer getäuscht, indem man glaubte, die Natur sorge nur für die Gattung, die Einzelwesen dem Triebe ihrer Selbsterhaltung überlassend. Die Sorge der Natur für die Gattung ist nur die Summe ihrer Sorgen für die Einzelnen. Die Gattung ist die unendliche Reihe der endlichen Wesen; die Menschheit ist die Unsterblichkeit der sterblichen Menschen. Es ist der Zweck der Natur, daß alle Kräfte, die in jedem Menschen keimen, zur Entwickelung gebracht werden, daß sie alle Blüten und Früchte tragen, und daß der Erzeuger sich aller erfreue und alle genieße. Aber des Menschen Thaten überdauern seine Thätig-

keit; der Mensch stirbt, ehe alle sein Früchte gereift und ehe er alle seine Erzeugnisse genossen. Daß die Hinterlassenschaft nicht ungebraucht verderbe, beerbt der Ueberlebende den Todten. Er spinnt den Faden fort, der dem Gestorbenen entfallen, und vollendet, was jener begonnen. Ein Wunsch ging als Same in der Vergangenheit unter, die Gegenwart pflegt die Saat und hofft, die Zukunft bricht die Frucht der Erfüllung. Dieses fortdauernde Stellvertreten, diese Erblichkeit aller menschlichen Kräfte und Erzeugnisse ist es, was wir Menschheit nennen. Aber wie im Raume nur das Bestehende, in der Zeit nur der Augenblick Herr ist, so bleibt der Mensch, welcher *ist*, alleiniger Zweck der Natur, und die Menschheit, welche nur *war* oder *wird*, ist ihr blos Mittel. Daß ferner *alle* Kräfte *aller* Menschen zur Entwickelung kommen, daß keine Kraft durch verschwenderischen Gebrauch sich selbst verzehre, keine die andere verschlinge, daß kein Mensch den andern verdränge: mußte die Thätigkeit jedes einzelnen Menschen beschränkt werden durch Maß, Zeit und Ort, und die Wechselverhältnisse der Menschen unter sich mußten geordnet werden. Dieses wurde erreicht durch bürgerliche Gesetze und diesen gesetzlichen Zustand nennt man den Staat. Auf welche Weise der Staat jede einzelne menschliche Natur beschränkt, ist bekannt genug, und wäre es nicht bekannt, brauchte es doch nicht erörtert zu werden. Das Recht der Herrschaft ist man gewohnt auf Treu und Glauben anzunehmen; nur von dem Rechte der Freiheit fordert man Beweise durch ächte Urkunden und gültige Zeugen.

Die Gesetze sind es also, welcher sich der Genius der Menschen bedient, seine Schützlinge zur höchsten Vollkommenheit zu bringen; denn die Freiheit wird nur beschränkt, daß sich ihre Lebenskraft durch alle Glieder der Menschheit je nach Bedarf verbreite. Aber nur ein solches Mittel kann als brauchbar geachtet werden, das für seine einstige Entbehrlichkeit Bürgschaft leistet. Ein Mittel von unaufhörlichem Gebrauche würde für seine Unbrauchbarkeit oder für die Unerreichbarkeit des Zweckes zeugen. Die Gesetze müssen fähig sein, sich überflüssig zu machen oder sie sind es immer gewesen und werden es immer bleiben. Doch auf welche Weise können die Gesetze überflüssig werden, da ja die Freiheit immer wird beschränkt sein müssen? Dieses wird dadurch möglich, daß die Gesetze den Bürger zur *Gesetzlichkeit* erziehen; daß sie ihm schöpferisch einbilden, was sie ihm früher nur künstlich angebildet; daß sie ihn lehren, seiner eigenen Stimme zu gehorchen, wie früher der fremden, und seinen Willen zu beschränken, wie er vorher nur seine That beschränkt. Je näher die Bürger diesem Ziele kommen, je weiter muß der Ort der

Scheidung zurücktreten: die Gesetze müssen an Macht verlieren, was die Gesetzlichkeit an Macht gewinnt. Die Regierung ...... doch wir vernehmen Waffengetöse! Wir sind auf dem Schlachtfelde unserer Zeit angekommen. Hier betäubt das Geschrei der Kämpfenden, gegen das stille Wort friedlicher Untersuchung. Hier begegnet uns der Hochmuth mit seinem düstern Blicke, der Blödsinn mit seinen verbundenen Augen, die Herrschsucht mit ihren Banden und die Eitelkeit mit ihren Bändern. Hier, von Gefahren rings umgeben, müssen wir leisen Ganges gehen, müssen ausweichen, über Abgründe springen; müssen, es uns leicht zu machen, die Schnüre der Logik losbinden und das Gepäck guter Gründe zurücklassen, damit wir nur so schnell als möglich dem gefährlichen Felde den Rücken kehren — und hier müssen wir nur froh sein, wenn einige Verständige unsere Unverständlichkeit verstehen.

— — Die Völker könnten Doctoren sein und sie sitzen noch immer in der Classe der Quartaner. Doch ist es thöricht und ungerecht, die Fortführung der Vormundschaft, nachdem diese rechtlich abgelaufen, dem Zwange der Regierungen allein zuzuschreiben. Die Völker dulden sie gerne, ja, sie haben sie oft gefordert. Es ergeht den Völkern wie den einzelnen Menschen. Wir haben Alle eine Zeit der übermüthigen Jugend; dann zerreißen wir ungeduldig die Bande elterlicher Zucht, stürzen in die Welt hinaus und lieben mehr die Unruhe und die Gefahr der Fremde, als die ruhige und sichere Häuslichkeit. Aber sind wir älter, dickbäuchig und träge geworden, ist die Liebe zur Blüte, welche Allen duftet, der Liebe zur Frucht gewichen, die nur Einem mundet und die die Selbstsucht aufrührt, dann ließen wir es uns gar wohl gefallen, daß uns eine Wärterin auf ihren Armen durch den Koth des Lebens trage, daß uns eine Mutter ankleide und ein Vater für uns zahle. So sind die Völker auch! Nachdem sie die Bande strengen Gehorsams abgeworfen, nachdem sie das freie Leben versucht, nachdem sie in die Breite gewachsen, sind sie üppig, schlaff und faul geworden, und sind früher in die Haft zurückgekehrt als sie sie einst verließen. Doch so soll es nicht sein! Der Mensch soll lernen seine Kraft gebrauchen, er soll nicht fürchten die Gefahr der Freiheit. Der Schutz der Gesetze hat uns alle Stärke und allen Muth benommen. Weil die Regierung für uns wacht, wenn wir schlafen, schlafen wir immer. Die Polizei hat die guten Bürger mehr als die Missethäter eingeschüchtert. Zum Stehlen findet sich noch Muth genug; doch haben die ehrlichen Leute fast verlernt, den Mund zu öffnen, das beleidigende Wort eines Lästerers zurückzuweisen oder den Arm aufzuheben, um eine

lüsterne Katze von ihrer Schüssel wegzujagen. Selbsthilfe ist verboten — sie klagen.

Gleich thöricht und ungerecht ist der Vorwurf über zurückgehaltene Freiheit. Wo denn und von wem wurde noch Freiheit gefordert? Nur Freiheiten wurden verlangt und nur diese wurden bewilligt oder versagt. Kein Volk in Europa ist frei. Selbst in der englischen Staatsverfassung wird nicht, wie es sollte sein, die Freiheit von der Herrschaft, sondern die Herrschaft wird von der Freiheit beschränkt; der Herrschaft wird die Primogenitur zuerkannt und die Freiheit wird reichlich appanagirt. Auch das britische Volk hat nur Freiheiten, aber keine Freiheit. Freiheiten aber sind die gültigsten Beweise für die Herrschaft. Darum hört man auch überall die Macht nur von Freiheiten sprechen und sieht sie das Wort Freiheit ängstlich meiden. Sie spricht von freien Institutionen: die Freiheit wird eine Einrichtung genannt und doch ist nur die Herrschaft eine!

— Am traurigsten ist, daß die Freunde des Neuen die Gegenwart nur immer zur Beschimpfung der Vergangenheit, und daß die Freunde des Alten die Vergangenheit nur immer zum Schimpfe der Gegenwart preisen. Man könnte recht gut der Freund aller Zeiten sein, jede Zeit war gut, Alles war gut zu seiner Zeit; kein Uebel war ursprünglich ein solches, es ist nur immer eins geworden. Die verschiedenen Neigungen wären leicht zu verschmelzen, möchte man nur auf der einen Seite den Anspruch, den das Mögliche macht, und auf der andern Seite die Schonung beachten, die dem Wirklichen gebührt. Die bürgerlichen Gesellschaften sind entstanden, wie wir noch täglich in ihnen kleine Gesellschaften sich bilden sehen. Sie haben das alle mit einander gemein, daß sie sich kämpfend gebildet, daß sie alle bei ihrer Entstehung Hindernisse zu besiegen fanden, welche ihnen die Verhältnisse oder die Menschen entgegengestellt. Die Zünfte und Innungen haben sich im Widerstreite der Landbesitzer gebildet; der Adel, als ursprünglich der Besitzer des Geistes, der Tugend, des Reichthums, bildete sich im Kampfe gegen den Unverstand, gegen niedrige Gesinnung und gegen die Unbegüterten. Die christliche Kirche, als Gemeinde, bildete sich im Kampfe gegen das Heidenthum, und die Regierung endlich, als die Beschützerin des Rechts, war im Widerstreite der Gewaltthätigkeit, der Habsucht und der andern Leidenschaften der Menschen entstanden. Aber die bürgerlichen Gewerbe werden nicht mehr angefochten und die Zünfte dauern fort! Aber Geist, Tugend und Reichthum sind durch alle Stände verbreitet und die Aristokratie

dauert fort! Aber das Heidenthum ist besiegt und die Geistlichkeit besteht noch immer als geschlossene Körperschaft! Aber die Menschen sind rechtlicher Gesinnung, sie sind zur Gesetzlichkeit erzogen und das strenge Regieren hat noch immer nicht aufgehört! Die europäischen Regierungen sind in ihrem alten Kriegszustande geblieben und handeln, als belagerten sie oder als wären sie belagert. Will man es sich anschaulich machen, wie die Staaten in Europa beschaffen, so betrachte man die Städte, die älter als hundert Jahre sind. Die Häuser sind regellos unter einander gestellt. Das eine Haus ist ungebührlich hoch, das andere ungebührlich niedrig; das eine steht zu weit vor, das andere zu weit zurück. Die Straßen sind krumm, winklig, so eng, daß man sich nicht ausweichen, oder so breit, daß man sich nicht begegnen kann; sie haben manchmal keinen Ausgang, oft keine Verbindung unter sich; sie sind ohne Luft und ohne Licht. Kirchen, wo das Volk hinströmt, stehen in Winkeln, Märkte werden in schmalen Gassen gehalten und was versteckt sein sollte, steht auf freien Plätzen zur Schau. Kein Feind droht von außen und schwere Thore verunzieren die Stadt, hohe Mauern verfinstern, faule Wassergräben verpesten sie. Es war die Noth des Augenblicks, es war Zufall, Laune, Unverstand, was sonst Häuser und Städte baute. Das Bedürfniß einer zweckmäßigen und schönen Bauart wird jetzt allgemein gefühlt; aber wie ist den alten Uebeln abzuhelfen? Soll man Häuser und Städte niederreißen? Ja, man thue es, wenn die Gemeinde Vermögen genug besitzt, die Hauseigenthümer zu entschädigen, wenn es ihr nicht an Mitteln fehlt, die Bürger unter Dach zu bringen, bis die neue Stadt gebaut. Aber die Schadloshaltung darf nicht verweigert werden, — das Wohl des Einzelnen ist höchstes Gesetz. In dieser Beziehung ist die Entschädigung der Emigranten in Frankreich, wie sie auch immer von den Liberalen bestritten worden ist, aus welchen unedlen Gründen auch sie von den Aristokraten mag gefordert worden sein — sie ist immer ein großer und herrlicher Fortschritt, den die Menschheit und die Staatskunst gemacht. Kann aber die Verbesserung nicht auf einmal geschehen, so führe man sie nach und nach ein. Ist ein Haus eingefallen, ist es abgebrannt, oder will der Eigenthümer es freiwillig niederreißen, so befolge man bei dem Wiederaufbau die neue bessere Ordnung. So werden endlich die Straßen, so werden endlich die Städte verschönert. Doch wie, wenn Brandstifter aus wahnsinniger Neuerungssucht, oder Verbesserungen nur zum Vorwand nehmend, um Verwirrung zu erregen und zu plündern, die Häuser angezündet — soll man dann auch die neue Bauordnung befolgen? Warum nicht?

Man bestrafe die Brandstifter und thue, was sie gewollt. Thut man es aber nicht, weil sie es gewollt, dann hat man nicht die Verbrecher, man hat die Unschuldigen bestraft. Jede Regierung, die keinen Schritt vorwärts thut, ist nur mit der größten Ueberlegung zu beurtheilen; aber eine Regierung, die Rückschritte macht, ist immer ohne Nachsicht zu verdammen.

Wenden wir die ausgesprochenen Grundsätze auf das Werk an, das unsere Betrachtungen hervorgerufen, so müssen wir das Urtheil fällen, daß dessen Verfasser weder den Ursprung des Uebels, noch den wahren Weg der Heilung bezeichnet. Vielleicht wollte er nur nicht so weit zurückgehen, und darüber dürfen wir mit keinem Franzosen rechten. Als solcher steht er mitten im Gewühle der Schlacht und hat sein Recht zu vertheidigen, nicht zu beweisen. Er sagt: „La société est en contradiction ouverte avec son gouvernement: ce qu'il proscrit et regrette, elle l'accueille et l'estime; ce qu'elle dédaigne et repousse, il l'emploie et l'honore.“ Das ist wahr und schrecklich, daß es wahr ist. Der Verfasser läßt ferner einen Liberalen sagen: „... tout est à nous, hors le pouvoir. Mais ce pouvoir qu'une faute nous a ôté, une autre faute peut nous le rendre.“ Das ist sehr naiv! Freilich wäre es nur ein anderer Fehler, der den Liberalen die Macht zuführte. Frankreichs Uebel würden dadurch auch nicht geheilt werden. Wenn man annehmen darf, daß die meisten Franzosen liberaler Gesinnung sind, würde es wol etwas besser werden, wenn Männer dieses Glaubens regierten; denn alsdann wäre es nur die Minderzahl, die unzufrieden wäre. Aber immer würde ein großer Theil des Volkes klagen, immer wäre eine große Anzahl Bürger, die alle zur Freiheit geboren, gestört in ihrem Glauben. Nicht darauf kommt es an, daß die Macht in dieser oder jener Hand sich befinde: die Macht selbst muß vermindert werden, in welcher Hand sie sich auch befinde. Aber noch kein Herrscher hat sich die Macht, die er besaß, und wenn er sie auch noch so edel gebrauchte, freiwillig schwächen lassen. Die Herrschaft kann nur beschränkt werden, wenn sie herrenlos — Freiheit geht nur aus Anarchie hervor. Von dieser Nothwendigkeit der Revolution dürfen wir das Gesicht nicht abwenden, weil sie so traurig ist. Wir müssen als Männer der Gefahr fest in das Auge blicken und dürfen nicht zittern vor dem Messer des Wundarztes. Freiheit geht nur aus Anarchie hervor — das ist unsere Meinung, so haben wir die Lehren der Geschichte verstanden. Möge jeder Andere seine Meinung sagen. Doch wir Alle, so gut wir auch gesinnt, so klar auch unser Blick sein möge: wir müssen immer der Möglichkeit

eignen Irrens eingedenk bleiben und müssen uns die Empfänglichkeit für jede bessere Belehrung bewahren, diese mag von Menschen oder von der Geschichte kommen. Mit einer guten Gesinnung erhebt man sich leicht über den Schmutz der Erde; doch über die täuschende Atmosphäre, die alles irdische Dasein umgibt — auch mit der besten nicht.

VI.

Die Fahrt nach dem Ugley über Hamburg, Kiel, Ploen u. s. w.

Von Sigismund Stille.

Hamburg, 1820. Bei Perthes und Besser.

Unsere Landsleute wandern jetzt viel: ein Beweis mehr, daß sie die Lehrjahre überschritten haben. Und verschmäht ja nicht einen Beweis mehr; denn für die Ränkevollen, die euch das beste Recht abstreiten, könnt ihr der Urkunden nicht zu viele beibringen. Die lieben deutschen Gesellen gehen fröhlich ihren Weg, mit besserer Kundschaft als Baarschaft versehen. Doch haben sie immer Ehre im Leibe: sie fechten nie, vielmehr werden sie angefochten von jeder kritischen Polizei, der sie ihre Wanderbücher vorlegen. „Eure Wanderbücher," sagt die kritische Ober-Vormünderin, „enthalten eure Personal-Beschreibungen sehr genau, und sie können als Steckbriefe dienen, wenn es euch gelüsten sollte, einen Herbergsvater um die Zeche zu prellen. Auch steht darin, wo und wie lange ihr gearbeitet habt, das heißt: gegessen, getrunken, geschlafen. Aber von den Ländern, die ihr durchreiset, ist wenig zu lesen. Man vergleiche damit die Reisen der Engländer und Franzosen." Die kritische Polizei hat Unrecht, wenn es nicht zu kühn ist, andrer Meinung zu sein als eine durchlauchtige Princesse du sang. Die Engländer, ehe sie ins bürgerliche Leben treten, examiniren die Welt und ihre Narren, statt gleich uns sich examiniren zu lassen, ob sie zu irgend einem Frohndienste auch Narren genug wären. Von der Schulbank weg springen sie nach Italien und Griechenland hinüber, und haben oft schon vor dem dreißigsten Jahre Calcutta gesehen. Da lernen sie nun wohl unterscheiden, was die verschiedenen Länder und Städte Gemeinschaftliches und was sie Ausgezeichnetes haben. Ihre Reisebeschreibungen enthalten daher nur wahre Merkwürdigkeiten. Wir armen geplagten Schelme aber reisen erst, wenn wir unser Schäfchen ins Trockne gebracht haben, in den ersten Jahren nach unsern besten, von blühenden Töchtern und der verblühten Gattin begleitet, nach Schwalbach, wenn es weit geht nach den Rheingegenden. Da wir nun in

unserer Jugend nie weiter waren als bis Eppstein und Wilhelmsbad, sind wir eine halbe Stunde darüber hinaus schon sehr erstaunt, stehen vor jedem neu angestrichenen Thore, den Kühen gleich, ganz verblüfft still, und erkennen das Vaterland nicht mehr, und fordert man uns gar, als wären wir verdächtige Baschkiren mit Pfeil und Bogen, unsere Pässe ab, rufen wir gerührt aus: wie groß und herrlich ist doch Gottes Welt, wie mannichfaltig sind die Sitten und Gebräuche der Menschen, und bei uns zu Hause in den deutschen Bundesstaaten ist doch Alles anders! Sind wir nach zehn Tagen heimgekehrt und die reisetrunkene Gattin ist mit Kopfschmerzen aus ihrem Rausche erwacht, packt sie den Koffer aus, überzählt die zusammengekommenen Stücke schwarze Wäsche und das daraus entspringende Waschgeld, und fordert für laufende Woche eine Zulage zur Wirthschaftssumme. Was bleibt uns dann übrig, als unsere Reise zu beschreiben zu 11 Fl. den Bogen, und was bleibt uns übrig zu beschreiben, als unsere Verwunderung, d. h. uns selbst?

Aber diese Rechtfertigung bedarf die hier angezeigte Reise nicht. Das ist ein gutes Buch, um so besser, da es klein, oder wahrer: um so kleiner, da es gut ist. Der Verfasser ist ein Schulrector, oder will dafür gehalten sein — gleichviel: er ist ein gemüthlicher und verständiger Mann. Seine Gefühle sind schön, seine Gedanken kräftig und seine Schreibart beides zugleich. Er reist, um sich von seiner Hypochondrie zu befreien. Hypochondristen haben als Reisebeschreiber ihre Vorzüge. Sie genießen fünfzigmal im Jahre ein Glück, dessen sich andere Menschen oft nicht ein einziges Mal in ihrem ganzen Leben erfreuen: das Wonnegefühl der Wiedergenesung. Da nun ihre Reisen stets mit einer solchen glücklichen Zeit zusammen fallen (denn sie führen sie herbei), so sind sie, wie alle Wiedergenesenen offenen Geistes und Herzens, empfänglich für alles Schöne und Gute, und sie trinken, was ihnen Natur, Kunst und Mensch darbieten, mit vollen Zügen hinab. Der gute Rector Stille scheint ein Fünfziger zu sein, und hätte sich wol früher gern eine Bewegung gemacht. Aber der Satan hielt ihn so lange Jahre an seinem Schreibtische umkrallt, weil der Arme kein Geld hatte, sich loszukaufen. Endlich war eine alte Tante so aufmerksam, zu sterben und dem Neffen ein Legat zu vermachen. Der Schulrector will sich Bücher dafür kaufen, aber auf Anrathen des Arztes verreist er das Legat. Es ist doch gar zu kläglich! In Deutschland gibt es wenigstens zehntausend hypochondrische Beamte und Gelehrte, die krank geworden sind, weil sie zu viele Arbeit und zu wenig Geld haben. In England dagegen gibt es wenigstens eben so viele, die den

Spleen haben aus Mangel an Arbeit und Ueberfluß an Gelde. Wenn diese Leute Geld und Arbeit mit einander theilten, so gäbe das zwanzigtausend glückliche Menschen. Aber es geschieht nicht, die Welt ist gar zu erbärmlich eingerichtet.

VII.

Zeitgenossen.

Heft X. Leipzig, bei Brockhaus. 1818.

Viele Werke von solcher Gediegenheit hat das deutsche Bücherwesen nicht vorzuweisen. Zwar weicht die Ausführung oft von dem Entwurfe des Unternehmens ab, aber was an Regelmäßigkeit dadurch verloren geht, wird an Frische gewonnen. Wenn der Umfang, welcher den Lebensbeschreibungen gegeben wird, nicht immer im Verhältnisse zu der Bedeutung der dargestellten Männer steht, so daß die minderwichtigen oft eine größere Ausdehnung erhalten, als die andern, sie an Werthe übertreffenden; wenn in den Gemälden der Zeitgenossen die Einheit der Haltung und das Auffassen des rein geschichtlichen von der Betrachtung unbefangenen Gesichtspunktes, welche den Theilnehmern an dieser Schrift von deren Herausgeber selbst vorgeschrieben ist, nicht selten vermißt wird — wären dieses Fehler zu nennen? In den Handlungen bedeutender Menschen spricht sich nur ihr körperliches Leben aus, ihr geistiges spiegelt sich allein in der Gesinnung ab, welche sie von sich und ihren Thaten den Zeitgenossen oder Nachkommen eingeflößt hatten. Jede Lebensbeschreibung ist ein doppeltes Gemälde: das des Malers und des Bildes. Bei Zeitgenossen zumal, deren Geschichte in das Dasein der Mitlebenden eingreift, ist ein reines Auffassen ihrer Natur, das von dem Einflusse der Betrachtung und von dem Standpunkte des Erzählers unabhängig wäre, fast unmöglich. Diejenigen, welchen die frühern Hefte dieser Schrift bekannt sind, werden es einsehen, denn sie müssen wahrgenommen haben, wie in den Lebensbeschreibungen mancher vieldeutigen Zeitgenossen bald durch kühle, berechnete Kunst, bald mit unbewußter, leidenschaftlicher Wärme der Ansicht des Lesers eine bestimmte Richtung hat gegeben werden sollen. Dieses wird besonders sichtbar, wenn, wie es in den vorhergehenden Theilen geschah, das Leben eines Zeitgenossen von verschiedenen Erzählern wiederholt dargestellt wird, denn da kann die Abweichung in den Ergebnissen der Ansichten uns lehren, daß die Natur eines bedeutenden Menschen nicht blos durch sein äußeres

geschichtliches Wirken, sondern auch durch die Anschauung des Beobachters seinen Umriß erhalte.

Das gegenwärtige Heft ist eines der vorzüglichsten unter den bisher erschienenen, und die Darstellungen bleiben hinter der Würde ihrer Gegenstände nie zurück. Die schöne Reihe der Zeitgenossen beginnt:

Freiherr von Albini. — Thätig in Geschäften, muthig in Gefahren, betriebsam in Unternehmungen, im Ausführen schnell, bedächtig im Rathe — so war Albini, eines Deutschen, jedes großen Mannes Vorbild. Den Gedanken der Volksbewaffnung hatte er zuerst gefaßt und ausgeführt. Als, nicht viele Jahre später, Deutschland seine Rettung dadurch fand, hatte ein undankbares Geschlecht, wie schon jetzt die Einrichtung selbst, so damals deren Urheber vergessen. Durch sechsundzwanzig Jahre hatte Albini hohe Staatsämter ruhmvoll und glücklich verwaltet, und war in allen Stürmen der Zeit aufrecht geblieben. Endlich erkrankte der kräftige Staatsmann am Menschen, und der Mensch starb am Höfling. Wie bedauerungswürdig, daß selbst ein solcher Mann die Geringschätzung vorübergehender Leute nicht mit Geringschätzung ertragen mochte! Die Behandlung, die er, als das Großherzogthum Frankfurt aus einander ging, erfahren mußte, die Entziehung seines Gehaltes, die Geschäftslosigkeit, der man ihn hingab, untergrub seine Gesundheit und tödtete ihn. Er war nur Einer der Vielen, die, so oft eine bürgerliche Gesellschaft sich umgestaltet, als Opfer schwachsinniger und von kindischen Trieben beherrschter Kleinbürger fallen, weil sie, muthige und starke Männer, die auch in einer schlechten Zeit ihr Gedeihen fanden, als die Urheber der Noth der Zeit angesehen und gehaßt werden. Ausdauernde Menschen solcher Art werden zum Uebergange aus einer schlechten Vergangenheit in eine bessere Zukunft als Brücken gebraucht und, wie diese, dabei mit Füßen getreten. Das Bild ist hart, aber das Vorbild ist noch härter. Wir kennen es Alle.

Graf Gneisenau. „Bis zum sechsundvierzigsten Jahre seines Alters war Gneisenau Hauptmann in der preußischen Armee.“ So beginnt diese Lebensbeschreibung; man könnte die neue Geschichte der Deutschen damit beginnen; in diesen Worten läge ihre Quelle.

In der Darstellung des genannten Helden liegt eine seltene Gediegenheit und Würde der Schreibart. Die Rede ist rasch, scharf und treffend, fast wie ein Schwert. Ueber den dunklen Ernst ist manchmal ein leichter Spott gehaucht, der wohlthut.

Charlotte, Prinzessin von Wales. — Mit dem kunstge-

wandten Pinsel des Malers wird hier das Glück einer liebenden und geliebten Gattin, und der Zauberreiz des häuslichen Lebens dargestellt. Keiner wird ohne bald freudige bald schmerzliche Rührung das Erzählte lesen. Wenn Charlotte, als sie noch lebte, über das Weib die Fürstin vergessen machte, so muß ihr schneller Tod um so trüber und stärker die Erinnerung wecken, wie viel England an seiner künftigen Königin verloren. Denn sie allein, eine andere Elisabeth, hätte vermocht, das Reich von seinem unvermeidlichen Untergange zu retten, indem sie die Verehrung und Liebe des Volkes, welche jetzt nur noch der kalten Verfassung zugewendet sind, sich selbst angeeignet hätte.

Leopold, Herzog von Coburg. — Ein ritterlicher, deutscher Jüngling, dem das seltene Glück zu Theil ward, um die Liebe einer Fürstin wie um die eines Bürgermädchens zu werben, und das seltene Unglück, mit einer Krone auch ein Herz zu verlieren.

Frau von Krüdener. — „Es gehört zu den übrigen Sonderbarkeiten unserer Zeit, den Anfang überall, die Consequenz nirgends zu wollen. Wenn der Monarch erobern oder sich vertheidigen will, gibt es ein freies Volk und in allen Proclamationen die Freiheit desselben zu retten; fordert aber das Volk etwas von dem, was ihm heilig gelobt worden, gibt es nur unruhige Köpfe, Revolutionärs, Jacobiner. In Poesie und Prosa rühmt man Menschenliebe, Gleichheit der Rechte u. s. w., aber schicke den Bettler vor dieses Apostels Thüre, er — weiset ihn an die Polizei; stelle dich, wenn du im Staatskalender (dem großen Buche der Menschenwürde) um einen Grad tiefer stehst, als er, an seine Seite, und er — nennt es gemeine Anmaßung oder wendet sich von dir. Singe in Sonetten von der heiligen Jungfrau, spiele in Schauspielen mit der Weihe und den heiligen Geheimnissen der Religion, sprich in Romanen von beschaulichem Leben und Gebet, — man ist entzückt, man preiset und bewundert dich, aber spotte mit einem Leben voll niedriger Ausschweifungen aller Tugend und aller Heiligkeit des Herzens, denn sonst — spottet man deiner. — Als der Mysticismus, der in Werners Gemüthe lag, sich erst durch Wort und Schrift aussprach, war Jedermann entzückt und des Bewunderns kein Ende; als aber die Seele, nachdem der Körper durch wüstes Treiben matt und kraftlos geworden war, den Sieg gewann und sich auch im äußern Leben zu erbauen suchte, was ihr in stillen Träumen vorgeschwebt, da — war man überrascht, und alle Welt schrie Wunder oder Betrug. So auch bei der Frau von Krüdener."

Wirksamer als die Inbrunst, von welcher der Verfasser dieser

Lebensbeschreibung voll ist, wird die angeführte nüchterne und kalte Bemerkung sein, um noch Viele, so wie sie es bei mir gethan, aus der gemächlichen Ansicht zu wecken, nach welcher wir die Frau von Krüdener zu deuten uns erlaubten. Ihrer Hoheit mag man gerne huldigen, ohne die Meinung zu theilen, daß die Intelligenz „ein leeres taubes Gebäude“ und die gesunde Vernunft „ein ohnmächtiges Ding“ sei. Diese Frau ist eine erhabene Naturerscheinung, die mit Entsetzen, nicht eine freie sittliche, die mit Seligkeit erfüllt. Liebe, die sie lehrt, das ist die Fäulniß. Nur wer krank ist an Geist und Leib, vermag das Nervgewebe zu wittern, welches die Dinge mit ihrem Ursprung einet. Der selbstständige Mensch gibt sich nicht der Allgemeinheit hin, er nimmt die Welt in sich auf. Daß die Lehren der Frau von Krüdener Eingang finden, ist ein schlimmes Zeichen, daß sie Noth thun, ein noch schlimmeres von dem Siechthume der europäischen Welt. Für eine glückliche Zukunft gab es nie Propheten. Es thut wohl, in ihr weder eine Betrügerin noch eine Betrogene zu finden, die irgend einer listigen Polizei als Werkzeug diente; doch als auch ich, der stets in meinem Sinne mit Spott dieser Nomadenheiligen nachgezogen war, des tiefen Eindrucks selbst nur ihres geschriebenen Wortes mich nicht erwehren konnte — da ward es mir klar, wie furchtbar es sein müsse, wenn die Macht des Glaubens sich mit der Macht des Schwertes verbände, und wie es für die Menschheit wünschenswerther wäre, daß in jenem heiligen Bündnisse nur Lüge und Falschheit möchte sein, als Wahrheit, Treue und ernster Wille.

VIII.

Vom Turnen, mit Bezug auf den Zweikampf.

Frankfurt a. M. Andreä'sche Buchhandlung. 1819.

Alle Regierungskunst bis auf unsere Zeit bestand darin, daß man jedem einzelnen Bürger weiß machte, er sei sehr schwach und krank und könne kaum auf den Beinen stehen, und wenn er glaube, seine Nachbarn würden ihm helfen, so irre er sich, denn diese wären auch allesammt blind und lahm. Er sähe nun selbst ein, wie er keinen Schritt ohne Führer thun dürfe, und zu diesem Zwecke habe man mild und weise eine gehörige Zahl Beamten angenommen, die er, wie billig, da sie blos zu seinem Beistande da wären, bezahlen müsse. Den armen Bürgern ging es wie jenem kranken Narren, der gläserne Beine zu haben glaubte und aus Furcht, sie zu zerbrechen nicht zu gehen wagte. Da kam die Noth und peitschte das deutsche

Volk; es lief, sah mit Verwunderung, daß seine Füße ganz geblieben, und ward geheilt. Aber den gut bezahlten, gut gefütterten Krankenwärtern ist diese Heilung, die sie außer Dienst setzt, nicht willkommen, und darum bemühen sie sich, dem Volke wieder seine alte Hypochondrie anzuheften und einzuflüstern. Das Turnen, welches keine neue Kraft gibt, aber den Besitzern der Kraft den Schatz verräth, der verborgen in ihnen liegt, ward jenen Unter-Herren darum sehr verhaßt und sie eiferten dagegen. Die scheinheiligen Einwürfe gegen die Turnkunst werden in der angezeigten Schrift unwiderleglich widerlegt, mit vielem Scharfsinn und mit einer Menschenliebe, die Regierung und Regierte gleich warm umfaßt. Es wird dargethan, wie das Turnen dem Geiste jene Muskelkraft gebe, ohne welche nicht gehandelt werden kann, und wie hierdurch die Seele zur festen Burg des Leibes gemacht werde. Kann die durch Uebung der Kraft gewonnene Ausbildung derselben der Regierung gefährlich werden? Nimmermehr. „Die Schwäche revolutionirt, nicht die Kraft.“ .... „Der Furchtlose weigert sich weit seltener des Gehorsams, als der Argwöhnische, der immer den Kürzeren zu ziehen besorgt.“

„In unsern Tagen wittert die Politik hinter jedem Busch einen Revolutionssüchtigen.“ ... „Nicht der Uebermuth der Jugend, nicht der Volksdespotismus, der Gelddespotismus ist den Thronen gefährlich.... Durch eine übertriebene Schätzung des Handels haben die Staaten sich zu erheben gesucht — durch den Handel, wenn er sich zu einem Verein gestaltet, werden sie untergehen.“ Widerlegt das, wenn ihr könnt!

Der zweite Theil der Schrift handelt vom Zweikampfe. Ein Ehrengericht soll entscheiden, ob der Zweikampf zulässig sei, und dieser dann öffentlich gehalten werden. Das Uebel scheint mir nur einer Heilung, aber keiner Milderung fähig, und jene kann nur die Zeit bewirken. In unsern strengen Monarchien, die das Alterthum weder kannte noch ahnte, haben die Bürger, gleich Münzen, einen Nennwerth, durch das Wort und Bild des Fürsten bezeichnet. Das ist die E h r e. Wer dieser beraubt wird, wem jenes Gepräge mangelt, der hat nur einen innern Werth und muß sich jeden Augenblick von Neuem schätzen, wiegen und prüfen lassen. Darum ist das Gepräge der Ehre im geselligen Umgang von so großem Werthe, weil wir auf Treue und Glauben, ohne beschwerliche vorgängige Untersuchung, nach Maß unseres innern Gehaltes angenommen und geschätzt werden. Die Verletzung dieser Ehre ist daher ein wirkliches, keineswegs nur in Vorurtheilen gegründetes Uebel, und wenn es nur durch den Zweikampf geheilt werden kann, so wäre es grau-

sam, das Heilmittel zu untersagen, so lange man nicht versteht, die Krankheit zu verhüten. In den Staaten des Alterthums war dieses anders. Da legte jeder einzelne Bürger alle seine Kraft und Tugend in den allgemeinen Schatz nieder; er bedurfte darum keines eigenen Gepräges; dort war Vaterlandsliebe — wir kennen nur Hof- und Standes-Ehre.

Nachfolgendes ist vielleicht manchem Leser unbekannt, so wie es mir war. „Wer in Amerika einen Andern fordert, oder eine Forderung annimmt, wird für toll erklärt, seine Güter fallen dem Staate anheim; ist er verehelicht, muß er sich scheiden lassen, hat er Kinder, so bekommen sie Vormünder, steht er einem Amte vor, ist er gehalten, es niederzulegen. Aller Gerechtsame, die ihm bisher in Anspruch zu nehmen vergönnt war, ist er für verlustig erklärt.“ Dieses Gesetz mag wol selten in seiner Strenge zur Ausführung kommen, da die Zweikämpfe in Amerika sehr häufig sein sollen.

IX.

Die gute Sache.

Von Heinrich Steffens.

Eine Aufforderung, zu sagen, was sie sei, an Alle, die es zu wissen meinen, veranlaßt durch des Verfassers letzte Begegnisse in Berlin. Leipzig, 1819.

An Alle, die es zu wissen meinen! Es scheint in diesen Worten etwas boshaft Neckendes zu liegen, aber es scheint auch nur. Die warme, liebevolle Sprache, die in der Schrift selbst geführt wird, hat nicht den leisesten Anflug von Tücke oder verwundendem Spotte. Die Begegnisse in Berlin, auf welche Steffens hindeutet, gehören auch wieder zur großen Zahl weinerlich-lächerlicher Beweise der alten unzerstörbaren deutschen Pedanterie. Es hängt diesen armen Menschen Blei an den Füßen. Die Schlechten sind sklavisch gesinnt und wollen nicht von der Stelle; die Bessern ahnen, was Freiheit sei und sind lüstern darnach, aber plump und schwerfällig, erheben sie sich nicht höher über den Boden als jene. Immer dieselben! Mögen sie bei Hofe an einem Galatage, oder um einen Freiheitsbaum tanzen: es ist der ewige rechtwinkelige, ungelenke Schritt. Wie sie an todten Formeln, an mathematischen Sätzen, an Axiomen hängen! Wie es für sie zu einem gemeinschaftlichen Ziele auch nur einen Weg gibt! Wie sie um die Mittel den hohen Zweck vergessen! Sie haben unter den Vertheidigern der guten Sache eine soldatische Zucht eingeführt und üben strenges Kriegsrecht aus. Begegnen sie auf ihrer Runde einem Kämpfer, der

ihr Feldgeschrei nicht kennt, so stoßen sie ihn sogleich als einen Feind unbarmherzig nieder. Konnte er was Anderes gewesen sein, als ein Spion? Und wäre dem auch so; wer besonnen ist und gerüstet, fürchtet keinen Verrath und unterliegt ihm nicht.

Steffens hatte mit Wort und That für die gute Sache gekämpft. Darauf legte er die Waffen nieder und betete für die Streiter. Ist er darum der Fahne untreu geworden? Er glaubt, Ihr handelt; sein Reich ist im Himmel, das Eure auf Erden. Jedem, was er will, so lange er den Willen Anderer ehrt — das ist die Freiheit. Warum lästert Ihr ihn, warum scheltet Ihr ihn einen Abtrünnigen? Er kann irren (und er that es stark); aber was Irrthum scheint dem befangenen Blicke, das ist Wahrheit dem Weltgeiste; die Leidenschaften der Menschen bilden die Vernunft der Menschheit. Wie die Natur Stürme und Sonnenschein zur Befruchtung der Erde gebraucht: so dienen der Geschichte, wenn sie einen großen Zweck erreichen will, Wahn und Laster nicht weniger, als Verstand und Tugend. Für Alles, was Steffens Falsches in seiner Schrift gesagt haben mag, verdient er schon Verzeihung wegen folgender Wahrheit: „Was wir für die gute Sache zu thun vermögen, ist selten so fördernd, als dasjenige, was Uebelwollende dagegen zu thun streben.“ Darum muthigen Kampf den Uebelwollenden, aber keine Verwünschung; nur die Schwäche gebraucht sie.

Was ist die gute Sache? Ein Jeder hält die seinige dafür. Das ist verzeihlich, so lange man auch Andere gewähren läßt. Was die Berliner ihre gute Sache nannten, das war früher nur eine deutsche, wol gar nur eine preußische; und dazu gehörte, daß die Franzosen ihre Heloten sollten sein. Von dieser Thorheit sind sie wol zurückgekommen, und es ist ihnen jetzt klar geworden, daß die gute Sache nichts Anderes sei, als die Freiheit aller Völker und deren Vertheidigung gegen jede anmaßliche Gewalt. Steffens eifert aus unerreichbaren Wolken herab gegen das Streben der Zeit und gegen die Richtung der preußischen Vaterlandsfreunde, die er die „Fichtische“ (nämlich die Richtung) nennt. Sind Euch die französische Revolutionsgeschichte und der deutsche Befreiungskrieg demnach nichts Anderes, als mißrathene Compendien der Philosophie, so fertigt sie in der Literaturzeitung ab und mischt Euch nicht in die Händel der Welt. Selbst die Ultras in Paris lachen Euch aus und können Euch nicht brauchen, denn sie wissen besser als Ihr, was sie zu tadeln und zu ändern haben an dieser Zeit.

Steffens sagt, er habe „das Verwirrende des Jahrhunderts schon lange erkannt“ und gleich anfänglich dagegen gekämpft. Um dieses

zu beweisen, führt er eine Stelle aus seiner Schrift über die Idee der Universitäten an, worin er der Jugend unter Anderem sagt: „Nicht in der Uebereinstimmung mit der äußern Welt, sondern in der Uebereinstimmung mit Euch selbst, die Euch Keiner rauben kann, liegt die Wahrheit Eures Daseins und mit dieser die Freiheit." Man muß gestehen, daß in der Schule des Verfassers herrliche Volksvertreter und die den Ministern Stand halten können, gebildet werden müssen! Wer sich um die äußere Welt nicht bekümmert, der ist allerdings frei, aber es ist die Freiheit der Todten.

„Was mir, dem Gelehrten (sagt der Verfasser), der über das Wesen des Staates Untersuchungen anstellt, Sorge macht, ist.... jenes irdische Streben, das Heiligste durch äußere Mittel zu erlangen." Ein akademischer Lehrer, dem jedes irdische Streben Sorge macht, sollte über das Wesen der Staaten keine Untersuchungen anstellen, sondern Professor der Theologie sein. Die bürgerliche Gesellschaft ist eine irdische Anstalt, und hat mit dem Heiligen nichts gemein. Kann sich Jemand einen Himmel denken, in dem es Adelige, Polizeidiener und Soldaten gibt?

Der Verfasser bemüht sich, in kurzen Sätzen darzustellen, was ihm die gute Sache sei. Denn (sagt er mit Recht) es „dünkt uns nichts nothwendiger und wichtiger, als jenes schwankende Gefühl für eine allgemeine gute Sache zum klaren und deutlichen Erkennen zu steigern." Aber das, was diese und jene die gute Sache nennen, sei nichtiger Art. „Diejenigen, die Zucht, Ordnung und Gehorsam in Gefahr glauben, und von der Bildung der Völker zur Freiheit eine Auflösung aller geselligen Bande befürchten, nennen das, was sie erhalten wollen, die gute Sache, wie sie es an und für sich allerdings ist." (Wirklich? Also Zucht, welche eine aus Furcht vor Züchtigung befolgte sittliche Lebensweise ist, die Erhaltung dieser gehörte auch zur guten Sache?) „Diejenigen, die für die Freiheit leben, nennen diese die gute Sache.... Aber beide sehen nur ihre gute Sache, sie sehen sie nicht als eine offene, göttliche, nur aus der Wahrheit und völligen Rücksichtslosigkeit entspringende, nur durch festen Glauben und Vertrauen auf Gott zu rettende und zu befestigende, vielmehr als eine solche, die der irdischen, kümmerlichen Sorge unterliegt und furchtsam herumspähen und horchen muß."

Ich will nicht darauf sinnen, wie ich diese schwindelnde, in Wolken zerfließende Erklärung, die der Verfasser von unserer handfesten guten Sache gibt, bestreiten soll, dieses würde mich zu weit vorwärts und zu weit rückwärts führen. Das Gefährliche, Siech=

machende und Ertödtende in jenen theologischen Ansichten des Bürgerlebens ist nicht sowol das darin enthaltene Falsche, als daß das anerkannte Wahre in erhabenen räthselhaften Worten verkündigt, hierdurch der schlichte Menschenverstand irre geführt und besorgt gemacht wird, daß er nicht auf dem rechten Wege sei. Wenn das die gute Sache nicht ist, welche der irdischen kümmerlichen Sorge unterliegt, und furchtsam herumspäht und horcht, sondern jene, welche nur durch festen Glauben und Vertrauen auf Gott zu retten und zu befestigen ist: warum bemühen sich die Gläubigen, die Ungläubigen zu bestreiten? Ist dieses Bestreben nicht auch eine irdische kümmerliche Sorge?

Von den Sätzen des Verfassers, worin er seine Ansicht der guten Sache ausspricht, will ich einige mittheilen, sie theils bestreitend, theils dem Urtheile der Leser überlassend.

„Der Grundirrthum aller herrschenden Ansichten vom Wesen des Staates ist der, daß die Menschen ursprünglich ein gleiches Recht auf die irdischen Güter haben." Mir scheint diese Ansicht, richtig aufgefaßt, vielmehr die Grundwahrheit zu sein. Gleich vertheilt waren niemals die Güter der Erde, und sie können es nicht werden: denn die Natur selbst stattet die Menschen bei ihrer Geburt mit Kräften des Geistes und des Körpers ungleich aus; die Größe ihres Gütererwerbs wird also hierdurch bedingt. Aber die Gleichheit der Rechte besteht darin, daß jeder seine Kräfte soll gebrauchen dürfen, um seinen Besitz zu erweitern. Darum keine bevorrechteten Stände, welche die Zeit oder den Raum der niedriger Gestellten beengen.

„Ohne Zünfte keinen Bürgerstand, ohne unveränderlichen, persönlichen Besitz keinen Adel." Wahr; aber eben darum keine Zünfte und keinen persönlichen Besitz, weil es keinen Bürgerstand und keinen Adel geben soll. Alle Staatsbewohner müssen gleich sein. Man durchwandere die ganze Weltgeschichte und sehe, ob die Zwingherrschaft, welche bald von den Fürsten, bald von dem Volke geübt ward, je in etwas Anderem ihren Grund und ihre Ausführbarkeit gefunden, als in einer Verschiedenheit der Stände, welche der Staat anordnet und beachtet.

„Censur ist Leibeigenschaft des Erkennens, Beschränkung des heiligsten Eigenthums, absolute Hemmung der freien Entwicklung des Staates." In Kuhschnappel lacht man über solche Reden.

„Ein jeder nicht constitutionelle Staat ist ein interimistischer." Es ist ungemein erfreulich, daß es der Verfasser durch solche Sätze

mit denen verdirbt, welche geneigt sein könnten, einige seiner Lehren zu mißbrauchen, und ihn zu den Ihrigen zu zählen.

„Der Staat ist ein religiöses Individuum, seine Freiheit nur durch Erlösung, durch Anerkennen der geheimen Schuld, durch Reue und Buße zu erringen."

„Der Heiland ist die innere Quelle aller bürgerlichen Freiheit, die Offenbarung der Liebe, die jede eigenthümliche Natur in ihrer Art bestätigt und befreit, die Kirche und Staat sind eins, und jede freie Verfassung christliche Theokratie."

„Worauf alle Zeichen der Zeit deuten, und alle Verwirrung der irdischen Verhältnisse, ist Einheit des Protestantismus und Katholicismus." (Ganz wahr, aber nicht die ganze Wahrheit.)

„Die Neigung zum Despotismus erstirbt nie, und stets bewaffnet muß in jedem erscheinenden Staate der wahre Bürger über seine Freiheit wachen, denn jede Erschlaffung erzeugt Unterdrückung."

„.... nachdem ein verblendetes Volk versucht hat, aus irdischer Weisheit das Räthsel des geselligen Daseins zu lösen, und in dem thörichten Versuche seine eigne Vernichtung fand, will in Deutschland die tiefer sinnende Betrachtung die wahre Stätte suchen, und wird sie finden." Sie wird sie nicht finden; auf dem Wege, der in dieser Schrift vorgezeichnet ist, wahrlich nicht! Von welchem Volke redet der Verfasser, das in thörichten Versuchen seine Vernichtung gefunden? Doch nicht etwa von dem französischen? Der Himmel schenke dem deutschen Volke solche irdische Weisheit, verleite es zu solchen thörichten Versuchen, und führe es zu einer Vernichtung, wie sie Frankreich gefunden!

X.

Lettres sur la Suisse, écrites en 1820. Par Raoul-Rochette, Paris, 1822.

Ich lese Schweizerreisen über Alles gern. Für uns mageres, gerupftes Volk, das sich seine fünfzig Jahre um den Bratspieß der Gewohnheit dreht und langsam schmort, bis es gar geworden für die Würmer, ist es eine himmlische Erquickung, die heiße Brust an diesen Gletschern zu kühlen, das schläfrige Ohr am Getöse dieser Sturzbäche zu ermuntern, das trübe Auge in diesen hellen und reinen Seen zu waschen, — ist es die süßeste Schadenfreude, diese Berge, Lawinen und Wasserfälle zu se en, die so unzünftig hausen, die sich das Meisterrecht nicht erkauft, welchen es die Natur geschenkt, die Alles dürfen, was sie wollen, Alles wollen, was sie können und

Alles können. Glücklich, wer im Chamouny=Thal geboren, oder auf Sicilien, oder in Kamtschatka, oder in den Raubstaaten, oder in Pennsylvanien; glücklich wer ein Prinz ist, oder ein Bettler, oder ein Zigeuner, oder ein Millionär, oder verrückt, oder ein Engländer, oder ein Schwede, oder ein Spanier, oder ein Spieler, oder ein Jude — aber ein Deutscher zu sein, und ein Bürgersmann, der sein Auskommen hat, und ein gescheidter Mensch und ein guter Christ zugleich, das ist des Langweiligen viel zu viel! Es müssen daher unsere sehr argen Feinde sein, die uns eine gedruckte Schweizerreise mißgönnten. Die des Herrn Raoul=Rochette ist auf das beste zu empfehlen. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß die meisten übrigen Reisenden durch die Schweiz immerfort schmächteln, als säßen sie in der Jasmin=Laube eines arkadischen Gärtchens, und selbst auf den Bergen des ewigen Schnees zu Butter zerfließen, aus der das Augennetz des Lesers mit Noth etwas Solides fischt! Das Herz eines ächten Mannes ist nie ohne Knochen. Herr Raoul=Rochette zeichnet die kräftigen Landschaften der Schweiz, wie es sich gebührt, mit männlichen Zügen. Noch andere Vorzüge heben sein Werk heraus. Er läßt den Staatsbürger, den Papa und den Verstand nicht daheim, um ohne Gepäck, ganz leicht nach Empfindungen zu jagen; er behandelt die Schweiz nicht blos als einen Gegenstand der Landschaftsmalerei; auch die bürgerlichen und religiösen Verfassungen des Landes, auch die Geschichten, das häusliche Leben und die Geistesbildung der Schweizer weiß er aufzufassen und darzustellen. Daß er dieses Alles darstellt, ist ein Verdienst, welches die Art, wie er es darstellt, nicht völlig aufhebt. Wie sollte es der schwache Mensch ändern! Er reise nach Canada, nach Otaheite oder nach Paris, er wird überall nur sich selbst finden; das süße Ich streut sich auf allen seinen Wegen aus, und der letzte Kleinbürger reist ganz wie ein König, nur mit dem Unterschiede, daß er allein und sich selbst Vivat ruft. Doch Aufrichtigkeit findet immer das Lächeln der Nachsicht. Welch ein ängstlicher Anblick ist es aber, wenn man sieht, daß ein Mann von frischem Geiste, weil er sich vorsätzlich aus seinem Elemente geworfen, wie ein Fisch auf dem Sande nach Luft schnappt! Herr Raoul=Rochette erregt dieses Mitleiden. Er hat klaren Sinn und ein empfängliches Herz; er erkennt das Wahre, das Gute, das Schöne, er liebt die Treue, das Recht, die Freiheit und liebkost sie, wo er sie findet; aber so oft er es thut, sieht er sich ängstlich um, daß ihn Keiner darüber ertappe, wie er sein Mädchen küßt. Er ist ein Ultra — noch schlimmer, er will Einer scheinen. In Deutschland erlaubt es das Naturrecht der Selbst=

vertheidigung, die Wahrheit zu verletzen. Ein armer Schriftsteller dort, der keine andern Freuden hat als häusliche, der oft Jahre lang von einer Gans nichts als die Federn auf seinem Tische sieht und von einem Hasen nichts hat als das Herz, dem, wenn er nach vierzehn Wochen glaubt, sich endlich einen neuen Rock erschrieben zu haben, die unbarmherzige Censur einen ganzen Aermel wegschneidet — was will er machen, wenn eine hohe Polizei mit ihm zürnt und ihm Amt und Brod raubt? Er muß lügen oder sterben; aber zur Wahrheit kann man zurückkehren, zum Leben nicht. In Frankreich aber ist es anders. Hier theilt die öffentliche Meinung nicht blos Lorbeerkränze aus, sondern auch Reichthümer und einem liberalen Schelme, der nur flinke Beine hat zu laufen, wird es auf sein Wort geglaubt, daß ihn die Macht verfolge, und sein Glück ist fertig.

Die Heuchelei, welche Herrn Raoul-Rochette vorgeworfen worden, gibt aber seinem Werke ein Verdienst mehr. Wer die schwachen Seiten derjenigen kennen lernen will, welche gegenwärtig in Frankreich die Macht besitzen, der braucht nur diese Reisebeschreibung zu lesen. Denn sonderbar genug, werden verheimlichte Schwächen oft dadurch verrathen, daß ihnen öffentlich geschmeichelt wird. Ich will einige Beispiele aus dem Buche anführen, um zu zeigen, wie lächerlich es aussieht, wenn ein Mann von Geist in den Netzen kleinlicher Geva terschaft zappelt. Von der Stadt St. Maurice in Wallis schreibt er: Diese Stadt ist klein, aber alt, und hat zu verschiedenen Zeiten des Mittelalters einige Berühmtheit genossen. Die Legenden von der thebaischen Legion, die Gaben und Reliquien, welche die verschwenderische Frömmigkeit der Fürsten in der dortigen Abtei aufgehäuft hatte, zogen ehemals Schaaren von Pilgern hin; jetzt, da diese frommen Schätze im Lande selbst viel von ihrem Werthe verloren, kommen nur noch Neugierige und Handelsleute nach St. Maurice. Viele Menschen werden darin eine Folge der so gepriesenen Fortschritte der Aufklärung finden; was mich betrifft, so sehe ich darin nur eine neue Art von Speculation und Irrung, die gar nicht so interessant ist, als die erstere.... Mag man immerhin über mich lachen, ich finde es viel unvernünftiger von mir, nach St. Maurice gekommen zu sein, um Felsen und Wasserfälle zu bewundern, als ich es fände, wenn ich dahin gereist wäre, einen Reliquienkasten zu verehren oder ein Heiligen-Gebein zu küssen." — Die demokratische Verfassung des Cantons Zug zu tadeln, dazu war der Verfasser nicht unverständ-

lich und nicht falsch genug. Er lobt sie springt, aber wie über heiße Kohlen durch sein Lob, so daß er nur immer auf einem Fuße steht. „Man kann sich denken, daß bei einem solchen Volke die alte Staatsverfassung wenig Veränderungen erlitten hat; auch hat die Aufklärung wenige Fortschritte unter ihnen gemacht. Indessen haben diese braven Leute dennoch dem Geiste unserer Zeit, die an die Wirklichkeit einer Constitution nicht glaubt, wenn sie nicht gebührlich aufgeschrieben ist (unser ehrlicher Verfasser kann nicht begreifen, wozu die Wechselbriefe nöthig sind!), und sich wenig aus öffentlichen Freiheiten macht, die nicht gedruckt sind, auch ihren Tribut bezahlt. Der Freistaat **Zug** hat also, wie wir, seit 1814 eine Charte; aber man bedenke wohl, daß die Hauptverfügungen dieser Charte aus dem vierzehnten Jahrhunderte herstammen.“ (Diese Herren lieben keinen neuen Wein; möchten sie uns nur ein Mittel angeben, wie man ihn gleich alt keltere!) — — Von Zürich sagt er: „Die Regierung dieses Cantons war lange, und ist noch heute, eine der meist aristokratischen der Schweiz, ob sie zwar ursprünglich gegen die Aristokratie selbst gerichtet war; so sehr ist es dem Menschen angeboren, in der bürgerlichen Ordnung eine Stütze gegen seine eigenen Leidenschaften zu suchen.“ (Das ist sehr naiv. Das will sagen: die Kleinbürger haben alle Gegenstände, die ihren Ehrgeiz oder ihren Eigennutz erwecken und befriedigen könnten, freiwillig an die Aristokratie abgetreten, und diese war so großmüthig, allen Lebenswein des Landes für sich allein zu trinken, damit die liebe Bürgerschaft ja nie in Gefahr komme, sich zu übernehmen und ihrer Gesundheit zu schaden! Man kann für die Nothwendigkeit einer Aristokratie unmöglich bessere Gründe geben.) — — „Die Walliser, ehemals in Ober- und Unter-Walliser getheilt, nämlich in Sieger und Besiegte, bilden jetzt nur einen einzigen Staat, von den nämlichen Gesetzen und auf dem Fuß völliger Gleichheit regiert. **Nieder-Wallis**, zur Theilnahme an der Souveränität gelassen, zeigt sich dieser Verbesserung würdig durch die Fortschritte, die es in sittlicher Bildung gemacht, durch die Thätigkeit, den Eifer und selbst durch die köperliche Veredelung seiner Bewohner. Es ist bemerkenswerth, daß die Zahl der Cretinen in den **Zehnten** Sanct-Maurice, Monthey und Martigny sich vermindert hat, seit dem Augenblicke, daß diese Zehnten frei geworden. **Daraus kann man schließen, daß die Freiheit, welche hier die Menschen gesünder und besser macht, nicht die nämliche ist, welche sie andern Orts zu Rasenden und Dummköpfen umschafft.** (Wie geschickt sich der feine Herr zwischen zwei Stühle setzt! Was müssen das aber für Menschen

sein, die sich mit solchen zweideutigen Complimenten abfinden lassen!)

Jetzt haben wir ein andres Wort mit dem Herrn Raoul-Rochette zu sprechen. Dieser junge Mann, der wahrscheinlich nicht mehr von der deutschen Sprache weiß, als die meisten seiner Landsleute, nämlich weniger als jeder deutsche Setzerlehrling von der französischen; er, dem es nur darum gelungen, in seinem Werke viel Gutes und Schönes zu sagen, weil er einen kleinen Schatz deutschen Geistes besitzt; er, vergessend, daß der geistreichste und beredsamste aller französischen Schriftsteller, Rousseau, nur mit der Sprache den Franzosen angehörte — er spricht von uns so leicht hin, als spräche er über ein neues Vaudeville von gestern Abend. Ja großmüthig ist er sogar, er will den Deutschen nicht Alles nehmen; ausgeartet nennt er sie. Ueber die kindischen Begriffe, welche die Franzosen von Deutschland und von allen andern Dingen haben, die einen Fuß tiefer oder einen Fuß höher liegen als ihr Standpunkt, dürfte man lachen, wenn nicht die Fehler eines Volkes etwas Ehrwürdiges hätten. Man braucht ihnen keine Nachsicht zu schenken, sie nehmen sie sich. Eine Pflanze mit tausendjährigen Wurzeln kann wol ungenießbare oder giftige Früchte tragen, aber Unkraut ist eine solche Pflanze nicht zu nennen. Auch muß man es den Franzosen zum Lobe nachsagen, daß sie sich täglich stärker destilliren. Die ganze Oberfläche des menschlichen Wissens haben sie nach allen Richtungen durchgangen, und jetzt fangen sie an, in die Tiefe zu arbeiten. Sie thun dies freilich noch blind, wie die Maulwürfe; aber sie thun es. Schon buchstabiren sie den lieben Gott, und haben eine Ahnung von der himmlischen Natur der Dinge. Mit langsamen und verschämten Schritten, wie in der ersten Liebe, nähern sie sich der Romantik in Wissenschaft und Kunst. Sie haben es schon dahin gebracht, Mozart links neben Rossini zu stellen. Einer ihrer geistreichen Schriftsteller hat kürzlich in einer gedruckten Strafpredigt, die er der Pariser italienischen Oper gehalten, gesagt: „Was ist das für eine Aufführung! warum so schlechtes Zeug jeden Abend? Warum haben wir so lange die Gazza Ladra und Don Giovanni nicht gesehen? Pfui!"

Doch hören wir, wie Herr Raoul-Rochette von uns Deutschen spricht. Da hat er ein Capitel über Johannes von Müller; und es ist wahr, er hat diesen herrlichen Mann ganz zu würdigen verstanden. Zwar scheint er von allen dessen Schriften nur die Briefe an Bonstetten zu kennen, die in französischer Sprache geschrieben; aber gleichviel, wenn diese hingereicht haben, ihm den Geist

und das Herz des großen Geschichtschreibers aufzuschließen. Müller ist noch nie schöner und treffender gerühmt worden, als es vom Verfasser geschehen. Doch als ihm beifiel, daß Müller kein Franzose war, sagte er Folgendes: „So oft ich ihn las, erstaunte ich über die Achtung, die er den Deutschen einzuflößen wußte, und das beweist, daß man an der menschlichen Vernunft nie verzweifeln muß. Wie konnte ein Geschichtschreiber von so gründlichem Geiste und so gesundem Urtheile, der seinen Meinungen nur die Erfahrung zur Grundlage und seinem Stile nur die Vernunft zum Schmuck gibt; der weder in den Thatsachen, noch im Ausdrucke der Einbildungskraft etwas zu Gefallen thut; der über Alles laut seine Anhänglichkeit für die alten Grundsätze der Regierungen und seine Ehrfurcht vor religiösen Institutionen bekennt; den nur eine einzige Leidenschaft beseelt, die für Wahrheit und Recht — wie konnte ein solcher Schriftsteller Leser bei dieser deutschen Nation finden, die heute Neuerungen jeder Art so thöricht ergeben ist, die sich mit ihren Philosophen in die Regionen der abstractesten Metaphysik versteigt; die unter noch weniger achtungswerthen Führern zum Umsturze jedes positiven Glaubens hinrennt und ihre Urtheilskraft so kläglich mißbraucht, daß man sie neulich in den hochherzigsten Gesinnungen die Mittel finden sah, den Aufruhr zum Rechtsgrundsatze und den Meuchelmord zum Heiligen-Verdienste umzuschaffen?" . . . Bei einer andern Gelegenheit, da ihm deutsche Studenten in den Alpen begegneten, sagt er von diesen: „Wir sahen sie die Höhen hinanklimmen, über welchen noch der Donner grollte, und wie in ihren Schulen nach Wolken laufen, die der launische Wind bald hier bald dorthin führte." — — Gäbe es zwischen Metz und Bayonne nur zehn Franzosen, welchen dieses, was ich da schreibe, zu Gesichte käme, und unter diesen zehn wären nur drei, die deutsch, und unter diesen dreien wäre nur einer, der Deutsches verstünde — würde ich mir die Mühe geben, dem Herrn Raoul-Rochette auf seine Reden zu antworten.

XI.

Les Cabinets et les peuples, depuis 1715 jusqu'à la fin de 1822. Par M. Bignon. Paris 1822.

Die Verrichtungen der menschlichen Seele sind alle dem Bewußtsein und der Willkür unterworfen. Schlimm, daß es so ist! Wenn es anders wäre, wenn der Geist gleich dem Körper Organe hätte, die ohne Willen und Wissen des Menschen thätig wären, dann könnte

man die Wahrheit in Pillen beibringen, die, an den Ort ihrer Wirksamkeit gelangt, die Krankheit heilten, ohne den Kranken durch ihren üblen Geschmack beleidigt und aufgebracht zu haben. Da wir nun die Ordnung der Natur nicht ändern können, so bleibt uns nichts übrig, als erst zu reden, dann zu schweigen, dann die Achseln zu zucken, dann die Kranken sterben zu sehen, und endlich, wie es wahren Christen geziemt, von den Todten nichts als Gutes zu sprechen. Es muß daher gewissen Personen sehr angenehm sein, Böses von sich reden zu hören, weil ihnen dieses beweist, daß man sie noch unter den Lebenden zählt.

Ueber Minister im Allgemeinen habe ich zwei Gedanken. Den ersten darf ich nicht sagen; den andern aber, als jenes Gegensatz, wird man mit Wohlgefallen vernehmen: — man sollte nie einen Minister absetzen. Ambulante Legitimität = stationäre Revolution. Alle die guten Leute, welche seit dreißig Jahren Minister waren, es nicht mehr sind und wieder werden wollen, sind sehr gefährliche Menschen; sie schwatzen aus der Schule. Sie sagen uns freilich nichts, was wir nicht schon früher gewußt; aber darin liegt es eben, wir können frohlockend ausrufen: seht, wir haben nichts Neues erfahren! Früher, wann wir kleinen Leute vor der Thüre, wie es Lakaien zu thun pflegen, uns von den Angelegenheiten unserer gnädigen Herrschaft unterhielten, rief man uns von innen zu: „Ihr draußen haltet das Maul! Ihr versteht nichts von solchen Dingen, das will schon im Mutterleibe gelernt sein, und wer nicht in der Wiege ein Staatskind gewesen, kann niemals ein Staatsmann werden!“ Nun aber kommen Leute aus dem geheimen Cabinete, die das Allerheiligste gesehen, und reden gerade so, wie wir gesprochen. Ist das nicht schlimm? Da ist Herr Bignon, der lange Minister gewesen und die Höfe kennt, die deutschen zumal. Er spricht in seinem Werke nicht anders, als die Plebejer auch, nur daß er seine Worte etwas feiner zu stellen weiß. Sein Buch ist eine diplomatische Note an die Völker, die Revolution im Kanzlei-Stile. Er lehrt aber nicht, wie die Andern, Meta-Politik, sondern Experimental-Politik, und mit den Augen ist schwer zu streiten. Ob das schlimm ist!

Herr Bignon beginnt mit der heiligen Allianz und endigt mit dem Congresse von Verona. Endigen wir auch damit. Also wieder ein Congreß und wieder ein Buch! Gegen das Buch darf ich sprechen. Was nützt alles Schreiben? Goethe lehrt:

— — — — Liest doch nur jeder
Aus dem Buch sich heraus, und ist er gewaltig, so liest er

In das Buch sich hinein, amalgamirt sich das Fremde.
Ganz vergebens strebst du daher durch Schriften des Menschen
Schon entschiedenen Hang und seine Neigung zu wenden;
Aber bestärken kannst du ihn wol in seiner Gesinnung.
Oder wär' er noch neu, in dieses ihn tauchen und jenes.

XII.

Les Loisirs d'un Banni, par M. A. V. Arnault, ancien membre de l'institut. Pièces recueillies en Belgique, publiées avec des notes, par M. Auguste Imbert. Deux volumes. Paris, 1823.

Arnault war Einer jener Achtunddreißig, die, beschuldigt, Napoleons Rückkehr von Elba begünstigt zu haben, im Jahre 1815 aus Frankreich verbannt worden sind. Solche Strafen sind nach Revolutionen ganz in der Ordnung; denn da der liebe Gott, der eigentlich Schuld an Allem ist, sich nicht fangen läßt, so bleibt nichts Anderes übrig, als ihn in effigie zu richten — und der Mensch ist sein Ebenbild. Aber es ist gar nicht in der Ordnung, sich in seinem Mißgeschicke so wild und untröstlich zu geberden, als es Arnault gethan. Geht man in eine Menagerie, dann sieht man dort alle eingesperrten Thiere sich heftiger oder gelassener gegen ihre Gefangenschaft sträuben; der Bär brummt, die Hyäne rennt hin und her, das Eichhörnchen klettert auf und ab, der Affe zeigt die Zähne, ist boshaft und wird ausgelacht. Nur ein Thier bleibt still, zürnt nicht, murrt nicht, verachtet nicht einmal seine Wächter; aber es ist der Löwe! Die Pariser sind gar zu verwöhnte Menschen. Einige Jahre in der schönen Stadt Brüssel wohnen zu müssen, das nennen sie unglücklich sein! Würde einem Deutschen die Miethe aufgesagt, er aus seinem Vaterlande verbannt, dann ginge er nach Straßburg, nach Basel, nach Aarau, oder nach einem andern Orte, und lebte dort ganz vergnügt, wenn ihm sonst nichts fehlte. Ja Mancher wäre sogar im Stande und spräche wie jener verbannte Grieche: „Und ich habe sie verdammt dort zu bleiben."

Während Arnault in Brüssel lebte, schrieb er Artikel für den Vrai libéral. Diese gesammelten Artikel sind es, welche die zwei Bände der „loisirs d'un banni" ausfüllen. Der Vice-Kanzler Strube tändelte in seinen Nebenstunden mit der Gelehrsamkeit, die ihm Abends eine Braut war, nachdem sie ihm den ganzen Tag eine Frau gewesen. Aber solcher Art sind die Erholungsspiele Arnault's nicht. — Leichte Quincaillerie-Waaren, oft artig, selten von

Werth. Aufsätze wie folgende: vom Stocke, vom Teufel, von den Hörnern; die Perrücken, das Fluchen, das Schlittschuhlaufen; von der Geistlichkeit, von den Jesuiten. Da Arnault als Franzose recht gut die Klugheitslehre kennen wird: il ne faut pas éveiller le chat qui dort — muß wol die Katze wieder aufgewacht sein, weil er so unbändig hinter den Jesuiten her ist und sie mit Schwefelsäure begießt. Doch vielleicht ist es nicht so schlimm; Arnault voltairisirt gern und heuchelt Gottlosigkeit, so oft er kann. Ein komischer Herr ist auch Herr Imbert, der Herausgeber dieser Sammlung. Er hat sie, anfänglich ohne Wissen, später gegen den ausdrücklichen Willen Arnault's veranstaltet, und ist noch dabei so naiv, die Protestation, die Arnault durch einen Notar ausstellen ließ, dem Buche vorzudrucken. Eine andere Naivetät des Herrn Imbert ist das Motto, das er dem Werke gegeben:

> Ton écorce n'a plus d'odeur,
> Ta feuille, hélas! paraît flétrie;
> Bel arbre, d'où vient ta langueur? . .
> — Je ne suis plus dans ma patrie.

War denn Ovid unter den wilden Geten in einem Treibhause, daß er dort nicht minder schön gedichtet, als früher in Rom? Die Muse sucht den Leidenden, folgt ihm; wen der Schmerz nicht zum Dichter macht, wird es nie.

XIII.

De l'Education, par Madame Campan, surintendante de la maison d'Ecouen. Suivi des conseils aux jeunes filles, d'un Théâtre pour les jeunes personnes et de quelques essais de morale. Deux Volumes, Paris, 1824.

Ein sehr gutes Buch, dessen innerer Werth den Mangel äußern Glanzes reichlich ersetzt. Madame Campan wollte nur nützlich sein, und sie verschmähte zu glänzen, was der Vielerfahrenen leichter als mancher Andern gewesen wäre. Alte Erziehungsregeln, die sie gibt, sind so einfach, verständlich und naturgemäß, daß der Leser nie merkt, daß er etwas Neues erfährt. Unter den Vorschriften, wie man Kinder behandeln soll, ist keine, die zu befolgen der Mutterliebe schwer fiele; es müßte denn einer Mutter schwer fallen, auf sich selbst zu achten; denn die Lehren, welche die Verfasserin ertheilt, sind solcher Art, daß sie, in beharrliche Ausübung gebracht, die Selbsterziehung junger Mütter vollenden. Vielleicht sind einige unter ihren Grundsätzen, welche man nicht annehmen möchte. Doch selbst diese

würde man in ihrer Anwendung höchstens fruchtlos, nie aber schädlich finden.

Gibt es eine Lehre, in der sich ihr Lehrer abspiegelt, so ist es die Wissenschaft der Erziehung. Rousseau mußte sein Herz haben, um seinen Geist zu haben. Man versteht die Kinder nicht, ist man nicht selbst kindlichen Herzens; man weiß sie nicht zu behandeln, wenn man sie nicht liebt, und man liebt sie nicht, wenn man nicht liebenswürdig ist. Madame Campan, in ihrem Erziehungsbuche, bewährt sich, wie wir sie aus ihren Denkwürdigkeiten von Marie-Antoinette kennen gelernt. Sie erscheint als eine sehr achtungswürdige Frau, als ein weibliches Weib, das, männlich nur in Leiden, besser als viele Männer verstand, in eine wilde Zeit von dem Ufer der Besonnenheit hinauszuschauen; das gelernt und vergessen, und wohl wußte, was des Weibes höchste Würde ist. Denn nur darum ist es ihr gelungen, die Königin Marie-Antoinette zu rechtfertigen, weil sie für das Weib in ihr zu gewinnen wußte. Madame Campan handelt in ihrem Werke nur von der weiblichen Erziehung. Nur diese allein ist freier Leitung hingegeben und Fehler in ihr sind, weil leichter zu vermeiden, schwerer zu entschuldigen. Schon auf den Knaben wirkt die Welt, und selbst die strengste und sorgfältigste Erziehung vermag nicht die äußern Einflüsse von ihm abzuhalten. Auch soll sie es nicht. Werde der Knabe, wie es üblich ist, für die Welt erzogen, daß er sich ihr schmiege, werde er, wie es Pflicht wäre, gegen die Welt erzogen, daß er ihr widerstehen und sie beherrschen lerne: — immer wirkt die Zeit auf die Erziehung des Knaben und sie ändert sich mit ihr. Das Mädchen aber wird für die Häuslichkeit gebildet, und diese wechselt nicht. Zwar treten auch Frauen oft genug in die Welt hinaus; aber wo sie aufhören häuslich zu sein, hören sie auf Frauen zu sein. Dann mögen sie zusehen, wie sie sich zurecht finden in einem fremden Gebiete; dann verdienen sie keine Führung auf ihren verbotenen Wegen, keine Hilfe, wenn sie straucheln, kein Mitleid, wenn sie fallen. Und sie fallen immer, härter oder weicher. Die beleidigte Natur hat Schrecken genug sich zu rächen; sie hat böse Zaubermacht genug, ein liebvergessenes Weib aus Mißgestalt in Mißgestalt bis zur Kupplerin umzuwandeln, die die Lasterwirthschaft einer Spionen-Herberge führt.

Der erste Band dieses Werkes enthält die eigentliche Erziehungslehre. Zuvörderst wird die häusliche Erziehung, dann die öffentliche abgehandelt. Die häusliche Erziehung nennt Madame Campan die mütterliche, weil sie von der Mutter ausgeht und nur von dieser allein zweckmäßig geleitet werden kann. Unter öffentlicher Er-

ziehung wird diejenige verstanden, welche junge Frauenzimmer in öffentlichen Instituten erhalten, und wobei ganz andere Grundsätze als bei der häuslichen zu befolgen sind. Was in der physischen, moralischen und wissenschaftlichen Bildung des weiblichen Geschlechts zu beobachten ist, wird von der Verfasserin mit vollständiger Ordnung entwickelt. Doch so einfach auch die Darstellung ist, fehlt es darum nicht an feinern Wahrnehmungen aus dem menschlichen Herzen, dazu dienend, alte Regeln mit neuen Gründen zu vertheidigen. Die „Conseils aux jeunes filles“ bilden, als ein Anhang zum vorigen, ein eignes Werkchen, bestimmt, jungen Mädchen aus den niedrigen Ständen alles das zu lehren, was in ihren Lebensverhältnissen Religion, Sittlichkeit und Klugheit von ihnen fordern. Madame Campan, mit derjenigen prunklosen, wohlthätigen Gesinnung, die keinen andern Beifall erwartet und erhält, als das Lob des eignen Herzens, gefiel sich, junge Mädchen, die zum Dienen bestimmt sind, mit dem bekannt zu machen, was sie als Köchinnen, als Haushälterinnen, als Kammer- oder Kindermädchen zu thun und zu unterlassen haben. Sie hat in ihre Moral Erzählungen aus dem wirklichen Leben eingeflochten, Beispiele von Dienstmädchen liefernd, die durch Treue, Sittlichkeit und gutes Betragen Wohlstand, häusliches Glück, angesehene Männer und bürgerliche Achtung erlangt haben. Das Werkchen, obzwar in zusammenhängendem Vortrage, ist doch in kleine Abtheilungen getrennt, weil es bestimmt ist, in untern Schulen den jungen Schülerinnen stückweise in die Feder dictirt zu werden. Es wäre sehr zu wünschen, daß man diesen Theil des Werkes der Madame Campan besonders in das Deutsche übersetzen und das Büchelchen zu seiner angegebenen Bestimmung verwenden möge. Was die Erziehungslehre selbst betrifft, ist vielleicht besser, sie deutschen Müttern im Original in die Hände zu geben. Eine deutsche Uebersetzung, verbunden mit dem oft so unfreundlichen Drucke, würde dem Buche ein abschreckendes doctorales Ansehen geben. Auch würde die größere Aufmerksamkeit, mit der man immer ein Werk in einer fremden Sprache liest, hier dazu dienen, daß sich Mütter das Gelesene tiefer einprägen. Der zweite Band des Buches enthält, außer einigen moralischen Versuchen und einer anziehenden Novelle, sieben Kinder-Komödien, die sehr gut sind in ihrer Art, wie es hierin der französischen Literatur auch an ältern Mustern nicht fehlt. Sie sind zum Theil von den Schülerinnen der Madame Campan in ihrer ehemaligen Anstalt von St. Germain aufgeführt worden, und da zweckmäßig keine männliche Rollen darin vorkommen, wären sie auch an deutschen Mädchen-Instituten

zur Uebung in der französischen Sprache nützlich zu verwenden. Die Moral aller dieser Komödien ist ganz so wie sie sein muß, um Kindern faßlich zu werden, nämlich solcher Art, daß sie lehrt: die Tugend sei tüchtig; nur solche Leiden müsse man ohne Murren tragen, die Gott schickt, nicht die, die von gottlosen Menschen kommen; die wahre Tugend bestehe nicht in Dulden, sondern in Handeln, und die rechte Sittlichkeit, die heitere, beharrliche, unerschrockene, erwerbe früh oder spät, aber unausbleiblich, irdischen Vortheil und irdisches Glück.

XIV.

Der Mord August's von Kotzebue.

Freundes Ruf an Deutschlands Jugend, von Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Die Musen reden auch kosackisch; ich wußte es noch nicht. Vielleicht ist dieses die Sprache des Olympischen Hofes, deren er sich nur mit Adeligen bedient. Herr Baron Fouqué erzählt in seinem Vorworte, das kurz, im Stil des Tacitus, geschrieben ist: er habe seinen Freund Z—e, der ihm „diesmal so herrlich vorausgeritten in den Kampf", „Hurrah!" rufen hören, und sogleich seien „die Thränen der Thatenlust" in ihm aufgestiegen, und er wäre nachgeritten. Er sei freilich etwas spät gekommen, welches aber nicht seine Schuld gewesen.

Er macht kein großes Geheimniß daraus, wie er zu seiner jüngsten Begeisterung gekommen:

— — Der sangeskräft'ge Geist
Regt sich mir auf, schwingt seinen Fittig kühn,

und aus dem ewigen Liede, bekannt unter den Namen „Lieb' und Glaube":

— — segnend quoll
Ein Tropfen d'raus hernieder auf dies Blatt,
Es weihend mit dem Siegel ew'ger Kraft.

Mit den ewigen Kräften haben wir Alle seit dreißig Jahren vertrauten Umgang gehabt und wir wissen, welcher Natur solche Ewigkeiten sind. Unser Dichter wendet sich mit seinem Freundesrufe an die „theure Jugend Deutschlands", welche er ein „Blumenbeet" nennt, das „gediehen aus der Wahlstatt blut'gem Grund", reich und fröhlich, wie auch himmelan blüht. Er habe ein Recht, mit ihnen zu reden, wegen früherer Bekanntschaft, ob er zwar schon im Befreiungskriege 36 Jahre alt gewesen und er jetzt bereits mehrere graue Haare habe. Sein Herz sei aber noch jugendlich frisch,

— — ob oft auch überwebt
Von tiefer Wehmuthschleier Nebelgrau! —

Er geht weiter und sagt der deutschen Jugend, er wolle mit ihr gemeinschaftich den Erbfeind bekämpfen. Diese fragt, wo sich der Erbfeind aufhalte, und wer er sei? Sie muß rathen. Der Türk? Nein!

Der starrt, gelähmten Fittigs, dumpf und fern.

Die Franzosen? Auch nicht; die sind unschädlich gemacht.

Doch der Buonapartisten freche Schaar?

Ja, das ist der Feind, aber nicht der Erbfeind. Aber wo steckt denn sonst der Erbfeind? — Der Königlich Preußische Herr Major von Fouqué commandirt jetzt:

— — „Hand aufs Herz!" —

Die deutsche Jugend, welche ein zartes, schüchternes Blumenbeet ist, wird ganz verblüfft über diesen unerwarteten Ausgang der Sache, und fragt ängstlich:

„Wie? Erbfeind in der deutschen Jünglingsbrust?" —

Nicht anders, Kinder! Da steckt er.

— Unser Erbfeind, der aus Frankreich kam,
Das ist der irdisch list'ge, gierige Geist,
Entsprungen aus dem glaubenlosen Hirn
Erdsücht'ger Menschen, er am Boden fest,
In schlechter Liebe klebend, maulwurfsblind,
Für des erhabnen Jenseit sel'ges Licht.

Und so geht es weiter. Der Herr Baron macht ein schreckliches Gemälde vom Erbfeinde; ich möchte es nicht in der Geisterstunde lesen, wahrscheinlich ist es auch nicht in derselben gedichtet worden. Nach mehreren Verwandlungen erscheint der Erbfeind in Gestalt eines Gespenstes, das französisch spricht, weil die deutsche Sprache keine Worte hat für solche Gräuel. Das Gespenst „krächzt": Egalité! — Unité ... — Das ist aber immer noch der ärgste Erbfeind nicht; denn

— tiefer lauert ein schlimmrer noch:
Des Uebels Wurzel, schädlicher Alraun,
Mit Nachtgeheul verwirrend der Menschen Sinn.
Er hieß Voltaire, als er auf Erden stand!

Ich will offenherzig gestehen, daß dieses Alräunchen, oder Heckenmännchen Voltaire, welches bei Nacht heult, auch mir den Sinn verwirrt hat, so daß ich ihm mit ungemeiner Liebe ergeben bin und herzlich wünsche, er lebe noch, um alle unsere beklagenswerthen My=

stiker aus ihrem Somnambulismus zu wecken und von ihrer Narrheit zu heilen.

Endlich — etwas spät — kommt die Ermordung Kotzebue's zur Sprache. Der selbstbiographische Dichter singt:

— — Als ich zuerst
In meiner Zither Saiten prüfend griff,
Dem Meister, der mich lehrte, söhnlich treu,
Da war der Todte meines Meisters Feind, —
— — — — —
— — treulich war auch ich ihm Feind!
Als späterhin mir die gereifte Kraft
Anwies selbsteigenen Platz im Sängerkreis,
Da blieb der Todte gegenüber mir,
Mein ganzes Thun und Ringen seinem fremd.

Jetzt aber, da er todt sei, liebe er ihn sehr, und es wäre ihm herzlich leid, daß er umgebracht worden. Der Dichter tritt zu der Leiche und ruft, erst Weh! und dann Heil! aus verschiedenen Gründen.

Herr von Fouqué gibt sich prophetischen Trost, wenn etwa seine Fieberfaseleien sollten lächerlich gefunden werden:

Ja, spritzte solch ein kleiner Voltaire Gift
Auf meinen Dichterkranz, den mir mein Volk
Geflochten hat, und seine Stolbergs mir,
Sein Goethe mir bestät'gend festgedrückt
Auf meine Stirn. . . . . .

so . . . wolle er auch seinen Kranz, sein Liebstes, auf dem Altare des Vaterlandes opfern.

Herr Baron Fouqué hat, wie er sagt, am ersten Ostertage diesen seinen „Sangesspruch“ an die liebe deutsche Jugend, welche ein Blumenbeet ist, erlassen. Die Leute, die an diesem Feiertage spazieren gegangen sind, haben etwas Klügeres gethan. Der deutsche Satan hat einen Zug des Spottes in seinem Gesichte, welcher eine sehr wohlthätige Erfindung ist, weil jenes Schrecklichkeit dadurch gemildert wird. An die komische Miene, und nicht an den Pferdefuß des Teufels habe ich mich gehalten, als ich diesen Freundesruf Fouqué's beurtheilte. Hätte ich die Teufelei darin zergliedern wollen, dann wäre euch Angst geworden, Leser. Ein Wort nur. Gegen die Ermordung Kotzebue's wollte der Dichter eifern? O Thorheit! Gebt dem Teufel auf vier warme Sommermonate fünfzig solche Prediger, wie Fouqué, und heißt unterdessen die an=

dern Redner schweigen — und in dieser Zeit sinken tausend blutige Opfer, und tausend von Glaubenswuth berauschte Mörder fallen der Hölle und ihrem Hohngelächter zu.

XV.
Humoral-Pathologie.

Die Katze gehört zum edlen Geschlechte des Löwen; aber nur der Abschaum königlichen Blutes fließt in ihren Adern. Sie ist ohne Muth und darum ohne Großmuth; ohne Kraft, und darum falsch; ohne Freundlichkeit, und darum schmeichelnd. Der Tag blendet sie, am schärfsten sieht sie im Dunkeln. Sie liebt die Höhen nicht, sie liebt nur das Steigen: sie hat einen Klettersinn, und klettert hinauf, um wieder herabzuklettern. Minder widerlich ist selbst ihr tückisches Knurren, als ihr zärtliches Miauen. Nicht dem Menschen, der sie wartet, nur dem Hause, worin sie gefüttert worden, bleibt sie treu. Eine entartete Mutter, frißt sie ihre eigenen Jungen. So ist die Katze! So ist auch der Katzen-Humor, der in Hoffmann's Kater Murr spinnt. Ich gestehe es offen, daß dieses Werk mir in der innersten Seele zuwider ist, mag man es auch eben so kindisch finden, ein Buch zu hassen, das Einem wehe that, als es kindisch ist, einen Tisch zu schlagen, woran man sich gestoßen. Aber nicht über die genannte Schrift insbesondere, sondern über die darin fortgespielte mißtönende Weise, die auch in allen übrigen Werken des Verfassers uns beleidigend entgegenklingt, über die beständig darüber herziehende, naßkalte, nebelgraue, düstere und anschauernde Witterung will ich einige Worte sagen. Die Ueberschrift, welche diese Betrachtung führt, ein Wort, dessen Bedeutung die neuere Arzneikunst verwirft, wurde darum gewählt, weil gezeigt werden soll, daß der Humor in den Schriften des Verfassers der Phantasiestücke ein kranker ist. Der gesunde und lebensfrische Humor athmet frei, und stöhnt nicht mit enger Brust. Er kennt die Trauer, aber nur über fremde Schmerzen, nicht über eigene. Er berührt die Wunde nicht, die er nicht heilen kann, und reizt sie nie vergebens. Er sieht von der Höhe auf alle Menschen herab, nicht aus Hochmuth, sondern um alle seine Kinder mit einem Blicke zu übersehen. Was sich liebt, trennt er, um die Neigung zu verstärken; was sich haßt, vereinigt er, nicht um den Hader, um die Versöhnung herbeizuführen. Er entlarvt den Heuchler, und verzeiht die Heuchelei; denn auch die Maske hat ein Menschen-Antlitz, und in der häßlichen Puppe ist ein schönerer Schmetterling verborgen. Er findet

nichts verächtlich als die Verachtung, und achtet nichts, weil er nichts verachtet. Nichts ist ihm heilig, weil ihm Alles heilig erscheint; die ganze Welt ist ihm ein Gotteshaus, jedes Menschenwort ein Gebet, jede Kinderlust ein Opfer auf dem Altare der Natur. Er zieht den Himmel erdwärts, nicht um ihn zu beschmutzen, sondern um die Erde zu verklären. Er kennt nichts Häßliches, doch verschönt er es, um es gefälliger zu machen. Er liebt das Gute und beklagt die Schlechten; denn das Laster ist ihm auch eine Krankheit, und der Tod durch des Henkers Schwert nur eine andere Art zu sterben. Er zürnt mit seinem eignen Zorne, denn nur das Ueberraschende entrüstet, und nur der Schlafende wird überrascht. Er verspottet seine eigene Empfindung, denn jeder Regung geht Gleichgültigkeit vorher, und jede Vorliebe ist eine Ungerechtigkeit. Er erhebt das Niedrige und erniedrigt das Hohe, nicht aus Trotz, oder um zu demüthigen, sondern um beides gleich zu setzen, weil nur Liebe ist, wo Gleichheit. Er tröstet nicht, er unterdrückt das Bedürfniß des Trostes. Stets rettend, lindernd, heilend, verletzt er sich selbst mit scharfem Dolche, um dem Verwundeten mit Lächeln zu zeigen, daß solche Verletzungen nicht tödtlich seien. Seine Sorgfalt endet nicht, wenn die Wunde sich geschlossen; Narben sind auch Wunden, die Erinnerung ist auch ein Schmerz; er glättet jene und vernichtet diese. Der Geist der Liebe haucht fort und fort aus ihm, Alles befördernd; er treibt das Schiff, wenn es die Gefahren des Meeres, und führt es zurück, wenn es den Hafen sucht — er rechtet nicht mit den Begehrungen der Menschen, denn Suchen beglückt mehr als Finden.

Der gute Geist der Liebe, der versöhnt und bindet und die im Prisma des Lebens entzweiten Farben in den Schooß der Mutter-Sonne zurückführt, jener Geist — er kommt nie ungerufen — beseelt die Werke des Verfassers der Phantasiestücke nicht mit dem leisesten Hauche. Das neckende Gespenst des Widerspruchs, das jede Freude verdirbt, und jeden Schmerz verhöhnt, steigt dort, von grauser Mitternacht umgeben, aus dem Grabe aller Empfindungen herauf. Er führt uns auf die höchsten Gipfel, um uns tiefer herabzustürzen, und selbst sein Himmel ist ein unterirdischer. Er dringt in die Tiefe aller Dinge, um ihren geheimnißvollen Wechselhaß, nicht um ihre verschwiegene Liebe zu verrathen. Kreisler ist der Unglücklichste aller Verdammten, er ist ein gestürzter Engel. Die Brücke, welche der gute Humor über alle Spalten und Spaltungen des Lebens führt, reißt der entartete nieder; die Harrenden auf beiden Seiten strecken sich sehnsuchtsvoll die Arme entgegen, und verzweifeln um so mehr, je näher die Ufer sind. Selbst die Musik,

diese Himmelskönigin, die er liebend verehrt, steht in unerreichbarer Ferne von ihm; sie hört seine Gebete nicht, und nie gab es eine mißtönendere Seele, als die jenes Kreisler, der rastlos den Wohllaut sucht, und niemals findet, weil der Widerklang im eignen Herzen fehlt.

Empfindlichkeit und Spott sind die beiden Pole, jene der anziehende, dieser der abstoßende des Humors. Aber nur in der Mitte ist der Indifferenzpunkt der Liebe. Wo sie versöhnt zusammentreffen, da schmilzt die eine den Frost des andern, oder der Spott kühlt säuselnd die Sonnenglut der Empfindung ab. Wenn sie aber auseinander stehen, ist die Empfindlichkeit nur eine gefährliche Abneigung, eine launische Wahlverwandtschaft, die uns mit einem Stoffe verbindet und von tausenden trennt, — und der Spott wird zum Hasse. So in seine Bestandtheile gespalten, erscheint der Humor in den genannten Werken, und ganz so, wie er dem Meister Abraham tadelnd zugeschrieben wird, nicht „als jene seltene wunderbare Stimmung des Gemüths, die aus der tiefern Anschauung des Lebens in all seinen Bedingnissen, aus dem Kampfe der feindlichsten Principe sich erzeugt, sondern nur durch das entschiedene Gefühl des Ungehörigen, gepaart mit dem Talent, es ins Leben zu schaffen, und der Nothwendigkeit der eignen bizarren Erscheinung. Dieses war die Grundlage des verhöhnenden Spottes, den Liscov überall ausströmen ließ, der Schadenfreude, mit der er Alles als ungehörig erkannte, rastlos verfolgte, bis in die geheimsten Winkel." Kreisler hat sich selbst das Urtheil gesprochen: nicht anders ist sein eigener Humor. Ein zerrissenes Gemüth, ein Alles zerreißender Spott. Seine Gefühle sind nur Verzerrungen, nicht rührender als das Zucken des Froschschenkels an der galvanischen Säule, und der Friede seines Gemüths zeigt nur die Ruhe einer Maske. Was die Natur am innigsten verwebte, zieht er in die Fäden der Kette und des Einschlags auseinander, um hohnlächelnd ihre feindlichen Richtungen zu zeigen. Daher auch seine harten Schmähungen, mit welchen er diejenigen verfolgt, die an musikalischen Spielen ihre Lust finden und welchen die Kraft oder Neigung fehlt, die Kunst als heiligen Ernst zu fassen und auszuüben. Kreisler fordert unduldsam, seine Göttin solle, gleich dem grausamen Gotte der Juden, dem auserwählten kleinen Volke der Künstler ausschließlich zugehören. Noch nie haben Priester den Tempel, den sie bewahren, Gläubigen verschließen wollen! Musik ist Gebet; ob nun das Kind es herstammle, ob der rohe Mensch in roher Sprache es halte, ob der Gebildete in sinnigen geistvollen Worten — der Himmel hört sie mit gleicher

Liebe an und gibt jedem den Widerklang seiner Empfindung als Trost zurück. Das Gassenlied, das den rohen Gesellen hinauftreibt, ist so ehrwürdig als die erhabenste Dichtung Mozarts, die ein empfängliches Ohr begeistert. Und welche Musik ist beglückender, die berauschende des wahnsinnigen Kapellmeisters, die als Bacchantin und Furie das Herz durch alle Wonnen, durch alle Qualen peitscht, oder die sanft erwärmende, die still erfreut und täglich und häuslich genossen werden kann? Darf man eine Freude zerstören, weil man sie verwirft und nicht theilen mag? Warum gegen die musikalischen Tändeleien eifern, da durch sie allein die ernste Kunst fortgepflanzt wird, weil jede Größe in Kunst und Wissenschaft nur die zusammengezogene Zahl vorhergehender kleinerer Zahlen ist, und da kein Gut an die Stelle des Genusses käme, wenn nicht seines Werthes unkundige Fuhrleute, sich mit dem Ertrage des Gewichts begnügend, es weiter brächten?

Kater Murr und die ihnen vorhergegangenen Werke seines Verfassers sind Nachtstücke, nie von sanftem Mondscheine, nur von Irrwischen, fallenden Sternen und Feuersbrünsten beleuchtet. Alle seine Menschen stehen auf der faulen wankenden Brücke, die von dem Glauben zum Wissen führt; unter ihnen droht der Abgrund, und die erschrockenen Wanderer wagen weder vorwärts zu schreiten noch zurück, und harren unentschlossen, bis die Pfeiler einstürzen. Das ist seine Stärke, seine Wissenschaft und seine Kunst, — die Geisterwelt aufzuschließen, zu verrathen das Leben der leblosen Dinge, an den Tag zu bringen die verborgenen Fäden, womit der Mensch, und der glückliche, ahnunglos gegängelt wird; jede Blume als ein lauerndes Gespensterauge, jeden freundlich sich herüber neigenden Zweig als den ausgestreckten Arm einer zerstörenden dunkeln Macht erscheinen zu lassen. Es ist der dramatisirte Magnetismus, und wenn das Conversations-Lexikon von jenem Schriftsteller bemerkt: daß er durch die grellsten Dissonanzen zur harmonischen Auflösung durchdringe, so ist ja eben in dieser Auflösung das Anschauernde, Unheimliche, Verletzende. Eine unerklärliche schreckliche Erscheinung wird dem Erzähler nicht geglaubt und mag als Werk der Einbildungskraft erheitern; aber sobald er sie natürlich erklärt und so den Glauben erzwingt, weckt er den Menschen aus seiner fröhlichen Sorglosigkeit, zieht ihn von den freundlich lichten Höhen in den dunklen Abgrund hinab, wo die zerstörende Natur unter Scherben und Leichen sitzt. Ein Streben, das keinen Dank verdient.

Es freue sich,
Wer da athmet im rosigen Licht;

Da unten aber ist's fürchterlich!
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen,
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Nur allein die Liebe, die ihm mangelt, kann dem Verfasser des Kater Murr Verzeihung gewähren selbst für diesen Mangel, und wir endigen besänftigt und besänftigend mit den Worten, die Faust seiner den Unhold ahnenden Margaretha sagt:

Es muß auch solche Käuze geben.

XVI.

Gelasius, der graue Wanderer im neunzehnten Jahrhundert.

Ein Spiegelbild unserer Zeit. Von G. A. Freiherr v. Maltitz.
Erstes Bändchen. Leipzig, Industrie-Comptoir. 1826.

Der Federzeichnung vor dem Buche, die den grauen Wanderer darstellt, gebühren einige Worte antetitularischer Kritik. Sehen wir zuerst nach den Füßen, als nach den wichtigsten Theilen eines grauen Wanderers. Sie sind im Gehen begriffen, machen große Schritte und tragen Schuhe mit hohen Absätzen. Eine große Unbequemlichkeit für Fußwanderer! Vielleicht wollte der sinnige Künstler damit andeuten, daß Einer, der wie Gelasius ethisirend durch die Welt geht, einen schwankenden unsichern Gang habe und daß ihn der Kothurn nicht ohne Gefahr über die Menge erhebe. Der lange hagere Gelasius trägt einen Stab, der so lang ist, als er selbst. Es ist ein roher Baumstamm, nach oben wie eine Gabel ausgezackt und zugespitzt. Dieser Stab würde, als Waffe gebraucht, den, der ihn führt, schwerer verwunden, als den, den er träfe. Das Gesicht des grauen Wanderers hat etwas von einem Juden und etwas von einem Engländer, und zwischen beiden Etwas liegt viel Schwermuth und einige Gutmüthigkeit; den Kopf bedeckt ein niedriger Hut mit breiten Krämpen, welche auf Nichtachtung schlimmen Wetters hinzeigen. Der lange herabschlotternde Mantel gehört in seinem Hintertheile, seinem Kragen zumal, der neuen Zeit, dem Carbonarismus an; mit seinem Vordertheile aber, besonders mit seinem Knopfsysteme, der alten Zeit und Mode. Die Vergangenheit vor die Gegenwart zu stellen, war ein Fehler, wenn es keine Satyre war. Aber unbedenklichen Tadel verdient ein anderer gezeichneter Umstand. Nämlich aus der Richtung der flatternden Haare und des wallenden Mantels ersieht man, daß Gelasius den Wind im Rücken hat; er geht also mit dem Winde. Im Buche aber geht er gegen den Wind; Haare

und Mantel sollten also zurückflattern. Die Gegend, in welcher sich Gelasius befindet, ist flach, es ist eine brandenburgische Landschaft, und die schöne Natur reicht dem Wanderer kaum bis an die Knöchel. Unter den Schuhen, die vermittels ihrer hohen Absätze Brückenbogen bilden, sieht man den Sand fließen. Möchte dieses, auch als unbezeichnende Zeichnung, getadelt werden dürfen!

Nach der Zeichnung folgt der Titel, nach diesem kommt ein Vorwort an mein deutsches Vaterland, in ungereimten Versen abgefaßt. Der Dichter sagt darin: Deutschland sei ein Eichenwald, aber das Krüppelholz lasse die Eichen nicht aufkommen und der Jugend zarten Keim unterdrücke der Gewohnheit alter Schleim. Das niedrige Gestrüppe .... doch das Summiren fällt mir gar zu schwer, ich will lieber die Verse selber hersetzen — ich habe nie recht lernen können, Brüche zu addiren.

Vorwort an mein deutsches Vaterland.

Wenn im wild verhaunen Forste,
Wo des Bodens urgediegne Kraft
Stolz, den eignen Werth erkennend,
Nur die kräftge Eiche fordert;
Wenn nun da durch falsch geführten Hau,
Durch des Sturmes rauhes Wüthen,
Jener einst so mächtge Eichenrain
Jetzt von wild verwachsenem Gestrüppe
Schlechten Holzes rings umzogen liegt,
Und den Aufschlag junger Eichen
Rings das Krüppelholz verhindert, —
Ist es einem kräftgen Förster da,
Dessen Lust der Stolz des Waldes ist,
Zu verargen, wenn er zornentbrannt,
Selbst in einem fremden Forste — —
Länger nicht den Frevel sehen kann
Und mit hochgeschwungner Axt
Auf das Krüppelholz, so groß, wie klein,
Seine raschen Hiebe führet,
Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu schaffen,
Und, was lange unterdrückt gestanden,
Frisch zu sehn mit frischen Trieben prangen?

So ergeht's, mein deutsches Vaterland,
Mir, erblick' ich in dem matten Spiegel
Dieser abgedorrten Zeit,
Deiner einst'gen Größe Eichenhaine,
Jenes festen Sinnes festen Stamm,
Rings umgeben von dem Krüppelholz
Flacher Alltagsformeln unsrer Tage,
Unterdrückt vom niedrigsten Gestrüppe
Einer faden Schlechtigkeit.
Einsam stehn im wüstverhaunen Forste
Deiner einst vereinten Landespracht
Wenig stolze Eichenhäupter
Eines wahren vaterländschen Sinnes,
Wenig noch und trauernd da,
Und der raschen Jugend zarte Pflanze
Wird, emporgeschossen kaum,
Von dem rings umzognen Strauche,
Der Gewohnheit altem Schleim,
Unterdrückt im ersten Keim.
Seh' ich dieses, ha! entbrennt mein Zorn;
Und so mögst du, theures Vaterland,
Mir's in diesem Büchlein nicht verargen,
Wenn ich kühn, in wilden Satyrhieben
Jene Axt des zorn'gen Försters schwing'
Auf der Zeit verkrüppeltes Gestrüppe;
Denn vielleicht erschafft mein wilder Hieb
Manchem schwachen Pflänzchen stärkres Leben,
Welches sich zu freierem Wuchse spornt;
Und fürwahr vermöcht' von Tausenden
Dieses ich von einem nur zu sagen,
Will ich muthig immer vorwärts schlagen.

Herr von Maltitz meint es gut, ich meine es auch gut, und wir gehen doch nicht mit einander. Das ist sehr verdrießlich! Der Dichter hat zwar, als zornentbrannter Förster, kräftig gesprochen; aber der Deutsche soll kein Förster sein, ondern ein Mensch. Das ist der Jammer! Unter einer Million Deutsche gibt es nur zehn Menschen. Die übrigen sind Schneider, Kaufleute, Soldaten, Justizräthe, Astronomen, Diplomaten, Geistliche, Gelehrte, Polizeidirectoren, Förster — und was man sonst noch sein kann, wenn man nichts ist. Der Schneider sieht die Welt für einen Kleiderschrank an, der Kaufmann für eine Börse, der Soldat für eine Ka=

ſerne, der Juſtizrath für eine Canzleiſtube, der Aſtronom für eine Sternwarte, der Diplomat für ein Staatsgeheimniß, der Geiſtliche für eine Kirche, der Gelehrte für eine Bibliothek, der Polizeidirector für eine Diebsherberge, und der Förſter, wie wir eben geleſen, für einen Wald. Der Menſch aber ſieht die Welt für das Alles zugleich an. Warum ſoll Deutſchland ein Eichenwald ſein? Im Walde ſchrecken Räuber und Hexen, Sümpfe und Irrlichter, wildes Heer und Köhlerglaube. Die Freiheit, die in den Wäldern wohnt, iſt nur die Freiheit des Wildes, das flüchten kann vor dem Jäger; aber ſein Tag kommt doch, früher oder ſpäter. Ich lobe mir häusliches Wohlleben. Warum ſollen die Deutſchen Eichen ſein? Was iſt Schönes an der Eiche? Sie trägt keine Blüte, die erfreut, keine Früchte, die erquicken, ſie gibt nur Holz und Schatten. Das Holz freilich können wir Froſtigen brauchen; aber wozu Schatten? Iſt uns zu heiß? Iſt nicht Deutſchland der Eiskeller Europa's? Wird nicht jedem phantaſirenden Volke das deutſche, als kalter Umſchlag, um den Kopf gelegt? Haben nicht Paris, Mailand, Rom, Neapel, Palermo, Madrid und Rio Janeiro ihre deutſchen Krankenwärter? Und eine Eiche, was ſie ja Gutes bringt, ſie bringt es ſo ſpät! Eine Eiche iſt wie eine Darmſtädter Anleihe: erſt nach unzähligen Jahren zahlt ſie die Zinſen für längſt begrabene Mühe und Sorge. Iſt das kluge Wirthſchaft? Der unverſtändige Ahn, der ſich und ſeine Kinder ſpäten Enkeln aufopfert, hat die Enkel mit geopfert. Doch weil dem Herrn von Maltitz gar zu viel daran gelegen, ſo mögen die Eichen leben. Aber das Krüppelholz will auch leben. Das Krüppelholz zu vernichten, ſei es mit hochgeſchwungener Axt, ſei es mit wilden Satyrhieben,

Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu ſchaffen —

— das iſt ſpartaniſch, aber gar nicht chriſtlich. Alles ſoll leben, jedes ſoll leben. Jedes ſoll auch ſeinen Lebenskreis erweitern dürfen — nicht, indem es von außen anmaßlich und rechtſtörend ſich vergrößere, ſondern indem es ſich von innen nach außen erweitere, ſo viel es mag und kann. Platzt Eines darüber, deſto ſchlimmer für den Froſch; doch auch zu platzen muß jedem erlaubt ſein. Was wollte der Dichter mit der einſt vereinten Landespracht? Ich kenne keine ſolche. Zwar will ich aufrichtig geſtehen, daß ich mehr deutſche Geſchichte gelebt, als geleſen, und daß ich in meinen ſchönen Secundaner Jahren über das deutſche Mittelalter zum letzten Male eingeſchlafen war. Es wäre mir aber doch in der Erinnerung geblieben, hätte ich je etwas bemerkt von Landespracht. Doch nicht ſo ein

mystisches Vaterland etwa? Das mag Träumern genug sein; der Wachende hat die Abgötterei des deutschen Kaiserdienstes immer als Aberglauben verlacht. Ich möchte wissen, wo die wenig stolzen Eichenhäupter, die noch trauernd da stehen, zu finden? Im tausendjährigen deutschen Walde sah ich nur zwei erhabene Bäume: die Eiche Luther und die Palme Mozart; das Uebrige ist Krüppelholz... Friedrich?... Nun ja, wer nur seinem Augenmaße trauen dürfte! Weil Könige hochstehen, weiß man nie gewiß, wie groß sie sind; man weiß nur, welche größer. Und jene stolzen Eichenhäupter, die noch vorhanden, stehen trauernd da! Stolz und trauern! Aber so ist es. Die Deutschen haben immer mehr geklagt, als gerichtet, und jedes andere wackere Volk dürfte den Deutschen spottend zurufen, was einst Cid seinem feigherzigen Feinde Bermutz ins Ohr gedonnert:

Lengua sin manos, cuemo osas fablar?

Nach dem Vorworte folgt eine Zueignung seiner vierfüßigen Majestät an den Setzkasten dieses Buches. Darin lesen wir erstens: das „Sünden-Setzregister Sr. hochpreßbenglichen Gnaden", nämlich, das Verzeichniß der Druckfehler. Zweitens erfahren wir: es würden dem ersten Bändchen vielleicht noch zwei andere folgen, die „allerlei von Kunst, Wissenschaft, häuslichem Leben und dergleichen angenehmen Zeitdingen" erzählen werden. Drittens sagt der Teufel: „Was übrigens das Ganze eigentlich ist, weiß der Teufel selbst nicht." Desto besser für den Recensenten, dann kann er aus dem Buche machen, was er will! Endlich klagt der Dichter: „Ganze Stellen" des Buches, „die bessern"... „besonders in der Leidensgeschichte meines Volks", hat die Censur gestrichen. Warum macht es der Verfasser nicht wie sein Recensent? Dieser, wenn er nicht sagen darf, was er denkt, sagt das Gegentheil, und Lügen werden nie gestrichen. Herr von Maltitz wird sich davon überzeugen, wenn er nächstens zu seinem Erstaunen lesen wird: „Es war immer ein Glück, ein Deutscher zu sein, aber jetzt ist es eine Ehre geworden." Wir müssen bei den Schmugglern in die Schule gehen. Haben doch diese ersonnen, Brabanter Spitzen in dem Bauche eines Kaninchens einzuschwärzen — warum sollten wir auch nicht lernen, unsere Spitzen zu verstecken? Ist doch kein Leser so dumm, daß er nicht wüßte: wo eine Scheide, da ist ein Schwert.

Der Zueignung folgt die Einleitung nach. Das Buch ist sehr in einander geschachtelt, und jeder Inhalt ist wieder Deckel. Wir treffen mit dem grauen Wanderer endlich zusammen. Gelasius ist eine Hypothek, auf welche die heilige Polizei den ersten Insatz

hat und der Teufel den zweiten. Die Priorität kann nie streitig werden. Nämlich zur Zeit Karls des Großen war Gelasius als sogenannter Rebell auf dem Blutgerüste gestorben. In dem Augenblicke, da der Henker mit dem Schwerte ausholen wollte, trat der Teufel zum Delinquenten und flüsterte ihm ins Ohr: wenn er sich ihm verschreiben wolle, werde er ihn nach dem Tode wieder beleben. Gelasius hatte keine Zeit zu überlegen und sagte ja. Hätte er sich besinnen können, würde er sicher den Teufel gefragt haben: ob es ihm nicht leichter fiele, einen Lebenden beim Leben zu erhalten, als einen Todten wieder aufzuwecken? Der Kopf fällt und Gelasius lebt weiter. Es geht ihm aber wie jedem Amputirten: er fühlt Schmerzen an einem Gliede, das er gar nicht mehr hat. Gegenwärtig, nach tausend Jahren, lebt Gelasius unter dem Namen Gelasius Grabe, als Stadtsecretär im norddeutschen Landstädtchen Kreuzburg. Er hat es in den tausend Jahren nicht weit gebracht. Eine Menschen-Seele muß doch wenig mehr sein, oder der Teufel ist knickrig geworden! Der Stadtsecretär erscheint den Kreuzburgern als ein siebzigjähriger Mann; er ist blaß, ein Hagestolz, ißt und trinkt wenig und läßt sich im strengsten Winter das Zimmer nicht heizen.... Es ist Nacht. Der Wächter singt vor Gelasius' Hause ein mystisch-kabalistisch-humoristisches Lied. Das Lied hat den Refrain:

Unsre Glock' hat zehn geschlagen —
Null ist nichts und Eins ist wenig.

Der Nachtwächter weiß nicht, was er singt; aber es ist Verstand im Liede. Null ist nichts und Eins ist wenig — weil das monarchische Eins sich die übrigen Neun als Rundbauch angefüttert und sie zur Null gemacht. Ständen alle Zehn selbstständig neben einander, dann wäre Eins viel und die Zehn bildeten mehr als tausend Millionen... Wir treten in Gelasius' Studirstube. Er philosophirt, spricht allerlei von Wahrheit und Klarheit, von Teufel und Zweifel, kurz — er Faustirt. Da schlägt es Mitternacht und der Teufel erscheint; denn der tausendjährige Vertrag ist gerade abgelaufen. Als aber der Teufel seine Waare sieht, denkt er vermuthlich, sie sei der Fracht nicht werth, gibt Gelasius frei und sagt ihm freundschaftlich: es sei gar nicht nöthig, daß er geholt werde, er werde noch einst freiwillig zur Hölle fahren. Gelasius beginnt eine neue Laufbahn und so hätten wir eigentlich der Großmuth des Teufels gegenwärtiges Buch zu verdanken. Es enthält nach Abstreifung aller Häute: Des Herrn Secretär Gelasius Grabe Leben und Schicksale, in sechs Kapiteln. Die Schicksale werden aber nicht erzählt, sie erzählen sich selbst, sie treten dramatisch auf.

Erstes Kapitel. Darin sagt Gelasius unter Anderem:

Der Same, den ich einst fürs deutsche Wohl
An jenes Karls allmächt'gem Throne sä'te,
Er muß erwachsen, muß erblühet sein.
Ich bin's gewiß; auch selbst dem fernsten Norden,
Ihm ist ein längrer Tag zu Theil geworden.

Selig sind, die da glauben! Mit dem Norden hat es seine Richtigkeit ... so ein langer Tag, wie ihn die Juden haben. Zweites Kapitel. Die Axt wird über mancherlei Krüppelholz geschwungen; es fallen wilde Satyrhiebe: auf schlechte Chausseen, schlechtes Forstwesen, Mauthen, Unreinlichkeit der Straßen, Bauwesen, auf die Köpfe aller Deutschen. Drittes Kapitel. Scene auf dem Brocken. Walpurgisnacht. Der Teufel sitzt auf dem Felsenthrone und ruft die bösen Geister herbei, sich um den Preis für die höchste Schandthat zu bewerben. Es erscheinen: Krieg, Wollust, Eitelkeit, Aberglaube und Priestertrug. Letztere zwei erhalten den Preis. Die Sieger können sich glücklich schätzen, daß größere Künstler als sie zu stolz gewesen, an den Olympischen Kinderspielen auf dem Brocken Theil zu nehmen. Viertes Kapitel. Gegen das Schulwesen und Mehreres. Ein Lohnlakai spricht:

Ja, tränk' der Deutsche statt des Bieres Wein,
Da könnt's vielleicht um etwas besser sein!
Doch der Kartoffelstoff, die Hopfengährung
Erzeugen nie des freien Geist's Gebärung.

Wie? Die Engländer trinken Bier, die Holländer essen Kartoffeln und die Italiener trinken herrlichen Wein und essen keine Kartoffeln, sondern Macaroni vom feinsten Mehle.... Fünftes Kapitel. Tollhaus. Sechstes Kapitel. Gelasius im Gefängnisse der Stadt Judaea nova. Es hätte eben so gut heißen können: sitzt gefangen in Europa. Mehr geographische Genauigkeit wäre zu wünschen.

Dieses Buch kann manchen Hunger stillen; doch laben, doch erquicken wird es Keinen. Der Verfasser war zu ängstlich. Den deutschen Schriftstellern ergeht es jetzt oft, wie jenem jungen Officier in seiner ersten Schlacht, der sich tödtete aus Todesfurcht — sie censiren sich selbst aus Furcht vor der Censur. Es ist eine unselige Schwäche! Fremde Beschränkung fesselt den Geist, die eigne lähmt ihn. Es betrübt uns, daß der Dichter so betrübt ist. Er kämpft nicht siegesfroh, wie Einer, der das Recht besitzt, er verzweifelt, weil er zweifelt. So waren jene Helden nicht, die für ihren Glauben lebten und starben. Noch auf dem Scheiterhaufen sangen sie Sie-

geslieder, die Flamme, die ihre Gebeine verzehrt, verzehrte ihre Hoffnung nicht, und wie ein Phönix stieg die Wahrheit aus der Asche empor und flog mit glänzendem Gefieder dem kommenden Geschlecht entgegen. Du aber, grauer Gelasius, was soll ich dir sagen? Du bist so alt und noch so unerfahren, hast tausend Jahre gelebt und klagst noch? Jede Zeit hat ihre Kruste; jede Zeit, so lange sie frisch, hat ihre Krume. Aber alt geworden, ist sie hart und trocken durch und durch, und essen müssen wir sie, sie erweichend mit unsern Thränen, oder uns die Zähne daran brechend. Die Vorsehung ist eine sparsame Wirthin, sie schafft keine frische Zeit herbei, so lange von der altbackenen noch ein Stückchen übrig.

XVII.

Geschichte des ewigen Juden.

Von ihm selbst geschrieben.

Enthaltend einen kurzen und wahrhaften Abriß seiner bewundernswürdigen Reisen seit ungefähr achtzehnhundert Jahren. Aus dem Französischen. Gotha bei Ettinger. 1821.

Es hat mir immer lästerlich geschienen, zu glauben, daß der Heiland, der Gott der Liebe, des Erbarmens und der Versöhnlichkeit, eine kurze Kränkung, die ihm auf dem Wege zum ewigen Leben widerfahren, so furchtbar habe rächen können, daß er den Beleidiger zu endlosem Jammer verflucht. Der jüdische Schuhmacher Ahasverus war, wie alle Juden und sitzenden Handwerker, furchtsamen Herzens, und vielleicht nur um bei dem Statthalter Pilatus nicht in den Verdacht demagogischer Umtriebe zu kommen, hatte er sein Mitleid verschlossen und gegen das erhabene Schlachtopfer der Gewaltherrschaft gehandelt, wie er gethan. So dachte ich und darum freute es mich eben so sehr, als es mich wenig wunderte, da ich las, was der ewige Jude, der Herr Verfasser dieses Buches, von seinem eignen Leben erzählt. Man erfährt, daß er gar nicht so unglücklich ist, als man gewöhnlich glaubt, etwa die Leiden abgerechnet, die es einem Manne von großem Verstande und ziemlicher Billigkeit verursachen muß, die Narrheiten und Bosheiten aller Völker und Zeiten mit ansehen zu müssen, ohne jene heilen und diese bestrafen zu können. „Ich bin ein Israelit — sagt der Herr ewige Jude im Anfange seiner Beschreibung — aus dem Stamme Zabulon. Im Jahre dreiunddreißig der jetzigen Zeitrechnung habe ich Jerusalem verlassen und bin seitdem unaufhörlich gereist und muß noch bis zum Ende der Welt reisen. Das ist mein Loos; das der

unwiderrufliche Beschluß, welcher mir durch eine Stimme vom Himmel kund ward, an dem Tage, wo ich Jerusalem verließ. Ich zählte damals fünfundvierzig Jahre und bin seitdem nicht älter geworden. Tod und Krankheiten haben keine Gewalt über mich; ich bin unverbrennbar und unverwundbar; ich esse und trinke nur zu meinem Vergnügen und nicht aus Bedürfniß; ich schlafe nie; ich bin nicht müde; ich verstehe und rede alle Sprachen." Da hört man es! Ist der Mann unglücklich zu nennen, den die besten Jahre nie verlassen, der nie Hunger und immer Eßlust hat, der nie Arzt und Apotheke braucht, der keine lachende Wittwe hinterläßt; der sich nie die Finger verbrennt; den Amor's Pfeile nicht verwunden; den kein Buch bis zum Einschläfern langweilen kann; der, da er alle Sprachen versteht, sich keiner schlechten Uebersetzungen zu bedienen braucht und der endlich Schulden machen kann so viel er will, da man ihn nicht einsperren kann, weil er nur drei Tage am nämlichen Orte bleiben darf? Ein solcher Mensch ist glücklich zu nennen und gar Mancher würde mit ihm tauschen. Auch merkt man dem Herrn ewigen Juden seine Wohlbehaglichkeit an, er ärgert sich nie, Andere selten. Sein Werk ist sehr zu empfehlen, besonders dem weiblichen Geschlechte, das bei Männern und Geschichten am meisten angezogen wird von dem, was äußerlich erscheint und in die Sinne fällt — von Gestalt, Gesichtsbildung, Farbe, Blick, kurz von allem demjenigen, was von der Personalbeschreibung eines Zeitgeistes in den Paß gesetzt würde, wenn sich der Geist der Zeit je um die Polizei bekümmerte. Das Schmackhafteste aus der Geschichte seiner Zeit, das heißt der letzten achtzehn Jahrhunderte, hat der Herr Ahasverus zusammengelesen, so daß sein Werk eine Bonbonnière voll historischer Bonbons zu nennen ist, oder um mit Mozin und Heyse reines Deutsch zu sprechen: eine G u t c h e n b ü c h s e, angefüllt mit geschichtlichen S ü ß b r ö d c h e n. Das artige Buch wird sich schon selbst empfehlen.

XVIII.

Irländische Erzählungen.

Zur Kenntniß der Sitten, der Gebräuche und des Volkslebens in Irland. Aus dem Englischen. Zwei Bändchen. Breslau bei Max. 1826.

Stille und anspruchslose Erzählungen, die ihren Leser ohne Eigennutz auf dem kürzesten Wege zum Ziele führen und mehr zu nützen als zu gefallen suchen. Die Dichtung hat sie nicht geschmückt, sie tragen alle die gesunde Farbe der Wahrheit. Sie machen uns mit Irlands Lage auf eine angenehme und faßliche Weise bekannt.

Sie zeigen uns die große Noth des Landes, in Scheidemünze unter seinen Bewohnern verbreitet, die Leiden des Volkes in dem Kleinleben der Familien; denn die Sonne spiegelt sich in einem Glase Wasser, wie im Ocean. Wir finden die hohe Politik unter den niedrigsten Strohdächern und harte Staatsmaximen in die Suppe armer Häusler gebrockt. Irland, das unglückliche Stiefkind der englischen Regierung, leidet nicht blos durch die Freiheit, die man ihm geraubt, sondern auch durch die, welche man ihm gelassen. Die frevelhaften Neigungen des gereizten Volkes finden keine wohlthätigen Schranken, die erste Uebertretung führt ohne Hinderniß zur letzten, leises Murren springt zur Empörung über; denn die Mauer, welche die Gesetze umschließt, ist hinter dem Blutgerüste aufgeführt. Kann auch eine Erscheinung, an die wir so sehr gewöhnt, uns nicht mehr erschrecken, so wird doch keine Gewohnheit die Trauer stumpf machen, mit der wir wahrnehmen: daß eine Regierung, die einst den Muth hatte, vier Millionen ihrer Unterthanen ihres Glaubens willen der Freiheit zu berauben, und dieses plötzlich, unvorbereitet mit einem Schlage — daß diese Regierung den Muth nicht hat, ihre Ungerechtigkeit eben so schnell wieder gut zu machen, sondern dabei mit einer Bedächtigkeit verfährt, die einst, als sie die Ungerechkeit beging, löblicher gewesen wäre. Dazu gesellt sich die ungleiche Vertheilung der Güter, die in Irland auf das Aeußerste getrieben. Dieses alte Geschwür alter Staaten sucht man jetzt in dem neuen und gesunden Frankreich durch Reizmittel künstlich hervorzubringen, um die Franzosen monarchisch zu machen. Auch daß die großen irländischen Gutsbesitzer in den Hauptstädten wohnen und dort das Mark des Landes verzehren, trägt zum Unglücke des Volkes bei. Mit solchen beweinenswerthen Uebeln macht uns die Erzählung bekannt, und ihre Belehrung entschädigt uns für den Kunstwerth, der ihr mangelt. Doch auch die Gastfreundlichkeit und andere gesellige Tugenden der Irländer lernen wir kennen und lieben. Der Erzähler drückt sich über diese Lichtseite seiner Gemälde wie folgt aus: „So seltsam es auch immer klingen mag, so ist es deshalb doch vollkommen wahr, daß eine unumschränkte Herrschergewalt unter den Menschen ein Glück der Geselligkeit hervorzubringen vermag, welches diejenigen niemals kennen, die unter einer freien Verfassung leben. Das Volk in Irland ist durch den äußern Druck an Entbehrungen jeder Art gewöhnt worden, und sah sich daher genöthigt, im gegenseitigen Umgange einen Ersatz für alle die Lebensgenüsse zu suchen, die ihnen durch das Gesetz versagt worden. Sie kommen daher häufiger zusammen und pflegen Geselligkeit, um unter gesell-

schaftlichen Aufheiterungen den Druck der Verhältnisse zu vergessen und jeden Kummer zu verscheuchen; und daher entsteht bei ihnen jene Heiterkeit mitten im traurigsten Mangel und jene gute Laune selbst noch beim Anblicke des Todes.“ Der Erzähler hätte sich kürzer ausdrücken können: Der Despotismus hat seine Winterfreuden.

XIX.

1. **Résumé de l'histoire d'Espagne,** depuis la conquête des Romains jusqu'à la révolution de l'île de Léon, par Alph. Rabbe, avec une introduction par M. Felix Bodin. Paris, 1823.
2. **Résumé de l'histoire d'Espagne jusqu'à nos jours.** Par J. F. Simonot, ancien aide-de-camp. Paris, 1823.

Es ist gar nicht leicht, eine Geschichte Spaniens gut zu schreiben. Dazu wird erfordert, daß man ein gründlicher Gelehrter und zugleich ein geschickter Künstler sei. Einiger Mangel an Gelehrsamkeit wäre dabei vielleicht nachzusehen (was läge etwa daran, daß sich ein Schriftsteller in der Chronologie der gothischen Könige verwirrte?), aber Mangel an Kunsttalent würde eine spanische Geschichte sehr mangelhaft machen. Diese besteht aus so mannichfaltigen Gruppen, daß mit Verstand zu überlegen ist, wie sie zu ordnen, welche hervorzustellen und welche in den Hintergrund zu bringen sind. Licht und Schatten sind wohlberechnet zu vertheilen, und man muß dem Geschichtsgemälde Spaniens die Einheit dramatisch geben, die man ihm episch nicht geben kann. Spanien ist ein historisches Gebirgsland, das man von dem horizontalen Gesichtspunkte aus gar nicht übersehen kann. Man muß es aus der Vogelperspective betrachten und sich so hoch stellen, daß man auch die übrige Welt im Auge behalte. Die Geschichte Spaniens eignet sich durchaus nicht zu einer isolirten Darstellung und der Schriftsteller, der sie so behandelte, hätte unverständig ein unverständliches Werk gemacht. Das ist aber Vielen geschehen und darum entsetzten sie sich, so oft sie der Inquisition begegneten, und waren sie vorher noch so ruhig und klar, überfiel sie dann der Schwindel, das Auge dunkelte ihnen und sie wußten nicht mehr, was sie sahen, noch was sie sprachen. Aber ein Geschichtschreiber darf nicht erschrecken, er darf nicht furchtsam sein; er darf auch nicht, so wenig als ein Anatom, Ekel haben. Die Inquisition zu verwünschen, in hausbackener Entrüstung, muß wol jedem Familienvater erlaubt sein; aber ein Geschichtschreiber soll

kein Familienvater sein, er soll keine häuslichen, keine geographischen Gefühle, er darf nur kosmopolitische und religiöse haben. Die europäische Menschheit wird einst Spanien Vieles zu verdanken haben, und käme zu der alten Schuld auch nichts hinzu, und hätte sie ihm auch nichts zu verdanken, als das Wort liberal, das 1812 in den Cortes aufgekommen: ein Wort, das den Geist der Zeit verkörpert hat. Wie aber Europa Vieles an Spanien, so hat Spanien Alles seiner Inquisition zu verdanken. Ein Volk lebt nur, so lange es von einem herrschenden Gefühle beseelt wird, und ein Volk ist nur scheintodt, so lange ihm das Herz noch schlägt, und schlüge es noch so leise. Die so gering geachteten Juden, ob sie zwar zerstreut sind, leben dennoch viel mehr, als manche zusammengebundenen christlichen Völker, welche hohe und niedere Gerichtsbarkeit üben, Steuern ausschreiben, und Polizei-Jagdtreiben Leben nennen. Das spanische Volk wurde immer von einer Idee beseelt; es lebte immer, verwundet oft, doch kränklich nie. Gegen Phönizier, gegen Carthago und Rom stritt es für seine Freiheit. Dann wurde es unterjocht und lebte unter römischen Kaisern, glücklich, wie man es nennt, blühte, wie man zu sagen pflegt. Doch ehe der heilsame Schmerz der Unterjochung sich ganz vertheilt, kamen zum Glücke die Mauren, und Spanien kämpfte acht Jahrhunderte für seinen Glauben. Diese wurden verjagt und der Spanier heißer Glauben wurde kühler. Sie wären damals auch in Nervenschwäche und Diplonasie gefallen; aber da erschien die Inquisition und füllte mit ihren Schrecken die leeren Herzen aus. Auch diese ward alterschwach, und nach dem Pyrenäischen Frieden wollte statistisches Behagen Spanien überschleichen. Doch war zur völligen Entnervung der guten Natur die Zeit zu kurz, denn nach hundert Jahren schon kam Napoleon. Er kam und ging — die Inquisition hat ihn geschlagen.

Nur drei Völker in Europa haben in Mitte allgemeiner Erschlaffung die Spannkraft ihres Geistes nicht verloren. Das sind die schon genannten Juden, die Türken und die Spanier. Daß sie sie aber nicht verloren, das haben sie nur dem Despotismus zu verdanken, der sie wach gehalten. Der schrecklichste Despotismus ist der gefährlichste nicht — das gefährlichste Gift ist die Aqua Toffana, die ohne Geruch und Geschmack ist. Die Katze Despotie ist gefährlich, denn sie schmeichelt und man traut ihr; die Löwin Despotie ist es nicht, denn sie droht und man weicht ihr aus. Wer stündlich seinen Kopf verlieren kann, verliert höchstens den Kopf, aber das Herz behält er; wer aber seines Kopfes sicher ist, verliert das Herz.

Unter den maurischen Königen war Spanien ein blühender Garten, unter Philipp II. freilich war es ein Kirchhof; aber es hätte noch etwas Schlimmeres sein können — ein Spital. Nichts liegt dem Despotismus näher als Freiheit, und nichts liegt von der wahren Freiheit entfernter als die falsche, die halbe. Die Griechen hätten sich nie ermannt, hätten sie statt unter einer rohen, unter einer eleganten Despotie gelebt, unter einer Regierung, wie die — wie die Ludwigs XIV.

Zwei große Dinge sind jetzt im Werke: die Griechen werden Europa mit Asien, die Spanier werden es mit Afrika verbinden. Jene werfen eine Brücke über den Hellespont, diese über die Meerenge von Gibraltar. Die Flut wird die Brücke noch einmal wegreißen, aber endlich wird sie fertig werden. Dann wird Europa nur die Wahl behalten, entweder nach Asien oder Afrika überzugehen, oder die Türken und Mauren herüber kommen zu lassen. Solche dichterische Aengste hat freilich die Diplomatie nicht, und die lacht wol jetzt über den Berg, der eine Maus hervorgebracht. Aber wahrlich eine andere Zeit wird kommen, wo Andere über die Maus lachen werden, die einen Berg geboren — und sie ist sehr nahe diese Zeit, nahe wenigstens für Solche, welche die Lebensdauer der Völker nicht nach Septennalitäten berechnen, und nicht wie die Pompadour sagen: après moi le déluge!

Reden wir jetzt von unsern Verfassern, die die spanische Geschichte mit dem Storchschnabel aufgenommen. Beider Werke haben keinen wissenschaftlichen Werth; aber daran liegt nichts. Was dem Schriftsteller zum Ruhme gereicht, gereicht dem Leser nicht immer zum Vortheile. Doch eine *sittliche* Bedeutung haben sie; ich sage Bedeutung, ich sage nicht, daß sie einen sittlichen *Werth* haben. Es ist nämlich höchst wichtig zu betrachten, wie man jetzt in Frankreich die Geschichte schreibt. Es ist, als fiele es den Menschen wie Schuppen von den Augen, und als erführen sie erst jetzt Geschichten, die schon vor tausend Jahren geschahen und schon viele tausend Male erzählt worden sind. Sie vertreiben die Jesuiten und ihre Lehren aus der Geschichte, sie demokratisiren, liberalisiren sie, und haben es schon dahin gebracht (was für Franzosen, welchen theatralischer Pomp über Alles geht, viel ist), die Römer in ihren glänzendsten Zeiten nicht zu lieben. Kann nun ein solches Beginnen nicht getadelt werden, denn nur zu lange war die Menschheit ein Regal gewesen, so ist doch zu rügen, daß sie hierin zu weit gehen. Sie revolutioniren die Vergangenheit auf eine solche Art, daß sie ganz gut diejenigen parodiren, welche die Zukunft contre-revolutioniren wollen. Dem Werke des Herrn *Rabbe*

hat Herr Bodin eine Einleitung vorausgeschickt, Ansichten über Spanien enthaltend. Herr Bodin ist ein junger Schriftsteller von großem Verdienste. Obzwar die warme Anhänglichkeit für die neuen Lehren mit der französischen Jugend theilend, wahrt er doch immer diejenige Mäßigung, welche der Herrschaft, die jene Lehren sich errungen, sicherste Bürgschaft ist. Den Kampf, der in Spanien ausgefochten — worden, werden die sagen, die sprechen und nicht denken; wird, werden die denken, die nicht reden dürfen — bezeichnet Bodin kurz und gut: „la grande lutte entre l'autorité et l'examen, entre les croyances et les idées, les priviléges et l'utilité générale." Von Herrn Rabbe ist nichts Böses und wenig Gutes zu sagen. Er schreibt klar, deutlich, auf herkömmlich französische Art. Er hat einige Zeit in Spanien gelebt: aber — „Du gleichst dem Geist, den du begreifst, nicht mir", kann ihm Spanien sagen. Die Geschichte Aragoniens in ihrem wichtigsten Zeitraume beschreibt er, seiner denkwürdigen Stände wegen, ethnographisch und daran that er wohl. Es ist immer gut, die Freunde der Majorate und Primogenituren daran zu erinnern, daß die Freiheit, wie in ganz Europa, so auch in Spanien älter ist, als Despotie, und die repräsentative Verfassung älter, als die Herrschaft der Beichtväter. Nun ist es freilich wahr, daß repräsentative Verfassungen, wie ein geistreicher Staatsmann sich ausgedrückt, nichts Anderes sind, als maskirte Republiken; aber was soll man thun, wenn nichts übrig bleibt, als die Wahl zwischen maskirten und unmaskirten Republiken? Man wählt die erstere und lernt eine Maske tragen — was ja so schwer nicht sein soll. Mit den aragonischen Ständen aber verhält es sich, wie folgt. Sie bildeten sich aus vier verschiedenen Classen. 1) Der hohe Adel. 2) Der Ritterstand und der niedere Adel. 3) Die Stellvertreter der Städte und Flecken. 4) Die niedere Geistlichkeit. Kein Gesetz konnte in dieser Versammlung durchgehen, ohne die Einwilligung derer, welche Stimmrecht hatten. Man konnte ohne Erlaubniß der Stände keine Steuern auflegen, nicht Krieg erklären, noch Frieden schließen, noch Münzen schlagen oder sie verändern. Sie hatten das Recht, über alle Zweige der Verwaltung zu wachen und alle Mißbräuche abzuschaffen. Die, welche sich beeinträchtigt oder unterdrückt hielten, wendeten sich an die Stände, um Recht zu fordern: dieses aber nicht als Bittende, sondern im Tone freier Männer, welche die Bürgschaft der Gesetze in Anspruch nehmen. In den Cortes hatte ein Groß-Oberrichter (justiza) den Vorsitz, und dessen unermeßliche Macht war den Königen furchtbar. Dieser Groß-Oberrichter, auf einem Throne sitzend, von den Notablen

des Volks (riccos hombres), den Deputirten der Geistlichkeit und der Städte umgeben, sah den König mit entblößtem Haupte sich zu seinen Füßen werfen, um den ihm vorgeschriebenen, so berühmten Eid auszusprechen. Während dieser Ceremonie hielt der Justiza dem Könige einen Degen auf die Brust und sagte ihm dann: Wir, die wir so viel gelten, als Ihr, und mehr vermögen, wir machen Euch zu unserm Könige, unter der Bedingung, daß Ihr unsere Privilegien und Freiheiten achtet; wo nicht, nicht. Der Justiza (dessen Name, wie man sieht, eine Art Personification der Gerechtigkeit ausdrückt) war der höchste Ausleger der Gesetze. Nicht blos die untern Richter, sondern die Monarchen selbst, waren in allen zweifelhaften Fällen genöthigt, ihn um Rath zu fragen und sich seiner Entscheidung zu unterwerfen. Man appellirte an ihn von den königlichen Richtern, wie von denen, welche die Barone in ihren Sitzungen ernannten. Er konnte ohne Widerspruch jede Streitsache vor sich ziehen, den gewöhnlichen Richtern verbieten die Instruction fortzusetzen und jeden Angeklagten in ein Staatsgefängniß führen, wo Keiner ohne seine Bewilligung das Recht hatte, ihn zu sprechen. Er hatte eine gleich unbeschränkte Macht über alle Verwaltungs- und Justizgegenstände. Er übte sogar Aufsicht über das Betragen des Königs, hatte das Recht, seine Proclamationen und Ordonnanzen zu untersuchen, zu erklären, ob sie den Gesetzen gemäß und auszuführen seien. Er konnte aus eigner Machtvollkommenheit die Minister des Königs zur Rechenschaft ziehen und sie verabschieden. Endlich hatte er die Gewalt, den König selbst vor die Ständeversammlung zu laden und ihn absetzen zu lassen, wenn er seinen Eid gebrochen. Der Justiza selbst, unabhängig von der königlichen Gewalt, war nur der Ständeversammlung Rechenschaft von seinen Handlungen schuldig. (Diese mißgestaltete repräsentative Verfassung, die dem Justiza eine größere Gewalt gab, als selbst die römischen Volkstribunen hatten, und ihn zu einem wahren Gegenkönige machte, konnte nur in einer Zeit entstehen, wo man mehr die Kraft als den Verstand der Freiheit hatte. Aber doch so viel geht daraus hervor, daß die Spanier nicht erst vor drei Jahren von dem verbotenen Apfel gegessen.)

Das Werk des Herrn Simonot unterscheidet sich durchaus von dem des Herrn Rabbe. Dieser schrieb mehr für die sogenannte gebildete Classe; jener schreibt für die — petite propriété, pflegen höflich die Franzosen statt arme Teufel zu sagen: hier aber wird die petite propriété des Geistes verstanden. Wollte man in einer Bauernschenke mit Beifall die Geschichte Spaniens vortragen, müßte

man erzählen, wie Herr Simonot gethan. Gesunder Menschenverstand herrscht allerdings im Buche; aber es ist eine ländliche Gesundheit, die sich in sonnenbraunen Wangen, einer starken Brust und in derben Fäusten zeigt. Der Verfasser, als ehemaliger Soldat, geht etwas martialisch zu Werke und verurtheilt die Helden der Geschichte ohne viele Umstände nach Kriegsrecht. Es ist merkwürdig, was dieser Mann zu sagen wagt, und noch merkwürdiger, daß er in Paris nichts dabei wagt. Man ersieht doch daraus, daß selbst die Macht der Ulra ihr nec plus ultra hat. Dieses Werk, wie auch das andere, erschienen, als der französische Krieg gegen Spanien eben begonnen, und da sagen denn beide Verfasser, sie wollten über die neuesten Vorfälle ein kluges Stillschweigen beobachten. Auch schweigen sie wirklich, so viel Franzosen schweigen können — sie kichern stark. Jetzt werden Andere kichern, und die Verfasser müssen sich mit dem Spruche Goethe's trösten: „Was man in der Jugend wünscht, erreicht man im Alter in Fülle.“ — Spanien aber hat von seiner frühesten Jugend an für Freiheit gekämpft.

Keines der beiden angezeigten Werke verdiente wol in das Deutsche übersetzt zu werden; doch könnte ihre Art zum Vorbilde dienen, wie man auch in Deutschland die Geschichten bearbeiten sollte. In der Fabrikation guter und wohlfeiler Bücher sind uns die Franzosen weit überlegen. Wenn Talent das Gefäß des Geistes ist, thut es den Franzosen Noth, ihren Geist zu vermehren, daß ihr Talent voll werde; den Deutschen aber thut Noth, ihr Talent größer zu machen, damit ihr Geist nicht überfließe.

XX.

Fortgesetzte Reise nach Hammelburg

oder:

Meine harten Schicksale im Kauzen-Lande.

München, 1818. Bei Hans Fürchtegott und Drucknichtnach.

Dankt dem Himmel, hier gibt man uns einen deutschen kräftigen und haltbaren Spaß, und haben wir nur den erst, dann ist der Ernst auch nicht mehr fern. Mit allen den Wässerigkeiten und Zierlichkeiten brachten wir es nicht weit. Die feingeschliffenen Xenien unserer Spötter zerbrachen fast schon beim Federschneiden, um wie viel weniger waren sie zu Brodmessern oder gar Schlachtschwertern zu gebrauchen. Deutsche und Unglückliche können auch witzig sein, aber spaßhaft sind nur frohe, freie und satte Menschen. Dieser liebe Reisende nach Hammelburg hat den Muth ich zu sagen, und das

verspricht schon etwas; denn was ließe sich von jenen furchtsamen Menschen erwarten, die, regierenden Herren gleich, nur mit Gesellschaft reden, weil sie sich nicht erkühnen, die Verantwortung des Gesagten auf sich allein zu nehmen? Er kitzelt unsere Zeit an ihren schwachen Seiten und macht sie lachen. Wahrlich sehr wohl gethan! Diese vortreffliche Art, vornehmen und verzärtelten Magen die bittere Wahrheit beizubringen, muß man lobpreisen, damit sie aufkomme und zur Sitte werde. Es ist ohnedies nicht der üble Geschmack, der eine Arznei heilbar macht, ihre Wirksamkeit beginnt ja erst hinter dem Gaumen.

Was der Verfasser über Stände gesagt, das möge ihm Gott wegen seines übrigen guten Lebenswandels verzeihen. Immer noch besser Feudalstände, als gar keine! Um unsere Freiheit einzukeltern sind uns zuvörderst leere Fässer nöthig, und dazu wenigstens bleiben doch die alten Stände dienlich.

XXI.

Histoire de la Révolution Helvétique, de 1797 à 1803; par M. Raoul-Rochette. Paris, 1823.

Eine erhabene Natur, im Kampfe gegen den erhabenen Trotz der Menschen, und von diesem besiegt; Krieg in Abgründen, wo Sturzbäche wüthen, und Krieg in den Wolken, wo der Adler wohnt; einfacher Hirten kindlicher Sinn, umstrickt von den Ränken abgefeimter Diplomatie, das Netz bald zerreißend, sich bald in ihm fangend; aristokratischer Uebermuth dem Volke, und aristokratische Feigheit dem Feinde gegenüber; Republikaner, heillose Götzendiener eines Fratzenbildes ihrer Phantasie, des Volkes Freiheit verrathend, und altehrwürdige Patrizier, Macht gewohnt, die Freiheit des Volkes vertheidigend; Alles, was die neue Kriegskunst ausgebildet hat, in Verbindung mit dem, was die ältere Rohes hatte; und endlich die Freiheit der Schweiz, stark gerüttelt, sich durch ihre eigene Schwerkraft erhaltend — das ist der Stoff, der sich einem Geschichtschreiber der schweizerischen Revolution darbietet. Herr Raoul-Rochette hat ihn merkwürdig schön und gut behandelt. Den Schauplatz der Ereignisse lernte er durch Reisen genau kennen, und er schilderte ihn in einer Sprache, die nordische Kraft mit südlicher Anmuth verbindet. Die Begebenheiten selbst schöpfte er aus Zschokke's Werken, aus Planta, Posselts Annalen und andern guten Quellen; auch hatte er sich mündlicher Aufschlüsse des Generals Desolles, Moreau's Adjutanten, zu erfreuen. Ist es eine große Aufgabe jedes Geschichtschreibers,

ohne Haß und ohne Liebe zu schreiben, so hat Herr Raoul-Rochette noch eine größere gelöst: er hat gehaßt, was hassenswürdig war, geliebt, was liebenswürdig war, und hat immer mit dem Gegenstande seine Neigung geändert. Er ist zugleich warm und klar; die Gerechtigkeit läßt ihn nicht hart, das Gefühl nicht ungerecht werden. Oft verläßt er mitten im Kampfe die Reihen, für die er stritt, weil sie das Recht verließ, und geht mit diesem zum Feinde über. Er bleibt sich gleich in seiner Unbefangenheit von Anfang bis zu Ende, und verkennt sogar nicht, was in Buonapartes Mediations-Acte, die der Schweiz den Frieden wieder gab, Billiges und Verständiges gewesen. Fast mit Leid sieht der Leser diesen Frieden und das Ende des blutigen Kampfes sich nahen, weil mit ihm auch das Buch endet. Wir können das Werk des Herrn Raoul-Rochette nicht genug loben. Könnte es aber eine Schadenfreude geben, die nicht sündlich wäre, so wäre es die, mit der wir dieses Lob aussprechen. Es ist eine wunderliche Zeit, in der wir leben, und gar wunderliche Menschen leben in ihr! Wie man sonst Tugend heuchelte, heuchelt man jetzt Laster; wie man sonst die Schlechten zu entlarven hatte, hat man jetzt die Guten zu entlarven. Welche Heuchelei aber die schlimmere sei, die, welche den Schein des Guten, oder die, welche den Schein des Schlechten annimmt — hat Herr Raoul-Rochette entschieden. Die Grundsätze der Servilität, die er heuchelt, beleidigen den rechtlichen Leser weit stärker als die, welche die wahren Knechte unter dem Scheine guter Gesinnungen verbergen. Darin ist eben die Schadenfreude, mit der wir sein Werk loben, und der Sekte, welcher er Anhänglichkeit vorlügt, zurufen: traut ihm nicht, er meint es gut! Herr Raoul-Rochette aber spricht: mißdeutet mein Werk nicht, liebe Brüder, ich meine es so gut nicht, als es scheint. Die Schweizer, ein freies, tapfres, verständiges, biederes und glückliches Volk hat seine Freiheit, seinen muthigen Sinn, seine Aufklärung, seine Bürgertugend und sein Glück einer Revolution zu verdanken, und einer solchen, die nicht wie die französische, in Gräuel endlich ausartete, sondern mit einem Meuchelmorde begann. Und dieses Volk und seine Geschichte preist Herr Raoul-Rochette, und er thut dies mit einer solchen Begeisterung, daß kein Zweifel übrig bleibt, daß sein Herz einverstanden ist mit seiner Zunge. Da blättert er aber in der Liturgie seiner Sekte, findet mit Schrecken, daß er sich ketzerischen Verirrungen hingegeben, und da geht er hin, und bittet in der Vorrede alle die Sünden ab, die er im Buche begangen und spricht wie folgt:

„... Doch muß ich erklären, und meine Leser werden es leicht

wahrnehmen, daß immer die nämliche Vorstellung dieses Werk mächtig beherrscht: es ist der Haß gegen Revolutionen. Ueberzeugt, wie ich bin, daß Revolutionen den Charakter der Völker, die sie erleiden, herabwürdigen, welchen Gewinnst für Gewerbfleiß und politische Aufklärung sie auch später daraus ziehen mögen, habe ich mich nicht enthalten können, diese Idee überall einzumischen, doch ohne sie je deutlich auszusprechen...." Wenn Herr Raoul-Rochette die Revolutionen haßt, so theilt er nur die Abneigung aller redlichen Menschen, es ist keine Idiosynkrasie, die ihm zum Ruhme gereicht. Wer liebt Revolutionen, wer das Fieber? Aber sich des Arztes freuen, das heißt nicht die Krankheit lieben. Herr Raoul-Rochette ist zu bescheiden, wenn er nur auf Leser rechnet, die gleich Kindern, alten Weibern und Spießbürgern in Revolutionen nichts sehen, als betäubenden Straßentumult, kostspieliges Fenstereinschlagen und gefährliches Kopfabhacken. Wenn ausgetretene Wasser die Felder und Saaten des Landmanns überschwemmen, wenn stürzende Lawinen sein Weib und Kind erschlagen: so ist das die Schuld des Frühlings nicht, es ist die Schuld des Winters, der die Ströme in ihrem Laufe gehemmt und Eis auf Eis gehäuft hat. Ist darum ein ewiger Winter mit seiner Stabilität und dem stillen Gange der Dinge über die hohe weiche Schneedecke dem Frühling vorzuziehen? Die ersten Verbrechen der Freiheit waren überall die letzten der Tyrannei. Herr Raoul-Rochette sagt: Revolutionen entarteten den Charakter der Völker! Und das wagt er als Franzose zu sagen! Er wagt zu verkennen, daß seit der Revolution das sittliche Leben der Franzosen in Hütten und in Palästen sich veredelt hat! Er wagt zu verkennen, daß die Regierung und der Hof Ludwigs XVIII. sittlicher ist, als die aller frühern Könige war! Oder wäre der Charakter der Niederländer, der Britten und der Nordamerikaner seit ihrer Revolution schlimmer geworden? Es gab Revolutionen, worin der Charakter der Völker, die sie erlitten, entartete, das waren aber solche, die von der Freiheit zur Tyrannei übergingen. Nicht nach dem ältern Brutus, nach dem jüngern war das römische Volk schlecht geworden. Spanien erlitt in den letzten drei Jahren zwei Revolutionen, und Herr Raoul-Rochette selbst soll entscheiden, wann das spanische Volk kannibalischer gemordet, ob im Frühling 1821, oder im Herbst 1823!

Herr Raoul-Rochette möchte gern selig werden; mit dem Teufel aber möchte er es auch nicht verderben. Man muß oft lächeln über die Naivetät, mit welcher er Wahrheit und Lüge zu amalgamiren sucht. So hat er, wie er selbst erklärt, Zschokke's Werke viel benutzt,

und nicht blos von den Thatsachen, die ihm dieser freisinnige Schriftsteller geliefert, hat er Gebrauch gemacht, sondern er ist auch, wie man auf hundert Seiten seines Buches wahrnimmt, den Ansichten und dem Geiste Zschokke's gefolgt. In der Lustral-Vorrede aber sagt er: „Ich muß erklären, daß die Ansichten des Herrn Zschokke von den meinigen sehr abweichen.“ Doch etwas Anderes als ein Lächeln erregt der Verfasser, wenn er, um den niedrigen Leidenschaften seiner Partei zu schmeicheln, den edlen Lafayette auf die gemeinste Art herabwürdigt. Er vergleicht ihn mit dem Berner Obersten Weiß, der im Anfange der schweizerischen Revolution eine Rolle spielte, und sagt: „Der Oberst von Weiß, den die verdiente Verachtung aller Parteien traf, weil er die Erwartung keiner befriedigte . . . kriegerischer Schriftsteller und friedlicher General, und ganz so an die Spitze der schweizerischen Revolution gestellt, wie der General Lafayette an der Spitze der französischen stand, damit in beiden Ereignissen Alles gleich sei.“ Den Glaubensbrüdern des Herrn Raoul-Rochette wäre es freilich lieber, Lafayette wäre ein friedlicher Schriftsteller und er schwiege in den Kammern, aber ein kriegerischer General — wie Berton einer war. Die kugelfesten Geister der Revolution sind ihnen sehr verhaßt.

Wie Herr Raoul-Rochette aus Furcht vor den Nachtwächtern Manches sagt, was er nicht denkt, und auf die Frage: Wer da? immer antwortet: guter Freund! ob er es zwar nicht ist — so verschweigt er auch Manches, was er denkt, aus gleicher Furcht. Mit einer Blendlaterne in der Hand geht er durch das ganze Werk, Licht verbreitend, den rechten Weg suchend; hört er aber den Tritt eines jener Nachtwächter, sogleich verbirgt er das Licht und geht im Dunkeln weiter. So sagt er gegen das Ende seiner Geschichte: „Der letzte Act dieses denkwürdigen Drama's, den wir noch zu schildern haben, wird uns mehr als eine wichtige Lehre geben. Wir werden sehen, daß durch eine jener sonderbaren Verwickelungen, worin sich der menschliche Verstand verliert, die sonst aller Orten besiegte und unterdrückte Partei der Aristokratie im Schooße der ältesten Demokratien Europa's frische Kräfte gewinnt, und daß die Sache der Privilegien, sich mit der Freiheit verbindend, in der Schweiz fast einen vollkommenen Sieg erlangt.“ Es ist offenbare Ironie, wenn sich der Herr Verfasser verwundert anstellt, daß die Schweizer-Aristokratie an dem republikanischen Frankreich eine Stütze gefunden. Um ihm nun zu zeigen, daß wir seine Ironie verstanden, wollen wir ihm sagen, was er dabei gedacht. Die Aristokratie ist überall und zu jeder Zeit die nämliche. Sie hat kein Vaterland, sie hat nur

Unterthanen. Jedes Volk, das von einer Aristokratie beherrscht wird (sei es auch unter dem Namen eines Fürsten), wird in jedem Vertheidigungskriege besiegt werden. Denn da stehende Heere ein Land nicht zu schützen vermögen, sondern dieses nur das Volk in Masse vermag, opfert die herrschende Aristokratie lieber das Land auf, als daß sie einen Widerstand des Volkes in Anspruch nähme, der nach dem Frieden ihrer Macht gefährlich werden könnte. Weil aber der Feind, der ein Land erobert und es durch Waffen oder Diplomatie unter dem Joche erhalten will, keine besseren Herrschergehilfen finden kann, als in der einheimischen Aristokratie, wird diese an Macht immer so viel gewinnen, als das Volk an Freiheit verliert. Darum hatte sich Bern gegen die andringenden Franzosen so unentschlossen und feige benommen, und darum hatte es, trotz seiner Schwäche, in dem Untergange der schweizerischen Freiheit einen Zuwachs seiner Macht gefunden.

Herr Raoul-Rochette sagt noch ferner in der Vorrede: er hoffe, der Scandal der Theilung Polens werde sich in der Schweiz nicht wiederholen. Er hofft? Also wäre zu fürchten? In solcher Gefahr müsse die Schweiz einig bleiben und es mit Frankreich halten. „Que la Suisse sache donc respecter elle-même son indépendance, et je lui garantis qu'elle sera respectée," ist in großen Buchstaben zu lesen. Dieses quos ego! möge man ja nicht verschmähen! Herr Raoul-Rochette mag gute Bekanntschaften haben; er mag wissen, was er sagt.

XXII.

Etwas aus den Papieren des deutschen Michels.

Aus dem Französischen. Germanien, 1819.

Schon die breite Quartform dieser Blätter stellt malerisch den vierschrötigen deutschen Michel, und das „aus dem Französischen" und das „Germanien" seine Vorsicht und Preßfreiheit dar. Es ist närrisch, daß, wenn es heißt, „gedruckt in Germanien", Niemand weiß, wo eine Schrift gedruckt ist; so sehr ist Germanien ein fabelhaftes Land. Das Büchlein ist gar nicht teleologisch, es hat keinen andern Zweck, als sich selbst, und ist so wenig recensir- als hoffähig; Ersch hätte es nicht unterzubringen gewußt, und die Leipziger Literatur-Zeitung müßte es aus Verlegenheit unter die vermischten Schriften mischen. Der deutsche Michel brummt darin nicht nach Noten, aber sehr angenehm und treuherzig. Der Idee Massenbachs, einen National-Palast aufzuführen, worin alle deutschen

Prinzen der Hof-Erziehung entzogen würden, wird die freie Stadt Frankfurt, diese lederne Wetterscheide Nord- und Süd-Deutschlands, dieses stille Land voll unbewaffneter Neutralität, dieser Kastrat mit der schönsten Fistelstimme in den vierstimmigen Gesangstücken der Bundesversammlung, zum Bauplatze angewiesen. Alle Lehrer, die an dieser Fürstenschule angestellt werden, müßten sich als Anhänger der Legitimität legitimiren; doch werden die „liberalen Husaren", die sich in Göttingen so ersprießlich gezeigt, nicht zurückgewiesen. Ich endige, wie das Büchlein, plötzlich und ohne Ursache.

XXIII.

Isloar, oder der christliche Barde.

Gallische Novelle von N. A. v. Salvandy. Verdeutscht von Fr. K. Freiherrn von Erlach. Heidelberg, bei Groos. 1825.

Im Orient, wo Wahrheiten wie Frauen nicht öffentlich erscheinen dürfen, oder nur verschleiert bis zur Unerkenntlichkeit, hat der Witz der Sittenlehrer Wege gefunden, auf welchen sie dem Verbote und zugleich der Strafe für dessen Uebertretung entgehen. Daher jene tausend Märchen, womit dort die Dichter dem Ohre der Fürsten schmeicheln, um ihr Herz zu gewinnen und ihren Geist zu belehren. Dem Occident bringt gleiche Noth gleiche Hilfe, und wir werden unsere tausend und eine Nacht bald vollzählig haben. Das muß man wissen, um manches Dichterwerk der neuern Zeit gehörig zu verstehen, und daran muß man denken, um auch das angezeigte Werk Salvandy's und den Verfasser selbst nicht zu mißdeuten. Dieser achtungswerthe Zögling des edlen Chateaubriand wollte den schrecklichen und lächerlichen Kampf einer alten mit einer neuen Zeit, einer untergehenden mit einer aufgehenden Religion schildern, und er wählte das Zeitalter Julians, jenes römischen Kaisers, den vierzehn Jahrhunderte des Aberglaubens den Abtrünnigen gescholten, bis ein Jahrhundert des Unglaubens, das achtzehnte, ihn ungebührlich gepriesen. Salvandy wußte sich von dem bösen Willen Voltaire's frei zu erhalten, aber nicht von dem Irrthum der Jahrhunderte. Julian, Friedrich dem Großen zu vergleichen, wenn so weit abstehende Zeiten eine Vergleichung zulassen, verband römische Kraft mit griechischer Anmuth, er war ein Held und ein Weiser; aber er regierte und starb als Jüngling. Als Krieger, als Denker und als Jüngling mochte er den alten Glauben, welcher die Kraft des Handelns hochstellte, dem neuen vorziehen, der die Kraft des Duldens als die erste aller Tugenden pries. Julian verkannte das Christen-

thum, weil er seine Zeit und die Menschheit nicht verstanden, an deren Spitze er war. Das Christenthum war als das Heil einer kranken Welt erschienen, und Julian, die Hilfe, welche dem Uebel nachfolgte, für die Quelle des Uebels ansehend, glaubte die Krankheit zu entfernen, wenn er die Arznei wegwarf. Darin hat er sich vergangen; aber was nur ein Verbrechen seines Geistes war, hat Salvandy als ein Verbrechen seines Herzens gerichtet. Das Unrecht des Verfassers zu mildern, denken wir, er habe es geflissentlich begangen. Salvandy hatte nur die Wahl, entweder zu reden und ungerecht gegen einen Todten, oder zu schweigen und empfindungslos gegen alle Lebenden zu sein: er wählte das Erstere und tadelte einen Fürsten, vor dessen Rache er sicher war.

Zu jener Zeit, als Julian das Christenthum verspottete, seine Diener aber, wie solches immer geschieht, der unfreundlichen Laune des Gebieters schmeichelnd und sie vergiftend, die Christen grausam und blutig verfolgten, lebten in Gallien an der Küste der Normandie Isloar, ein Krieger, und Armina, seine Geliebte. Beide dem Christenthume gewonnen, lebten und duldeten, kämpften und starben sie für ihren Glauben. Von ihren Kämpfen, ihren Leiden und ihrem Märtyrertode erzählt das gegenwärtige Buch.

XXIV.

L'exalté, ou histoire de Gabriel Désodry, sous l'ancien régime, pendant la révolution, et sous l'empire; par L. B. Picard, de l'académie française. 4 Volumes. Paris, 1824.

In der Vorrede bittet Herr Picard tausend und tausend Mal um Entschuldigung, daß er sich die sehr große Freiheit genommen, das Wort exalté als Substantiv zu gebrauchen, ob es zwar seit dem Entstehen der französischen Monarchie, von Clovis an bis zu Ludwig XVIII. immer nur als Adjectiv angewendet worden. Er sieht seinen Fehler ein; sagt aber, man habe diesen Fehler schon öfter begangen. So hätte man sot und andere Adjective substantivirt, ohne daß dieses bestraft worden wäre. Wir Deutschen verzeihen diese kleine Sünde dem guten, reuigen Herrn Picard; hätte er sich nur sonst brav aufgeführt! Aber, Himmel, was französische Akademiker spaßhaft sein können! Was sie Allotria treiben! Deutsche sind Elephanten dagegen; immer klug, immer bedächtig, nie ihre Würde vergessend, sich nie zu Vertraulichkeiten mit ihrem Herzen herablassend. Und stünden sie am ersten Mai auf der Terrasse von Isola Madre, und sprächen sie öffentlich zum Volke am Geburts=

tage des großen Friedrich: sie sprächen immer von der Analysis des Unendlichen, von Babylonischen Keilschriften und andern officiellen Dingen. Romane schreiben sie nie. Warum aber sollte ein Akademiker keinen Roman schreiben dürfen? Nur muß er gut sein und darf er dem des Herrn Picard gar nicht gleichen. Wollte ein Pflegevater deutscher Leihbibliotheken ihn übersetzen, dann würde er die Leser, seinen Verleger und sich selbst betrügen. Daß ein Mann, wie Herr Picard, ein beliebter dramatischer Dichter, ein Mann von sechzig Jahren, ein geborner Pariser, und der der ganzen Revolution mit beigewohnt — daß ein solcher Mann eine Biographie aus jenen Zeiten nicht besser zu behandeln verstand, ist ein wahres Wunder. Man sollte glauben, er hätte nur das Tintenfaß umzuwerfen brauchen, um mit Hilfe des Zufalls einen unterhaltenden Roman zu schreiben. Wie viel feiner und angenehmer waren die Memoiren, Biographien und Romane, welche die Neuerer (wozu Herr Picard auch gehört) vor der Revolution geschrieben! Dieser Verfall des Geistes ist natürlich. Damals war die Freiheit ihre Geliebte, jetzt ist sie ihre Frau, und noch kein Deutscher hat die schönen Augen seiner eigenen Frau schön besungen. Wer sich auf Menschen und Dinge nur etwas versteht, wird es dem Buche schon an der Stirne ansehen, daß sein Inneres nicht gut ist. Der Titel ist das Kainszeichen. Es kann wol ein Mensch in verschiedenen Verhältnissen verschiedener Zeiten den Schwärmer *spielen*; aber es ernstlich sein, das kann er nicht. Es ist nicht möglich, daß Einer zugleich für Ludwig XVI., für die Revolution und für Napoleon sich exaltiren konnte, um so weniger, da die Schwärmerei, die etwa aus jugendlicher Unerfahrenheit entsprungen, im reiferen Alter sich verlieren mußte. Herr Gabriel Desodry ist weiter nichts, als langweilig, vor und nach der Revolution. Er widmete sich dem geistlichen Stande und als er eben die Weihe bekommen sollte, läßt er den fungirenden Bischof in der Kirche stehen und tritt in die Welt zurück, um sein Liebchen zu heirathen. Darauf wird er Jacobiner, darauf Emigrant und darauf ein kaiserlicher Höfling. Endlich stirbt Herr Gabriel Desodry eines langweiligen prosaischen Todes. Bei einem Hof-Feste nämlich, das Kaiser Napoleon im Parke von St. Cloud gab, hört Baron Desodry unter andern Höflingen, mit entblößtem Haupte und in seidenen Strümpfen, einer komischen Oper zu. Da kommt ein Platzregen; der Baron erkältet sich, fährt nach Paris, bekommt eine Lungenentzündung und stirbt nach der Fieberordnung am vierzehnten Tage. Ein so exaltirter Mensch hätte sich um keine kritische Tage bekümmern und hätte überhaupt nicht im Bette ster-

ben sollen, sondern beim Rückzuge über die Berezina, wo seine Schwärmerei gewiß abgekühlt worden wäre.

Sogar für die Kantische Philosophie hatte sich Desodry exaltirt. Das muß erzählt werden. Als Emigrant kommt er nach München und lernt dort an einer Wirthshaustafel den Buchhändler Rothberg kennen. Der Buchhändler Rothberg, der durch den Verlag philosophischer Werke viel Geld verdient hat, war ein eifriger Anhänger der Kantischen Philosophie, und machte unter dem Essen den Gabriel Desodry mit den Geheimnissen des Absoluten bekannt: „Bientôt il se passiona pour l'Absolu.“ Desodry, sich weiter zu unterrichten, geht auf eine deutsche Universität. Herr Picard malt die deutsche Universität nach der Natur. Eine Universität ist nämlich ein großes viereckiges Gebäude, worin zweihundert Studenten und zehn Professoren wohnen. Der Hof des Gebäudes ist mit Bäumen bepflanzt, unter welchen die Studenten Kegel spielen. Desodry geht zum Rector Müller. Diesen findet er mit seiner Tabakspfeife und Bier trinkend. Der Rector Magnificus berauscht sich in Bier und nöthigt den Fuchs Desodry mit ihm zu trinken. Unter Professor Tilmans Leitung studirt der Franzos die Kantische Philosophie. Eines Tages findet er auf einem Hügel ein schönes Frauenzimmer unter Blumen und Lämmern romantisch hingelagert. Es war die Romantische eine junge Pfarrerswittwe. Sie hatte Werthers Leiden in der Hand. Desodry macht ihre Bekanntschaft, sentimentalisirt, philosophirt mit ihr, verliebt sich in sie, findet Gegenliebe und ist nahe daran, sie zu heirathen. Da entdeckt er, daß Professor Tilman sein glücklicher Nebenbuhler ist, und der Betrogene ruft aus: „Quelle horreur! Est-ce là que nous conduisent le romantique et l'absolu?“ Allzustrenger Herr Picard! Führte das Absolute zu nichts Schlimmerem, als zu einer schönen Pfarrerswittwe, die noch den Vorzug hat, ihren Anbeter nicht zu heirathen: dann wäre das Absolute gar eine so schlimme Sache nicht. Aber das Absolute führt ehrliche Leute in Verbannung, Kerker und Tod, und darum mag man ausrufen: Quelle horreur! Est-ce là que nous conduit l'absolu?

XXV.

Geschichte der Wiedergeburt Griechenlands. 1740 bis 1824.

Von F. C. H. L. Pouqueville, ehemaligem Generalconsul von Frankreich bei Ali Pascha von Janina.

Deutsch herausgegeben von Dr. J. P. Hornthal, ordentlichem Professor der Rechte. Vier Bände mit Karten und Abbildungen. Heidelberg, bei Winter. 1824.

Wir Andern, welchen das Gleichgewicht von Europa keine schlaflose Stunde macht — denn wir vertrauen fest auf Gott, Newton und das Gravitationssystem, daß sie die europäische Menschheit, die allein uns Europa heißt, nicht werden fallen lassen — wir wünschen den Griechen Sieg und Heil und den Türken schmähligen Untergang und es rührt uns gar nicht, daß Herr von Hammer in Wien, in seinem in Wien erschienenen Werke: „Des osmanischen Reichs Staatsverfassung und Staatsverwaltung“, diese Staatsverfassung und diese Staatsverwaltung hochgepriesen hat. Ist Freiheit das unersetzliche Nahrungsmittel der Völker, welches Volk hat mehr daran gehungert, als das griechische? Brauchte Freiheit erst verdient zu werden, wer hätte sie mehr verdient als die Griechen? So herrliche glänzende Thaten sind von ihnen geschehen, daß die ihrer Vorfahren mit all dem Schmucke, den ihnen die Einbildungskraft verleiht, dagegen erblassen und unansehnlich werden. Sie haben es durchgefochten, denn Gott stand an ihrer Spitze, der unbestechliche Gott, der nicht mit der Gewalt, nicht mit der List, nicht mit der Schmeichelei sich abfindet. Wie sie mit den mahomedanischen Türken fertig geworden, werden sie es auch mit Andern werden. Und würden sie es nicht, ginge der letzte Grieche darüber zu Grunde, dann auch mögen wir nicht verzweifeln. Irgend ein anderes Volk würde die blutige Saat ernten; sie ginge nicht verloren. Für die Habsucht und Herrschbegierde Einzelner wurden Ströme Bluts oft genug fruchtlos vergossen — für die Freiheit nie ein Tropfen. Ein Vogel, der Wind, trägt ein verlornes Samenkorn in weit entfernte wüste Länder und befruchtet sie — so die Freiheit.

Pouqueville verdient der Geschichtschreiber der Griechen zu sein. Durchdrungen vom Geiste der alten Zeit, und angeekelt von der Seelenlosigkeit der neuen, weiß er Vergangenheit und Gegenwart zu würdigen. Er versteht sich auf die Freiheit, denn er war in der besten Schule der Tyrannei; er verlebte zehn Jahre als französischer General-Consul in der Nähe Ali Pascha's von Janina. So verbindet er zwei Vorzüge: daß er Staatsmann war, und daß er es gewesen. Pouqueville hat aber den Ali Pascha zu sehr mit

europäischen Augen angesehen. Dieser war ein Naturtyrann, mit dem sich nicht rechten, mit dem sich nur kämpfen ließe. Seine Tyrannei war eine Löwin, keine Katze. Der Mann hatte auch seine guten Seiten. Es ist wahr, er würgte nach Belieben, aber er gab sein Würgen auch nur für Belieben an, und er entweihte das Gesetz nicht. Er mordete nie mit Floskeln, sprach nie von Staatswohl, Religion, Moral, Legitimität und nahm alle Verantwortlichkeit auf sich allein. Er betrog nur die Menschen, aber den Himmel suchte er nicht zu betrügen. Er übte öffentliche Gerichtsbarkeit und ließ seine bestimmten Schlachtopfer, ehe er sie abthat, nicht Jahre lang von Polizei wegen provisorisch schmachten, bis aus andern Welttheilen alle exotischen Beweise der Schuld herbeigekommen. Er hatte keine geheime Polizei, seine Tyrannei überschritt nicht die Grenze seines Landes. Wo seine Grausamkeit, seine Habsucht und Herrschbegierde endigten, da hörten auch seine Uebelthaten auf; aus Dummheit und Pedanterie hat er Keinem wehe gethan. Er gab seinen Söhnen eine gute christlich-europäische Erziehung. Aus einer Aeußerung eines seiner Söhne, Muktars, ergibt sich dieses deutlich genug. Als man ihm einst bei einer gewissen Veranlassung das Journal de l'Empire übersetzen mußte, wo er, wie seine Familie, etwas stark mitgenommen war, brach er in Verwünschungen gegen die Erfindung der Buchdruckerkunst aus, die er Voltaire zuschrieb. „Nur wir Pascha's, rief er, sollten lesen und schreiben lernen; hätte ich einen Voltaire in meinen Staaten, ich würde ihn aufknüpfen lassen, und fände ich Jemand, der mehr wüßte als ich, so müßte er ebenfalls sterben." Verwünschen wir den Vater eines solchen Sohnes schon aus Höflichkeit nicht; und da die Griechen dem Ali Pascha ihre Freiheit verdanken, möge seine Asche in Frieden ruhen.

Pouqueville macht uns auch mit Ypsilanti bekannt, dem lebendig Begrabenen, dem betrogenen Betrüger, der es wie ein Narr gewagt, der Vertraute der Hinterlist zu werden und dem das Werk mißlungen, weil er das Kreuz nur auf, nicht in der Brust getragen. Dann lernen wir die Hetäristen kennen, deren Seïden die heilige Schaar genannt, nur zu sterben, aber nicht zu siegen vergönnt war. Von ihnen mögen wir abermals erfahren, daß nie eine Verschwörung zur Freiheit geführt. Wo Wünsche und Kräfte der Mehrzahl eines Volkes für die Freiheit reif sind, da bedarf es keiner Verschwörung, wo dieses nicht ist, nützt sie nicht. Denn gelingt es ihr auch, die alte Tyrannei zu stürzen, dann wird sie nur eine neue an diese Stelle setzen, weil jeder geheimen Verbindung aristo-

kratische Verderbniß inwohnt. Die wahre Freiheit eines Volkes besteht nur in der persönlichen Freiheit der Bürger; darum muß man gegen die Tyrannei nur den individuellen, den kleinen Krieg führen. Jeder wirke in seinem Lebenskreise und überlasse das Uebrige dem Himmel und der Zeit. Die Griechen und wir mögen die Vorsehung dafür preisen, daß Griechenland weder dem Mäkler Ipsilanti noch der Brüderschaft der Hetäristen seine Befreiung zu verdanken hat.

Herr von Hornthal hat Pouqueville's Werk mit einer herrlich kräftigen Vorrede geziert; nur müssen wir das, was er verschwiegen, so zu lesen wissen, wie das, was er gesagt. In dieser Zeit des Druckes sind Worte Wegweiser zu Gedanken, die der Verständige zu finden weiß. Da wo der Vorredner von der Griechen gutem Rechte spricht, sagt er unter Anderem: „Aber jene im Finstern thätige und gewaltige Gegenmacht, welche unablässig mit aller Kraft und jeglichem Mittel jede sittliche Erhebung, jeden edlern Aufschwung, jede Festigung des Rechtes, jede Förderung der Freiheit, und somit jede Hervorbringung des wahrhaften Christenthums zu vernichten strebt, weil ihre Genossen selbst keines sittlichen, freien, großartigen Gedankens, keines ächt christlichen Glaubens an eine höhere Bedeutung und edlere Güter des Lebens, keiner ächt menschlichen Begeisterung für deren Erwerb und Bewahrung, keines Begriffes von einer dafür sich freudig aufopfernden Volkserhebung fähig sind, und daher mit vollem Rechte in allem diesem den gefährlichsten, unbezwinglichsten Feind ihrer eigenen Nichtswürdigkeit und Verworfenheit erblicken — diese Gegenmacht blieb auch hier nicht unthätig." So ist es und schlimm, daß es so ist! Die Führer der Menschheit legen ihre Hemmketten an, so oft sie bergauf geht; niederwärts aber überlassen sie sie ungehindert der reißenden Fahrt, mögen auch nur Trümmer zum Ziele gelangen — Griechenland und Spanien! Gerechter Gott! wie vergnügt sind sie mit Spanien. Sie sagen: es sei freilich ein Schlachthaus, worin es nicht gut rieche; aber sie hätten doch wenigstens „das Princip gerettet". Man braucht Pouqueville's Werk nicht erst zu empfehlen, man braucht die Freiheit nicht zu empfehlen; die Liebe zu ihr ist jedem angeboren. Europa wird das Buch mit Begierde lesen, die Deutschen zumal werden es verschlingen; denn diese haben mehr Zeit als Engländer und Franzosen, sich um die Freiheit fremder Völker zu bekummern.

XXVI.

Der ewige Jude.

Deutsche wie Affen wenden hundertmal eine Nuß in der Hand herum, ehe sie zuknacken. Sie spielen so lange damit, daß ihnen die Nuß oft entfällt, aber sie verlieren lieber die Frucht als die Geduld. Indessen haben sie gute ehrliche Zähne, und endlich kommen sie auf den Kern. Dieser Kern ist das Leben, und die Schale das Buch. Man ist den Deutschen nicht willkommen, wenn man ihnen eine geschälte Nuß gibt, sie lieben das Krachen. Ist die Holzschale auch gar noch mit der grünen umgeben, dann sind sie doppelt vergnügt, und nach einem Buche über ein Buch sind sie am meisten lüstern; sie finden dann den Weg vom Worte bis zur That schön lang und freuen sich auf ein hundertjähriges Schlenkern. Wer sie zum Guten hinziehen will, der thue ja nichts, sondern schreibe, und wer seines Erfolges gewisser sein will, der recensire. Aus diesem Grunde habe ich einige Ansichten über die verwetterte Judensache in Form einer Recension eingekleidet, diese aber darum der ewige Jude überschrieben, weil ich tausendmal in meinem Leben zu diesem Ausrufe bewegt worden bin. In Frankfurt, wo ich wohne, ist das Wort Jude der unzertrennliche Schatten aller Begebenheiten, aller Verhältnisse, aller Gespräche, jeder Lust und jeder Verdrießlichkeit. Stellt ein jüdischer Handelsmann seine Zahlungen ein, so machen die Gerichte bekannt: Die jüdische Handlung N. N. habe ihre Zahlungen eingestellt. Ist ein Jude Arzt oder Advocat, dann wird er im Staatskalender bezeichnet: Arzt jüdischer Nation, Advocat jüdischer Nation. Stiehlt ein Jude und man fragt nach dem Diebe, so heißt es: ein Jude war's. Zeichnet sich ein Jude durch Art und Bildung aus, dann sagen die Spötter: er bleibt doch ein Jude, und die Gutgesinnten sprechen: er mache seiner Nation große Ehre. Geht ein Jude zu einem Schneider und bestellt sich einen Rock, so bemerkt ihm der Schneider ohnfehlbar, irgend ein Jacob oder Isaak habe sich ein ähnliches Kleid machen lassen. Kauft eine Jüdin Blumen ein, so erzählt ihr der Gärtner, Frau Esther habe ihm vor einigen Tagen einen Rosenstock abgekauft. Stirbt ein Jude, wird er geboren oder getraut, dann hat das Frankfurter Wochenblättchen eigne gedruckte Judengassen für jene Aus- und Einziehenden, und schwarze dicke Mauern von Tinte trennen die jüdischen Wiegen, Särge und Hochzeitbetten von den christlichen. Kommt man nach Stuttgart, München, Wien, oder nach einem andern Orte, wo die Leute gebildet und

ohne Vorurtheile sind und gar nicht an Juden denken, setzt man sich dort an eine Wirthstafel und ein Reisender aus Frankfurt sitzt unter den Gästen, so kann man wetten, daß, noch ehe das Rindfleisch kommt, der Frankfurter ein lebhaftes Gespräch über die Juden eingeleitet haben wird. Wer nun, gleich mir, diese Narrheit schon zwanzig Jahre beobachtet hätte, der würde sich auch daran gewöhnt haben, zürnend oder lächelnd, tadelnd oder bemitleidend, wie ich, auszurufen: der ewige Jude!

Das Buch, hinter das ich mich stecke, heißt wie folgt:

Judenthum in allen dessen Theilen, aus einem staatswissenschaftlichen Standpunkte betrachtet. Von Dr. Ludolf Holst. Mainz, 1821. Bei Florian Kupferberg. (459 Seiten).

Der Verfasser sagt in dem Vorworte: er hoffe der deutschen Literatur ein classisches Werk geliefert zu haben. Dieses uneigennützige Geständniß gereicht ihm zur großen Ehre. Denn wol mußte er daran gedacht haben, daß, nach einer solchen Aeußerung, das Bureau der deutschen Classiker in Carlsruhe nicht säumen werde, sein Buch nachzudrucken. Herr Kupferberg dankt es mir gewiß, wenn ich die Welt versichere, daß die Schrift seines Verlages durchaus nicht classisch sei und gar nicht verdiene, daß man daran zum Schelme werde. Jeder Vertheidiger der unterdrückten Schwäche müßte wünschen, jenes gegen die Juden feindlich gesinnte Werk wäre in der Form eines saubern, mit Kupfern gezierten Taschenbuches Gegenliebe und Freundschaft auf das Jahr 1821 erschienen, damit es christlichen Frauen in die Hände gekommen wäre; denn diese hätten dann die Juden wegen der Langweiligkeit ihrer Feinde lieb gewonnen, und ihre eigenen gesetzgebenden Männer günstiger zu stimmen gesucht. Wer da glaubt, nur derjenige zeige sich heldenmüthig, der für die gute Sache blute, der kennt die Bücherwelt nicht. Ich fordere alle Judenfreunde wie alle Judenfeinde auf, für die Sache, welche sie hier und dort die gute nennen, die Schrift des Herrn Dr. Holst zu lesen, aber so, daß sie es mir nachthun und das ganze Feld abmähen, nicht etwa blos spielend die Gänseblümchen darauf pflücken. Der Verfasser hat sein staatswissenschaftliches Bauholz eigentlich zu ganz anderm Gebrauche, zu einer Kirche, einer Börsenhalle, zu einem Handelsschiffe, einem philosophischen Lehrgebäude behauen, und die Judendinge, wiewol zahlreich genug, fielen nur als die Späne ab, womit er sich und seinen Freunden ein Lustfeuer bereitet. Er führt mit ungeordneten Paragraphen einen Guerillas-Krieg, wobei alle die Verwirrung herrscht, die wir früher am

Landsturme, da er sich erst versuchte, gesehen haben. Der Vordermann stößt dem Hintermanne ins Gesicht, der Hintermann schießt den Vordermann todt. Es ist dieses im wörtlichsten Sinne wahr; ein Paragraph stößt dem andern an den Kopf und überrennt ihn. Die Gedanken, welche der Uebervölkerung wegen im Texte keinen Raum finden, wandern aus und bilden Noten-Colonien, haben aber so ausgedehnte Besitzungen, daß das Mutterland die Zügel der Regierung verliert. So oft der Verfasser sich aus dem freien Felde zurückzieht, begibt er sich hinter die Schanze seiner Unverständlichkeit und ist gedeckt. Man kann die Festung nicht mit Sturm nehmen, denn ein breiter Wassergraben umgibt das Werk; man kann sie nicht aushungern, denn sie hat sich mit dem ganzen Talmud verproviantirt. Der Verfasser ist ein rechtgläubiger Cameralist aus der baufälligen Schule des v. Justi; die ewige Wage der Gerechtigkeit kennt er nicht, er kennt nur eine schwankende Handels-Bilanz. Die Ketten-Regel, wodurch er berechnet, daß die Juden Sklaven der Christen sein müßten, ist ihm die höchste Staatsweisheit. Wenn Geistlosigkeit aus Lieblosigkeit entspringt, dann verzeihe sie wer da wolle; meine Milde reicht nicht so weit.

Der Judenhaß ist einer der pontinischen Sümpfe, welche das schöne Frühlingsland unserer Freiheit verpesten. Man sieht die hoffnungsvollsten Freunde des Vaterlandes mit bleichen Gesichtern krank umherwandeln. Der deutsche Geist wohnt auf Alpenhöhen, aber das deutsche Gemüth keucht in feuchten Marschländern. In unserem Herzen ist holländische Schleimblütigkeit, reine Bergluft behagt ihm nicht. Traurig, daß es so ist; denn nicht der Geist, das Herz macht frei. Jener Haß gegen Juden ist auch der Wetzstein, an dem jeder stumpfe Sinn sich scharf zu schleifen, und jeder scharfe sich abzuziehen gesucht; aber der Stein ist zu hart, die scharfen Geister haben Scharten davon bekommen, und die Schartenvollen sie nicht auszuwetzen vermocht. In diesem Streite der Meinungen wird, wie immer, die Zeit siegen — und die Liebe behält immer Recht, denn sie allein ist unsterblich.

Die Schrift des Herrn Dr. Holst ist eine Sammlung alter Ansichten mit kaum noch sichtbarem Gepräge, welchen alle der Schmutz anklebt, den die tausend Hände, durch welche sie gegangen, abgesetzt haben. Man findet nicht eine einzige neue Münze darunter, nicht einen glänzenden Heller. Es wäre unbegreiflich, wie ein Mann, ohne den mächtigen Trieb, mit welchem selbstgeschaffene Vorstellungen uns drängen, die Ausdauer haben könne, ein dickes Buch zu schreiben, wenn man nicht wüßte, daß das Herz den Kopf regiert.

Des Letztern darf man sich freuen; es ist gut, daß endlich die deutsche Wissenschaft sich so eng mit dem Leben verbunden, daß man nicht mehr geistlos sein kann, ohne zugleich sittenlos zu sein. Eigentlich verstehe ich die Sprache gar nicht mehr, mit welcher man der antediluvianischen Philosophie des Verfassers zu begegnen hat. Alle seine Reden sind **kantirt** — ich meine nicht **candirt** (überzuckert), sondern in Art und Weise des **Kant**, wobei die reine Vernunft so lange kritisirt wird, bis ihr kein weißer Faden mehr bleibt. Daher, wenn ich auch wollte, vermöchte ich nicht, den Herrn Dr. Holst im Zusammenhang zu widerlegen. Ich kann mich in seinem Hause gar nicht zurecht finden, und werde darum nur bald an diese bald an jene Thüre klopfen; und wenn er mir, sollte ihm meine Beurtheilung bekannt werden, vorwerfen will, ich hätte ihn nicht verstanden, so verspreche ich gleich jetzt, ihm darin nicht zu widersprechen.

Sein Buch ist eigentlich kein praktisches, sondern ein metaphysisches Hep Hep; denn die Deutschen pflanzen ihre Grundsätze lieber durch Samen als durch Setzlinge fort. Die Schrift ist eine Schlange, die sich selbst in den Schwanz beißt; keinen Andern verwundet der Verfasser als sich allein. Er theilt die Welt in zwei Theile, und nennt den einen **Judenthum**, den andern **Nicht-Judenthum**. Das Nicht-Judenthum ist ihm das feste Land, woraus Blumen und Kräuter sprießen, Vögel singen, Quellen murmeln und harmlose Schäfer schuldlose Tage leben. Das Judenthum aber erscheint seinem schwindelnden Blicke als ein wildes Meer, wo Haifische rauben und heuchlerische Krokodile betrügen. Es ist ihm eine Kloake voll stinkenden Unraths, und darin hat er vielleicht mehr Recht, als seiner Sache gut ist; denn der unterirdische Kanal hat die Unreinlichkeiten, die er ableitet, nicht geschaffen, sie wurden ihm zugeführt. Der Verfasser spricht wie alle seine Vorgänger im Verfolgungsamte. Er sagt: Haß, Neid, Geiz, Habsucht, Bosheit, Betrug, Rohheit, Gottlosigkeit und alle übrigen Laster wohnen den Juden bei. Freilich gäbe es auch edle Menschen unter ihnen, allein diese wären nicht als Juden anzusehen, sondern gleichsam als Christen. Auch sei nicht zu läugnen, daß alle jene Verbrechen und Krankheiten des menschlichen Geistes und Herzens auch unter den Christen anzutreffen wären, aber solche verworfene Menschen wären keine Christen, sie wären als Juden zu betrachten. Könnten die Juden nicht auch so sprechen? Sie könnten sagen: „Habsucht, Neid, Dummheit, Eitelkeit, Bosheit, Unduldsamkeit und die andern ungenannten Laster haften auf den Christen. Es gibt wol Einige, die davon frei sind, das sind aber edle jüdische Seelen, und nicht als Christen an-

zusehen. Auch unter uns gibt es Taugnichtse, allein solche Ruchlose verdienen den Namen Juden gar nicht, sie sind Christen." Nun, wenn das nicht toll ist, so sperrt eure Narrenhäuser weit auf und laßt ihre Bewohner heraustreten, daß sie Lehrer, Prediger, Richter und Schriftsteller werden. Wenn es euch Freude macht, so theilt immerhin die Menschen in Schafe und Böcke ein, und stellt die einen rechts, die andern links; wenn ihr aber erklärt: Alle, die rechts stehen, sind Schafe, und die links stehen, Böcke — so ist das ja entsetzlich gottlos, und ihr verdient gar nicht, daß man wie mit vernünftigen Menschen mit euch rede.

In der Einleitung der Schrift wird untersucht: „Woher die immer größer werdenden Ideenverwirrungen überhaupt, und in besonderer Beziehung auf Judenthum." Man muß dem Verfasser die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß ihm gelungen ist, die Ideenverwirrung, die in den Köpfen herrscht, sehr anschaulich zu machen. Seine Gedanken spielen blinde Kuh; hat auch einmal einer die Wahrheit erhascht, so werden sogleich dieser die Augen verbunden, und sie tappt eben so unwissend und blind umher als ihr Vorgänger. Man bekommt den Schwindel vom Zusehen. Mein schwacher Kopf hat von der Einleitung nur folgendes Wenige auffassen können. Vormals durften sich die Juden keiner Pferde zum Reiten bedienen; wollten sie einen Degen tragen, so mußte es an der rechten Seite geschehen; wollte ein reicher Jude mit Vieren fahren, so sollten die Pferde hinter einander gespannt werden; bei Krankheiten mußten sie in den Lazarethen die von Christen zubereiteten Speisen genießen, so groß auch ihr Gräuel vor denselben sein mochte; bei Lebzeiten des Vaters durfte nicht der Sohn, noch weniger der Enkel heirathen; am Sonntag mußte eine Zahl Juden in die christlichen Kirchen gehen, um dort die Predigt anzuhören, wobei es unter schwerer Strafe verboten war, während der Predigt einzuschlafen. (Dieses vortreffliche Mittel, in den Kirchen die schädliche Wirkung des Pastoral-Opiums zu verhindern, sollte die medicinische Polizei auch gegen Christen anwenden!) Führte ein Verbrecher wider einen Juden eine Aussage, dessen Namen und Wohnung er nicht wußte, so mußten alle Juden des Orts demselben im Gefängniß vorgeführt werden; Karl der Große hatte verordnet: daß der Vornehmste in jeder Judengemeinde dreimal im Jahre an den Kirchenthüren eine Maulschelle erhalten mußte. Ferner mußten die Juden einen besonderen Leichen-Zoll erlegen: — (den Griechen nachgeahmte Sitte: auch Charon erhielt ein Fährgeld; doch mit dem Unterschiede, daß bei den Griechen das Geld

den Todten, bei den Christen aber den lebendigen Schatzmeistern in den Mund gesteckt wurde!) — getaufte Juden konnten eines vorher begangenen Verbrechens wegen nicht gerichtlich belangt werden; ausgeübte Gewalt von einem Juden an einem Getauften wurde mit dem Feuertode bestraft. Ferner: Juden mußten den Betrag eines Wechsels in das Haus eines Christen liefern, dagegen mußte der Jude, wenn der Christ Acceptant war, solchen holen; die Giltigkeit eines Injurien-Processes fand schon dann statt, wenn ein Christ einen andern einen Juden hieß (unter solchen Umständen war wenigstens dieses Gesetz weise). Der edle Verfasser weist mit gerührter Stimme auf diese guten alten Sitten zurück. Ich aber habe froh alle jene Tollheiten erzählt, damit Christen und Juden daraus Trost schöpfen und entnehmen mögen, wie der Geist des Menschen vorschreite, trotz der Verhaue der Dummheit, und wie sein Herz sich immer mehr veredle, trotz des Beispiels der Verdorbenen. Es wird eine Zeit kommen, wo man in Hamburg es eben so lächerlich finden wird, daß vormals ein Jude seines Glaubens wegen nicht Bürgermeister werden konnte, als man es jetzt lächerlich findet, daß er noch unter Friedrich dem Großen seinen Degen *rechts* anhängen mußte. Der Verfasser selbst bemerkt (ob er zwar den Satz auf *seine* Art anwendet): „es steht von unserm sogenannten (jawol!) *aufgeklärten* Zeitalter zu befürchten, daß, wenn nach einigen tausend Jahren auf dasselbe zurückgesehen wird, es ebenfalls heißen mag: wie gar weit war man *damals* in viel und manchen Dingen zurück, wie äußerst finster sah es noch in den mehrsten Köpfen damals aus.“ Nach *einigen tausend Jahren*? Herr Dr. Holst hat große Geduld! Was mich betrifft, so hoffe ich es noch zu erleben, daß man selbst in keiner deutsch-englischen Colonial-Stadt ein aufrührerisches oder albernes Buch gegen die Juden wird schreiben dürfen, ohne ins Zuchthaus oder ins Tollhaus zu kommen.

Der Verfasser, ob er zwar Judenthum für ein ziemlich vollständiges Conversations-Lexikon aller gangbaren Spitzbübereien ansieht, begnügt sich damit nicht und spricht von neuentdeckten Betrügereien, welche die Juden ausüben *könnten*, wenn sie *wollten*. Was, fragt er, würde daraus entstanden sein, wenn man die Juden mit den Christen völlig gleichgestellt hätte? Großer geometrischer Jammer, antwortet er. „Ein jüdischer Bauer z. B. würde zu seinem christlichen Nachbarn gesagt haben: mein Acker liegt dir, und der deinige mir bequemer. An Güte sind sie sich beweislich völlig gleich. Dein Acker enthält 750 Ruthen lang und 600 breit, der meinige enthält in der Breite 25 Fuß weniger = 575, dagegen aber in

der Länge 25 Fuß = 775 mehr, mithin auch hierin völlig gleich. Und der Nachbar wird mit 4375 Quadratfuß betrogen." Der Verfasser, wie man sieht, ist ein guter Feldmesser und wäre bei Verfertigung von Katastern und bei Friedensschlüssen gut zu gebrauchen; er versteht sich auf Länge und Breite der Dinge besser, als auf ihre Tiefe.

Der erste Abschnitt enthält eine „allgemeine Uebersicht der in den letztverflossenen Zeiten so zahlreich erschienenen Schriften fürs Judenthum, besonders in Hinsicht derer, die von jüdischen Autoren abgefaßt worden." Herr Dr. Holst kommt niemals in Verlegenheit. Wenn Christen für Juden geschrieben, so sagt er, es wären unstreitig verkappte Juden gewesen; sind aber die Schriftsteller Juden, dann sagt er, sie gehörten zur rohesten Classe von Menschen, und spricht vor ihrer zügellosen Kühnheit und beispiellosen Frechheit. Man muß gestehen, daß es närrische Käuze in der Welt gibt. Herr Dr. Holst will die Juden todt schlagen, und wenn sie sich zur Wehre setzen, wendet er sich zum Kreise seiner Zuschauer und spricht: Da sehen Sie, meine Herren, wie Recht ich habe, wenn ich die Juden beispiellos frech nenne; sie wollen nicht dulden, daß man ihnen noch so wenig den Kopf abschlage, und mucksen! Die Einwendungen, welche der Verfasser gegen die erwähnten Judenschriften macht, kann ich nicht beurtheilen, denn ich habe nur wenige der sowol für als gegen Juden erschienenen Schriften gelesen. Ich habe sie nicht gelesen, weil ich es eben so lächerlich fand, den Beweis, daß zweimal zwei vier ist, dickbäuchig führen, als das Gegentheil beweisen zu wollen — Beides machte mir Langeweile. Es geschieht auch meiner Abhandlung „für die Juden", die in den Zeitschwingen steht, Erwähnung. Ich besitze zwar in diesem Augenblicke das angezogene Blatt nicht, kann aber versichern, daß die mitgetheilten Auszüge entstellt sind. Ich soll gesagt haben: „Der Streit gegen die Juden und der Streit gegen den Adel gehe aus einer und derselben Quelle hervor, nämlich: eine vermeinte Aristokratie zu bekämpfen, die in Geldvorzügen und Geburtsvorzügen liegen soll." Und an einer andern Stelle: „Da die producirende Kraft überall mit verzehrenden im Streit liegt, so mußte auch eine Verfolgung die Juden treffen." In beiden Sätzen ist weder der Sinn noch Ausdruck der meinige. Ich kann unmöglich von einer verzehrenden Kraft gesprochen haben; denn zum Verzehren gehört keine andere Kraft als die der Zähne, welche in das Gebiet der Physiologie, aber nicht in das der National-Oekonomie gehören. Habe ich vielleicht von einer verzehrenden Classe gesprochen, so konnte ich doch die Juden nicht darunter zählen, da sie ja in einem

so hohen Grade thätig sind, daß man ihnen diese Rührigkeit sogar zum Vorwurfe macht. Nennt man aber nur solche Arbeiten productiv, bei deren Verrichtung man schwitzt, so will ich, was ich leicht könnte, diese poröse Ansicht jetzt nicht bestreiten; sondern ich bemerke, daß die Juden allerdings stark transpiriren, theils weil sie den ganzen Tag umherlaufen, theils durch den psychischen Einfluß der Furcht und Freude beim Staatspapier-Handel, und viele Juden dürfen sich rühmen, im kritischen December vorigen Jahres mehr geschwitzt zu haben, als die meisten Christen selbst in den Hundstagen. Noch weniger kann ich von einer vermeinten Aristokratie gesprochen haben. Die Handels-Aristokratie der Juden ist so wenig vermeint, als die Geburts-Aristokratie des Adels, sie sind beide wirklich vorhanden. Jene aber ist kein Vorrecht der Juden, sondern ein Zwang, da man sie gewaltsam abhält, andere Gewerbszweige zu ergreifen. Die Aristokratie des Adels aber ist fühlbar genug. Ich rede aus gleichem Grunde für Juden und gegen Adel; denn dieser verhält sich zum Bürgerstande, wie die christliche Welt zur jüdischen. Beide gründen Vorrechte auf den Zufall der Geburt, beide wollen, wie Studenten, den breiten Stein des Lebens allein behaupten und uns Philister im Kothe zu gehen nöthigen — eine Anmaßung, die nur etwas weniger abgeschmackt ist, als es ist: sie gelassen dulden.

Es ist komisch genug zu sehen, wie Schriftsteller, welche gegen Juden eifern, nachdem sie sich schwindelnd hoch verstiegen und zu beweisen gesucht, daß Sonne, Mond und Sterne bei der großen Judensache betheiligt wären — bald darauf von ihrer Höhe herabpurzeln und in einem schmutzigen Sackgäßchen der Erde, in einem Zuckerfasse, einem Wechsel-Comptoir, einem Waarengewölbe niederfallen. Nachdem sie von Tod und Unsterblichkeit, von Bestimmung des Menschen, von Theokratie, von Sittlichkeit gesprochen; nachdem sie gezeigt, daß Judenthum ein atmosphärisches Gift sei, welches die ganze Erde umhülle, kommen sie dahin, zu bemerken, die Luft sei doch an jedem Orte verschieden, und sie suchen nicht blos für jede Stadt, sondern auch in der nämlichen Stadt, für jede besondere Straße darin, ein eigenes anti-jüdisches Interesse zu vertheidigen. In dieser Straße sollen Juden wohnen dürfen, in der andern nicht; in dieser Straße sollen sie rechts wohnen dürfen, aber nicht links; auf dieser rechten Seite sollen sie Häuser haben dürfen, aber keine Eckhäuser; in den mit doppelten Ausgängen versehenen Häusern sollen sie an der einen Thür handeln dürfen, aber nicht an der andern; an dieser Thüre sollen sie mit dieser Waare handeln dürfen,

aber nicht mit jener — und so wird der dicke Klotz des Unverstandes in tausend Schwefelhölzer zerspalten. Die Theorie des Herrn Dr. Holst ist etwas besser, als diese meine erzählten Erfahrungen — etwas, aber nicht viel. Nachdem er mit der Kritik der reinen Vernunft angefangen, endigt er mit deren negativem Pole, mit den Hansestädten. Er meint, diese hätten ihre eigene Natur, und es sei Unsinn zu denken, daß in den Bundesstaaten über die künftige Stellung der Juden eine allgemeine Norm werde angenommen werden. Herr Dr. Holst kann vor der Hand noch ruhig bleiben. Die hohe Bundesversammlung ist gewohnt Alles reiflich zu überlegen, und was sie auch wegen der Juden beschließen möge, sie wird sich nicht übereilen und hanseatischer Weisheit die Zeit lassen, ihr die nöthigen Aufklärungen zu geben.

Manches Buch wird wol in der bescheidenen Vermuthung geschrieben, daß es Keiner lesen werde; denn wenn das nicht wäre, wie konnte der Verfasser sich selbst so nahe treten, das Folgende zu äußern. Es ist nämlich die Rede von der grausamen Wuth, mit welcher man ehemals gegen die Juden verfuhr, und er tadelt jene Grausamkeiten. (Ist nur allein der Körper verwundbar und haben die Seelenleiden der Juden aufgehört?) Aber, fragt er, wer war schuld an jenen Verfolgungen? Niemand als die Juden selbst; denn aus dem Judenthume ist ja das alte blutige Christenthum entsprungen. Ich will seine eigenen Worte anführen: „In der Zukunft wird redend und auf eine unwiderlegliche Weise dargethan werden, daß alle jene Gräuel einzig und allein daraus entstanden sind, daß, dem Sinn und Geist des Stifters der christlichen Religion ganz entgegen, ein Pfropfreis vom Judenthum genommen und unglücklicher Weise, in jener finstern Zeit, auf Christenthum eingeimpft worden; so daß alle jene Gräuel ursprünglich dem Judenthum einzig und allein zur Last fallen.“ Das ist ein wichtiges Geständniß, wir wollen es zu Protokoll nehmen. Doch zu groß ist dieses Kapitel, um es hier zu endigen, und zu bedeutend, um es blos anzufangen; es darf nicht zerrissen werden. Der Verfasser weiß selbst nicht, welch ein herrliches Wort er gesprochen; wie ein Kind findet er an der Muschelschale Wohlgefallen und die Perle darin wirft er weg!

Der zweite Abschnitt betrachtet das Judenthum in religiöser Hinsicht. Auch in dem zum Theil anerkannt Wahren, was der Verfasser hierüber sagt, redet er gegen seine eigenen Zwecke. Denn indem er von der mosaischen Theokratie und von den rabbinischen Dogmen spricht, zeigt er, daß die Juden, so wie

sie sind, haben werden müssen, und daß bei nun versiegter Quelle nur noch ein stehendes Wasser lästig sei, das man austrocknen könne. Was Ihr zu thun habt, fragt Ihr mich? Eine alte Kinder-Sittenlehre antworte darauf: es ist die Fabel von der Sonne, dem Sturmwinde und dem Wanderer. Der Sturmwind und die Sonne stritten, wer mächtiger sei. Da versuchte der Sturmwind einem Wanderer den Mantel zu entreißen — vergebens; je heftiger er wüthete, je fester hüllte sich der Wanderer ein. Nun kam die Sonne mit ihrem Lichte und ihrer Milde — und der Wanderer zog den Mantel aus. Die Juden sind solche Wanderer, der Rabbinismus ist ihr Mantel, der Sturmwind seid Ihr, und die Sonne — hat jetzt in Amerika zu leuchten.

Im dritten Abschnitt wird das „Judenthum in moralischer Hinsicht sowol in als außer dessen Heimat" betrachtet. Der Verfasser behauptet, die Juden wären schon im Lande Canaan Spitzbuben gewesen. Haben sie etwa die dort fließende Milch gewässert, den dort fließenden Honig nach falschem Maß verkauft? Nein, der Verfasser beweist nichts; er zeigt blos, auf welche Weise die Juden im gelobten Lande haben Betrüger sein können, wie sie die dortigen Landesgesetze haben umgehen können, und geht dabei eben so sinnreich zu Werke, wie früher bei der Erdichtung des betrüglichen Ackerverkaufs und der Quadratur seines logischen Zirkels. Er bezieht alle Lasterhaftigkeit nicht auf den Wandel, sondern auf den Handel des Menschen; die Börsenhalle ist ihm ein erhabener Tempel der Tugend. Darum spricht er auch nur vom Hausiren, vom Wucher der Juden. Ich begreife nicht, warum das Hausiren ein Laster sein soll, den Christen pflegt man ja die Häuslichkeit als eine Tugend anzurechnen; da aber viele arme Juden keine eigenen Häuser besitzen, und an manchen Orten gar nicht besitzen dürfen, so bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als in fremden Häusern häuslich zu sein. Was aber den Wucher und die andern Uebervortheilungen im Handel betrifft, so glaube ich nicht, daß die christlichen Kaufleute besser sind als die jüdischen. Auch sie sind Egoisten; man muß sie nur nicht nach ihrem Epistolar- und Avis-Stile beurtheilen. Sie schreiben zwar: „Ew. Edelgeboren Geehrtes vom 13. habe empfangen" — „Sehr schönen geräuchten Lachs und frische Austern habe erhalten," und lassen dabei das Ich weg; aber Kenner der Sprache und des menschlichen Herzens wissen recht gut, daß der Egoismus in dem aller Zeiten Zeitwort haben versteckt ist. Der Verfasser zeigt sich als liebender Vater, indem er dafür sorgt, daß nach seinem Tode kein einziger Jude dem Erbhasse seiner Kinder

entzogen werde. Darum beschließt er testamentarisch, daß ein Jude, selbst wenn er Christ wird, immer noch ein Sitzbube bleibe, ja daß er dann ein doppelter Spitzbube werde. Das ist gewiß eine naive Erklärung! Er verordnet: jüdisches Blut bedürfe zu seiner Reinigung einer dreifachen Filtration, und erst dem Enkel eines getauften Juden, und auch nur in dem Falle, wenn er sich mit einer christlichen Familie vermählt, wären Staatsbürgerrechte einzuräumen. Wie der Verfasser schon als Kind ein Judenfeind geworden, wird von ihm, wie folgt, erzählt. In sein väterliches Haus sei einst ein Jude mit den Worten getreten: „Komme ich recht? Ja, bei Gott, ich komme recht! — Hören Sie mich an, ich bitte Sie, bei Gott, ich bitte Sie, hören Sie mich an," darauf habe der Jude einen Lotteriezettel aus der Tasche gezogen, und geschworen: das Haus sei ihm im Traume genau bezeichnet worden, dem er Heil und Segen bringen solle. Das war nun freilich eine unmenschliche Grausamkeit, zumal wenn auf das Loos kein großer Gewinnst gefallen; aber der wahre und gute Christ kennt die Rache nicht, und verzeiht seinen Feinden.

In dem vierten Abschnitte, welcher das Judenthum in intellectueller Hinsicht, in Rücksicht auf Künste und Wissenschaften behandelt, behauptet der Verfasser, die Juden hätten in keiner Kunst und Wissenschaft einen einzigen großen Mann aufzuzeigen. Das mag sein oder nicht sein, es gehört nicht hierher. Wenn die Juden schlechte Bücher schreiben, dann mögen die Recensenten hep hep rufen, aber der Staat darf sich nicht hineinmischen. Soll man darum ihren Handel beschränken, wie der Verfasser wünscht? Man soll gerade das Gegentheil thun. Wenn ich mich je entschließen könnte, irgend einem Vorrechte das Wort zu reden, so würde ich rathen, allen Schreibgesellen in Deutschland den Alleinhandel des Papiers zu überlassen, damit sie mehr dabei gewönnen, das Papier zu verkaufen als voll zu drucken. Er behauptet ferner: „Selbst Mendelssohn wäre nicht der vortreffliche Schriftsteller geworden, er hätte seinen Namen nicht auf die Nachwelt gebracht, wenn sein vertrauter Umgang mit christlichen Gelehrten nicht in ihm als Schriftsteller Judenthum und Christenthum verschmolzen hätte. Wenige mögen hierüber so urtheilen können, als meine Individualität (meine Individualität!). Der vor vielen Jahren gepflogene wissenschaftliche Umgang mit Reimarus ließ mich oft und viel sehen, wie weit der Ideen-Umtausch zwischen diesen beiden Männern stattfand; wie zutraulich Mendelssohn unserm Reimarus Aufsätze zur Prüfung vorlegte und mit welchen Anmerkungen sie von diesem Manne begleitet wor-

den sind." Da hört Ihr es mit Euren eigenen Ohren, was ich früher erzählt habe: so oft der Verfasser einen Juden trifft, von dem er gestehen muß, daß er ein ziemlich ordentlicher Mensch sei, wirft er ihn in den Schmelztiegel des Christenthums, scheidet das Gold aus, und wirft dem Judenthume die Schlacken hin. Wenn Mendelssohn aus dem Umgange mit christlichen Gelehrten gewonnen, schmälert das seinen Werth? Die Weisheit wird nicht angeboren, sie wird erworben. Vielleicht ist Herr Dr. Holst reich genug, um nichts von den Alten entlehnen zu müssen; wir andern armen Teufel aber sind oft genöthigt, von Griechen und Römern zu borgen. Daß Reimarus die Aufsätze Mendelssohns verbessert habe, glaube ich nicht; denn es heißt nicht verbessern, wenn jener, um seine abweichenden Ansichten darzustellen, etwa Anmerkungen gemacht. Kann ein denkender Kopf seine Denkweise von einem andern regeln lassen, muß er nicht mit seinen eigenen Gedanken denken? Daß Herr Dr. Holst mit Reimarus vertrauten Umgang gehabt, ist wol zu glauben. Reimarus benutzte die Erfahrung überall; er hat ein gutes Buch über die Triebe der Thiere, und noch viele andere gute Werke geschrieben. Aber von diesem Manne konnte er seinen Judenhaß nicht gelernt haben. Reimarus war der unversöhnlichste Todfeind aller Bedrückungen. Das Conversations-Lexikon sagt von ihm: „Er war ein Feind jeder Zwangsordnung; wo irgend nur die Freiheit, die innere oder äußere, beschränkt wurde, da nahm er sich ihrer an. Daher schrieb er gegen Getreidesperre, gegen öffentliche Kornmagazine, gegen Fleischtaxen, gegen Zunft- und Handwerkszwang, gegen den Zwang des Verlagsrechts (er billigte unter gewissen Bedingungen den Nachdruck), gegen medicinische Zwangsordnung, gegen Handwerksverbote, gegen das Positive in den Vorschriften, nach welchen der Jugendunterricht von Staatswegen geleitet werden sollte. Obwol ein wohlbegründeter Gottesverehrer, ließ er sich keinen dogmatischen Zwang in der Religion gefallen; die Vernunft mit ihrer Einstimmung und ihrem Widerspruch war ihm Richterin in der Religion. Die Einstimmung der Weltordnung war seine Religionslehre." Ein solcher Mann konnte unmöglich eine Krämerseele haben, welche Menschenrechte auf die Butterwage legt, und mit einem solchen Manne sollte man nicht vergebens umgegangen sein!

Den fünften Abschnitt überschreibt der Verfasser: „Judenthum im Geschäftsleben (in bürgerlicher Hinsicht) betrachtet, wo auf die so ergibige Quelle hinzusehen ist, woraus Judenthum sich einen immer höhern Vermögensstand, selbst Reichthümer zu verschaffen im Stande ist, und dadurch die Verhältnisse der Gesammttheile

mehr und mehr zerrüttet." Schon an den Pulsschlägen dieser pochenden Ueberschrift fühlt man, in welcher heftigen Gemüthsbewegung der Verfasser über diese Gegenstände sprach. Judenthum ist ihm überall der Knecht Ruprecht, womit er schreckt und droht. Ergibige Quelle — immer höherer Vermögensstand — selbst Reichthümer! — und warum nicht so gut als wir? Er sagt: „man sagt nicht zu viel, wenn man den gesammten in den Händen der Juden befindlichen Handel als Wucher betrachtet", und geht dann mehrere Geschäftszweige durch und zeigt, wie sie wucherhaft betrieben werden können — ja, können. Aber werden es die christlichen Handelsleute besser machen? Der Verfasser selbst bemerkt: „keine menschliche Weisheit ist je vermögend, je im Stande, Maßregeln zu ersinnen, sie mögen noch so durchdacht und geprüft sein, wie sie wollen, die dem Unfug des Wuchers je Einhalt thun könnten, er geschehe mit Waaren oder mit Geld; noch weniger, wenn es bedeutende Unternehmungen sind, weil Juden dann die schlaue Politik ausüben, christliche Häuser darin mit zu verwickeln, um von dieser Seite Schutz finden zu können: denn, die Wahrheit zu gestehen, es fehlt nicht an Blutsaugern höherer Classen, die gerne ihre Hände zum Wucher hergeben." An einer andern Stelle äußert er: „Da, wo ein christlicher Wucher stattfindet, der die moralischen Grundsätze verläßt, in welchen er zum Unterschied des Judenthums erzogen worden .. tritt ein solcher nie selbst auf, sondern läßt einen Juden als Hauptttheilnehmer das Geschäft allein betreiben." Aus diesen wichtigen Geständnissen folgt: 1) daß es auch christliche Blutsauger gibt, die Wucher treiben; 2) daß der Wucher der Christen nicht bestraft wird, denn die Juden glauben sich geschützt, wenn sie mit ihnen gemeinschaftliche Sache machen; 3) daß Christen die Juden zur Theilnahme an Wuchergeschäften verleiten, weil sie sich nicht selbst herausstellen wollen; 4) und aus allem Vorigen zusammengenommen ergibt sich, daß man nicht unterscheiden könne, ob der Wucher der Juden auf eigene oder gemeinschaftliche Rechnung mit Christen getrieben werde, daß man daher gar nicht beurtheilen könne, ob es mehr Wucherer unter den Juden oder unter den Christen gibt. Herr Dr. Holst hat dieses Alles so unwiderleglich bewiesen, daß ich begierig bin, wie er sich bei seinen Prinzipalen verantworten werde. Ich habe die Handelswelt nicht zu vertheidigen, deren Judenthümlichkeit — diese Sichtbarwerdung des Geld-Dämons, diese heraufgestiegene Furie der Habsucht, dieser leibliche Goldteufel — mir in der tiefsten Seele verhaßt

ist, sie mag in der Gestalt eines Hebräers, eines Muselmannes oder eines Christen mir entgegentreten. Aber ist diese Judenthümlichkeit nur allein der Juden Schimpf und Schuld? Ist sie nicht die Stickluft, welche die ganze Handelswelt umdünstet, erhaltend zwar das Leben, weil sie das Leben zurückhält, aber tödtlich, wo sie abgesondert erscheint? Ihr murrt und sprecht, die Juden wären die Priester Merkurs, und steckten die Opferpfennige ein. Nun, wenn auch, dann sind sie schlauer als Ihr, aber nicht verderbter. Nicht der Priester, die Anbetung schafft den Götzen. Werft Euern Abgott um, zerstört seine Tempel — und die Fleischgabel entfällt den Euch verhaßten Leviten. Bei den Griechen und Römern war der Handel den Sklaven eigen, Ihr aber seid Sklaven des Handels, und nichts verdient Ihr als Geld und Verachtung. Ihr sagt: wir haben Welttheile verbunden, Völker befreundet, Sitten verschwistert, Verborgenes entdeckt, das Entdeckte herbeigeführt. Gut! Wollt Ihr Euch begnügen, die Fuhrleute der Weisheit zu sein und von allen Gütern des Lebens nur die Fracht einzustreichen, so ist Eure Bescheidenheit zu loben. Aber brüstet Euch nicht mit erhabenen Gesinnungen, prahlt nicht mit Tugend und Gottesfurcht, wo Euch nichts bewegt als niedrige Habsucht und gemeine Sinneslust. Mögen die Juden hassenswürdig sein, aber Euch kommt es nicht zu, sie zu hassen. Eure Sache ist noch lange nicht so schlecht, als sie vertheidigt wird; denn es ist der verdiente Fluch leidenschaftlicher Verblendung, daß sie in das Schwert des Gegners rennt. Hört, wie Eure Sachwalter sprechen! Sie sagen nicht, man solle die Juden aus dem Lande stoßen, sie sagen es nicht; denn sie heucheln, sie wollen nur, daß man ihren Handel beschränke. Aber indem sie auf diese Weise an der Wohlfahrt vieler tausend Menschen die Zweige abschneiden, nachdem sie die Früchte geschüttelt, wollen sie auch den Stamm umhauen und die Wurzel ausgraben. Auch die untern Gewerbe, auch Handwerke und Ackerbau, sollen Juden nicht mit völliger Freiheit treiben dürfen. Ihr zündet das Wohngebäude ihres Glückes an und verschließt die Hausthüre, daß sie sich nicht retten — Ihr jagt sie in die Schlacht und pflanzt Kanonen hinter ihrem Rücken auf, daß sie nicht umwenden können. Ist das menschlich? Man hat verlernt, von Euch zu fordern, daß ihr Christen seiet, aber es ist doch wahrlich zum Lachen, wenn Ihr christliche Gesinnungen, die Ihr selbst nicht habt, von Juden fordert.

Als ich in der geräuschvollen Mitte dieses Buches im Hauptquartier des Judenhasses angekommen war, gedachte ich zu spotten und dem Verfasser zu sagen: er möchte, so sehr auch sein Herz da=

bei bluten würde, einen Juden lebendig aufschlitzen und sich überzeugen, daß Lunge und Leber, Herz und Nieren, Gehirn und Magen ganz so gebildet und geordnet seien, wie bei Christen, und dann solle er mir erklären, wo die Anweisung der Natur wäre, die Juden nicht wie Menschen zu behandeln. Aber meine Ironie fand nichts zu spitzen, die Wahrheit ist schon spitz genug. Der Verfasser hat dafür gesorgt, daß seine Grundsätze nicht carrikirt werden können. Er geht mit den jüdischen Leibern nicht besser um, als mit den jüdischen Seelen. Der sechste Abschnitt seines Buches betrachtet: „Judenthum in physischer Hinsicht." Eine schöne freiwillige Beisteuer zu Frank's medicinischer Polizei! Er erschrickt gewaltig vor dem Anwachse jüdischer Bevölkerung und schreibt sie dem häufigen Zwiebelessen der Juden zu. Er sagt: sie wären unreinlich; denn ob ihnen zwar Reinlichkeit Religionsgebot wäre, so berührten sie doch „das Wasser kaum mit den Fingerspitzen", und dieses nennten sie ganz lächerlich „sich gewaschen haben". Nach seiner Meinung wäre wol nöthig, man führte Staatswäschereien ein und legte Judenbleichen an! Bemerkt er ein Blätterchen auf der Lippe eines naschhaften Judenmädchens, so macht er, wie zierliche Redner sagen, aus der Mücke einen Elephanten und behauptet, das saubere Mädchen habe die Elephantiasis. Läuft ihm eine Laus über die Leber, was oft geschieht, behauptet er, es sei eine jüdische gewesen und die Juden hätten alle die garstige Krankheit, woran unter andern gekrönten Häuptern auch Herodes und Philipp II. und der römische Dictator Sulla gestorben sind. Aus diesem Allem aber folgert er, man müsse die Juden von den Straßen der Städte mit einem neuen Besen wegkehren und sie hinaus führen. Von Nimrod bis auf die Pygmäen-Ultras unserer Zeit hat Aristokratensucht stark gefiebert, aber so heftig als der Verfasser hat noch Keiner gerast. Er meint, eine Judenhaut käme schon als fertiges Trommelfell auf die Welt und man brauche nur die Schlägel zu rühren.

Der siebente Abschnitt betrachtet „Judenthum in historischer Hinsicht" und spricht von den Quellen der ältern und neuern jüdischen Geschichte. Dieses Kapitel gibt weder Stoff noch Lust zu Bemerkungen. Wo der Verfasser aufhört, sich selbst zu parodiren, und die natürliche Art seines Geistes und Herzens hervortritt, wird er meilenlangweilig. Man muß wahrlich die Juden glühend hassen, oder eben so glühend die bürgerliche Freiheit lieben, um über die ganze Breite dieses Buches zu schwimmen, ohne die Kraft zu verlieren. Der Verfasser sagt, seine Literatur-Sammlung von Judenschriften gehe schon jetzt über die Zahl von mehreren Hunderten

hinaus. Das mag eine schöne Blumenlese von getrockneten Giftkräutern sein.

Der achte Abschnitt betrachtet (dieses häufige betrachtet ist nicht mein Wort, der Verfasser gebraucht es, und mit Recht; denn er beweist nichts, er zeigt nur die Dinge, wie er sie — eben betrachtet): „Judenthum, in Anleitung aller vorhergehenden Untersuchung, zugleich in politischer Hinsicht aus einem staatswissenschaftlichen Standpunkte." Der Verfasser mustert darin seine martialischen Grundsätze, um zu sehen, ob keiner desertirt sei, und läßt sie dann mehrere Schwenkungen und Schwänke machen. Er behauptet, die Juden hätten nichts Geringeres im Sinne, als sich zu Herren der Welt aufzuwerfen, und zeichnet eine schöne Landkarte von allen den Wegen, auf welchen sie, zwar zu Fuße und daher langsam, aber sicher die Weltherrschaft zu erreichen suchen. Er sagt, die Juden hätten schon jetzt eine große Menge Tagereisen zurückgelegt. Sie sprächen: „Wir Juden sind nicht mehr das, was wir vormals waren. In dem dermaligen Frankreich bekleiden wir öffentliche Aemter. In verschiedenen Staaten sind wir zu Reichswürden und Ehrentiteln gelangt, warum sollten wir denn auch nicht Sitz und Stimme im Senat freier Städte haben können?" Der Verfasser fährt fort: „Werden schon gegenwärtig weithinaussehende Aeußerungen gemacht, so wird es, bei höher steigendem Ehrgeiz, der mit den Mitteln gleiche Schritte halten kann, in der Folge unfehlbar noch weiter heißen: warum sollten denn uns Juden die Pforten der Fürstenhäuser so ganz geschlossen sein? Was könnte wenigstens hindern, daß z. B. ein Besitzer vieler angesehenen, nach und nach arrondirten Ländereien nicht den Titel Fürst annähme, damit dereinst ein Herzog, ein Erzherzog ꝛc. daraus werde?" Die Wahrheit ist mir heiliger als Alles, und man wird meine Unbefangenheit loben, wenn ich dem Verfasser in dem hier Gesagten beistimme. Worin er Recht hat, behalte er Recht. Allerdings sind unsere Juden Fürsten schon sehr nahe und kommen ihnen täglich näher. Ich selbst kenne einen reichen Juden, der nur allein in den letzten sieben Jahren seinen Garten mit vier angrenzenden Morgen Feld arrondirt und hierdurch deutlich genug verrathen hat, daß er gedenke, seinen Kindern den Garten als Erzherzogthum zu hinterlassen. Aber der Verfasser hätte nichts übertreiben und sich von seinem Hasse so sehr verblenden lassen sollen, daß er behauptet, die Juden gingen mit dem Gedanken um, Senatoren freier Städte zu werden. Auch Wahnsinn und Ruchlosigkeit haben ihre Grenzen. Es gibt angeborne Gefühle des menschlichen Herzens, die auch der

verworfenste Bösewicht nicht zu unterdrücken vermag. Die Juden sind schon Erz=Bösewichter genug, daß sie Erz=Herzoge werden wollen; aber Senatoren! Nein, das ist unglaublich, so tief kann der Mensch nicht sinken!

Der Verfasser beschreibt ferner die verschiedenen Diebsschlüssel, mit deren Hilfe das spitzbübische Judenthum die Pforten der Fürstenhäuser aufzuschließen gedenkt. Zuerst erwähnt er der Tempel=Vereine. Hierunter versteht er den Verein derjenigen jüdischen Glaubensgenossen, welche in Hamburg, Karlsruhe und andern Orten den von rabbinischen Alfanzereien entweihten Synagogen=Dienst verlassen haben und in den neuen Tempeln ihre Andacht verrichten. Er sagt: „der Tempel=Verein schreite mit Umsicht, mit Besonnenheit, mit aller Ueberlegung vorwärts, beseitige in der Folge blos das rein Formelle, fremden Himmelsstrichen nicht eigen und überflüssig; so gibt es für das Judenthum mehr Proselyten in einem Jahre, als es durch alle Zeiten hindurch fürs Christenthum nicht gegeben hat.“ Ich habe hierüber nichts weiter zu bemerken, als daß sich die Juden dieses sollen gesagt sein lassen; man muß von seinen Feinden Nutzen ziehen. Die ferneren Stufen zum Erzherzoglichen Throne werden von dem Verfasser wie folgt bezeichnet. Die Juden suchten sich die Redaction sehr vieler periodischen Blätter und Zeitschriften zu verschaffen; sie suchten sich Eingang bei Staatszeitungen zu eröffnen; sie suchten Censoren zu gewinnen; Männer, die ohne alle Kunde des Judenthums sind, zu Schutzschriften zu verleiten; sie bemühten sich, durch Neu=Christen die Direction der Schauspiele in die Hände zu bekommen, um nur was Nicht=Judenthum angehört, der Persiflage preiszugeben. (Zu diesem Zwecke hätten sie sich besser an den Verfasser gewendet.) Endlich hätten sie auch in unsern Tagen den Versuch gemacht, sich in den Buchhandel „hineinzusetzen“, um eine völlige Herrschaft über die Ideenwelt zu erringen, wobei „jeden ein Schauder ergreifen“ müßte, wenn er an die Folgen denkt. Auch hätten Schriftsteller unter den Juden sich schon so weit geäußert: „daß jüdische Consistorien in den verschiedenen Districten Deutschlands zu errichten sind; daß alle Consistorien ein Central=Consistorium, ein Concilium zu bilden haben; daß sodann das Nämliche in allen übrigen Ländern geschehen könne; und daß — fügen wir hinzu — etwa ein Erz=Patriarch (ein Fürst der Gefangenschaft wie ehemals) über alle Concilien sodann gesetzt werde! ... Ob nun hieraus je so ein Wesen als jüdischer Hohepriester (Pontifex maximus) dereinst hervorgehen könne, der erst Bibel und Schwert mit einem Verbündeten, dann Schwert und Rauchfaß in

der Hand haltend, weltlicher und geistlicher Herr werde und sei, stelle ich der Betrachtung Anderer hin.“ Man wird den Rücken wenden und die Furcht des Verfassers stehen lassen. Er ist, wie jeder sieht, etwas hypochondrisch und sieht Alles durch einen schwarzen Schleier. Mit der geistlichen und weltlichen Herrschaft des Judenthums hat es in den ersten zwanzig Jahren noch keine Noth. So lange es Staatspapiere gibt, mag der Hohepriſter sein Schwert in der Scheide lassen, die Juden haben mit gefährlichen Säbeln nicht gerne zu schaffen; und was das Rauchfaß betrifft, so kann der Hohepriester räuchern, so lange er Lust hat, die Juden lassen sich keinen blauen Dunst vormachen.

Der Verfasser zeigt sich sehr ungeschickt, wenn er die Juden mit den Jesuiten vergleicht und dabei in den gegen Letztere gerichteten Vorwurf einstimmt, welcher heißt: „Alle Bestrebungen der Jesuiten sind ihren eigenen Vortheilen und der Verbreitung ihrer Macht angepaßt, und ihr Gewissen findet bei jeder widersetzlichen Handlung eine bequeme Rechtfertigung in ihren Ordens-Statuten.“ Was geht aus dieser Zusammstellungen nothwendig hervor? Es geht daraus hervor, daß die Verworfenheit der Juden, sei sie auch so groß als behauptet wird, nicht aus dem Judenthume hergeleitet werden dürfe; denn wenn es verstattet ist, von den Bekennern auf die Würde einer Religion zu schließen, dann wäre die christliche Religion die verwerflichste unter allen, weil alle Völker der Erde zusammengerechnet, von der Wiege des menschlichen Geschlechts an, nicht die Hälfte der grausamen und wahnsinnigen Thaten verübt haben, als im Namen des Christenthums verübt worden sind. Die Juden haben zu ihren verworfenen Handlungen doch wenigstens ihre Religion nicht zum Vorwande, ihre Feinde nur haben diese Religion zum Vorwande genommen, ihren eigenen Haß zu beschönigen. Die Jesuiten aber haben im Namen der Religion, im Namen des Gottes der Liebe und Barmherzigkeit die Völker mit tückischen Schlangenbissen zernagt und vergiftet. Sie haben Könige gemordet und ihre ganze Weisheit angestrengt, die Welt in Blödsinn zu erhalten. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, alle Blätter der Geschichte haben sie wie falsche Spieler gemischt, damit die Karten nach ihrem Wunsche fallen. Nur den Betrüger haben sie nicht betrogen, nur den Unterdrücker nicht unterdrückt, sondern Gewalt und Betrug unterstützt, wo sie ihnen entgegentraten. Hat ihnen das Christenthum den Auftrag zu ihren Handlungen gegeben? Nein, sie haben eine falsche Vollmacht vorgezeigt. Jetzt durchlese man das große, fünfhundert Seiten lange Register jüdischer Sünden, welches der Verfasser ver-

fertigt, und sehe, welche Verbrechen er den Juden vorwirft. Sind sie schlechte Väter, verdorbene Söhne, verbuhlte Mütter, verrätherische Freunde; morden, rauben, stehlen sie; kennen sie den Ehebruch, die Trunkenheit, die Schwelgerei, die Spielsucht; sind sie unhäuslich, träge, vertaumeln sie ihr Leben in Sinneslust? Wenn sie das wären und thäten, dann hätte es der Verfasser sicher gesagt. Aber nein, sie berühren das Wasser kaum mit den Fingerspitzen, sie nehmen 20 Procente, sie messen knapp, wie Herr Dr. Holst behauptet, sie gewinnen auf 10 Ellen Waaren $\frac{1}{8}$ Elle, welches, wie der Verfasser nach Adam Rieß ganz richtig berechnet, bei einem jährlichen Absatze von 10 Millionen Ellen Waaren einen betrügerischen Gewinnst von 100,000 Ellen machen — würde! (Man sieht, der Verfasser ist immer noch ein Anhänger der Conjunctive.) Und das ist Alles! Verworfene Juden sind nicht schlechtern Herzens als verworfene Christen, und sie haben einen Vorzug, sie sind bessern Geistes. Sie erkennen klarer die Natur der Dinge und der Menschen; sie durchschauen die Heuchelei und üben sie darum nicht. Sie wandeln im Lichte, sie stehlen bei Tage, und die Nachtdiebe sind gefährlicher. Sie thun das Böse, wenn es ihnen Vortheil bringt, aber nie aus Blödsinn oder Ungeschicklichkeit. Sie sind Erdenbürger, nicht Beisassen eines schmutzigen Winkelgäßchens, die wie Steine auf der Spanne Raum liegen bleiben, wohin sie der Zufall geworfen. Sie haben Leidenschaften, aber nur große; sie kränkeln nicht an jenen lumpigen, bettelhaften Lüsten, wobei man nicht lebt und nicht stirbt. Sie haben Blut oder sind blutleer, aber sie haben nicht jenen wässerichten Milchsaft, der in Schneckenseelen kriecht. Kurz: sie sind Fleisch oder Fisch; kürzer: sie sind keine Philister. O wehe über die Philister! Ein Einziger unter ihnen hat mehr Jammer verbreitet, als hundert Ruchlose. Sie morden nicht das Leben allein, sie morden die Freuden des Lebens. Das ist kein tüchtiger Dolchstoß, womit die Rache ihren Durst abfindet, das ist der Rüssel der Mücke, die auf Stirne, Wange und Nase das Blut ausschlürft und den gelassensten Menschen zur Verzweiflung bringt. Das ist kein starkes Fieber, das gesund oder todt macht, das ist ein langweiliger Schnupfen, wobei man den Arzt weder entbehren noch brauchen kann. Das ist nicht Winterfrost, nicht Sommerglut, nicht Sturm, nicht Zephyr, das ist das abgeschmackte naßkalte Herbstwetter, das verdrießlich an den Fenstern plätschert, und — friert man oder nicht, soll man einheizen oder nicht? man weiß es selbst nicht, und keift und schmollt mit dem Himmel wie ein dürres altes Weib. So sind die Philister, so seid Ihr Judenhasser. Ich bitte

Euch, werdet liebenswürdig. Selbst eure Tugend ist ungefällig, sie ist schön gewachsen, hat aber Sommerflecken. Selbst Euer Recht ist ärgerlich; denn Ihr vertheidigt es nicht wie Leute von Ehre, sondern mit gemeinen Prügeln. Enthaltet Euch der Langweiligkeit; denn sie ist die einzige Sünde, die keine Vergebung findet. Aber alles Reden ist fruchtlos, Ihr seid nur mit eines Esels Kinnbacken zu schlagen, man muß selbst ein Philister sein, um mit Euch fertig zu werden.

Professor Lips in Erlangen hat ein Werk für die Juden geschrieben (ich kenne es nicht). Herr Dr. Holst erwähnt dieses Buches und bemerkt hierbei: „Es würde dem Verfasser der vorliegenden Schrift, der das Studium des Naturrechts, der Völkerrechte, des Staatsrechts seit mehreren Decennien unter Augen gehabt hat, ein Leichtes sein, sich weitläufig gegen die Herren Lips und alle diejenigen zu äußern, welche Menschenrechte und Civilrechte durchaus nicht unterschieden, welche zwischen religiöser und politischer Toleranz nicht den geringsten Unterschied machen. Dabei würden aber unnütze Worte verschwendet werden." Daß Herr Dr. Holst die Rechte der Natur, der Völker und des Staates unter Augen gehabt, glaube ich ihm, ob ich es zwar nirgends wahrnehme; im Herzen hat er sie gewiß nicht gehabt. Daß es ihm ein Leichtes sei, sich weitläufig gegen die Herren Lips zu äußern, ist gar nicht zu bezweifeln, denn er hat es hinlänglich gezeigt, wie leicht ihm die Weitläufigkeit falle. Daß sich aber Menschenrecht von Civilrecht, religiöse von politischer Duldung so unterscheiden solle, daß man Ansprüche auf das eine haben könne, ohne auf das andere, dem widerspreche ich. Ihr glaubt selbst nicht an diesen Grundsatz, Ihr wißt nur nicht anders fertig zu werden. Ihr habt die Juden immer verfolgt, aber Euer Kopf ist besser geworden, Ihr sucht jetzt, was Ihr früher nicht gethan, Eure Verfolgung zu rechtfertigen. Ihr haßt die Juden nicht, weil sie es verdienen; Ihr haßt sie und sucht so gut Ihr's könnt zu beweisen, daß sie es verdienen und Ihr haßt sie, weil sie — verdienen. Euer Herz konnte Eurem Geiste nicht nachfolgen und dieser kehrt zu jenem zurück, um mit ihm gleichen Schritt zu halten. Was Ihr Menschenrechte nennt, das sind nur Thierrechte: das Recht, seine Nahrung aufzusuchen, zu essen, zu verdauen, zu schlafen, sich fortzupflanzen. Diese Rechte genießt auch das Wild auf dem Felde — bis Ihr es erlegt, und diese wollt Ihr auch den Juden lassen. Die Bürgerrechte, diese allein sind Menschenrechte: denn der Mensch wird erst in der bürgerlichen Gesellschaft zum Menschen. Er wird darin geboren, er wird also als

Bürger geboren. Dieses ist der Grundsatz Englands, Frankreichs und jedes freien Staates. Die Ausübung jener Rechte kann durch nichts bedingt sein, als durch die völlige Entwicklung der Geisteskraft und diese muß als vorhanden angenommen werden, sobald die körperlichen Kräfte reif erscheinen. Also ist jeder Mensch Bürger, sobald er mündig ist. Ihr sagt, die Juden würden nicht mündig, die Natur habe ihre Seelen und ihre Leiber zu ewiger Kindheit verdammt — gut, auch unter Christen gibt es viele verlorne Söhne der Natur; so laßt sie auch nicht Bürger werden, so macht Classen. Ihr macht ja so gern Classen und jauchzet, nur eine Stufe höher zu stehen, als ein Niedrigerer, solltet Ihr auch hundert Stufen niedriger stehen als ein Höherer. Weil Ihr selbst Sklaven seid, könnt Ihr Sklaven nicht entbehren. Eure Bürgerrechte freilich sind keine Menschenrechte, denn sie sind unmenschliche Rechte. Die Schneidernadel, die Schusterpfrieme, die Krämerelle, diese machen bei Euch den Bürger; das Leichentuch ist Eure Toga, erst im Grabe bekommt Ihr Gemeinwesen; aber Eure Bürger sind auch darnach. Dreißig Millionen ihrer hat Napoleon mit einer halben Million Männer unterjocht. Den verrosteten Hochmuth Eures Stadt-Philisterthums, diesen ehemals glänzenden Schild, Euch in die Hände gegeben, um Bürgerstolz gegen Adelstolz zu bewaffnen — werft ihn weg. Er ist brüchig, er ist Euch auch zu schwer geworden, denn Ihr seid die starken, biedern Leute von ehemals nicht mehr. Religiöse Duldung wollt Ihr gegen Juden üben und seit wann führt Ihr diese Sprache? Seitdem Euch jede Religion gleichgiltig geworden, seitdem Euch gleichgiltig geworden ist, ob der Jude einen falschen oder wahren Gott anbete, seitdem Euch nur am Herzen liegt, daß jüdischer Schacher den christlichen nicht verkümmere. Eure Vorfahren waren besser als Ihr. Sie haben Juden und Ketzer gebraten, aber sie thaten es um Gottes willen, freilich um des Gottes willen, den sie in ihrem Wahnwitze sich erdichtet; aber so schamlos waren sie doch nicht wie Ihr, daß sie öffentlich dem heidnischen Götzen der Diebe und der Kaufleute geopfert und gelehrt hätten, man müsse die Juden schlachten, damit sie den Markt nicht verderben.

Der Verfasser spricht ein „Schlußwort, an das Judenthum selbst gerichtet“. Er sagt darin: „Meiner Gesinnungen bewußt, mag es mir völlig gleich sein, wie die vorliegende Schrift von Juden beurtheilt wird; ob sie deren Verfasser ebenfalls, höchst ungerechter Weise, zu der Zahl der Judenfeinde rechnen, seine Absicht so ganz und gar verkennend. Er haßt und kann keine Juden hassen, sie gehören der gesammten Menschheit an. Auch unter ihnen

gibt es, wie unter allen Glaubensbekennern, gute und achtungswerthe Menschen. Dagegen aber steht das Rabbinische Judenthum, auf mosaische Theokratie sich lehnend, nach sorgfältigst vorangegangener Prüfung in aller nur denkbaren Gehässigkeit vor seinen Augen." Es ist brav, daß der Verfasser die Verkennung seiner Absichten nicht scheut; wer für Wahrheit streitet, darf die Gefahren des Kampfes nicht fürchten. Er hat nicht Unrecht, zu denken, die Juden würden ihn für einen Judenhasser ansehen; denn das ist wirklich so ihre verwerfliche Art, doch nicht ihre allein, es ist deutsche Art, Alles aus der Selbstsucht herzuleiten. Weil die Deutschen kein öffentliches Leben haben, wird jede öffentliche That und Rede als etwas Häusliches beurtheilt; weil sie beständig hinter dem Ofen hocken, macht ihnen das kleinste Zuglüftchen freier Bewegung einen steifen Hals und jeder Wind ist ihnen ein Bösewicht; und endlich, weil sie aus Erfahrung wissen, daß bei ihren Landsleuten alles Reden nichts hilft, meinen sie, das müsse jeder verständige Mann auch wissen, und wenn er also dennoch redet, müsse er seine eigennützigen Zwecke haben. Daß der Verfasser die Juden nicht haßt, sondern nur das Rabbinische Judenthum, mag ihm geglaubt werden. Aber warum sondert er das Rabbinische Judenthum nicht von dem körperlichen Juden ab? Das Rabbinische Judenthum hat kein Auge, zu weinen, kein Herz, das gekränkt, kein Fleisch, das verwundet, keine Ehre, die verletzt werden kann; Ihr möget es verfolgen, so viel Ihr Lust habt. Aber der wirkliche lebende Jude hat Auge, Herz, Fleisch und Ehre, welche Menschlichkeit zu schonen gebietet. Ihr sagt, der Talmud sei ein harter, unverdaulicher Stein, der im Magen der Juden läge und man müsse sie todt machen, um den Stein herauszuholen. Was gehen Euch die jüdischen Magenbeschwerden an? Führt der Rabbinismus seine Anhänger zu Verbrechen, die kein Strafgesetz verhindern oder erreichen kann? Daß ich nicht wüßte; jene Albernheiten sind nicht so gefährlich. Auch nehmt Ihr alle Erfahrungen aus dem Eisenmenger und von Euren Ammen, Ihr kennt die heutige Judenwelt gar nicht. Die ganze jetzt lebende jüdische Jugend weiß gar nichts mehr vom Talmud, oder lebt doch nicht darnach, und in dreißig Jahren werden die Juden sich nur des Talmuds erinnern, um darüber zu lachen. Herr Dr. Holst gesteht, es gäbe auch unter Juden gute und achtungswerthe Menschen; er hat aber nicht gesagt, wie man diesen guten und achtungswerthen Menschen begegnen soll. Soll man sie etwa lieben und schätzen? Meint er das, dann hätte er sich auch damit begnügen sollen, die schlechten und verächtlichen Juden dem Hasse und der Verachtung,

und sich nicht erlauben dürfen, sie auch dem Drucke der Staatsgesetze preiszugeben. Hat er für die guten und achtungswerthen Juden eine Befreiung von der rechtlichen Gefangenschaft, worin man die übrigen halten soll, gefordert? Man nenne mir ein Gesetz, das zum Vortheile der Bessern unter den Juden eine Ausnahme macht, man zeige mir auch nur einen Vorschlag zu einem solchen Gesetze! Sagt Ihr: Mit gefangen, mit gehangen! — nun gut, ich könnte auch in passenden Sprüchwörtern reden, doch ich mag nichts gemein mit Euch haben. In Frankfurt am Main spricht man so gut wie in Hamburg von der Verderblichkeit der Juden; aber läßt man es dabei bewenden, ihren Handel zu beschränken? Man hindert sogar ihre geistige Thätigkeit, statt sie zu befördern. Nicht mehr als vier jüdische Aerzte dürfen ihre Kunst ausüben; und da gegenwärtig mehr als vier in Frankfurt sind, läßt man die Ueberzähligen, einem weisen Polizei-Gesetze zuwider, lieber ohne Prüfung und rechtliche Anerkennung Kranke behandeln, als daß man sich entschlösse, ein thörichtes Gesetz aufzuheben. Advociren dürfen die Juden in Frankfurt gar nicht und einige jüdische Advocaten, die jetzt dort sind, dürfen keine Rechtshändel führen und sollten sie darüber verhungern. Diese Ungerechtigkeit ist um so größer, da jene Advocaten sich ihrem Stande zur Zeit der großherzoglichen Regierung gewidmet haben und also damals nicht vorherwissen konnten, daß man in alte Barbarei zurückfallen werde. Ihr Herren von Hamburg, Frankfurt, Lübeck und Bremen, antwortet mir: Ihr klagt, die Juden ergeben sich alle dem Schacher, und dennoch verhindert Ihr die geistige Entwickelung derer, die sich vom Schacher losmachen? Ich lasse mich nicht abweisen, ich will Antwort darauf haben. Ihr Herren von Frankfurt, sagt mir, warum sollen nur vier jüdische Aerzte, warum sollen gar keine Juden Advocaten sein dürfen? Seid so gut und antwortet mir. Schreiben die jüdischen Aerzte ihre Recepte etwa in hebräischer Sprache? Heilen sie die Hautkrankheiten nach den Regeln des alten Testaments? Stellen sie wucherhafte Rechnungen für Arztlohn? Haben die jüdischen Advocaten die Institutionen und Pandekten nicht im Kopfe, rechten sie etwa nach dem Talmud? Ihr Herren von dem Frankfurter Gelehrten-Verein, antwortet mir: warum kann kein jüdischer Gelehrter Mitglied dieses Vereines werden? Ihr Herren des Frankfurter Museums für Kunst und Wissenschaft, antwortet mir: warum nehmt Ihr keinen Freund der Kunst und Wissenschaft, keinen jüdischen Gelehrten oder Künstler auf? Ihr Herren der Frankfurter Lesegesellschaft, antwortet mir: warum darf kein Jude

unter Euch sitzen und den allgemeinen Anzeiger lesen? Ihr Herren von der Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste, antwortet mir: warum darf kein Jude die nützlichen Künste befördern helfen? Ihr Herren vom Frankfurter Casino, Euch frage ich nicht, warum Ihr keinen Juden unter Euch duldet, denn Ihr seid Handelsleute. Aber jene frage ich wiederholt und noch einmal sei es gesagt, ich lasse mich nicht abweisen und will Antwort haben. Wie! die Körperschaft der Advocaten, die der Aerzte, der Gelehrten-Verein, das Museum, die Lesegesellschaft, die Beförderer nützlicher Künste, diese zusammen bilden vielleicht tausend Menschen, welche Alle die Feder zu führen geübt sind, und nicht Einer sollte aufstehen unter ihnen, der mich öffentlich Lügen straft, oder der beweist, daß ich für die Juden das Unziemliche gefordert, oder daß kein einziger Jude in Frankfurt eine Auszeichnung verdiene? Wenn Ihr Recht habt, so tretet hervor und vertheidigt Euer Recht!

Der Verfasser sagt: „Die Wohlfahrt Einzelner kann und darf ... nie von der Wohlfahrt der Gesammttheile getrennt werden." Dieses ist sehr wahr; aber wenn dieses wahr ist, so darf auch die Wohlfahrt der Gesammttheile nicht von der Wohlfahrt der Einzelnen getrennt werden. Man darf nicht tausend Menschen aufopfern, um Zehntausenden das Leben erträglicher zu machen, oder vielmehr, um ihnen die Arbeit zu erleichtern, wodurch jeder des Lebens Annehmlichkeiten erwerben kann. Es muß Euch sehr leicht fallen, zu beweisen, daß der Handel der christlichen Kaufleute dabei gewinnt, wenn der Handel der jüdischen eingeschränkt wird; aber was habt Ihr dadurch bewiesen? — Euren Vortheil, nicht Euer Recht. Fiat justitia, pereat mundus — sagt Ihr ja selbst, so oft es Euch bequem ist; aber wenn es Euch nicht bequem ist, sagt ihr: Vivat mundus, pereat justitia! Noch vor zwanzig Jahren habt Ihr in Euren freien Städten eben so gegen Katholiken gewüthet, als Ihr jetzt gegen Juden wüthet; nun, die Zeit hat Euch zur Menschlichkeit genöthigt und Ihr murrt nicht einmal mehr über den Zwang; denn Wahrheit und Recht haben so viel Reizendes, daß man ihnen nur nahe zu treten braucht, um sie lieb zu gewinnen. Glaubt Ihr nicht, daß ein Tag kommen wird, der Euch befiehlt, auch die Juden als Eure Gleichberechtigten anzusehen? Aber Ihr wollt gezwungen sein. Der Deutsche ist taub, der Wagenführer der Zeit mag schreien so laut er will, daß man ihm ausweiche, er wird nicht gehört; Ihr beginnt erst zu fühlen, wenn das rollende Rad Eure Glieder schon zermalmt hat. Freiwillig folgt Ihr nicht, das Verhängniß

muß Euch bei der Brust packen und Euch hier und dorthin schleppen. Zu der Franzosenzeit genossen die Juden in Hamburg und Frankfurt volle Bürgerrechte und — ich habe es gesehen — Ihr habt friedlich mit ihnen gelebt und manche Aepfelwein-Brüderschaft mit ihnen getrunken. Noch einige Jahre länger der Gleichheit und Ihr hättet eure Schwäche ganz überwunden. Aber da änderten sich die Zeiten; da ging die Katze aus dem Hause und die Mäuse sprangen auf dem Tische; da wurdet Ihr befreit; da holtet Ihr Eure wie alte Semmel zusammengeschrumpften Grundsätze wieder hervor; da weichtet ihr sie ein, um ihnen ein frisches Ansehen zu geben; aber sie sind locker und unschmackhaft geworden und nur wer ein Bettler ist am Geist, mag sie genießen. Schämt Euch!

Herr Dr. Holst hat ein Schlußwort an das Judenthum selbst gerichtet; aber damit endigt sein Buch noch nicht. Es folgt auch ein Anhang. Dem Verfasser fiel es wahrscheinlich bei, man dürfe den Juden das letzte Wort nicht geben und darum ließ er hinter dem Kerne seines Buches noch einen Kometenschweif freundlich wedeln. Seine dankbare Anhänglichkeit für diesen Anhang muß groß sein; denn es ist darin von den alten tiefen Schriften die Rede, aus welchen er seine jüdische Weisheit heraufgeeimert hat. Ich werde, um mich Liebhabern des Judenhasses gefällig zu beweisen, den Namen jener beiden Werke mit allen ihren Titeln und Würden hierhersetzen, damit man sich daran erquicke. Man lasse sich von ihrer schweinsledernen Außenseite und ihrer Dicke (jedes derselben bildet einen halben Fuß großen Würfel) ja nicht abschrecken. Sie lesen sich so angenehm als Walter Scott's Romane. Das erste Buch, welches Herr Dr. Holst „ein rühmliches Werk“ nennt, heißt: „Tractatus de Juribus Judaeorum: vom Recht der Juden, worinnen von denen Gesetzen, denen sie unterworfen, deren Heirathen, Contracten, Wucher, Testamenten, Successionen oder Erbfolgen, Verbrechen und deren Bestrafungen, Privilegien und Rechtswohlthaten, Oneribus und Beschwerden, insonderheit der Kronen-Steuer und guldenen Opfer Pfenning, wie auch Gerichten und gerichtlichen Handlungen und andern mehr, gründlich und deutlich gehandelt wird. Aus denen göttlichen und allgemeinen Reichs- und andern Special-Rechten und Gewohnheiten zusammengetragen und mit Praejudiciis, Decisionibus und Responsis überall bestärkt. Denen Richtern, Amtleuten und sonsten jedermänniglich zum Besten, mit einem hierzu dienlichen Register versehen, herausgegeben von Joh. Jodoco Beck. J. U. D. Hochgrävl.-Hohenloh-Neuenstinisch und Hochgrävl. Griechischen Rath, bei Löbl. Universität Altdorf Pandectarum Professore

Publico et Facultatis Juridicae Assessori Ordinario. Nürnberg 1741. 4." Der Hochgräfliche Rath Beck ist todt, die Universität Altdorf ist todt, das Hohenloh=Neuenstinische und das Griechische Reich sind beide todt und ich weiß nicht einmal, wo die zwei letzteren begraben liegen; aber die Grundsätze des Buches sind noch immer nicht verfault. Man muß es den Deutschen nachrühmen, daß sie die Kunst, Leichname einzubalsamiren, in hohem Grade verstehen Die meisten ihrer Gesetzbücher sind Mumien, mit unverständlichen Hieroglyphen bemalt — und von solchen Cabinetsstücken werden wir regiert! Das andere Buch hat den Namen: „Johann Andreä Eisenmengers, Professors der orientalischen Sprachen bei der Universität Heidelberg, Entdecktes Judenthum, oder: Gründlicher und wahrhafter Bericht, welchergestalt die verstockten Juden die Hochheilige Dreieinigkeit Gott Vater, Sohn und heil. Geist erschrecklicherweise lästern und verunehren, die heil. Mutter Christi verschmähen, das Neue Testament, die Evangelisten und Aposteln, die christliche Religion spöttisch durchziehen und die ganze Christenheit auf das Aeußerste verachten oder verfluchen; dabei noch viel andere, bishero unter den Christen entweder gar nicht, oder nur zum Theil bekannt gewesene Dinge und große Irrthümer der jüdischen Religion und Theologie, wie auch viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen. Alles aus ihren eigenen, und zwar sehr vielen mit großer Mühe und unverdrossenem Fleiß durchlesenen Büchern mit Ausziehung der hebräischen Worte und deren treuer Uebersetzung in die teutsche Sprach, kräftiglich erwiesen und in zweien Theilen verfasset, deren jeder seine behörigen allemal von einer gewissen Materie ausführlich handelnde Kapitel enthält. Allen Christen zur treuherzigen Nachricht verfertigt und mit vollkommenen Registern versehen. Mit Seiner königl. Majestät in Preußen, allergnädigsten Special=Privilegio. Gedruckt zu Königsberg in Preußen, im Jahr nach Christi Geburt 1711. 2 Theile." Der erste Theil enthält 1016, der zweite Theil 1111, beide Theile zusammen also 2127 Seiten in Quart. Der Jahrgang des Morgenblattes hat mehr als achttausend Seiten und Ihr leset sie mit Vergnügen, warum solltet Ihr vor dem Eisenmenger zurückschaudern? von vielen, sowol in artistischer als in nationalökonomischer Hinsicht, sehr nützlichen Gedanken, die ich über obigen Bücher=Titel gefaßt, will ich nur einige mittheilen. Wie bedaurungswürdig, daß der schöne gothische Baustil der deutschen Sprache ganz verloren gegangen ist! Man vergleiche das ehrwürdige, hohe und geräumige Portal des Eisenmengerischen Judentempels mit dem win=

zigen Titel des Herrn Dr. Holst: „Judenthum in allen dessen Theilen"; das ist so zerbrechlich als die Glasthüre eines Zuckerbäckerladens! Jene Mischung von lateinischer und deutscher Sprache, wie vortheilhaft ist sie allen Lesern! Ist das Deutsche unverständlich, wird es vom Lateinischen erklärt; wer erklärt uns aber, was wir im Buche des Herrn Dr. Holst nicht verstehen, das rein deutsch geschrieben ist? Dürfte ein neuer Schriftsteller von sich selbst sagen, was Eisenmenger gestand: daß er gründliche und wahrhafte Berichte gegeben, daß er bisher unbekannt gewesene Dinge mitgetheilt, daß er mit vieler und großer Mühe und unverdrossenem Fleiße gearbeitet und daß er treu übersetzt? Keiner würde es ihm glauben. Könnte ein neuerer Schriftsteller auf sein Buch drucken lassen: Mit Seiner königl. Majestät in Preußen allergnädigstem Special-Privilegio? Was würde es ihm nützen? Das Buch wird doch nachgedruckt. Dürfte er humoristisch sein und sagen: daß in seinem Werke viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen? Jeder Leser würde es für Ernst halten. Sonst brauchte man nur den Titel eines Buches zu lesen und man wußte schon Alles, was in dem Buche stand; jetzt aber muß man das ganze Buch lesen, um den Titel zu verstehen. Kann etwa Jemand den Titel folgenden Buches verstehen: „Der Typhus contagiosus und die Dysenterie in kosmischen Beziehungen, von Dr. Bührens, Arzt in Barmen?" Gewiß nicht, ohne das Buch gelesen zu haben, selbst dann nicht, wenn er die Ankündigung und darin gelesen, daß der Verfasser zeige: „wie die großen kosmischen Epochen und Ereignisse, welche das Schicksal ganzer Länder und Völker entscheiden, auch im organischen Ausdruck sich wiederholen und offenbaren . . . und wie von hier aus die dunkelste Lehre der Pathologie zu verstehen und zu erklären ist." Hat Einer eine Vorstellung, wie der Planet Jupiter mit dem Fleckfieber, der Krieg in Neapel mit Bauchgrimmen in Verbindung stehe? Wird er sich nicht darüber wundern, daß Zach und Bode die Ruhr besser sollen heilen können als Boerhave und Reil, und daß Dr. Olbers in Bremen, der zugleich Arzt und Astronom ist, die von ihm entdeckte Pallas als ein stärkendes Mittel verschreibe? Ein Eisenmengerischer Titel hätte keinen Zweifel aufkommen lassen und über Alles befriedigende Erklärung gegeben. Wären die Büchertitel noch so umständlich als vormals, welch ein großer Vortheil wäre dieses für Literatoren und Literatur? Man bedenke nur, wie groß der Ehrensold heutiger Schriftsteller ist und daß sie nur noch zwei Drittheile weniger ge-

winnen, als die Verleger selbst. Ein Eisenmengerischer Titel könnte allein schon das Mittagsessen einer literarischen Familie bezahlen und wie viel solcher Titel kann man nicht in einem Tage oder gar in einem Jahre schreiben! Die Bücher selbst brauchten dann gar nicht verfaßt, also auch nicht gelesen, also auch nicht gekauft zu werden und man hätte nur jede Messe die zehn Bände des Leipziger Verzeichnisses zu bezahlen.

Ich kehre zum Professor Eisenmenger und zum Herrn Dr. Holst zurück. Letzterer erzählt weiter, was ihm Ersterer erzählt hat; nämlich: verschiedene Albernheiten des Talmuds und der Rabbiner. Es scheint, Herr Dr. Holst beneidet die Juden, daß sie fast noch größere Narren gehabt, als mehrere Kirchenlehrer waren. Aber die Juden sind nur darum zu beneiden, weil ihre Narren nicht so unheilbringend gewesen sind, als die der Christen. Jene trugen eine hölzerne Pritsche in der Hand, statt eines blutbefleckten Schwertes und wenn sie ja sich boshaft zeigten, setzten sie den Gefoppten ihre eigene Schellenkappe auf, nie aber spanische Autos Da Fé-Mützen. Der Verfasser hat Recht, sich über die Tollheiten der Rabbiner lustig zu machen, er sollte aber dabei nicht malitiös sein. Ich bin überzeugt, daß er so viele Rabbinische Gelehrsamkeit besitzt, als ich, der ich gar keine besitze und daß er daher so gut als ich den erhabenen oder tiefen Sinn mancher Rabbinischen Lehre verstanden und nur mit Vorsatz ihre lächerliche Seite herausgewendet hat. Ich will versuchen, seinen unzeitigen Spaß aus mehreren wichtigen Stellungen zu vertreiben. Herr Dr. Holst macht sich lustig über folgende Talmudische Fragen und Räthsel.

1. „Ob des Engels Schwert am Eingange des Paradieses wirklich von Stahl gewesen?“ — Ich sehe nicht ein, was hierüber zu lachen ist. Diese Untersuchung hat einen technologischen Zweck und verdient es, daß sich die Frankfurter Gesellschaft zur Beförderung nützlicher Künste und Gewerbe damit beschäftige, wenn sie auch sonst nichts Jüdisches zuläßt. Es kommt ihr darauf an zu entscheiden, ob man zu Adam's Zeiten schon Stahl verfertigt hat, ob es damals schon Damescener Klingen gegeben, und wenn Eisen und Stahl damals noch nicht bekannt gewesen, wie sich Adam Feuer geschlagen habe?

2. „Wie viel Adam von dem Apfel seiner Gattin bekommen haben möge?“ — Ich sehe in diesem Zweifel von Seiten der Herren Rabbiner nichts, als zugleich eine Artigkeit und eine Satyre. Wäre es nicht höchst grob gewesen, wenn sie geradezu gefragt hätten: Ob das Weib oder der Mann verdorbener sei? Mit der

Größe des Apfelbisses steht ja bekanntlich die Sündhaftigkeit in Verbindung. Sie fragen also verblümt. Ich gebe folgende gerechte Entscheidung. Adam hat zwar die größere Hälfte bekommen, da aber Eva den Apfel etwas dick geschält und die Schale nebst den Körnern, die sie aus zarter Aufmerksamkeit herausgenommen, allein gegessen hat, so kommt es auf Eins heraus.

3. „Ob das Ei, welches die Henne am Festtage legt, genossen werden dürfe?" — Herr Dr. Holst behauptet, über diese Untersuchung sei ein ganzer Foliant geschrieben worden. Diesesmal hat er Recht, sich lustig zu machen; denn hier heißt es eigentlich: Die Herren Rabbiner haben sich um ungelegte Eier bekümmert. Aber man muß nicht voreilig sein. Vielleicht waren damals die Hühner der Juden so bigott als ihre Herren, und gackerten am Sabbath nicht. Wenn es eins aber doch that, dann war das Ei ein Werk der Sünde und man konnte vernünftige Zweifel haben, ob man es essen dürfe, oder nicht.

4. „Ob bei der Auferstehung der Todten alle Juden, oder nur ein Theil derselben, besonders die Gelehrten, auferstehen werden?" — Ich glaube, daß alle Juden aufstehen werden, doch nicht alle zugleich; denn sonst würden sie ein solches Geschrei machen, daß die Beisitzer des jüngsten Gerichts taub davon werden müßten. Da auch an jenem großen Tage kein Sünder ohne Vertheidigung wird verurtheilt werden dürfen, so werden natürlich die Gelehrten die Sachwalter machen und werden daher früh aufgeweckt werden müssen. Wenn man sie nicht brauchte, ließe man sie gewiß liegen, zur Strafe ihrer Narrheiten.

5. „Ob Adam und die Erzväter mit oder ohne ihre Weiber und auch früher auferstehen werden?" — Dieses wird davon abhängen, ob die Männer gerecht befunden werden vor dem Herrn oder nicht. In jedem Falle werden sie später aufstehen als ihre Weiber; denn wenn es früher geschähe, würden sie nicht zugeben, daß man die Theuern aus dem Schlafe wecke.

6. „Ob dann Könige und Fürsten wiederum unter den Menschen sein werden?" — Nein, denn es ist bewiesen, daß Fürsten die Stellvertreter Gottes sind auf Erden, am Tage des Herrn endet also ihre Sendung.

7. „An welchem Orte die Auferstehung vor sich gehen werde?" Die Rabbiner entscheiden für Judäa, namentlich beim Oelberge und sagen, daß diejenigen, die außer Judäa gelebt haben, sich unter der Erde durch Höhlen, wie Säcke fortwälzen müssen, um an Ort und Stelle der Auferstehung zu gelangen. Herr Dr. Holst nennt diese

Lehre ruchlos und wahnsinnig und fragt: „wie es denn diejenigen mit dem Fortwälzen unter der Erde machen, die jenseits der Meere, Inseln zu geschweigen, gelebt haben?“ Es ist ganz offenbar, daß der Verfasser nur Händel sucht. Was geht das ihn als Europäer an? Er kann ja von Hamburg, unter Rußland und Persien weg, zu Lande nach dem Oelberge kriechen und der gottesfürchtige Chateaubriand wird sich gewiß ein Vergnügen daraus machen, einen Itinéraire souterrain de Hambourg à Jerusalem zu schreiben. Napoleon auf St. Helena mag zusehen, wie er am jüngsten Tage fertig werde. Uebrigens, was hindert das Meer zur Auferstehung? Hat das Meer nicht einen festen Grund, auf dem es ruht? Können die Todten nicht unter der See fortkriechen?

8. „In welcher Stunde, Minute und Secunde, nach jüdischer Tagesrechnung, reducirt auf alle übrigen Länder, das jüdische Volk seine Selbstständigkeit verloren habe?“ — Darüber kann ich Bescheid geben. Das jüdische Volk hat ganz genau in der Secunde seine Selbstständigkeit verloren, wo es aufgehört hat, sie zu verdienen.

Der Verfasser hatte an einer früheren Stelle seines Buches gesagt: „ich bleibe bei dem Worte Juden überall stehen. Ich kenne keine Israeliten, oder nach der Etymologie des Worts: Männer über Gott! Schon als Christ habe ich die schuldige Achtung für die Gottheit, eine Blasphemie der Art nicht zu begehen. Wie es aber hat möglich sein können, daß Juden sich noch jetzt eines solchen Ehrennamens haben anmaßen wollen, versteh' ich nicht.“ Der Verfasser hätte immer so aufrichtig sein sollen, zu sagen: ich verstehe nicht; dann wären die Irrthümer seines Urtheils doch nur die seinigen geblieben. Die Juden thaten Recht, die Welt und sich selbst dieses ihres Namens zu entwöhnen; denn die Vorstellung von Sklaverei und Unehre war mit diesem Namen unzertrennlich verbunden, und Worte, diese furchtbaren geheimen Oberen der Welt, regieren im Verborgenen. Der Name Israeliten ist keine Gotteslästerung; er bedeutet nicht Männer über Gott, sondern Männer, die gottähnlichen Wesen gleich sind. Die Bibel gibt darüber die nöthige Auskunft. Der Erz-Vater Jakob reiste einst bei Nacht und da begegnete ihm ein Mann, mit dem er sich herumbalgte. Und als der Morgen anbrach, sprach der Mann zu Jakob: jetzt laß mich gehen; denn ich muß fort, und da hast du was zum Andenken; und er verrenkte ihm die Hüfte. Und da frug Jakob: Mensch, wie heißest du? Und der Mensch antwortete: das brauchst du nicht zu wissen, du aber sollst nicht mehr Jakob, sondern Israel hei-

ßen; „denn du hast um den Vorzug gestritten mit göttlichen Wesen und mit Menschen, und bist ihnen beikommen.“ Ein göttliches Wesen heißt aber hier nichts Anderes, als ein starker Mann, ein Held, und Jakob sollte ja nicht blos darum, sondern auch, weil er mit Menschen gekämpft, Israel heißen. Es ist ganz klar, daß Jakob mit einem Räuber zu thun gehabt hatte; denn der Mann machte sich aus dem Staube als der Tag kam, um der arabischen Polizei nicht in die Hände zu fallen, und er wollte seinen Namen nicht sagen, um nicht verrathen zu werden. Jakob hinkte seitdem, und war also ein von Gott gezeichneter Mensch, wie man noch heute zu sagen pflegt. Um ihres Ahnherrn Hüfte zu ehren, essen die Juden noch jetzt von keinem Hinterviertel irgend eines Schlachtviehes. Diese Aufmerksamkeit scheint zwar nicht sehr schmeichelhaft zu sein, indessen bedenke man, daß in der zwischen einem Menschen und einem Ochsen gezogenen Parallele eigentlich gar nichts Beleidigendes liegt; denn, wie aus der Mathematik bekannt ist, können Parallellinien nie zusammenstoßen, sie bleiben immer auseinander stehen. So glaube ich also hinlänglich bewiesen zu haben, daß der Verfasser die hohe Weisheit der Rabbiner gar nicht verstanden hat, oder nicht verstehen wollte, um sie lächerlich zu machen; daß vielmehr die Rabbiner und ihre Anhänger weise Männer sind, die man, ohne ihnen zu schmeicheln, nach meiner mathematischen Theorie mit verrückten Menschen in Parallele setzen kann. Dem Verfasser habe ich jetzt nur noch ein beruhigendes Wort zu sagen. Er äußert in seiner Vorrede: wie weit es ihm gelungen sein mag, der deutschen Literatur ein classisches Werk geliefert zu haben, „solches hängt weniger von dem Urtheil der Zeitgenossen ab, mehr von der Entscheidung der streng richtenden Nachwelt“. Ich darf ihn versichern, daß er von dem Urtheile der Nachwelt nichts zu fürchten hat.

An Euch wende ich mich jetzt, die Ihr gegen Juden nicht feindlich redet, sondern nur so handelt. Und wahrlich, unverständig thun, ist verständiger, als unverständig reden; denn Thaten widerlegt man nicht. Ich liebe nicht den Juden, nicht den Christen, weil Jude oder Christ! ich liebe sie nur, weil sie Menschen sind und zur Freiheit geboren. Freiheit sei die Seele meiner Feder, bis sie stumpf geworden ist, oder meine Hand gelähmt. Leben ist Lieben, Ihr aber seid Sklaven Eures Hasses. Ihr seid Leibeigene der Gewohnheit, und die Gewohnheit ist eine harte Gebieterin. Frei sein wollen, heißt frei sein. Das Herz ist zu eng, um die volle Liebe auch nur für einen Einzigen zu bergen, nur in der Brust kann Raum sein,

um Tausende zu hassen. Ihr steht am sichern Strande, hinausschauend in das sturmbewegte Meer; Ihr seht Schiffe mit den Wellen, Menschen mit dem Tode ringen — und Ihr habt Erinnerung für die kleinlichsten Zwiste aus der alten Zeit des übermüthigen Friedens? Ihr seht reiche Ladung an der drohenden Klippe des Abgrunds, und Ihr könnt Euch um Bettelpfennige streiten? Der Schaum der zürnenden See benetzt Euch den Fuß, Ihr müßt vor Euch blicken, um Euch zu wahren, und Ihr schaut zurück Jahrtausende weit? Die Zeit ist reif an großen Dingen. Glücklich Ihr, daß Ihr nicht zu sein braucht von den schweißtriefenden Schnittern, sondern nur munter zur fröhlichen Ernte, wenn der schöne Tag der Garben kommt. Liebt Euch und vereinigt Euch. Doch müßt Ihr hassen, ist der Haß der Sauerteig Eures Lebens, der allein ihm Würze gibt, so haßt, was hassenswürdig ist: die Falschheit, die Gewalt, die Selbstsucht. Seid was Ihr wollt, gut oder schlimm, fromm oder ruchlos, weise oder wahnsinnig, doch seid nur etwas! Seid Glühwein oder brunnenkühles Wasser, nur nicht abgestandenes Naß, das Jeden anekelt — seid keine Philister!

Die neue Verfolgung, welche die Juden im ungelehrigen Deutschland erduldet, ist keine frisch aufgelebte; sie hat sich nur aufgerafft im letzten Kampfe des Todes. Die Flamme des Hasses loderte noch einmal hell, um auf ewig zu verlöschen. Das tröste die Leidenden. Shakespeare und seine Schwester Erfahrung sprechen:

Vor der Genesung einer heft'gen Krankheit,
Im Augenblick der Kraft und Beff'rung, ist
Am heftigsten der Anfall; jedes Uebel,
Das Abschied nimmt, erscheint am übelsten.

XXVII.

Les Pyrénées et le midi de la France, pendant les mois de Novembre et Décembre 1822. Par A. Thiers. Paris, 1823.

Was der Berg Sinai mit den Pyrenäen Aehnliches hat, liegt zu offen, als daß nöthig wäre, davon zu sprechen; aber darauf, was sie unterscheidet, muß etwas hingedeutet werden. Dem auserwählten Volke Gottes (auserwählt zu Staatspapiergeschäften und zu Marketendern der Aristokratie) wurde vom Berge Sinai herab ein einziger Gesetzgeber zugesendet; den Spaniern aber werden von der Höhe der Pyrenäen hunderttausend Gesetznehmer zugeschickt. Es ist höchst wunderbar! Der himmlische Vater, der doch so beredsam ist, daß er durch zwei einzige Worte die Welt erschuf.

brauchte zehn längere oder kürzere Gebote, um den Hebräern nur die Grundzüge ihrer Verfassung vorzuzeichnen; denn er begriff in seiner Weisheit, daß eine Welt leichter geschaffen, als glücklich gemacht sei. Die irdischen Väter aber sind viel mächtiger lakonisch; sie geben den Spaniern nur ein einziges Gebot: Ihr sollt keine Verfassung haben — woraus die übrigen Gebote sich auf das Schönste ableiten lassen. Wer sich in diesen Dingen, worüber die Gelehrten noch gar nicht einig sind, etwas unterrichten will, der lese das angezeigte Werk. Der Verfasser hat die Pyrenäen erst in den letzten Monaten des verflossenen Jahres bereist, das will sagen: durchkrochen und überklettert. Er erzählt Manches, was zu wissen gut ist; aber zu beachten noch besser wäre. Er spricht von den ausgewanderten spanischen Mönchen, die gehörig beleibt sind, und, wie sie es in Spanien mit den Ihrigen pflegen, auch alle Franzosen, die sie auf den Landstraßen treffen, segnen wollen, worüber solche Franzosen lachen. Er spricht von der Glaubens-Armee, die Glauben weder hat noch einflößt; von den Guerillas und ihren langen Messern, vor denen sich sogar Napoleon in eigener Person gefürchtet haben soll, er, der sonst nichts gefürchtet; von der Regentschaft von Urgel und deren Gliedern, Mata-Florida, Baron Eroles; von Trappisten; von dem französischen Heere, das ganz und gar von milchbärtiger Beschaffenheit — und von noch andern nützlichen Dingen. Der Verfasser hat eine schöne, malerische Darstellung; aber was helfen Farben? Die, welchen eine bildliche Belehrung Noth thut, verstehen sich nicht auf die Perspective, und eine Wahrheit, die nicht wenigstens in Haut-Relief dargestellt ist, fassen sie nimmer und nimmer.

XXVIII.

L'art de faire de dettes et de promener ses créanciers; par un homme comme il faut. Paris, 1822.

Schulden machen darf auch in Deutschland Jeder; nur das Recht sie nicht zu bezahlen (nämlich die Schulden und die Deutschen), ist dort ein Regal. Daß man in Frankreich dieses Recht auch für die Unterthanen in Anspruch nimmt, darüber braucht man sich nicht zu wundern; es ist dieses eine der letzten Kohlen des verglimmenden Freiheitsbrandes der Franzosen. . . . Das ist aber auch schon Alles, was ich über das angezeigte Werk sagen kann. Denn das Buch gehörig zergliedern, wie es von jedem rechtschaffenen Recensenten zu erwarten ist, das wäre im gegenwärtigen Falle theils überflüssig, theils schädlich. Ueberflüssig — weil diejenigen deutschen Leser, welche

Schulden zu machen pflegen, gewöhnlich das beste Französisch sprechen und also das Original verstehen; schädlich — weil denjenigen Deutschen, die kein Französisch sprechen, nämlich gemeinen Bürgersleuten, es gar nicht zukommt, Schulden zu machen. Der Verfasser selbst ist keineswegs der Meinung, daß Jeder ohne Unterschied berechtigt sei, Schulden zu machen; er fordert gewisse körperliche und geistige Eigenschaften dazu, und nur die damit Ausgestatteten bilden seinem Systeme nach den legalen Lehn-Adel, den Wechselbrief-Adel, die Schulden-Aristokratie.

Nicht blos seines Inhalts wegen, sondern auch darum ist dieses Buch merkwürdig, weil zwei deutsche Worte von bedeutendem Umfange, zusammen vier Sylben zählend — die Worte: Der Entlehner, ohne einen einzigen orthographischen Fehler darin abgedruckt stehen. Das war eine schnelle Veränderung! Noch ganz kürzlich schrieben sie in Paris: Sauberflut und Kopstick, welches heißen sollte: Zauberflöte und Klopstock. Wenn die Franzosen mit solchen Riesenschritten fortgehen in der Philologie, werden sie bald sagen können (vielleicht sagen sie es schon zur Zeit, wenn dieses gedruckt erscheint): Il n'y a plus de Rhin! — Dixi . . .

XXIX.

Ueber Etwas, das der Heilkunst Noth thut.

Ein Versuch zur Vereinigung dieser Kunst mit der christlichen Philosophie, von C. J. H. Windischmann, Professor der Philosophie und Medicin zu Bonn. Leipzig, 1824.

Eine Beurtheilung dieser Schrift in der Hallischen Literatur-Zeitung beginnt mit den Worten: „Mit Wehmuth haben wir das Werk aus den Händen gelegt.“ Dieses lesend, ward ich sehr begierig, ein Buch kennen zu lernen, das man mit Wehmuth aus den Händen legt. Schon viele Bücher habe ich auf mancherlei Weise weggeschoben: mit Ueberdruß, mit Bedauern, mit Aerger, mit Zorn sogar; aber mit Wehmuth noch niemals. Auch ist es mir diesesmal nicht begegnet. Zwar las ich das Buch nicht ohne nasse Augen; aber es waren keine Schmerzensthränen, es waren nur diaphragmatische gewesen. Ich, ein Nicht-Arzt, muß es sehr allen Nicht-Aerzten empfehlen; denn keineswegs lernt man daraus, was der Heilkunst Noth thut — was wir etwa nicht verstünden — sondern man erfährt, was dem Herrn Windischmann Noth thut, und an der Noth eines sterblichen Menschen wird gefühlvollen Lesern mehr gelegen sein, als an der einer unsterblichen Wissenschaft.

Was uns gegen die Mystiker so erbost macht, ist nicht das Falsche in ihrer Lehre, sondern das Wahre darin. Nämlich das Wahre, Tüchtige darin, welches sie aus Eitelkeit überflittern; die sonnenklare Wahrheit, die sie aus Nervenschwäche mit Mondscheinlicht verdämmern; die faßliche Wahrheit, die sie aus Zahnlosigkeit verdünnen, daß sie uns durch die Finger läuft; die frische, trinkbare Wahrheit, die sie an ihrer Herzensbrunst verdünsten, damit der Dunst aufsteige und Wolken bilde, und sie dann die Wolken für den Himmel ausgeben und sagen können: auf Erden sei keine Wahrheit und der Himmel Wenigen erreichbar. Was uns gegen die Mystiker aufbringt, ist ihre lächerliche Geheimnißkrämerei, aus der sie, was Allen so verständlich wäre, in einem kauderwelschen Kanzlei-Style vortragen; ist ihr unerträglicher Hochmuth, mit dem sie prahlen, wir Andern lebten nur von gemeinem Kornbrode, ihnen aber lasse der Himmel sein Manna herabregnen; ist ihre grenzenlose Herrschsucht, die sie eine so enge Oligarchie der Seligen anerkennen läßt, daß ein Puppengärtchen, Kindern zum Christgeschenk gegeben, groß genug zum Paradiese wäre; ist die Einbildung, die sie glauben macht, sie, sie Wenige, ständen erhaben über alle Menschen ihrer Zeit, ja erhaben über die Zeit selbst — über die Zeitgenossen, die sie „moderne Schwätzer, faule Knechte und geschäftige Müßiggänger" schelten; über das Jahrhundert, das sie als ein „Zeitalter voll der Zerstreuung, Eitelkeit, Neugierde und Vermessenheit, ausgezeichnet vor vielen andern durch Flachheit der Einsicht und Mattigkeit der Gesinnung" schildern; ist endlich die Unduldsamkeit, mit der sie Alle hassen und verdammen, die nicht reden ihre Sprache, nicht anbeten ihre Götzenbilder, und nicht zittern vor den Schreckgestalten, die ihrer eigenen kranken Phantasie erscheinen.

Von etwas Unvernünftigem eine vernünftige, von etwas Verworrenem eine geordnete, von etwas Dunkelm eine klare Darstellung zu geben, ist durchaus nicht möglich. Dem Unglücklichen, der die Schrift des Herrn Windischmann herablieſt, folgt der sich immer dicker und dicker zusammenknäuelnde Unsinn auf dem Fuße nach; jagt den Geängstigten immer rascher und rascher, bis dieser, betäubt und athemlos unten angelangt, schnell die Flucht ergreift, sich des Gelesenen wenig erinnert und nur dem Himmel dankt, daß er seinen Verstand aus der Gefahr gerettet. So sind auch mir aus dem Buche nur wenige lichte Erinnerungen geblieben, die ich den Lesern mittheilen will. Der Verfasser versichert: nicht „aus irgend einem schriftstellerischen Kitzel" sei sein Werk hervorgegangen, sondern durch eine „entscheidende Verfügung" sei er hiezu veranlaßt worden. Fügung!

da habt Ihr schon Gottes Finger und den Duft der Heiligkeit! Aber nicht von Fügung, von Fügungen hätte er reden sollen, denn es waren deren zwei, die das Buch hervorgerufen. Die erste Fügung war: eine „freundschaftliche Aufforderung“ die übernatürlichen und Wunder-Heilungen in Untersuchung zu nehmen; und die zweite Fügung war: das durch ein Wunder geheilte Gesicht des Verfassers. Er sagt in Beziehung auf Letzteres: „Die wichtige, durch Unberufene öffentlich so vielfach entstellte, aber bisher, Gottlob, noch immer mehr bekräftigte Erfahrung, die er selbst an seinen, viele Jahre hindurch schmerzlich leidenden, durch Stoß und Würfe zerrütteten Augen, zur Bewahrung der unerschöpflichen Heilkräfte, gemacht,“ habe ihn veranlaßt, über das, was der Heilkunst Noth thut, ernstlicher nachzudenken. Ein schöner Dank für geheilte Augen, die Leute blind zu machen! Oder wollte der Verfasser seine Leser blind machen, um die unerschöpflichen Heilkräfte der katholischen Kirche auf eine recht schwere Probe zu setzen?

Mit Verwunderung gewahrt man, daß Herr Windischmann, so heilig er ist, dennoch nicht verschmäht, seine schriftstellerische Eitelkeit gegen jeden möglichen Angriff zu verrammeln, ganz so wie es die irdischen Schriftsteller auch thun; wie diese nämlich in ihren Vorreden zu sagen pflegen: gründliche Belehrung würden sie mit Dank annehmen, schmähsüchtiger Kritik aber mit Verachtung begegnen — womit sie sagen wollen: Jedes Lob würden sie mit Vergnügen anhören, allem Tadel aber gebührlich das Ohr verschließen — so spricht Herr Windischmann auch; nur geht er hierbei noch mit einiger Tücke und Schlauheit zu Werke. Er sagt nämlich; gründliche Bemerkungen schätze er, jedoch auf Bemerkungen, die aus Abneigung, Spott, Hohn und Ingrimm gegen das Princip selbst,“ auf welches er die Kunst zurückzuführen suche, entspringen, würde er keine Rücksicht nehmen. Das Princip aber, auf welches Herr Windischmann die Arzneikunst zurückzuführen sucht, ist das Christenthum. Mit der Unfehlbarkeit des Christenthums wollte er seine eigene Fehlbarkeit decken! Wie weltlich schlau! Man kann aber dieses Princip sehr hoch ehren, und dennoch die Folgerungen wahnsinnig finden, die der Verfasser daraus abzuleiten sucht. Ja jeden ächten Christen muß es, weil er ein ächter ist, um so mehr empören, Christus zum Doctor und seine Kirche zur Apotheke herabgewürdigt zu sehen.

In der Einleitung zu seinem Werke gibt der Verfasser eine Erklärung über den Begriff der christlichen Philosophie. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die neueren mystischen Schriftsteller alle in ihren Darstellungen selten einen Absatz machen, sondern ohne

Ruhe und Rast bogenweit fort reden, so daß der Leser oft zu seinem Glücke eher den Athem als den Verstand verliert. Auch Herr Windischmann schrieb die ersten dreißig Seiten seiner Vorerinnerung ohne Absatz. Es ist dieses eine ganz feine Taktik, um Recht zu behalten, indem man den Lesern keinen Ruhepunkt gönnt, über das Gelesene nachzudenken, und es einer Prüfung zu unterwerfen. In diesem philosophischen Glaubensbekenntnisse des Verfassers ist so oft und so viel von Fleisch die Rede, daß es gute Katholiken während der Fastenzeit gar nicht werden lesen dürfen. Wer sich übrigens damit bekannt machen will, der setze, bevor er das Werk unternimmt, seine Standhaftigkeit in folgendem Satze auf die Probe: „Die Philosophie ist wesentlich nichts Anderes, als das streng in einem Zusammenhange fortschreitende Zusichselbstkommen, so wie nicht minder das auf eben diese Weise verfahrende Zusichselbstbringen und dann das Beisichselbstbeharren der im blos sinnlichen und fleischlichen Leben außersichseienden und — wie es sich am Ziele findet — außersichgekommenen und zu jedem Abgrunde des Lebens herabgesunkenen Vernunft.“ . . . Was doch manche Menschen ein tiefes Leben haben!

Nachdem der Verfasser das, was er christliche Philosophie nennt, auseinander gesetzt, unternimmt er, von der Arzneikunst in ihrer gegenwärtigen Beschaffenheit eine Schilderung zu geben, und kommt endlich dahin zu sagen: „der bisher versuchten Charakteristik gemäß können wir also mit dem Zustande, zu dem die Kunst herabgesunken ist, uns wol nicht mehr länger befriedigen; wir müssen eine vollständige Neuerung und Wiedergeburt derselben wünschen und verlangen.“ Um diese Neuerung einzuführen und geltend zu machen, geht er von folgenden Sätzen aus. „Die Entzweiung des Geistes und der Natur ist der zureichende Grund alles Leidens und aller Krankheit . . . der Sitz aller Krankheit ist in einer Entzündung der Seele. . . . Es gibt eine erste, eine Erbkrankheit, wie es eine Erbsünde gibt.“ — Aber unter diesen vornehmen Redensarten liegt nichts versteckt, als eine gemeine bürgerliche Werkeltags-Wahrheit, und die Zeit ist nicht mehr, wo eine philosophische Grandezza uns zu verblüffen vermochte. Die Entzweiung des Geistes mit der Natur, das Leben nämlich, ist die Ursache aller Krankheit, was Jedermann weiß. Der Tod ist der große Arzt, der alle Krankheiten heilt, selbst die unheilbaren; der examinirte, promovirte und recipirte Menschen-Arzt jedoch soll kein Famulus des Todes sein, sondern dessen Widersacher. . . . Will man das egoistisch hervortretende besondere Leben einen entzündeten Theil des allgemei-

nen Lebens nennen, so ist weiter nichts dagegen einzuwenden, als daß solche dichterische Ausdrücke in pathologischen Vorlesungen übel angebracht sind . . . Der Mensch, wie jedes organische Wesen, wird mit der Empfänglichkeit krank zu werden geboren; diese Empfänglichkeit nennt Herr Windischmann die Erbkrankheit. Was wird aber mit diesem neuen Worte für eine alte Sache gewonnen? Kann man den alten Adam heilen? Was gewonnen wird? Das wird sich finden. Herr Windischmann weiß recht gut, was er will. Damit wir das „Unglück des Bewußtseins“ verlieren, müssen wir von schmetternden Worten betäubt werden; wir könnten sonst Langeweile haben — der Weg nach Rom ist weit.

Es läßt sich denken, daß der Verfasser den thierischen Magnetismus nicht verschmäht. Zwar ist das noch nicht die liebe dunkle Nacht selbst; aber immer eine Dämmerung, und als solche die erste Stufe des Heils. Wir haben der magnetischen Belustigungen schon so viele und so würzige genossen, daß es selbst Herrn Windischmann nicht möglich war, uns hierin etwas Neues zu geben; es müßte denn folgende Bemerkung als eine Neuigkeit angenommen werden. Von der magnetischen Heilwirkung durch Auge, Mund und Hand redend, sagt er: „Schon das Fassen bei den Schultern, wenn man einen Freund oder Bekannten recht ernst und eindringlich ergreifen, überzeugen, stimmen, bewegen will, deutet auf den magischen Einfluß der Hand hin.“ Jetzt kann man sich auch das Räthsel erklären, warum der ertappte Gauner, statt fortzulaufen, sich so geduldig von einem Polizeidiener ins Gefängniß schleppen läßt. Es ist der magische Einfluß der polizeilichen Hand, auf Schulter und Kragen ausgeströmt, welchem der arme Teufel sich unterwerfen muß.

Haben wir den thierischen Magnetismus erreicht, dann ersteigen wir die zweite Stufe des Heils, nämlich: „Die Heilung durch den Glauben und das Gebet.“ Hier aber ist es schwer, den schlauen Plan des Verfassers völlig zu vereiteln. Er hält das Lächerliche hinter dem Erhabenen, das Verächtliche hinter dem Ehrwürdigen, das Gemeine hinter dem Heiligen so sorgfältig versteckt, daß nicht möglich ist, den Schuldigen zu treffen, ohne den Unschuldigen zu verletzen. Nur folgender Behauptung, weil sie keck hervortrat, war beizukommen. Herr Windischmann sagt: „Wir wissen mit vollkommener Gewißheit und ohne alle Selbsttäuschung, daß es Umstände gibt, unter denen selig entzückte Menschen, nicht etwa in wilden Phantasien, sondern Andern sichtbar und leibhaftig und wie im Fluge erhoben worden, nicht etwa nur einige Zoll über die Erde, wie das häufig genug geschehen, sondern bis zu ansehnlichen Höhen

wie dies aus den gewissenhaftesten Untersuchungen erwiesen werden kann." Gegen den Comparativ der ansehnlichen Höhen würde Niemand etwas einzuwenden finden, wäre nur erst der Positiv einige Zoll in Richtigkeit gebracht — il n'y a que le premier pas qui coûte; aber eben mit diesen kleinen Zollen hat es große Schwierigkeiten. Die böse Welt wird darüber lachen, denn leider fehlt den meisten Menschen jener „kindliche Glaube", welcher „die Gewißheit der Möglichkeit zur Wahrheit der Wirklichkeit erhebt". (Schade, daß Molière diese Redensart nicht gekannt! Sie wäre eine Zierde seiner Femmes savantes geworden.)

Aber, — möchte wol mancher Leser fragen — wäre es denn möglich, daß einem Professor zugleich der Philosophie und der Medicin, daß es Herrn Windischmann mit den von ihm ausgesprochenen Ansichten und Behauptungen Ernst sein sollte? Mit Recht fragst du das. Es ist ihm auch nicht Ernst damit, und er lacht im Stillen wol so sehr darüber, als wir es laut thun. Um die Menschen klug zu machen, muß man klug sein; sie dumm zu machen, muß man dumm scheinen. Herr Windischmann hat seine eigenen Ansichten. Sein Zweck aber ist, in klaren und wenigen Worten auszusprechen, folgender. Der Papst soll der Kranken Aesculap sein, und in bedenklichen Fällen soll man statt ärztlicher Consultationen Concilien halten; denn nur aus dem Heilschatze der Kirche ist Gesundheit und Genesung zu holen. Die Sacramente und die Sacramentalien bilden die wahre Materia medica. Man soll heilen durch das Abendmahl, durch den so süßen Namen Jesus, durch den Exorcismus. Da aber solche Arzneien nur geben kann wer die Weihe empfangen, müsse es werden, wie es einst gewesen, nämlich die Priester sollen zugleich Aerzte sein. Bis diese edle Schmelzung zu Stande gebracht, sollen einstweilen die Aerzte mit den Priestern sich verstehen und am Krankenbette gemeinschaftlich mit ihnen wirken. . . . Der gnädige Gott wird verhüten, daß es nicht so komme, und wir trösten uns mit des Verfassers eigenen Worten: „Die durch den giftigen Nebel annoch blutig hindurchschimmernde Morgenröthe verkündigt uns durch manche Zeichen, daß die Sonne der Wahrheit die epidemischen Dünste bezwingen, den heitern Himmel einer unvergleichlich großartigen Wissenschaft und Kunst bewirken und das Leben in jeder Art seines Berufs verjüngen wird."

XXX.

Lettres sur la toilette des Dames. Par Mme. Elise Voïart. Paris, 1822.

Nicht wegen, sondern ungeachtet ihrer vornehmen Verwandtschaft sind die Cabinetsgeheimnisse der Weiber zu achten. Werden auch im geheimen Putzrathe Aphroditens Eroberungen beschlossen, so sind es doch friedliche, keine andern Verfassungen werden bedroht, als die der Männerherzen, und wird geraubt, gesengt, gebrandschatzt, gemordet, so geschieht es nur mit süßer Grausamkeit und die Besiegten sind so glücklich als die Sieger. Freilich ist es zu tadeln, daß die Weiber auch, weil sie die wahre Quelle ihrer Macht nicht kennen, ungebührlich mehr Sorgfalt auf ihre äußern als auf ihre innern Angelegenheiten wenden, und daß sie Liebe öfter erzwingen, als verdienen. Eine Frau von innerer Güte ist immer liebenswürdig befunden worden, und eine, die noch nach drei Tagen häßlich gefunden wird, ist gewiß nicht liebenswürdig. Wol ist die Liebenswürdigkeit eine geschenkte Gabe der Natur, die man nicht erwerben kann, und Geist und Herz können herrliche Früchte tragen, ungeschmückt von schimmernden Blüten; — weiß es aber eine Frau von Geist und Herz und ohne Schönheit, daß sie nicht liebenswürdig sei, dann wird dieses Bewußtsein die Anmuth der Entsagung über ihre Natur verbreiten und das Gefühl des Mangels den Mangel fast ersetzen. Es gibt keine K u n st, zu gefallen! . . . Die Kammermädchen von ganz Europa werden entsetzlich schreien, wenn ihnen diese Lehren zu Ohren kommen, welche bezwecken, ihr Amt überflüssig zu machen. Sie werden sagen: daß wären aufrührerische Gesinnungen, und ich gehörte auch zu den vielen Millionen Menschen, welche das kleine Häuflein ehrgeiziger Unruhstifter bilden, die alles Bestehende über den Haufen werfen wollen. Aber was ich gesagt habe, habe ich gesagt; ich fürchte die Central-Untersuchung der Kammermädchen nicht — es gibt keine Kunst zu gefallen! Doch mögen sich die Kammermädchen trösten, wir haben und sie behalten Recht. Ihre Gebieterinnen werden fortfahren, sich zu schminken, ob sie zwar Keinen damit täuschen, als sich allein, und sie werden, um damit zu zermalmen, sich ferner falsche Zähne einsetzen, die ihnen nicht anhänglich sind und bei jedem ernsten Gebrauche abfallen. Da sich die Dinge so verhalten, werden Schriften über die Toilette immer gesucht und benutzt werden. Aber das angezeigte Werk ist zu sehr zu empfehlen, als daß man erwarten dürfe, daß es sich empfehlen werde. Die würdige Verfasserin schrieb keinen Macchiavelli, sondern einen

Telemach der weiblichen Regierungskunst. Alle Lehren, die sie gibt, sind weise und gut. Seelenreinheit, Mäßigkeit, Reinlichkeit, Bewegung, Luft und Wasser werden als die besten Mittel gepriesen, die Schönheit zu erhalten und zu erhöhen. Zwar theilt sie auch Vorschriften mit, wie die weiblichen Reize gegen Wind und Wetter, gegen Nebel, Kälte und Hitze und gegen den unüberwindlichen macedonischen Phalanx, den man Zeit nennt, sich künstlich vertheidigen können; aber die gepriesenen Mittel sind wenigstens unschädlich und der schädlichen geschieht nur Erwähnung, um davor zu warnen.

Ein Werk über einen so wichtigen Gegenstand, als der Putz der Weiber ist, verdient etwas umständlich besprochen zu werden. Das Buch ist angenehmerweise in Briefe eingekleidet, welche eine alte Gräfin einer jungen Baronin schreibt. Die Lehrmeisterin, um das Zutrauen ihrer Schülerin zu erlangen, beginnt damit, zu erzählen, auf welche Weise sie eine große Toiletten-Kunstkennerin geworden. Im Jahre 1744 sei sie in die Dienste der Prinzessin W. getreten. Diese habe schon gealtert und noch den Putz geliebt. Durch ihr Amt berufen, den Zubereitungen der fürstlichen Reize beizuwohnen, habe sie erstaunliche Dinge erfahren. Eigenes Nachdenken und Lectüre hätten ihr endlich die verborgensten Mysterien der Toilette aufgedeckt. Nach dem Tode der alten Fürstin habe sie das Putz-Ministerium auch bei deren Nachfolgerin bekleidet, und während ihrer Amtsführung sich neue Kenntnisse gesammelt. Diese herrliche Fürstin wäre aber frühzeitig gestorben. Darauf habe die junge Gemahlin des Kronprinzen, die glänzende Karoline, sich an den Erb-Toiletten-Tisch gesetzt. „Ihre Schönheit konnte der nachhelfenden Kunst entbehren; weise Rathschläge wären ihr indessen nicht ohne Nutzen gewesen.... Neue Moden schwärmerisch liebend, nahm sie ohne Unterscheidung auch solche an, die ihrer schönen Gestalt schaden konnten. Ich wagte einige Ermahnungen, aber die Fürstin verschmähte meine veralteten Lehren, lachte über meine Kunst, hielt ihre Jugend für ewig und ließ sich die Möglichkeit nicht träumen, daß man je vierzig Jahre alt werden könnte." ... Da konnte es die gekränkte Dame nicht länger aushalten. „Betäubt von dem Getöse eines Hofes, wo man mich als überzählig unter den Lebenden rechnete, kehrte ich in mein Vaterland zurück. Auf meinen stillen Gütern genieße ich endlich die Süßigkeit eines friedlichen Lebens. Ich rufe mir meine gemachten Erfahrungen zurück, denke nach über das, was ich in der Welt gesehen habe, vergesse ihre Irrthümer, ihre Nichtswürdigkeiten, ihre Launen, ihre Falschheiten, um mich nur an das zu erinnern, was ich Gutes und Nützliches bemerkt." ... Jetzt 79 Jahre

alt und dem Grabe nahe, wolle die Vielerfahrene die wenigen Tage, die ihr noch bleiben, benutzen, ihrer theuern Emma die wichtigen Lehren der Toilettenkunst beizubringen.

Der Unterricht beginnt mit der Geschichte der Kunst. Sie steigt bis vor der Sündflut hinauf. Der Engel Azaliel lehrte die Töchter der Menschen ihr Gesicht zu schminken. Seine Herren Brüder, die Engel, fanden die Jungfrauen schön, verliebten sich in sie, und aus dieser Verbindung des Genius mit der Schönheit entsprang ein herrliches Menschengeschlecht, welches die heilige Schrift die Starken, die Gewaltigen nannte.... So wird die Geschichte der Kosmetik bis auf neuere Zeiten herabgeführt, wobei viele gute Gelehrsamkeit aus den Schriften Winckelmann's, Böttiger's und Herder's verschwendet wird. Darauf geht die Verfasserin alle Glieder des weiblichen Körpers mit den daran befindlichen Reizen durch, wobei sie mit dem Kopfe anfängt und mit den Füßen endigt. Es ist ein seltenes Verdienst, wenn eine Schriftstellerin etwas mit Kopf anfängt! ... Im Kapitel von der Haut-Cultur geschieht der berühmten Poppea, der Gattin Nero's, Erwähnung. Diese hatte ein merkwürdiges Schönheitsmittel erfunden, das ihren Namen führte. Es besteht aus Weizenmehl, Honig und Eselsmilch zu einem Brei gekocht, mit dem man des Nachts das Gesicht überstrich. Morgens wurde diese Teigmaske abgenommen. Plinius erzählt von genannter Kaiserin, daß sie fünfhundert Eselinnen in ihren Ställen hatte, in deren Milch sie sich badete, und daß ihr auf allen ihren Reisen diese fünfhundert Eselinnen nachgeführt wurden.... Das Kapitel von den Runzeln ist schauerlich. Sie werden genannt: „verrätherische Zeichen, welche die Hand der Zeit schonungslos den Stirnen der Schönen aufdrückt, und welche der Himmel in seiner gerechten Strenge geschaffen zu haben scheint, die vernünftigen Weiber dadurch zu mahnen, die Koketten damit zu quälen, die Liebesgötter damit zu verscheuchen. Diese Feindinnen der Schönheit schleichen sich, anfänglich schwach und furchtsam, eine nach der andern, in die Winkel der Augen. Die erste Runzel ist ohne Bedeutung, auch die zweite wird nicht geachtet; sind sie aber bis zur Zahl drei gestiegen, dann erhebt die Schönheit ein Lärmgeschrei; und wirklich kündigt dieses furchtbare Trio das endlose Gefolge aller der Runzeln an, die sich nach und nach auf der Stirne, unter den Augen, um den Mund, um den Hals, kurz überall ansiedeln. Ich erinnere mich noch des schrecklichen Eindrucks, welchen die Erscheinungen der Runzeln auf die Prinzessin Amalie machten. Ein Entsetzen bemächtigte sich ihrer, demjenigen gleich, welches die düstern Mahnungen des heimlichen

Gerichts zu bewirken pflegten, als in jener Zeit der Verwirrung sich die deutschen Bürger das Schwert der Gerechtigkeit angemaßt.“ Die armen Weiber! Warum wissen sie nicht, daß die Mütterlichkeit unvergängliche Schönheit gibt, daß die verblühte Jungfrau zur jungen Mutter, die gealterte Mutter zur jungen Großmutter wird, und die gealterte Großmutter als junge Urgroßmutter unter das Grab verschwindet? Warum lernen sie nicht in der ihren Töchtern und Enkelinnen abgetretenen Schönheit die Auferstehung ihrer eigenen finden? Sie werden dann mit Entsetzen lesen, daß die englischen Damen, um sich jung und schön zu erhalten, Wein trinken, worin man Nattern lebendig erstickt hat!... Unter den empfohlenen Schminken ist eine, der man die Tugend der Sentimentalität nicht absprechen kann; nämlich das rothe Band der Ehrenlegion. Man taucht es in eine geistige Flüssigkeit und reibt sich die Wangen damit. Es ist gewiß höchst romantisch, wenn junge französische Officiere Heldenthaten verrichten und in Schlachten ihr Blut vergießen, um ihren blassen Weibern eine Schminke mit nach Hause zu bringen!... Bei Gelegenheit des Schminkens wird erzählt, die alten römischen Triumphatoren hätten sich geschminkt, wenn sie als Sieger eingezogen in die ewige Stadt. Daraus mögen Leserinnen erfahren, wie sehr die Triumphatoren unserer Tage an Seelenstärke und Hochherzigkeit die alten übertreffen. Die Letztern nämlich vermochten blos in der Schlacht nicht blaß zu werden, sobald sie aber, nachdem sie unerschrocken mit afrikanischen Löwen, mit egyptischen Krokodilen, mit deutschen Bären und Wölfen gekämpft, in Rom einzogen und römische Schuster und Schneider sie mit Freudengeschrei empfingen, erblaßten sie ob der göttlichen Ehre, die sie — Menschen — genossen, und um diese Bewegung zu verbergen, schminkten sie sich. Unsere Triumphatoren aber, welchen jedes Stadtthor eine Triumphpforte ist, wenn ihnen die versammelte Menge Vivat ruft, die Häuser illuminirt, Feuerwerke abgebrannt werden, die Glocken läuten, die Kanonen donnern, werden weder blaß noch roth, sondern nicken blos etwas Weniges mit dem Kopfe, womit sie sagen wollen: Gut, gut, Ihr habt Eure Schuldigkeit gethan — so unerschrocken sind sie.... In dem Kapitel von den Haaren wird Folgendes erzählt: „Mehr als einmal gebrauchte die Kirche in Frankreich ihr Ansehen, diese oder jene Art des Kopfputzes anzubefehlen oder zu verbieten, bald waren es die kurzen, bald die langen Haare, die den Zorn der Fürsten der Kirche erregten. Man kennt die verderblichen Folgen, welche die mißverstandene Frömmigkeit Ludwigs VII. hatte, der sich in seinem Gewissen für verpflichtet achtete, das Beispiel der

Unterwerfung gegen die wiederholten Gebote der B.schöfe zu geben, und sich Kopf und Bart abscheeren ließ. Seine junge Gattin, Eleonore von Guyenne, spottete seiner wegen dieser Nachgibigkeit, und ein so geringfügiger Umstand war die Ursache ihrer Ehescheidung. Leonore gab ihre Hand und großen Besitzungen an Heinrich von Normandie, der kurze Zeit darauf den englischen Thron bestieg, und unsere schönsten Provinzen fielen dem Auslande zu. Daher, sagt Saint-Foix, jene grausamen Kriege, welche Frankreich drei Jahrhunderte verwüsteten; mehr als drei Millionen Franzosen kamen um, weil ein Erzbischof sich gegen die langen Haare ereifert, weil ein König die seinigen abschneiden ließ, und weil seine Frau ihn mit seinen kurzen Haaren und seinem glatten Kinn lächerlich gefunden."... Noch ein anderes Beispiel von dem wechselseitigen Einflusse der Politik und Kosmetik wird da mitgetheilt, wo von der Wartung des Mundes die Rede ist. Es wird nämlich vor der üblen Gewohnheit gewarnt, sich in die Lippen zu beißen. Frau von Pompadour war dieser Unart ergeben. „Ehrgeizig und gefallsüchtig, wie sie war, ließ sie die Minister und Generäle zu ihrer Toilette kommen und zeichnete mit Schminke und Schönpflästerchen die Pläne zu den Feldzügen vor. Oft erfuhr sie Widersprüche von denjenigen, die sich ihrer Entscheidung nicht unterwerfen wollten, dann biß sie sich vor Zorn bis aufs Blut in die Lippen. Diese wiederholten Bisse entzündeten die Haut, das feine Gewebe der Lippen zerfaserte sich, und eine hartnäckige Krankheit gab ihnen eine scheußliche Gestalt. So verlor Frau von Pompadour mit ihrer Schönheit die Gunst ihres königlichen Anbeters."

Aus den angeführten Stellen ersieht man, daß sich in diesem Werke über die Toilette die Leserinnen auch etwas über die Geschichte unterrichten können. Darum auch ist das Buch zu empfehlen, und ob es zwar nicht nöthig ist, daß es Mütter ihren Töchtern in die Hände geben, braucht sie es doch nicht zu beunruhigen, wenn sie es darin finden sollten.

XXXI.

Die Serapions-Brüder.

Gesammelte Erzählungen und Märchen. Herausgegeben von E. T. A. Hoffmann. Erster und zweiter Band. Berlin, 1819.

Aus dem Meere der deutschen Leihbibliotheken (nur das Salz und die Tiefe unterscheidet jenes von diesen) ragen die Schriften Hoffmann's als tröstende, liebliche Eilande hervor. Jauchzend springen

wir ans Ufer, küssen den grünenden Boden, umarmen Baum und Strauch und sind beglückt, uns aus der Wassernoth gerettet zu sehen. Aber wie die Gefahr des Lebens zurückgetreten, stellen sich seine Bedürfnisse ein: der Hunger und der Durst; doch da rieselt keine Quelle, und so schöne Früchte uns auch locken, sie sind uns fremd, wir wagen die giftdrohenden nicht zu berühren. Wir dringen tiefer ins Land, da kommen von allen Seiten mit gräßlichem Geheule die wilden Bewohner, mit Pfeilen und Wurfspießen bewaffnet, auf uns zu. Ueberreste verzehrter Menschenopfer erfüllen uns mit Schauer. Wir fliehen entsetzt an den Strand zurück, und vertrauen uns der gräulichen Wasserwüste von Neuem an.

Unsere Furcht vor dem nassen Tod wird wol verziehen, denn sie wird getheilt, und unsere Freude an dem grünen Lande daher mitempfunden. Aber daß wir dieses so schnell verließen, daß wir vor den ungewöhnlichen Tönen der Wilden, die uns vielleicht freundschaftlich begrüßten, erbebten, daß wir die schönen Früchte nicht zu pflücken wagten, die vielleicht wohlschmeckend und nahrhaft waren, daß die Knochenreste, wahrscheinlich natürlich verstorbener Menschen, uns entsetzten — das bedarf einer Rechtfertigung. Sie ist schwer, verdrießlich. Denn, wie es unbequem ist, Menschen, die man nicht liebt, achten zu müssen, und schmerzlich, sie nicht lieben zu können, wenn man sie achtet — so ist es auch mit ihren Werken. Aber, wer ist Preisrichter über diese Werke? Das Herz oder der Kopf? Der Geist erkennt den Preis, das Herz überreicht ihn, oder — hält ihn auch zurück, wenn es mit dem Ausspruche nicht zufrieden ist.

Mag der richtende Verstand diese gesammelten Erzählungen für preiswürdig erklären, die Empfindung schweigt gewiß, wenn sie nicht gar murrt gegen den Ausspruch.

Aus verschiedenen Zeiten und Orten, wo die Erzählungen und Märchen zerstreut und einzeln erschienen, hat sie der Verfasser gesammelt und vereinigt. Daher wird es zum Gegenstande der Beurtheilung, nicht blos *wie*, sondern auch, *daß* sie zusammengestellt worden. Denn oft geschieht, daß wir von der flüchtigen Stunde ertragen, was uns unerträglich wird, wenn Stunde an Stunde sich zum Tage reiht; daß ein kindisches oder verwegenes Spiel, eine trübe oder leidenschaftliche Laune uns reizt und ergötzt, dagegen uns schmerzlich berührt, wenn jenes Spiel, durch häufige Wiederholung, sich als Ernst, und jene Laune, durch ihre Dauer, sich als Gemüthsart darstellt.

Einige Freunde verabreden sich, an bestimmten Tagen zusammenzukommen, um sich die Schöpfungen ihres Geistes und wechsel=

seitig ihr Urtheil darüber mitzutheilen. Sie nennen sich Serapions-Brüder, nicht darum blos, weil sie im Kalendertage des Märtyrers Serapion sich zum ersten Male vereinigt hatten, sondern auch, weil sie im Geiste jenes Heiligen dichten und trachten wollte. Der heilige Serapion hatte, wie die Legende lehrt, unter dem Kaiser Decius den grausamsten Märtyrertod erlitten. Man trennte die Juncturen der Glieder, und stürzte ihn dann vom hohen Felsen herab. Das ist aber keineswegs das hohe Ziel, das sich die Berliner Serapions-Brüder vorgesetzt; sie sitzen vielmehr bei Sala Tarone unter den Linden und trinken italienische Weine, auch wol kalten Punsch, leben also gar nicht wie die Anachoreten. Sie haben nur in dem Sinne jenen Heiligen zum Schutzpatron ihres Clubs und seine Regel zu der ihrigen gemacht, als sie ihre poetische Dichtungen in dem Geiste eines gewissen verrückten Grafen schaffen wollten, der sich für den Märtyrer Serapion hielt und einsiedlerisch lebte. Mit der Geschichte dieses Wahnsinnigen beginnt das Buch. Einer der Freunde erzählt sie. Auf seinen Reisen habe er von dem Grafen gehört, und ihn in dem Walde, wo er sich angesiedelt, aufgesucht. Darauf habe er sich in ein Gespräch mit ihm eingelassen und ihn nach den Grundsätzen Pinels und Reils von seiner fixen Idee heilen wollen; sei aber ganz beschämt abgeführt worden. Denn der Graf habe ihm bewiesen, wie er, der psychologische Experimentator, eigentlich verrückt sei, indem er nicht begreifen wolle, daß sie sich in der thebaischen Wüste befänden. Darauf habe ihm der Graf mit hoher Begeisterung einige Gesichte mitgetheilt, die in Erstaunen setzten wegen der plastischen Rundung und des glühenden Lebens, mit der sie dargestellt wurden.

Nachdem diese Erzählung geendet, läßt sich einer der versammelten Serapions-Brüder wie folgt vernehmen: „Ich verehre Serapions Wahnsinn deshalb, weil nur der Geist des vortrefflichsten oder vielmehr des wahren Dichters von ihm ergriffen werden kann. Woher kommt es, daß so manches Dichterwerk wirkungslos bleibt, als daher, daß der Dichter nicht das wirklich schaute, wovon er spricht? Vergebens ist das Mühen des Dichters, uns dahin zu bringen, daß wir daran glauben sollen, woran er selbst nicht glaubt, nicht glauben kann, weil er es nicht erschaute. Der Einsiedler war ein wahrhafter Dichter, er hatte das wirklich geschaut, was er verkündete, und deshalb ergriff seine Rede Herz und Gemüth. Dessen wollen wir eingedenk sein, so oft wir bei unsern Zusammenkünften Einer dem Andern nach alter Weise manches poetische Prodüctlein, das wir unter dem Herzen getragen, mittheilen werden. Jeder prüfe

wohl, ob er auch wirklich das geschaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt, laut damit zu werden. Der Einsiedler Serapion sei unser Schutzpatron, er lasse seine Sehergabe über uns walten, seiner Regel wollen wir folgen als getreue Serapions-Brüder."

So durch und durch, so ganz, nicht blos nach Innen, sondern auch an seinen Oberflächen werthlos, so ohne die geringste Beimischung von Wahrheit, ist jener Lehrsatz, der von der Natur des Dichters gegeben wird, daß Täuschung und Verwechslung unmöglich ist und es nur weniger Worte bedarf, um zu zeigen, worin die Falschheit bestehe. Wie die Anbetung den Gott, so schafft erst die Bewunderung das Kunstwerk, es sei ein Gedicht, eine Bildnerei oder ein Anderes. Ist es in jedem Kunstwerk die Vollkommenheit irgend eines Wesens, was jene Bewunderung erregt, so muß, daß diese erregt werden könne, jenes Wesen faßlich sein — faßlich für den Verstand, für den Glauben oder die Phantasie. Wie aber kann ein Kunstwerk faßlich werden, wenn es der Künstler nicht freigibt, wie kann es in unsere Sinne, in unseren Geist einziehen, wenn es die Werkstätte des Künstlers nicht verläßt? Will der Dichter mit den Blumen seiner Wartung, die er in den Boden unserer Phantasie verpflanzt, auch die Blumenerde versetzen, aus der jene hervorgesprossen, will er durch seine eigene Phantasie die des Lesers verdrängen, dann weisen wir seine Gaben zurück, weil wir nur für das Geschenk, nicht aber für den Geber Raum haben. Nie wird der Dichter glaublich machen, was er selbst glaubt, nie anschaulich, wenn er das, was er uns zeigt, selbst gesehen. Dann wird die Dichtung zur Wahrheit, das Märchen zur Geschichte, die den Verstand befriedigt, sättigt, und alle Lust der Einbildungskraft zerstört. Dann wird das Bild zum Conterfei, mit aller Beschränkung, worin jede Wirklichkeit gefangen ist; dann wird das Kunstwerk zum Spiegelbilde des Künstlers, ein Schatten, wenn wir es vorwärts, ein nüchternes Dasein aus Fleisch und Bein, wenn wir es rückwärts schauen. Es ist falsch, daß der wahre Dichter ein Seher sei. Ein Seher ist ein verzückter oder ein verrückter Geist, ein Gott, zu dem wir nicht hinaufreichen, oder ein kranker Mensch, zu dem wir nicht hinabsteigen können. Der Dichter aber muß menschlich fühlen, um Menschen zu bewegen.

Daß er dieses muß, daß er nicht glauben dürfe, was er glauben, nicht sehen, was er anschaulich machen möchte, das hat der Verfasser der Serapions-Brüder unwiderleglicher, als ein Anderer vermöchte, an seinem Werke selbst gezeigt. Er hat geglaubt, er hat

gesehen, darum sind es aber auch keine Dichtungen, die er uns gibt; sie sind nicht etwa mehr, nicht etwa weniger, sie sind ein Anderes. Er gibt uns eine werdende, noch im Gähren begriffene, oder eine untergehende Welt. Sonne, Mond und Sterne, Tag und Nacht, Wasser, Feuer, Erde und alle Elemente, die Thiere des Waldes und die Fische des Meeres und die Vögel in den Lüften, Alles bewegt sich in tollem Taumel und streitet um die Herrschaft; nur der Mensch ist abwesend. Aber es ist nicht etwa der heitere Muthwille, der mit Freiheit und Ergötzen Alles untereinander wirft, es ist der vom Hexentrank berauschte Blocksberg-Reiter, der treibt, weil er wird getrieben, und so findet der Leser an der Besonnenheit des Dichters keine Brustwehr, die ihn vor dem Herabstürzen sichert, wenn ihn beim Anblicken der tollen Welt unter seinen Füßen der Schwindel überfällt.

In allen diesen gesammelten Erzählungen und Märchen herrscht eine abwärts gekehrte Romantik, eine Sehnsucht nach einem tieferen, nach einem unterirdischen Leben, die den Leser anfröstelt und verdrießlich macht. Es ist Phantasie darin, aber ohne den regelnden Verstand. Es ist Phantasie darin, aber nicht die hellaufflammende, schaffende, sondern eine rothglühende, zersetzende Phantasie. Wer auf Marionettenbühnen jene tanzenden Figuren gesehen hat, die Hände und Arme, dann Füße und Schenkel, endlich den Kopf wegschleudern, bis sie zuletzt als gräuliche Rumpfe umherspringen, der hat die Gestalten der Hoffmann'schen Erzählungen gesehen, nur daß diese von allen Gliedern den Kopf zuletzt verlieren. Man hört nicht die Aussprüche eines verzückten, begeisterten, man vernimmt nur die erzwungenen Geständnisse eines auf die Folter gespannten Gemüths. Es ist kein Tagesstrahl in den Gemälden, alles Licht kommt nur von Irrwischen, Blitzen und Feuersbrünsten. Man hört in dieser öden, herbstlichen, welken Natur keinen Ton eines frischen gesunden lebenskräftigen Wesens, man hört nur das Gewinsel der Kranken und Sterbenden und das Geschrei der Eulen, die um Aeser schwirren. Selbst die Musik, die in allen Werken des Verfassers widerklingt, sie dient nicht dazu, den Himmel, dessen Dolmetscherin sie ist, auf die Erde herabzuziehen und ihr verständlich zu machen, sie wird nur gebraucht, um höhnend den unermeßlichen Abstand zwischen Himmel und Erde zu beweisen, zu zeigen, daß jene Höhe von sehnsuchtsvollen Menschen nie erreicht werden könne, und ihnen „das Mißverhältniß des innern Gemüths mit dem äußern Leben“ genau vorzurechnen, damit sie ja nicht der Verzweiflung entgehen.

In den Worten, die der Verfasser einen der Serapions-Brüder sagen läßt: „ich tadle, o Cyprian, deinen närrischen Hang zur Narrheit, deine wahnsinnige Lust am Wahnsinn. Es liegt etwas Ueberspanntes darin, das dir selbst mit der Zeit wol lästig werden wird," hat der Verfasser das Urtheil gegen sich selbst gesprochen, und noch ein schonendes, denn beharrlich hat er durch alle seine Werke gezeigt, daß ihm jener Hang noch immer nicht lästig geworden ist. Eine Reihe heiterer Gemälde mag hier und dort, von einem schauerlichen Nachtstücke unterbrochen, noch genußbringender werden. Nur dürfen nicht alle Wände damit behängt sein, nur muß ein Sternenschein die Nacht sichtbar machen, daß sie nicht zum unergründlichen dunkeln Nichts werde. Der Schrecken muß in der getäuschten Einbildungskraft, nicht in der Sache selbst sein, und Maaß überall. Die Aegypter würzten ihre Freudengelage durch den Anblick des Todes; der Anblick des Sterbens hätte alle Lust zernichtet.

Ich sagte früher: die Erzählungen, die uns der Verfasser gibt, sind keine Dichtungen, sie sind ein Anderes, und hier ist das kurze freundliche Abendroth des langen mürrischen Urtheils. Es wird gefragt, welchen Zweck hatten diese Erzählungen? Dieses ist zwar eine sehr philistermäßige Frage, wie die Serapions-Brüder mit Recht potten können. Denn ein Buch will nichts, es zeigt sich, es ist da. Aber fordert auch ein Buch nichts, so gewährt ihm doch der Leser etwas, und er gewährt ihm, was er glaubt, das ihm gebühre. Den Werth eines poetischen Werkes habe ich gewagt ihm abzusprechen, aber den eines wissenschaftlichen gebe ich ihm willig. Es ist ein Lehrbuch mit den schönsten Bildnissen geziert, es ist der elegante Pinel, es ist die Epopee des Wahnsinns. Ein lobenswerthes Unternehmen, wenn es lobenswerth ist, den menschlichen Geist, der nachtwandelnd an allen Gefahren unbeschädigt vorübergeht, aufzuwecken, um ihn vor dem Abgrunde zu warnen, der zu seinen Füßen droht.

XXXII.

Résumé de l'Histoire de France, jusqu'à nos jours. Par Felix Bodin. Troisième Edition. Paris, 1822.

„Das Feld der Geschichte!" — Es gab noch keinen historischen Professor, der nicht in der ersten Stunde seiner Vorlesungen diesen Ausdruck gebraucht hätte. Aber er bezeichnet seinen Gegenstand falsch, wie mich dünkt. Ist die Geschichte offen, hell, genau umgrenzt und eingetheilt, ist sie schnurrecht und übersichtig wie ein Feld? Nein.

Sie ist ummauert, oft verschlossen, beschattet und sie versteckt ihre Grenzen. Sie gleicht einem englischen Garten. Sie liebt die engen, dunkeln Schneckenpfade, die nicht zum Ziele führen, sondern sich gefallen, von ihm abzulenken; denn nicht das Ziel, der Weg ist ihr Zweck. Die Bestimmung der Menschheit ist, zu wandern, nicht in der Heimat zu leben: die Tagereisen sind lang, die Nachtlager sind kurz. Die Welt ist eine Wohnung, die mehr Treppen, als Zimmer hat. Hätte die Vorsehung ihre Absichten, wie fromme Leute sagen, dann könnte sie dieselben durch Dampfmaschinen schneller erreichen. Aber nicht an der Arbeit, an den Arbeitern; daran ist ihr gelegen, viele Hände und Seelen zu beschäftigen und ihnen Brod zu geben. Das Meiste, was seit der Schöpfung geschehen ist, hätte ungeschehen bleiben können, es führte zu nichts . . .

Ein Gänschen flog über den Rhein
Und kam als Gans wieder heim.

Daher könnte man vielleicht die Geschichte der ganzen Welt recht gut in ein Taschenbuch bringen; die einzelne von Frankreich gewiß. Das Letztere hat Herr Bodin gethan. Andere Geschichtschreiber hatten von allen Städten unserer Erde nur die Thürme gesehen und von allen Büchern der Menschheit nur die Titel gelesen. Aber Herr Bodin hat eine volksthümliche Geschichte geschrieben. (Martens, wenn er noch lebte, würde sehr darüber lachen.) Der Verstand, die Ruhe, die Klarheit und die Wärme des Verfassers sind nicht genug zu loben. Am Schlusse jeder Zeit, auf jedem Ruhepunkte fragt er: Was ist jetzt und damals, was hier und dort, für das Glück und für die Freiheit der Völker geschehen? Er erkennt jede Tyrannei, sie mag als Fuchs, Schlange oder Löwe erscheinen. Nichts blendet ihn. Ludwig XIV., der glänzte, wie ein bononischer Stein glänzt; Heinrich IV., den nicht zu lieben, Napoleon, den nicht zu bewundern so schwer ist — sie täuschen ihn nicht. Was dem Ersten und Dritten vorzuhalten, wissen wir. Aber auch den guten Heinrich tadelt er. „Er war herzlich gut und wußte Liebe einzuflößen. Aber er regierte als unumschränkter Fürst. Er hielt Alles nieder, auch den heilsamen Widerstand der Parlamente hob er auf. Wie mochte ein Fürst, der allen Bauern seines Reiches sein sonntägliches Huhn in den Topf verschaffen wollte, die abscheuliche Verordnung unterzeichnen, die sie wegen Tödtung eines Kaninchens zu Galeerenstrafe verurtheilt? Man muß es sagen, so schmerzlich es auch ist: Richelieu's und Ludwig's XIV. Zwingherrschaft steigt zu Heinrich IV. hinauf. Nach diesem mag man sich des Vorwurfs enthalten, daß er dem Spiele zu sehr ergeben war und die Weiber seiner Unterthanen ver-

führt hatte. Doch war er geliebt und lebt noch heute im Andenken des Volks." Ist das ein Lob für Heinrich? Man erinnert sich dann eines Wohlthäters am lebhaftesten, wenn man seine Wohlthaten nicht mehr genießt. Hätte Heinrich nicht versäumt, durch weise Staatsgesetze das Glück Frankreichs auch für die Zukunft zu sichern, würde man seiner weniger gedenken; jetzt ist die Asche dieses Phönix schon zweihundert Jahre alt. Die Thränen, welche an dem Grabe eines guten Königs fließen, sind wie für den Nachfolger auch ein Vorwurf für den Verstorbenen; kein lange bedauerter Fürst verdiente lange bedauert zu werden.

Von diesem vortrefflichen Werke des Herrn Bodin sind in kurzer Zeit drei Auflagen erschienen und in England wie in Spanien hat man es übersetzt. „Wenn es nicht in Italien eingedrungen — sagen die Verleger — ist es weder Italiens noch unsere Schuld." Wie sie behaupten, würde das Original auch in Deutschland viel gelesen. Möchte man es dort übersetzen! Wenn es wahr ist, daß die Welt an der französischen Revolution krank darniederliegt, so kann man nichts Heilsameres thun, als der Jugend diese Krankheit zu inoculiren, und es gibt keinen Arzt, der dieses besser verstünde, als Herr Bodin. Man versäume das nicht. Zwar ist die Freiheit schön trotz ihrer Pockennarben, aber die Pockennarben sind es nicht, worin ihre Schönheit besteht.

XXXIII.

Voyages des frères Bacheville, capitaines de l'ex-garde, en Europe et en Asie. Paris, 1822.

Das Reisen wäre die angenehmste Sache von der Welt, wenn nicht zuweilen das Heimweh unser Vergnügen störte. Diesem Uebel auszuweichen, gibt es kein besseres Mittel, als vor der Abreise aus seiner Vaterstadt sich dort zum Tode verurtheilen zu lassen. Wie jubelt man da höher, wenn man draußen ist, wie wenig denkt man dann an die Rückkehr! So hatten es die Brüder Bacheville gemacht. Sie dienten als Hauptleute in der französischen Kaisergarde und nach der Schlacht von Waterloo wollte sie ein Prevotal-Gerichtshof erschießen lassen. Warum? Das wußte der Himmel gewiß, der zu Allem, was er geschehen läßt, seine Gründe hat. Aber die Richter konnten es nicht gewußt haben, denn als drei Jahre später ein anderes Gericht die nämliche Sache vornahm, wurde Bacheville mit der Erklärung freigesprochen, daß gar kein Grund zur Anklage vorhanden sei. Freilich konnten Bösewichter, welche in Verdacht

gekommen, mit stammelnder Zunge es lebe Napoleon gerufen zu haben, nicht gleiche Ansprüche auf vorsichtige Untersuchung wie gewöhnliche Verbrecher machen, die weiter nichts gethan als geraubt und gemordet. Die großen Herren lieben sehr die Bequemlichkeit und sind gegen die Störer derselben selten so nachsichtig, wie der Onkel Tobias im Tristram Shandy. Diesem war nämlich während dem Essen eine Mücke lange auf der Nase herumgeflogen; endlich fing er die Carbonara. Die Mücke, welcher wohl bekannt, was die Menschen unter Majestäts-Verbrechen verstehen, nämlich die Ruchlosigkeit, sie etwas Weniges im Schlafe oder beim Essen zu stören, gab sich verloren. Doch was that der gute Onkel Tobias? Er trat ans Fenster, öffnete dasselbe und sprach: Flieg' hin, armes Thierchen, die Welt ist groß genug für uns Beide! Erwähntes Prevotalgericht war aber der Meinung, die Welt wäre nicht groß genug für die Bourbonen und Bacheville und Einer müßte Platz machen und darauf hatten Letztere den geistreichen Gedanken fortzulaufen. Doch hörte ihre Lebensgefahr an der französischen Grenze keineswegs auf, denn die Polizei verfolgte sie auch im Auslande auf allen ihren Schritten, wie die Schlange in der Zauberflöte den Prinzen Tamino verfolgt. Man hatte damals eine unbesiegbare Furcht vor Napoleonischen Officieren, die, Bononischen Steinen gleich, die Majestät ihres Gebieters eingesogen hatten und noch im Dunkeln fortleuchteten. So lange die Brüder Bacheville in den Ländern reisten, wo deutsch gesprochen wurde (im eigentlichen Deutschland und in der deutschen Schweiz) hatte die Pariser Polizei gehorsame Helfershelfer gefunden, die Flüchtlinge zu beunruhigen; erst als sie nach Polen gelangten, hörte die Jagd aus Mangel an Hunden auf. „Enfin nous voilà en Pologne. Ouf! je respire“ — schreibt Bacheville in sein Tagebuch. Aus diesem unromantischen Ouf! erkennt man deutlich, daß gegenwärtige Reisebeschreibung keine sentimentale ist. Der Verfasser, in Schlachten erzogen, bekennt offenherzig, daß ihm gute Freunde die Grammatik seines Buches in Ordnung gebracht. Man wird es nicht ohne Vergnügen lesen. Es hat freilich manchmal den Anschein, als ob der Reisebeschreiber etwas lüge; aber einem Officier, der unter Napoleon gedient hat, ist es gar nicht zu verargen, wenn er zu unterscheiden verlernt, was wahr oder nicht wahr, was wahrscheinlich oder unwahrscheinlich ist.

Drei Jahre lang reisten die Brüder Bacheville in Europa und Asien. Der ältere Bruder kehrte nach Frankreich zurück, nachdem er die gefährlichere Tyrannei glücklich überstanden; der jüngere Bruder unterlag der minder gefährlichen und starb in Asien an der blosen Pest.

XXXIV.

Kleine Beiträge zur Heilwissenschaft.

Von Dr. S. Stiebel.

Frankfurt a. M. Hermannsche Buchhandlung, 1823.

Es sterben viel weniger Menschen an der Schwindsucht, Wassersucht und Trommelsucht — es ist hier nicht von der abdominalen, welche selten, sondern von der martialen Trommelsucht die Rede, die immer tödtlich ist, — als an der Systemsucht der Aerzte. Das ist gewiß die traurigste aller Todesarten, wenn man an einer Krankheit stirbt, die ein Anderer hat! Viele Aerzte haben den Wahlspruch der Juristen sich angeeignet: fiat justitia, pereat mundus! — und unter Gerechtigkeit verstehen sie das, was sie für Recht halten. Der Arzt muß aber sein wie ein Hofmann: er darf keine Grundsätze haben und nichts Anderes zur Regel nehmen, als die Wünsche und Befehle seiner Gebieterin, der Natur, die, zugleich Weib und Königin, ungemein herrschsüchtig ist. Deren Winke verstehen lernen (denn sie spricht nicht immer); deren Gebote erst vollstrecken und dann in Erwägung ziehen — diesen Weg geht der ächte Heilkünstler. Als einen solchen zeigt sich der Verfasser der „kleinen Beiträge“. Seine mitgetheilten Erfahrungen, ihren sachlichen Werth ungerechnet, gehören zu den schönsten Musterbildern für die Kunst, zu beobachten. Der Verfasser sucht und findet, und unterscheidet sich hierin von vielen Andern, die erst finden und dann suchen. Wer sich nur etwas auf die Sprache der Aufrichtigkeit versteht, dem wird schon die Schreibart des Verfassers das vollkommenste Zutrauen einflößen. Es herrscht darin so viel Ehrlichkeit, Ruhe und Klarheit, daß man die Ergebnisse der gemachten Erfahrungen ohne Bedenken unterschreibt, als hätte man mit eigenen Augen gesehen. Unter den erzählten verschiedenen Krankheitsfällen sind mehrere, die auch Nicht-Aerzten zum Lesen und Beachten empfohlen sein mögen. Darunter gehören die Krankheitsgeschichten zweier jungen Frauenzimmer, welche unglückliche Liebe niederwarf, deren eine, nachdem sie in ihrem Verlaufe merkwürdige pathologische Erscheinungen gezeigt, mit Genesung, deren andere mit dem Tode endigt. Eltern und Erziehern zur Warnung möge auch die Krankheitsgeschichte eines Jünglings dienen, der — nicht an den physischen Folgen einer gewissen sinnlichen Ausschweifung, sondern an der schrecklichen Vorstellung stirbt, welche ihm das bekannte Buch von Salzmann von jenen Folgen aufgedrungen hatte. Moralisch-medicinische Werke, wie die von Salzmann und Tissot, haben noch Keinen von jener Ausschweifung abgehalten, aber viele derer, die sie nicht abgehalten, in Tod oder Wahnsinn gestürzt.

Höchst anziehend und lehrreich sind die Geschichten zweier magnetischen Behandlungen. Der Verfasser gehört in seiner Ansicht vom thierischen Magnetismus weder zu den Gläubigen noch zu den Ungläubigen; die Einen sahen Alles, was sie zu sehen wünschen, die Andern übersahen Alles, was, wie sie fürchten, sie in ihrer altherkömmlichen Naturwissenschaft nur irre machen würde. Herr Dr. Stiebel, als ein gewissenhafter und verständiger Arzt, verläßt sich weder auf die Wunderthätigkeit des Magnetismus, noch versäumt er dessen Anwendung in Fällen, wo er sich nach vielen Erfahrungen aushelfend gezeigt. Eine Frau von vierzig Jahren, die dreizehn Jahre lang an den heftigsten Nervenübeln gelitten, wird nach einer magnetischen Behandlung gründlich geheilt. Ob auch durch dieselbe, wollte der Verfasser nicht mit Gewißheit behaupten; die gleichzeitig angewendeten pharmaceutischen Mittel mochten das Ihrige gethan haben. Ein magnetisirtes Dienstmädchen bringt es bis zur Hellseherei. Sogar politische Ereignisse sagt sie auf mehrere Jahre voraus, welche aber der Verfasser, um Papierspeculanten nicht irre zu führen, klüglicher Weise verschweigt. Die Somnambüle wandert, wie üblich, viel in den Elysäischen Feldern herum und spricht mit Gott und seinen Engeln. Am Ende findet sich, daß sie eine Spitzbübin gewesen, die ihren Arzt und die andern Zuschauer zum Besten gehabt. Man kann die Seelenstärke des Verfassers nicht genug bewundern, mit welcher er zur Belehrung der Leichtgläubigen die lächerliche Rolle erzählt, die ihn die Betrügerin in ihrer Komödie hat spielen lassen. Möchten sich doch unter den seelenfrommen, magnetisirenden Aerzten noch mehrere finden, die so umständlich, als sie es mit ihren Täuschungen gethan, auch ihre Enttäuschungen mittheilen! Was der Glaube verliert, gewinnt die Wissenschaft.

XXXV.

Histoire de la Revolution Française, par Thiers.

(Die ersten zwei Bände.)

Es ist wahr, die Pariser verstehen ihr Gewerbe, und da ihnen das Leben auch eins ist, verstehen sie zu leben. Sie sind im Stande und loben oder tadeln die entgegengesetztesten Dinge im nämlichen Satze, sobald zwischen zwei Punkten ihr Vortheil umspringt. Der Tischler preist eines seiner Möbel an, weil es vom feinsten ausländischen Holze verfertigt und ein anderes, weil nur vaterländisches Holz dazu gebraucht ist. Der Parfumeur lobt eine Seife wegen ihres angenehmen Geruches und eine andere wegen ihrer Geruchlo=

sigkeit. In der Pariser Schriftstellerei geschieht das Nämliche. Erscheint eine Geschichte der französischen Revolution, rühmen von ihr die Freunde des Verfassers, daß dieser ein Zeitgenosse der Revolution gewesen, allen Ereignissen beigewohnt, auch wol handelnd in dieselben eingegriffen habe. Erscheint wieder eine andere Revolutionsgeschichte, wird von ihr gepriesen, daß deren Verfasser kein Zeitgenosse der Revolution gewesen, also der rechte Mann sei, in gehöriger Form die Erscheinungen zu betrachten und sie unbefangen zu schildern. Diese letztere gute Eigenschaft sucht auch Herr Thiers geltend zu machen. Er sagt: als die Revolution ausgebrochen, wäre er noch nicht auf der Welt gewesen, er sei ein Nachgeborner und hinge mit jener Vergangenheit nur durch das „commun intérêt de la justice et de la liberté“ zusammen. Hierauf ist aber erstens zu erwidern: das ist schon die rechte Unparteilichkeit nicht mehr, die sich ihrer selbst bewußt ist — Tugenden und Mädchen sind am schönsten, ehe sie wissen, daß sie schön sind. Zweitens: welche Parteilichkeit ist der Wahrheit am gefährlichsten, die aus Selbstsucht oder die aus Gesinnung entspringende? Wer aus Eigennutz eine Partei ergreift, der verblendet sich selbst nicht, er verblendet nur Andere; wer ihr aber aus Gesinnung beitritt, der ist zwar aufrichtig gegen Andere, doch sich selbst kann er täuschen und in seiner Verblendung oft dahin geführt werden, eine schlechte Sache, oder eine gute schlecht zu vertheidigen. Man frage nur die Parteigänger auf beiden Seiten, welche ihrer Gegner sie am meisten hassen, die Feinde ihres Vortheils, oder die ihrer Gesinnung? Nur die letzteren hassen sie, die erstern nicht; denn sie wissen recht gut, daß mit diesen man sich abfinden könne, weil es ihnen gleichgiltig ist, ob sie ihren Sold aus dem Schatze des Volks, aus dem des Adels oder aus dem des Fürsten erhalten. Der wahre Aristokrat haßt nicht den Demokraten, der die Freiheit will, um sich auf einen ihm beliebigen Platz zu stellen, sondern den, der diese Freiheit für Andere will. Der wahre Demokrat haßt nicht den Aristokraten, der sein Vorrecht vertheidigt, weil es ihm Vortheil bringt, sondern den, der an seine eigene göttliche Natur glaubt und zweifelnde Bürger als himmelstürmende Titanen niederkeult. Lafayette, der edelste und reinste unter den Wenigen, die in der Revolution edel und rein geblieben, der nichts gesucht, als das Glück seines Vaterlandes, hat nichts gefunden, als den unauslöschlichen Haß, der ihm noch heute auflauert, wie er es vor dreißig Jahren gethan. Zweimal wollte er damals mit Gefahr seines Lebens den König aus Paris führen und ihn retten, und zweimal zog Marie Antoinette den Untergang einer Rettung vor aus solcher Hand.

Das that und duldete Lafayette. Die Andern aber, die das Blutgeld, das sie in der Revolution erworben, vermehrt haben und noch jetzt genießen, werden noch jetzt, wie früher, gestreichelt und man verzeiht ihnen Alles, sogar daß sie liberal sind. Ist es so — wie kann Thiers erwarten, man werde ihm trauen, weil er keine andere Partei als die für Wahrheit und Recht ergreift? Eben diese Parteilichkeit wird am meisten verabscheut. Seine Jugend wird ihm also zu nichts Anderm nutzen, als daß man ihn einen jungen Doctor der Revolution schelten wird. Freilich scheuen französische Schriftsteller diesen Vorwurf nicht und sie unterscheiden sich hierin (gewiß sehr zu ihrem Nachtheile) von den deutschen, die überlegen, was sie schreiben. Ein deutscher Professor der Geschichte, der sich in Paris aufgehalten, um Materialien zu einer Geschichte der drei letzten Jahrhunderte zu sammlen, hat sich vorgenommen und erklärt, diese Geschichte erst nach seinem Tode erscheinen zu lassen. Der historische Professor ist aber noch nicht vierzig Jahre alt. Heil unsern Enkeln! sie werden schöne Dinge zu lesen bekommen. Wer weiß, ob nicht der kühne Professor Ludwig dem Vierzehnten wegen seines ärgerlichen Umgangs mit der La Vallière zwar ehrfurchtsvolle, doch eindringliche Vorwürfe zu machen gedenkt! Wer kann wissen, ob er nicht gar wagen wird, einige Worte von der Pompadour fallen zu lassen! Warum sollte er es nicht wagen? Der Gerechte zittert nicht, nicht im Leben, nicht im Tode, und lebend oder todt, er spricht wie Joab in der Athalie:

Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai point d'autre crainte.

Wenn Franzosen die Geschichte ihrer Revolution erzählen, sind sie dabei weniger als Deutsche der Gefahr ausgesetzt, mit Leda's Eiern zu beginnen. Diesen Fehler zu begehen, fehlt es ihnen glücklicher Weise an Religion und Philosophie. Steigen sie bis zu Ludwig dem Fünfzehnten hinauf, dann sind sie hoch gestiegen und sind müde. Gewöhnlich aber fangen sie weiter unten an und da die Finanzen (in Monarchien nämlich) allerdings die Pulse der Staaten sind, woran ihr Uebelbefinden sich äußert, verwechseln sie oft die Zeichen mit den Ursachen des Uebels, und da der Doctor die wichtigste Erscheinung jeder Krankheit ist, geben sie dem Doctor die Krankheit Schuld. Also muß der arme Turgot herhalten, der mit der einen Seite im Feuer des Lobes bratet und mit der andern im Froste des Tadels friert. Auch im Werke des Herrn Thiers steht Turgot als Vignette der Revolution vorn an. Der Verfasser bemüht sich, wie er es versprochen, unparteiisch zu sein; aber der Mensch bleibt Mensch. Eine brave Mutter gibt ihrem Stiefkinde ein gleich gro=

ßes Stück Kuchen, als ihrem eigenen Kinde, aber sie gibt es auf eine andere Art. Der Verfasser ist nie ungerecht im juristischen Sinne; doch merkt man auf jeder Seite seines Buches, daß er die Revolution als seine Tochter und die Contre-Revolution als seine Stieftochter betrachtet. Herr Thiers erzählt lebhaft, gut, zu gut manchmal; denn er malt zu viel, wodurch die Scene zur Schauspielerin erhoben wird und die handelnden Menschen zur Staffage herabgesetzt werden. Die Pariser Oertlichkeiten verleiten zu solchen Fehlern. Die Schauplätze der Revolution, das Marsfeld, der Platz Ludwigs XV., der Garten der Tuilerien, sind so pitteresk, daß sich der Pinsel eines Landschaftsmalers gern an ihnen übt. Doch sind dem Verfasser die Gemälde der Personen keineswegs mißlungen. Die Schilderung Dumouriez's ist vortrefflich und die Marat's wäre ein Meisterstück zu nennen, hätte der Verfasser diesen Schrecklichen nicht zu sehr ins Kleinliche ausgemalt, sondern mehr die Natur um Rath gefragt, welche ihre Helden immer ins Große drapirt und die kleinlichen Faltenwürfe der Seele als Werke der Convenienz und des Zufälligen verschmäht. Der Lieblingsheld des Verfassers ist Mirabeau, sich hierin als einen ächten Pariser zeigend, der Schauspiele jeder Art leidenschaftlich liebt. Freilich war Mirabeau der Talma der Revolution, der einen antiken Charakter gut zu spielen verstand. Doch Mirabeau als Mensch und Bürger war schlechter als Robespierre. Diesen verleitete der Fanatismus der Tugend zu Uebelthaten; jener ließ sich von der kalten Berechnung des Eigennutzes zum Guten bewegen. Robespierre war unbestechlich und würgte, Mirabeau hat Geld genommen und schonte. Wer sich zu einer Missethat bestechen läßt, der gesellt nur Unreines zum Unreinen; wer sich aber zum Guten bestechen läßt, der besudelt das Reine. Mirabeau nahm Gold vom Hofe, die Revolution zu mäßigen: das war ein Fehler seines Herzens; er glaubte die Revolution leiten zu können: das war eine Schwäche seines Kopfes. Was bliebe nun noch zu loben an ihm übrig? Nichts, als daß er ein großer Künstler war und zu reden verstand; die Natur in ihm war schlecht.

Es versteht sich von selbst, daß dem Verfasser die deutsche kirchliche Reformation gar nicht eingefallen ist und daß er dieser Mutter der französischen politischen Revolution nicht die mindeste Hochachtung bezeugt. Daher ließ er sich auch zu dem falschen Urtheile verleiten, das schon tausend Andere, die über die französische Revolution geschrieben oder in ihr gehandelt haben, früher ausgesprochen, zu dem Urtheile nämlich: wäre dieses und jenes geschehen, so wäre die Revolution vermieden worden. Es gab nur einen Men-

schen auf der Welt, der die Revolution hätte verhindern können — Adam nämlich, wenn er sich vor seiner Hochzeit in das Wasser gestürzt hätte. Doch führt den Verfasser sein guter Instinkt manchmal wieder auf den rechten Weg. So sagt er dort, wo von dem mißlungenen Bestreben einiger Mitglieder der Nationalversammlung, die englische Constitution einzuführen, die Rede ist: „Cette forme du gouvernement est une transaction entre les trois intérêts, qui divisent les états modernes, la démocratie, l'aristocratie et la monarchie. Or, cette transaction n'est possible qu'après l'épuisement des forces, c'est à dire, après le combat, c'est à dire encore après la révolution. Vouloir opérer la transaction avant le combat, c'est vouloir la paix avant la guerre. Cette vérité est triste, mais elle est incontestable; les hommes ne traitent que quand ils ont épuisé leur forces. Dieu n'a donné la justice aux hommes qu'au prix des combats.“ So ist es auch! Der alte Brennus lebt immer noch — vae victis! Schlimm ist nur, daß man jetzt nicht blos im, sondern auch noch nach dem Kampfe um den Sieg streitet; daß nämlich jeder behauptet, er habe gesiegt. — Die Ausschweifungen der Revolution nicht zu entschuldigen, sondern zu erklären, sagt der Verfasser: „le peuple ne recouvre pas ses droits avec la même modération qu'on met à les lui rendre, et ceux qui ont profité pour l'opprimer de son défaut de raison, doivent souffrir de ce même défaut quand il se soulève.“

Nur die Familiengeschichten der Fürsten haben Geheimnisse, die Geschichten der Völker haben keine. Wer also in einem Werke, wie das hier angezeigte, neue Aufschlüsse sucht und keine findet, der hat nur sich anzuklagen, nicht den Verfasser des Buches. Doch sind darum neue Werke über die französische Revolution keineswegs ohne Nutzen; denn werfen sie auch kein neues Licht auf altes Dunkel, so werfen sie doch altes Licht auf neues Dunkel und lehren uns, wie wir Erfahrungen aus der Revolution vernünftig anzuwenden haben.

XXXVI.

Les dîners du Baron d'Holbach. Par Mme. la comtesse de Genlis. Paris, 1822.

Diderot sagt: „Wer von den Frauen geziemend reden will, der muß seine Feder in den Regenbogen tauchen und den Farbenstaub eines Schmetterlings-Flügels über die Linien streuen.“ Diese Vorschrift ist ungemein artig erdacht und sehr zierlich ausgedrückt; es ist aber nicht immer leicht, sie zu befolgen. So wäre es mit den

rößten Schwierigkeiten verknüpft, der Verfasserin des angezeigten Werkes durchaus keine Grobheiten zu machen — ihr, die ein Weib ist und auf die Menschen ihrer Abneigung einhaut wie ein Husar; ihr, die eine Gräfin ist und so marktschreierisch schimpft, daß sie das eitelste Heringsweib mit Beschämung anhören würde; ihr, die eine gute Christin sein will und alle Blitze des Himmels auf die Widersacher ihrer Gesinnung herabflucht und die Ewigkeit noch ewiger machen möchte, um die Höllenstrafen der Philosophen zu verlängern; ihr, die hoch in den Jahren steht und verbuhlter als ein junges Mädchen mit den Mode-Sündern dieser Mittagstafeln liebäugelt! Und wäre mein Tintenfaß mit Regenbogensaft bis zum Rande voll, und meine Sandbüchse ganz angefüllt mit Schmetterlingsflügel-Staub; ich würde kein Thränchen einer verliebten Mücke, kein Atom davon gebrauchen.

Die Freunde der socialen Alterthümer unterscheiden sich darin vortheilhaft von den Freunden der artistischen, daß die letztern für alte Steine ihr neues Gold hingeben, die andern aber ihr altes Gold den neuen Steinen vorziehen. Das ist aber auch die einzige gute Eigenschaft, die sie haben. Im Uebrigen sind sie gottlose Menschen und so arge Heiden, als es je welche gab. Die Griechen und Römer schrieben die Meeresstürme dem Neptun zu, die Landwinde dem Aeolus, die Gewitter dem Jupiter, die Pest den Pfeilen des Apollo, Leben und Tod der Menschen den Parzen. Auf gleiche Weise personifiziren die Geistlichen, die Frömmler, die Aristokraten, die Minister, alle wohlthätigen und verderblichen Erscheinungen der Geschichte. Sie erkennen keine Gottheit und keine Natur, keine himmlischen und keine irdischen Kräfte. Sie fragen nicht *was*, sie fragen *wer* hat unsere Zeit herbeigeführt! Voltaire hat das Christenthum in Verfall gebracht, Rousseau hat die Pest der Freiheitssucht hervorgerufen, Mirabeau hat das Königthum gestürzt, und Merkur Lafitte den Liberalismus aus der Unterwelt heraufgeholt. Solcher heidnischen Natur ist auch Frau von Genlis, und sie hat immer Abgötterei getrieben, nur daß sie nach der Jahreszeit und Witterung mit den Göttern gewechselt hat. In ihrer Jugend war sie dem Herzog von Orleans, gegen den Marat ein Engel war, mit Leib und Seele zugethan; später war sie den Republikanern zugethan; dann lag sie vor Napoleon im Staube, und jetzt betet sie im Vorhofe der Bourbone. Das Beten mag ihr hingehen — in jedem weiblichen Herzen steht hinter dem Gotte der Liebe der liebe Gott als Reserve-Liebhaber — aber fluchen sollte sie nicht. Ein Weib, das einem Manne Recht gibt, ist schon eine Unbescheidene zu nen-

nen, ein Weib, das Männern Unrecht gibt, zeigt sich sehr anmaßend, eine Frau aber, die selbst im Streite der Männer mitkämpft, ist eine häßliche Spielart der Natur, die man in Weingeist aufbewahre und in einem Schranke wohl verschlossen halte. Ich will Weiber lieber Tabak rauchen sehen, als politisiren hören. Es ist nicht blos lächerlich, wenn sie sich in die Politik mischen, es ist viel mehr als das, es ist fürchterlich, es ist trostlos. Nichts ist beständig in dieser irdischen Zeit, nichts ist dauerhaft auf der Wohnstätte der Menschen. Die Jahrhunderte, die Sitten, die Staatsverfassungen, die zurückkehrenden Jahreszeiten, die Geschichte, die Himmelsstriche, Kriege und Naturereignisse — alle Winde vereinigen sich, die Wellen der Menschheit in rastloser Bewegung zu erhalten, und da der Himmel unerreichbar, die Seligkeit nur in der Wallfahrt ist, und mit den Religionen die Wege sich ändern, die zum Himmel führen, ist selbst die Ewigkeit der Zeit unterthan und auch Gott dem Wechsel unterworfen. Wie traurig wäre das Leben, wenn dieses Meer kein Ufer hätte, wie unglücklich wäre der gejagte flüchtige Mensch, wenn ihm keine Nacht des Friedens, kein Hafen der Ruhe gegeben wäre; doch Eins ist, was dauert im Wechsel und nicht wankt in der Bewegung — die Liebe. Sie ist die Wurzel der Menschheit, die der Sturm nicht bewegt, welcher die Zweige bricht, und der Blitz nicht versengt, der den Stamm zerspaltet — und dieser Liebe Wort und Offenbarung ist das Weib. Abraham, Agamemnon, Brutus haben ihre Kinder gemordet; wanken solche Felsen, worauf könnte man noch bauen, wenn das Mutterherz nicht wäre? Und dieses Mutterherz ist stets das nämliche, zu allen Zeiten, bei allen Völkern, unter jedem Himmel gewesen. Die hochherzige Spartanerin und die platte Wienerin, die freie Brittin und das aufgefütterte Weib im Serail des Sultans, die fromme deutsche Hausfrau und die kokette Französin im Garten der Tuilerien, die Königin wie die Taglöhnerin — sie lieben auf gleiche Weise ihre Kinder. Daher bilden die Frauen, wie leiblich so geistig, das Fortpflanzende, das Beständige, Erhaltende, sie bilden die Pairskammer der Menschheit. Weiblichkeit ist die Achse der Erde und die Milchstraße am Himmel. Es ist die Bestimmung der Frauen, die getrennten Zeiten, die zerfallenen Völker, die sich bekriegenden Bürger zu vereinigen, zu versöhnen, und wo sie es nicht vermögen, jedem Verfolgten eine Freistätte in ihrem Herzen, jedem Verwundeten eine hilfreiche Hand zu leihen. Dieser Bestimmung sind die Frauen auch stets treu geblieben, denn die Natur weiß sich immer Gehorsam zu verschaffen. Gibt es aber selten ein entartetes Weib, das den Streit der Männer anfacht, statt ihn

zu löschen, so wollen wir es hassen, wenn ihm das Unternehmen gelang, oder es verachten und verspotten, wenn es, wie Frau von Genlis, sich ohnmächtig dabei gezeigt.

Wir wollen ihr Werk betrachten. Das Haus des deutschen Baron Holbach war, wie bekannt, einer der Versammlungsorte für die philosophischen Schriftsteller, die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Paris lebten und wirkten. Man hat jenen Philosophen den Ruhm angedichtet, die französische Revolution herbeigeführt zu haben. Es ist als sagte man: der Sonntag sei die Ursache des Montags. Doch nichts mehr hierüber! Die Narrheit in der Welt reicht weiter, als die Geduld, sich mit ihr zu verständigen. So oft neue Wahrheiten unter den Menschen erscheinen, werden sie zuerst an den hervorragenden Geistern sichtbar, wie die aufgehende Sonne zuerst die Gipfel der Berge beleuchtet. Nun meinen die Feinde des Lichts, hätte es keine Berge gegeben, wäre kein Tag geworden. Man ist den Philosophen nur noch Dank schuldig, denn an ihnen ist das Licht allmählich in das Thal hinabgegleitet, wo die leicht geblendete Menge wohnt; ohne sie wären die Kämpfe unserer Zeit noch blutiger geworden als sie waren. Deutschland hat seinen innern Frieden seinen Philosophen zu verdanken, die das Volk, Stufe nach Stufe, in den Tempel der Wahrheit führten. Seit Luther steigen wir und härten uns gegen französischen Schwindel gehörig ab. Auch bei uns haben seit dreißig Jahren viele unschuldige Leute den Kopf verloren, aber unter keiner Guillotine. Die Glaubensfreiheit und die Lehrfreiheit der Universitäten haben in Deutschland der Revolution die Thore geöffnet, welche in Frankreich, Spanien und Italien gewaltsam erbrochen werden mußten, wobei es, wie bei jeder Gewalt, ohne Blut nicht abgehen konnte. Weil nun die Philosophen die Thürsteher der Wahrheit sind (das Haus gehört dem Volke), darum haßt sie Frau von Genlis. Seit 46 Jahren, bemerkt sie, habe sie die Philosophen bekämpft, und sie werde es thun bis zu ihrem Tode. Und neulich sei sie sehr krank und dem Grabe nahe gewesen, und in den schleichenden Tagen einer mühsamen Widergenesung habe sie ihr gegenwärtiges Buch verfertigt. Man sieht dem Buche die Krankheit der Verfasserin, aber nicht ihre Genesung an. Sie geht sehr unverständig und sehr unredlich zu Werke. Aus den mündlichen Aeußerungen, Schriften und Briefen der sogenannten Encyklopädisten reißt sie unzusammenhängende Stellen, bringt sie in Gesprächform und legt diese Gespräche der Tischgesellschaft des Barons Holbach in den Mund. Da treten Helvetius, Duclos, Raynal, Diderot, d'Alembert, Morellet und andere berühmte

Männer jener Zeit auf und halten so gottlose, abgeschmackte Reden, wie man sie nie von dummen verwilderten Schulbuben gehört hat. Diese Herren kommen zusammen und überlegen ganz ernsthaft und gelassen, wie sie alle Sittlichkeit, alles Recht, alle Treue zerstören, wie sie Gott absetzen wollen, und gehen dabei so trocken und diplomatisch zu Werke, als sei der himmlische Vater ein König Stanislaus und sein Reich ein Königreich Polen. Um den Giftmischereien genannter Philosophen entgegen zu wirken, führte Frau von Genlis einen Engel als Gast in die höllische Tischgesellschaft ein — einen Mann, welcher Sittlichkeit, Religion, Treue, Recht, Keuschheit, jede Tugend in Schutz nimmt und warm vertheidigt. Wer ist dieser himmlische Mensch? Es ist ein Marquis! Dagegen ließe sich nichts sagen, die Tugend ist keines Standes Eigenthum, auch ein Marquis kann tugendhaft sein; — aber nein: Frau von Genlis, indem sie die höllischen Geister alle namentlich aufgeführt, verfuhr nicht auf gleiche Weise mit ihrem himmlischen Marquis. Es ist kein namhafter historischer Marquis, den sie reden läßt, es ist ein Marquis ohne Namen, ein Marquis mit drei Sternen, es ist die reine Marquis-Natur, die sie als Inbegriff alles Schönen und Guten der Verehrung entgegenführt. Darüber lache Einer nicht, der das Jahrhundert der tugendhaften Marquis kennt! Daß dieser herrliche Marquis seine Philosophen immer schlägt, das war leicht zu machen. Es ist wie in den Schachbüchern, worin Spielmuster aufgestellt werden; die weißen Steine gewinnen immer, oder vielmehr zur Partie, welche verlieren soll, pflegt man die schwarzen zu nehmen. Daß in den Gesprächsspielen der Frau von Genlis der König der Schwarzen — Voltaire, grausam verfolgt und endlich eingeschlossen wird, versteht sich von selbst. Dieser Mann ist der geistige Vater Napoleons, er war der Majorats-Stifter und Napoleon der Majorats-Erbe der Revolution. Der ungerathene Sohn hat sein Erbe verschwendet zum Schaden seiner Familie und zum Vortheile der Welt — er hat das Geld unter die Leute gebracht. Fouqué hat Voltaire einen Satan genannt, den Erbfeind der Menschheit. Fouqué ist ein verdienstvoller Mann, ob er zwar die Schwachheit hat zu glauben, er habe die Quadratur des Cirkels gefunden, und seitdem habe das runde Universum vier gerade Seiten, nämlich eine königliche, eine ritterliche, eine bürgerliche und eine bäuerliche. Aber Fouqué hat den Voltaire keinen Dummkopf gescholten, wie Frau von Genlis thut. Sie nennt ihn einfältig, abgeschmackt, unwissend. Sie sagt, seine Schriften wären ohne Werth, kaum zu lesen, und das wenige Gute, was darin enthalten, habe er von andern Schriftstel-

lern gestohlen. Um dieses zu beweisen, führt sie Verse an, die er dem Apostel Paulus abgeschrieben. . . . Der Himmel in seinem Zorne läßt nicht mehr, wie ehemals auf Sodom und Gomorha, brennenden Schwefel herabregnen — er schickt uns kritische Weiber!

Nachdem Frau von Genlis auf solche Weise die Abgänge der Holbach'schen Mahlzeiten chemisch untersucht und, in der Absicht zu verleumden, aus den gesündesten geistigen Flüssigkeiten einen fressenden Branntwein destillirt hat, führt sie des Gegensatzes wegen mehrere Standespersonen zusammen und läßt sie ein gottesfürchtiges Essen halten. In dieser Gesellschaft befinden sich: der Marschall von Richelieu, der Marschall von Biron, der Chevalier de Boufflers und andere Männer und Frauen, die, wie aus den französischen Memoiren hinlänglich bekannt ist, Muster der Tugend für alle Zeiten waren. Sie reden wie Heilige, sowol von irdischen als überirdischen Dingen. Sie decken die Laster der gemeinen Bürgersleute auf, und entschleiern die verschämte Sittlichkeit des hohen Adels. Einer sagt: „Man muß es dem Adel zum Lobe nachsagen, daß in diesem Stande Impertinenz sich seltener findet, als in den untern Ständen." „Wohl gesprochen!" sagen die Andern. . . Eine Herzogin sagt: „Die schon sehr sichtbare Veränderung in den Sitten der Bürger und Handwerker hat mich in Nachdenken versetzt; die Weiber der Kaufleute fangen an, Federn und Blumen zu tragen, und nach meinen politischen Einsichten ist dies ein sehr böses Zeichen. . ." „Der Chevalier: Was sagen Sie, Madame, zu einer Oper-Tänzerin, die sich einen Kammerdiener angenommen, der anders gekleidet ist, wie ihre übrigen Bedienten und der bei ihr die Besuche meldet? Madame du Deffant: Eine Oper-Tänzerin! Der Chevalier: Ja, Madame, es ist Mademoiselle Dervieux. Die Frau Marschall: Ganz gewiß, das sind sehr schlimme Vorbedeutungen. . . ." Da die Rede auf die Bartholomäus-Nacht fällt, wird bemerkt: „Karl IX., aufgereizt durch die Grausamkeit und Gotteslästerlichkeit der Calvinisten, war so schwach, das Gemetzel der Bartholomäus-Nacht zuzugeben. Aber von Charakter war er nicht grausam! . . . Der andere Monarch, unwürdig über ein hochherziges Volk zu herrschen, Ludwig der IX., hat einen verabscheuten Namen hinterlassen. Er hatte nichts Französisches; er war ein populärer König, wenn man einen Schmeichler des Volks so nennen kann; er suchte einen Ruhm darin, den Luxus, die Repräsentation zu verschmähen und den Adel zu verachten; er kehrte oft ohne alles Gefolge in den Häusern gemeiner Handwerker ein und unterhielt sich vertraut mit ihnen: er ließ oft Handelsleute, ja sogar Krämer an

seiner Tafel essen.“ („Ludwig IX. war ein liberaler König nach der heutigen Bedeutung des Wortes“ — setzt Frau von Genlis hinzu.)

Das Völkerrecht heiligt die Abgesandten der Fürsten, auch wenn sie beleidigende Botschaft bringen. Mit den Abgesandten Gottes wird nicht so gütig verfahren. Schickt der Himmel in seiner Liebe oder in seinem Zorne einen Christus, einen Attila, einen Voltaire, einen Napoleon, so wird er von denen gemißhandelt, welchen er gesendet ist. Frau von Genlis gibt uns in ihrem Buche einen getreuen Abdruck von der Erbärmlichkeit gewisser Menschen unserer Tage. Sie frömmelt bis zum Wahnwitze, und die Religion ist ihr nur eine himmlische Gensdarmerie, welche das Volk im Gehorsam hält. Sie findet die hebräische Sprache die schönste unter allen, und erklärt die alten Hebräer für das liebenswürdigste aller Völker auf der Erde — wahrscheinlich weil elf Zwölftheile des Volkes so dumm gewesen, für die priviligirten Leviten zu arbeiten. Sie findet die Sitten unserer Zeit verderbt; behauptet, es gäbe keine Tugend, keine Freundschaft, keine Eltern- und Kindesliebe mehr. Heut zu Tage endige eine Tochter den Brief an ihre Mutter mit den Worten: „adieu mon amie, je t'embrasse.“ Sonst sei dieses anders gewesen. Der Sohn der Frau von Sevigné habe von der Armee, wo er sich sehr brillant gezeigt, seiner Mutter geschrieben: „quel sera mon bonheur de me jeter à vos pieds, de baiser votre main et d'oser aspirer a votre joue.“ Diese nobeln Gesinnungen, so delicat ausgedrückt, seien höchst rührend. Wir Andern, denke ich, finden diese Scala der Pietät, die von den Füßen über die Hände bis zu den Wangen steigt, höchst mißtönend und abgeschmackt.

Das ist die Weise der Frau von Genlis! Daß sie geirrt, mag ihr verziehen sein, ein Weib braucht nichts zu verstehen von solchen Dingen — ihre Häuslichkeit ist ihre Weltgeschichte. Diese überschritten zu haben, darin allein ist ihr Vergehen, und um sich die Unerschrockenheit zu erklären, mit welcher sie gleich einem alten Feuerwerker das grobe Geschütz der Polemik bedient, muß man sich erinnern, daß sie unter Napoleons Regierung eine freie Wohnung im Pariser Arsenal gehabt.

XXXVII.

Truthähnchen.

Ein satyrisch-komischer Roman von Hartwig von Hundt-Radowsky. Merseburg, 1820. Mit einem schönen Titelkupfer und einer sauber illuminirten Vignette.

Als am 11. October 1492 Colombo, still begeistert, und seine Fahrtgenossen mit Jauchzen das Land der neuen Welt erblickten, da dachte wol Keiner in seiner Freude daran, daß in dem nämlichen Augenblicke das literarische Schicksal die Geburt eines schlechten Buches in den Büchertaufkatalog für 1820 eingetragen habe. Der Truthahn nämlich kam aus Amerika nach Europa, und ohne diese Vögelwanderung wäre besagter satyrisch-komischer Roman nicht geschrieben worden. Das heißt nun freilich zu einer Kritik etwas weit ausholen, aber wenn ein Recensent nicht theologisch gesinnt ist und steif und fest an eine beste Welt glaubt, so lernt er an Gott verzweifeln ob der unzähligen Uebelthaten, die ohne Ahndung und anscheinend ohne Nutzen sich im Reiche der Wissenschaft begeben. Wer dieses Büchelchen kennt, wird es unverzeihlich oder unbegreiflich finden, daß ich der Mühe werth geachtet, davon zu sprechen. Doch wollte ich einen Beweis, wie hinfällig oder kindisch unsere schöne Literatur ist, der sich mir ungesucht in die Hände lieferte, nicht ungebraucht von mir weisen. Also nicht einmal Geist haben wir? was haben wir denn? etwa Charakter? Also nicht einmal Witz haben wir? was haben wir denn? etwa Verstand? Keine Literatur haben wir; nicht wahr, die Staatsgeschäfte rauben uns die Zeit! Und daß wir keinen einzigen satyrischen Bildhauer zählen, der erträglich wäre, da doch die herrlichsten Kunstschätze in hundert Palästen der Großen gar vortreffliche Studien darbieten und der schönste Marmor auf allen Wegen liegt, das beweist doch gewiß, wie unvermögend und armselig wir sind. Als die Sonne der römischen Freiheit unterging, da wenigstens schmückten Horaz und Virgil, Properz, Ovid und Andere den Himmel mit goldblumigem Abendrothe, und leise, freundlich und schonend ward die düstere Nacht herbeigeführt.

Herr Hartwig von Hundt-Radowsky nennt seinen Roman satyrisch-komisch; er ist aber in der That komisch-satyrisch. Die „sauber illuminirte Vignette" stellt einen Truthahn vor, der mit geschwollenem Kamme erbost sein Kuller Kuller Kuller schreit. Er führt die Unterschrift: Der starke Geist. Das sollte nun das Bildniß von dem Widersacher des Satyrikers sein, eigentlich aber stellt es den Maler selbst vor. Wir wollen sehen, was das für ein rother Lap-

pen war, der den komisch-satyrischen Herrn Hartwig von Hundt-Radowsky so sehr in Zorn gejagt.

Er war Mitarbeiter am „Freimüthigen", entzweite sich mit dem Herausgeber desselben und wurde dann öffentlich aus der Liste der Mitarbeiter gestrichen, „worüber jener (Herr v. Hundt) freilich sich ganz grimmig anstellte, und sogar klagte, im Herzen aber sich gar sehr freute, weil ihm, bei Lichte besehen, die größte Ehre widerfahren war. Uebrigens mußte der Herr Freimüthige ihn nochmals förmlich bei seinen Lesern introduciren, und vor dem ganzen deutschen Publikum ein: Pater peccavi anstimmen, wofür Hundt-Radowsky den Reuevollen wiederum öffentlich mit einem Truthahn tractirt hat." Die Leser werden nach der Ursache des Streichens fragen — ich selbst als Journalist frage so etwas nie mehr, ich bin abgehärtet dagegen; — da ist sie. Der Herausgeber des Freimüthigen hatte es in seiner Art, manchen seiner Mitarbeiter unter zwanzig verschiedenen Namen auftreten zu lassen. So lieferte ein gewisser Herr Friedrichsen, unter dem Namen Wilhelm, Solly, Reiffendrich, Wattmann, Naloft ꝛc. seine Beiträge.. Das nennt man in der Handwerkssprache der Journalisten: Ableger machen. „Das Publikum bildet sich dann ein, daß eine ganze Hetze großer Männer an dem Werke mitarbeitet, und um so begieriger wird es darauf." ... „Blos ein gewisser Hartwig von Hundt-Radowsky war so albern, keine Ableger aus sich machen lassen zu wollen" — und daher das Ausstreichen, und daher Truthähnchen. Truthähnchen ist nichts Anderes als der Dr. August Kuhn, Herausgeber des Freimüthigen. Gegen diesen und den Buchhändler Schlesinger, Verleger des Blattes, ist die Satyre gerichtet. Beide sind Juden, und wie hungrig und emsig daher auf diesem Stoppelfelde des deutschen Witzes gelesen wird, das kann sich jeder vorstellen, der die Armuth des Verfassers kennt. Den Herrn Schlesinger redet er an: „herrlicher, vortrefflicher Aaron, Marcus Schleswicher, du Zwiebel in Israel, du Knoblauch im Stamme Juda, du einäugiger, weichselzöpfiger Stolz der Hebräer!" Auf diese Weise wird das Buch, das anfänglich leidlich unsauber ist, zuletzt ein wahrer Schweinestall.

Am 25. des ungesunden Monats, in dem schon so manches hoffnungsvolle Leben zu Grabe gebracht wurde, am 25. des Septembers nämlich, starb Truthähnchens Papa an Schlägen, die er von der turnlustigen Dorfjugend zu Kuckuksau erhielt. Damit beginnt der Roman, Truthähnchens Wanderung, und der Ueberdruß des Lesers. Nachdem auf einigen Seiten nicht ganz ohne Witz über das Turnwesen — über, nicht gegen, sondern gegen das Gegen — gespro-

chen und gespottet worden, nehmen die Albernheiten und schmutzigen Geschichten ihren Anfang, und dauern durch das ganze Buch, welches mit den Worten schließt:

O du lieber Augustin,
Alles ist hin.

Alles wol nicht, obzwar Herr v. Hundt-Radowsky für uns hin ist; denn wie man in der Zeitung gelesen, hat er sich nach Straßburg zurückgezogen. Möge das feine Frankreich auf seinen Geschmack, und das vorurtheilsfreie auf seine Gesinnung nicht ohne Einfluß bleiben.

XXXVIII.

Satyrisch-humoristische Gedichte.

Vorzüglich in Bezug auf neuere Zeitereignisse. Von Heinrich Döring. Leipzig 1820. In Ernst Kleins literar. Comptoir.

Das kleine literarische Comptoir hat an Herrn Döring einen Commis, der ihm an Größe gleichkommt. Vom Humor haben diese Gedichte nichts als die Wässrigkeit. Wie sie getrunken sein wollen, sagt die Vorrede. „Eben derselbe Charakter, der sich neuerlich in den Werken der Kunst, und namentlich der Poesie, ausspricht — man mag an die schuld- und verhängnißvollen Tragödien, an die tobenden Kriegslieder, an die klingenden Sonette denken — eben dieser Charakter tritt auch im öffentlichen wie im Privatleben aufs deutlichste hervor. Es ist eine gewisse phantastische Schwärmerei, ein falsches Streben nach Genialität, das in dem einen Fall sich muthwillig über die gegebenen Regeln der Kunst hinwegsetzt, in dem andern, in Gedanken versteht sich, Staaten umstürzt und neue gründet. Das ekelhafte Hin- und Wiederreden, Schreiben und Beweisen: wer denn so eigentlich ein Deutscher sei oder nicht, das sich sehr verständig mit der Nothwendigkeit einer deutschen Tracht anfing, was hat es geholfen, was konnte es helfen?“ Das wäre also der Standpunkt, aus dem die Gedichte zu betrachten sind. „Sie schildern den Conflict eines unbefangenen Gemüths mit den Erscheinungen einer auf vielfache Weise bewegten Zeit.“ Daß des Verfassers Gemüth nicht befangen ist, kann ihm geglaubt werden, er besitzt keines. Er fuchsschwänzelt auf seinem poetischen Harzkuchen aus Leibeskräften, nicht um das deutsche Volk zu elektrisiren, sondern um es seiner Elektricität zu entladen. Er temporisirt, doch sieht er wenig auf eilf Zwölf-Theile der Zeit, er hält es mit der Minorität, er — septembrisirt. Ich will den Lesern einige Stengel dieses

satyrisch=humoristischen Unkrautes in die Hände geben, sie würden sich doch nicht darnach bücken.

Deutscher Freiheitsgesang.

Fort! hinweg mit diesem Alten!
Neu muß sich die Welt gestalten,
Throne müssen wanken, schüttern,
Fürsten wie die Lämmer zittern —
Das verlangt, voll Sitt' und Tugend,
Deutschlands kühne Heldenjugend.

Musensöhne, nie bezwungen,
Eine Schaar von Handwerksjungen,
Ladendiener, Gymnasiasten,
Können nimmer ruh'n noch rasten,
Bis das Größte ist geschehen,
Was die Welt annoch gesehen.

Einen scharfen Dolch in Ehren
Kann uns Niemand wol verwehren,
Um so mehr, da wir in Röcken
Sehr geschicklich ihn verstecken,
Nur im Nothfall dazu brauchen,
Ihn in Schurkenblut zu tauchen.

Darum muthig, lieben Brüder!
Wer euch hindert, den — stoßt nieder!
Ihr bleibt rein und unbetheiligt,
Da der Zweck die Mittel heiligt;
Ging's auch über tausend Leichen,
Gleichviel, wenn wir ihn erreichen.

Blickt auf unser Vorbild! reiner
War im deutschen Volk wol Keiner!
Strebt wie er — wollt ihr mit Kränzen
In der fernsten Nachwelt glänzen —
Nach Gemeinsinn und — Gemeinheit,
Und erkämpfet Deutschlands Einheit.

In einem Gedichte, genannt: Apologie der deutschen Jugend, kommt Folgendes vor:

— — — Doch welch' ein dreifach jammernd Weh
Vernimmt mein Ohr? Es schallt am Ufersrand der Spree!

Ihr edle Turner seid's! was ist geschehen, redet! —
„O fragt uns nicht! ihr seht's, der Turnplatz steht verödet,
Wo sonst das Leben ach! so frisch und fröhlich war!" —
So jammert tief betrübt die kindlich fromme Schaar. —
Welch' neuer Unglücksschlag! Nein, das muß Steine rühren,
Den theuren Meister gar nach Spandau abzuführen?
Du großer, edler, nie genug gepries'ner Mann,
Wer hat so viel, wie du, fürs Vaterland gethan!
„Gethan? ich bitt' euch, was?" — So fragt ein Einfaltspinsel!
Der Korse säß fürwahr, anstatt auf seiner Insel,
Noch jetzt auf Frankreich's Thron — doch mächtig fachte Jahn
Den letzten Funken fast erlosch'ner Deutschheit an!
Wer das nicht fühlen will, — doch gönnt mir abzubrechen,
Es läßt mich mein empört Gefühl nicht weiter sprechen.

Es ist schändlich, eines gefangenen unglücklichen Mannes so zu spotten — unglücklich, wenn er schuldlos, unglücklicher, wenn er schuldig ist. Das hätte Herr Döring dem freien Jahn nicht gesagt; aber es ist die Art feiger Nachzügler, daß sie die Todten auf dem Schlachtfelde ausplündern. So ferner befleckt der Dichter mit seiner satyrisch-humoristischen Feder die Frauen-Vereine und Mehreres. Man sieht es seinem Eifer an, daß er ein Rekrut ist. Er droht mit einem stärkeren Bändchen humoristischer Gedichte. Er sollte sie in Friedrich Schlegels Concordia einrücken lassen; man würde ihn gewiß damit nicht abweisen, auch wenn er Protestant wäre.

XXXIX.

Die Staats-National-Bildung.

Versuch über die Gesetze zur sittlichen und geistigen Vervollkommnung des Volks. Nach den Grundsätzen der National-Oekonomie von Julius Graf von Soden. Aarau, 1821. Sauerländer. VI. und 244 S. in 8.

Wenn ein Buch in Paragraphen geschrieben ist und seine Sätze in Schlacht-Ordnung anrücken, dann mag dieses oft als Zeichen gelten, daß der Verfasser mehr von der kriegerischen Unterordnung, als von der männiglichen Einsicht und Tapferkeit seiner Gedanken den Sieg erwartete. Auch schwache Gründe können, in Reihe und Glied gestellt, langen und guten Widerstand leisten. Ich sage, dieses kann oft ein Zeichen sein, aber nicht immer; wie es auch bei dem vortrefflichen Werke, das hier besprochen werden soll, keines ist. Wenn selbstkräftige, erfinderische Meinungen das freie Plänkeln lie-

ben und unwillig ein geschlossenes logisches Regiment bilden, so bringt ihnen das zwar Ruhm, aber auch Gefahr; einzeln wie sie sind, können sie von einer Zahl-Uebermacht umzingelt, oder selbst von schwachen Feinden umgangen und rücklings niedergeschlagen werden. Darum hat die Schrift des Grafen von Soden einen Vorzug mehr, weil sie edle, kampflustige Grundsätze in eine Ordnung brachte, wie die Regeln der Denkkunst sie vorschreiben. Bei der Form eines Lehrbuches für Anfänger ist sie unterrichtend für weit vorgeschrittene Denker. Sie lehnt sich sieben früheren Bänden des Verfassers: über die National-Oekonomie, als deren Fortsetzung an. Die Widersacher können nicht sagen: das sind Schwärmereien, das sind Träume, das sind die kranken Gelüste der Neuerungssucht! nein — was der Verfasser behauptet, beweist er, und was er beweist, das war schon bewiesen in einem früheren Satze, und so immer höher hinauf. Seine Grundsätze haben keinen erworbenen, sie haben einen Geschlechts-Adel, und können der Ahnen-Probe genug thun. Alle seine Reden, seine Wünsche, seine Besorgnisse, sind die eines Menschenfreundes, nicht eines bequemen Freundes des, sondern eines arbeitsamen Freundes der Menschen. In den Lehren des Verfassers spricht nicht blos ein wissenschaftlicher Trieb, der nichts fordert, als daß man ihm nachrede, sondern ein frommer Trieb des Herzens, welcher verlangt, daß man ihm nachthue. Er ist der Freiheit aus ganzer Seele zugethan und vertheidigt sie, wie mit fester Besonnenheit, so mit liebenswürdiger Begeisterung. Nicht zu viel kann das Buch gelobt werden, denn es ist ein Markt des Ueberflusses, wo Jeder, reich oder arm, finden kann, was der Hausbedarf und was die Prachtliebe wünscht.

Das Werk zerfällt in vier Bücher. In dem ersten Buche wird das Recht und die Pflicht der Regierung, die Staats-National-Bildung zu leiten, dargethan, und die Volks-Erziehung in ihre Bestandtheile gesondert. Das zweite Buch handelt von der körperlichen, das dritte von der sittlichen, und das vierte von der intellectuellen Bildung. Der Verfasser geht in der Einleitung von einem Standpunkte aus, den wol nicht Jeder gewählt hätte, nicht weil er falsch wäre und irre führte, sondern weil er steil und gefährlich ist und nur über Felsen und Tiefen in das Thal hinableitet, wo der gebahnte Weg beginnt. Der Grundsatz des Briten Goodwin: „die einzige richtige Tendenz der Regierung sei und müsse sein: Sich entbehrlich zu machen“ wird angenommen und den Lesern dargereicht. Es wird gesagt: der Mensch, dessen sittliche Gefühle und intellectuelle Kräfte vollständig ausgebildet sind, bedarf kaum mehr

einer Regierung. Kaum mehr — also doch etwas, nur vielleicht keiner strengen. Man kann also nur behaupten, eine gewisse Regierungs-Form müsse suchen, sich entbehrlich zu machen, aber nicht die Regierung im Allgemeinen, denn sie ist: wirkend — das Band, welches die Glieder des Staats zu einem Körper vereinigt, und leidend — das Gemein-Gefühl, das Gefühl der Einheit dieses Körpers. Auch wenn alle Bürger im höchsten Grade sittlich und geistig ausgebildet wären, würde doch eine Regierung nicht entbehrlich werden, denn in der bürgerlichen Gesellschaft kann es kein unbeschränktes Recht selbst auf Tugend geben, und die Freiheit im Gebrauche der Geisteskräfte wird nicht weniger, als die im Gebrauche der Körperkräfte, einer gesetzlichen Grenze bedürfen. Nimmt man aber an (und wer kann es abschlagen?) was der Verfasser ferner sagt: die Weiseren der Menschheit, die auf der höchsten Stufe der Bildung stehenden Individuen, wären die von der Natur gekrönten Herrscher der Uebrigen, dann braucht eine Regierung, die auf einer andern Aristokratie als der des Geistes ruht, nicht erst entbehrlich zu werden, sie war es immer gewesen.

Von jener alten, schönen Zeit, „wo der Staat nicht einzig aus Bürgern, sondern auch in jedem Bürger bestand; wo das Ganze im Einzelnen, und das Einzelne im Ganzen lebte; wo also die vollständige Erziehung und Bildung öffentlich war“ — von jener Zeit sagt der Verfasser: sie sei verwelkt und werde nie wieder erblühen. Man kann diese Trostlosigkeit nicht theilen, aber um so mehr eine andere Klage: daß es an jenem allgemeinen Unterricht fehle, welchen der Staat doch jedem Staatsbürger schuldig ist; nämlich dem Unterrichte in der Verfassung des Staats und den Gesetzen. „Indeß die Lehrer aller Religionen die Jugend in den abstractesten religiösen Dogmen unterrichten, hat man nirgends an einen gemeinfaßlichen Katechismus über die rechtlichen Verhältnisse des Bürgers in der Gesellschaft gedacht.“ (Hier, wie auch an andern Stellen, hätte man sich von dem Verfasser gern erklären lassen, wie fehlerhafte Staats-Einrichtungen nothwendig zusammenhängen; denn auch das Schlechte hat seine Regeln.) Mit Recht wird die Heiligkeit des Stiftungs-Vermögens, das für Schulen und öffentliche Erziehung bestimmt ist, in Schutz genommen und der Grundsatz verworfen, daß Stiftungs-Vermögen Staats-Vermögen sei. Wenn aber der Verfasser seinen Tadel auch auf die Einziehung der geistlichen Güter ausdehnt, so kann man ihm nur insofern beistimmen, als diese Güter großen Theils „zu den Planen der Ehrsucht und Eitelkeit“ verwendet wurden, denn im Uebrigen kömmt

es keiner geistlichen Körperschaft zu, ein selbstständiges, vom Staate unabhängiges Vermögen zu haben. Es ist nicht nöthig, hier an die Erfahrungen des Mißbrauches zu erinnern, der damit zu allen Zeiten geschah, denn der Verfasser verlangt, daß die Regierung, um solchen Mißbräuchen vorzubeugen, eine Art Ober-Aufsicht führe. Aber die Religion kann erst dann ein Gegenstand der Geld-Wirthschaft sein, wo sie als Gottesdienst anfängt äußerlich zu werden; doch wo sie anfängt äußerlich zu werden, da gehört sie in das Gebiet der weltlichen Herrschaft. Die Einziehung der geistlichen Güter in Spanien kann daher noch besser, als damit entschuldigt werden: daß dort die Freiheit zu jung ist, um ohne Leidenschaft zu sein.

Im Anfange des zweiten Buches, welches von der körperlichen Bildung handelt, wirft der Verfasser einen wehmüthigen Blick auf die Vorzeit und auf die Grundsätze zurück, welche die alten Völker in diesen Dingen befolgt haben. Doch ist die Erinnerung, die ich oben gegeben, zu wichtig, als daß ich sie nicht wiederholen sollte. Die fehlerhaften Einrichtungen eines Staates stehen alle in einer nothwendigen Verbindung, und ein gegebner Staat kann ohne gewisse Gebrechen gar nicht fortdauern. So kann ich mir eine vollkommene körperliche Ausbildung der Bürger, mit Monarchien, in der Art, wie sie jetzt bestehen, durchaus nicht vereinigt denken. Die Waffenlosigkeit der Bürger ist dort die Verfassung schützendes Gesetz, aber nicht das Eisen ist die Waffe, sondern der geübte Mannes-Arm, der das Eisen zu führen und zu entbehren gelernt hat. Man hat uns schlau und mit Erfolg weiß gemacht, körperliche Ausbildung schade der geistigen; und da freilich der Geist der schönere und bessere Theil des Menschen ist, haben wir eine Wahl getroffen, und unsere leibliche Erziehung vernachlässigt. So ist es dahin gekommen, daß körperliche Stärke und Gewandtheit eine Kunst geworden ist, die nur Wenige üben, und daß wir neugierig hingehen, einen starken Mann, einen guten Springer oder Fechter zu sehen, als wären sie nicht auch Menschen wie wir, sondern Thiere aus einer fremden Zone. Daher jene Gemüths-Schwäche, die aus Männern Kreisel macht, die sich drehen, sobald eine kindische Polizei sie peitscht; Binsen macht, die sich neigen vor dem Lüftchen eines Mundes, und Hasen, die nur in ihren Beinen Schutz gegen Hunde finden. Daher der Mangel jener Muskelkraft des Geistes, ohne welche der Geist ist, was ein Maler ohne Hand, was ein Pinsel ohne Farbe. Daher die Zerstörung der Brücke, die von dem Körper zu dem Geiste führt, und daher der abergläubische Magnetismus, und die Mystik, diese alberne Buhlerei, wo Seele und Leib, an ge-

trennten Ufern stehend, sich verliebte Kußhändchen zuwerfen und gar sehr jammern, daß sie beide nicht schwimmen können. Die Turn-Kunst ist an der Schulfuchserei ihrer Lehrer gescheitert, denn es ist der noch ungetilgte Fluch der Deutschen, daß sie, wagen sie sich ja einmal hinaus in ein freies Feld des Lebens, sie das Feld sogleich mit einer Mauer umgeben und es zum Schul-Garten bestimmen, wenn sie nicht gar ein Dach darauf setzen und es zum Schul-Gebäude machen. „Auch ist jener Soldatismus (sagt Graf von Soden), den man mit der Turnanstalt verknüpft hat, nachtheilig, wenn er nicht unter einer weisen Leitung steht.“ Sehr wahr! Sie haben die Vaterlandsliebe zünftig machen wollen! Vortrefflich ist, was der Verfasser über die Nothwendigkeit eines Instituts zur Bildung der Kinderwärterinnen und über deren Einfluß in der moralischen und physischen Bildung der Kinder sagt. Ich bitte das Morgenblatt, die Abend-Zeitung, die elegante Zeitung, den Freimüthigen, den Gesellschafter, und wie sonst die literarischen Zuckerbäcker alle heißen mögen, das erwähnte Kapitel über Kinderwärterinnen ihren Leserinnen mitzutheilen, statt daß sie dieselben belehren, wie am 1. October Herr Hans in Prag, wie am 2. October Herr Kunz in Dresden den Hamlet gespielt, und wie am 3. October Frau Ursula in Braunschweig die Königin der Nacht gesungen hat.

Das dritte Buch, welches von der sittlichen Bildung handelt, beginnt der Verfasser mit Betrachtungen über den Einfluß, welchen die Gesetze auf die Sitten üben, und über die unglücklichen Folgen des Mangels bestimmter Gesetze. Die erste Folge ist, „daß die Richter ihre wahre Wesenheit verloren, nämlich aufgehört haben, Aussprecher der Anpassung des Gesetzes auf den einzelnen Fall zu sein, also willkürliche Dispensatoren des bürgerlichen Eigenthums geworden sind.“ Die zweite unglückliche Folge ist, daß der allergrößte Theil der Staatsbürger, mit den Rechten unbekannt, sich in die Arme der Advocaten werfen müsse. „Unverkennbar herrscht also in Absicht des Eigenthums und dessen Sicherheit, also in Absicht des ersten, ja Hauptzwecks der bürgerlichen Gesellschaft, auch bei dem größeren Theile der gebildeten Völkerschaften zur Zeit reine Despotie. Die Richter und Advocaten sind die eigentlichen Gewaltigen des National-Eigenthums, und was aus dieser Gewalt gerettet wird, wird von der Finanz in Anspruch genommen.“ Es gibt nur ein Mittel, jene Uebel zu heilen, nämlich das Leben des Rechtes muß im Volke allgemein gemacht werden. Dazu sind zwei Wege. Erstens: die Deutlichkeit, Bestimmtheit, Ausführlichkeit und Umständlichkeit der bürgerlichen Gesetzbücher, und zweitens: die Oef-

fentlichkeit der Justizpflege. Man hat das preußische Landrecht seiner Umständlichkeit wegen getadelt, aber gerade hierin besteht sein Vorzug. „Man hat nicht erwogen, daß diesem Gesetzbuche nur ein Urfehler anklebt, nämlich derjenige der Art seiner Verfassung. Von wissenschaftlich gebildeten Männern, von Gelehrten geprüft, hat Friedrich der Große nicht die Nation darüber zu Rathe gezogen, nicht die Volksstimme darüber gehört, und das ist es, was die Gesetzgebung unerläßlich bedarf." Nur durch die Oeffentlichkeit der Justiz kann dem sonst unvermeidlichen Despotismus der Richter und Advocaten Grenze gesetzt werden. Der Verfasser vertheidigt sie mit der Wärme eines Mannes, der an sich und Andern erfahren haben mag, wie Ungerechtigkeit schmerze. Ueber die Heimlichkeit der peinlichen Proceßform wird bemerkt: „Die spanische Inquisition ist der Gegenstand des Abscheues aller Nationen (gewesen), und in dem bei weitem größern Theile des gebildeten Europa wird über Leben, Ehre, Freiheit und Vermögen des Staatsbürgers beinahe ganz nach den Formen dieser nämlichen Inquisition geurtheilt. Der Staatsbürger wird verhaftet, ohne daß sein Mitbürger davon oder von dem Grunde seiner Verhaftung Kenntniß erhalte. Er wird eines angeschuldigten Verbrechens wegen in Verhaft behalten, in Untersuchung genommen; seine Mitbürger erfahren nichts davon, als durch das Chamäleon des Gerüchts.... Es ist ein erstaunenswürdiger Beweis der Verirrung der menschlichen Vernunft, daß Regierende sich solch despotischer Gewalt über die Nationen bemächtigen konnten; es ist ein eben so erstaunenswürdiger Beweis der gemüthlichen Beschränktheit der Nationen, daß sie eine solche despotische Behandlung in Absicht der wichtigsten und theuersten Güter der Menschheit, des Lebens, der Ehre und der Freiheit, seit Jahrhunderten sich gefallen ließen."

Von dem verderblichen Einflusse der Leih-Bibliotheken auf die Sitten des Volkes, die des weiblichen Geschlechts zumal, wie sie den Leichtsinn ausbilden, wie alle Zucht und Häuslichkeit darüber zu Grunde geht, wie sie die Jünglinge entnerven und ausfasern, davon entwirft der Verfasser ein treues Bild in kräftigen Zügen. Er wundert sich und zürnt, daß man es geschehen lasse. Der Herr Verfasser war wol zu ängstlich oder bescheiden, daran zu erinnern, daß jene Leih-Bibliotheken zur Leibwache der Gewalt gehören, daß sie die Jugend, indem sie ihr das Mark aus den Knochen saugen, zum Widerstande gegen feindliches Wollen, woher es auch komme, unfähig machen. Wenn der Verfasser verlangt, die Polizei solle den Unternehmern der Leih-Bibliotheken vorschreiben, welche Bücher sie hal-

ten müssen, und ihnen das Anschaffen der schädlichen Bücher verbieten, so hat er diesmal nur sein Herz zu Rathe gezogen. Keine Zwingherrschaft im Reiche des Geistes! Auch sollen wir die Gefälligkeit unserer lieben Freundin Polizei nicht mißbrauchen. Schon gar zu viele Sorgen hat sie freiwillig für uns übernommen, sie muß auch Zeit zum Schlafen haben. Es gibt noch andere Mittel, das schändliche Gewerbe der Romanenmischer zu Grunde zu richten. Man mache ihre Werke lächerlich, wenn sie nur abgeschmackt, man züchtige sie, wenn sie zugleich verführerisch und sittenverderblich sind. Einsichtsvolle und wohlwollende Männer mögen in jedem Orte, wo es Leih-Bibliotheken gibt, eine Gesellschaft bilden, die das mühsame aber edle Geschäft übernehme, sich mit allen in den Katalogen der Leihbibliothekare enthaltenen Büchern nach und nach bekannt zu machen und die guten öffentlich zu empfehlen, die schlechten aber zu widerrathen. Wenn jene Männer von Zeit zu Zeit in den Nachrichtsblättern ihrer Wohnorte ein Verzeichniß der sitten- und geistverderblichen Bücher mit Bezeichnung der Nummer, die sie in den Katalogen der Leihbibliothekare einnehmen, abdrucken ließen und etwa dabei bemerkten: „kein sittsames Mädchen kann eines der genannten Bücher ohne zu erröthen auch nur in die Hände nehmen;“ oder: „kein verständiger Jüngling, und der einst ein Mann werden will nicht blos dem Alter nach, wird seine gesunde Seele durch solche Lesereien verkrüppeln lassen;“ dann läßt sich erwarten, daß die Nachfrage nach schlechten Romanen sich vermindern wird. Aber ja kein Zwanggebot! Ohne Freiheit verliert selbst die Tugend ihren Werth. Daher war ich sehr überrascht, daß der würdige Verfasser, der für Freiheit und Recht überall mit so großer Herzenswärme spricht, von der Gesetzgebung „Kleider-Ordnungen zu Bezeichnung der Stände“ fordert. Es ist dies um so überraschender, da er eine Zwangsbeschränkung des Luxus überhaupt mit Recht verdammt. Er sagt, die Sitten können unmöglich bewahrt werden, „so lange es den untern Classen frei steht, sich den höheren im Aeußerlichen gleich zu stellen.“ Aber, guter Gott, hat denn ein Stand, weil er seine besonderen Sitten hat, auch seine besondere Sittlichkeit; ist nicht diese eine gemeinschaftliche für alle Stände? dürfen die höhern Stände die Folgen ihrer Sittenverderbniß auf die niedern wälzen? Wenn sich die untern Classen den höhern äußerlich gleichstellen, dann ist eine innere durch Entgegenkommen von oben bewirkte Gleichstellung vorhergegangen, und mit der Frucht des Uebels vertilgt man seine Wurzel nicht. Zu Kleiderordnungen ist daher weder Noth noch Recht, noch guter Grund vorhanden. Keine Noth —

denn der Kleideraufwand der dienenden Classe ist nicht Ursache, sondern Folge der Sittenverderbniß, und nicht die ihrer eigenen, sondern die der allgemeinen. Kein Recht — denn unsere Diener sind nicht unsere Sklaven, und wenn sie mündig sind, muß ihnen verstattet bleiben, das Erworbene nach Neigung zu verwenden. Kein guter Grund — denn es ist besser, daß unser Dienstvolk die Zeichen seines übeln Lebenswandels oder seines Betrugs offen an sich trage, als versteckt, und wenn man ihnen die kostbaren Kleider verbietet, wird ihre Eitelkeit sich auf eine mehr verborgene Weise, die den Gesetzen unerreichbar ist, befriedigen. Wozu noch weitere Einreden! Kann ich etwas Besseres sagen als: Wie der Herr, so der Diener?

Ueber Schauspiele und deren Einfluß auf die öffentlichen Sitten macht der Verfasser vortreffliche, zum Theil neue Bemerkungen. Man lese sie und versuche es anderer Meinung zu sein. Er tadelt mit verzeihlicher Heftigkeit, daß die Regierungen die Bühne überall sich selbst überließen. „Sie gewöhnten sich sie als eine gesellschaftliche Unterhaltung zu betrachten, deren Geist sie dem Geschmacke hingeben könnten. Sie bewachten sie zwar ängstlich in politischer Hinsicht, damit nichts dem Geiste der Regierung Abholdes, die bürgerliche Freiheit oder Beschränkung der Willkür Betreffendes öffentlich dort verkündet werde; ... aber die sittliche, so wie die intellectuelle Tendenz blieb ihnen allergrößtentheils fremd. Mag nun der Grund darin liegen, daß die Machthaber bei der, als einer Erbkrankheit der Macht, steigenden Tendenz zur unbeschränkten Herrschaft und Allgewalt, den Völkern hierdurch Freiheit des Spielraums, den Trank der Vergessenheit ihrer Leiden reichen wollten, oder daß die Organe der Macht allmählich selbst vom Sittenverderbniß ergriffen wurden — der sittliche und intellectuelle Zweck der Bühne blieb allergrößtentheils ohne Aufsicht; und dies nannte man dann — liberale Gesinnungen." Die Abnahme des Geschmackes für Trauerspiele, die man in neuern Zeiten bemerkt, schreibt der Verfasser der Sittenverderbniß zu, welche das Herz schlaff gemacht und die Empfänglichkeit für große Tugenden abgestumpft habe. „Bei dem weiblichen Theile des höhern Publikums hat die Abneigung gegen die Tragödie ihren Grund in der verkehrten Erziehung und Bildung.... Ermattet wie sie sind, also unempfänglich für die Wohlthätigkeit eines durch moralische Veredlung lohnenden Schmerzes, wollen sie nur glückliche Liebende sehen, da ihr ganzes Leben nur ein Roman der Liebe ist." Auch den neuern tragischen Dichtern wird die Schuld jener Abneigung gegen Trauer-

spiele zugeschrieben. Sie haben den wahren Geist der Tragödie verlassen. Ihre Helden und Heldinnen sind oft nicht mit dem Schicksale ringende Menschen, sondern Schwächlinge, Opfer ungeregelter Leidenschaften, die als Opfer derselben muthlos untergehen, oder Verbrecher, die sich ihren verdienten Untergang bereiten. So haben die Dichter, ihres hohen und heiligen Berufes uneingedenk, indem sie der Verweichlichung der Menschheit fröhnten, zu ihrer Verschlechterung beigetragen. Statt Ehrfurcht für Tugend und Seelengröße, haben sie Nachsicht für das Laster durch Theilnahme an verschuldetem Unglücke gepredigt, für eine Maria Stuart, die Gattenmörderin, für einen Hugo, den Ehebrecher und Meuchler seines Freundes, Interesse aufgeregt. — Den Harlekin wünscht der Verfasser mit Unrecht zurück; auf unseren Bühnen ist der Ernst abgeschmackt, wie unerträglich wäre erst der Spaß.

Alles, was über Religion und Gottesverehrung gesagt wird, zeigt eben so große Helle des Kopfes als Wärme des Herzens. Man nehme es darum mit Herz und Kopf dankbar auf, denn hierin am meisten bedarf die irrende Welt Zurechtweisung, da in Dingen der Religion, wo der Irrthum der Uebelwollenden aufhört, der Irrthum der Gutmeinenden beginnt, Wahnsinn aber auf beiden Seiten herrscht. „Wie weit mußte die menschliche Vernunft nicht verkrüppelt sein, um sich bis zu den Begriffen einer herrschenden Religion, einer herrschenden Kirche zu verirren! Wie war es möglich, mit den Ansprüchen der Vernunft die Idee zu vereinigen: daß die Empfindungen oder Ansichten eines Theiles der Staatsbürger über die Art der Verehrung des höchsten, unsichtbaren Wesens, diesen berechtigen, die physische Uebermacht zu gebrauchen, um den andern Theil einzig um der Verschiedenheit der Ansichten von der Art dieser Verehrung willen zu verfolgen, zu unterdrücken oder mindestens Vorzüge vor ihm zu behaupten? Selbst das Wort Toleranz ist ein Vergehen gegen die menschliche Vernunft. Wie? indeß der Allvater jede Art seiner Verehrung ruhig annimmt, will ein Theil seiner Kinder sich's zum Verdienst rechnen, wenn er dem andern erlaubt, ihn nach seiner Weise zu verehren?... Die Religionskriege haben unter allen das Ungeheure der entarteten menschlichen Natur in seiner größten Scheußlichkeit dargestellt.“ (Und um wie viel ist es jetzt etwa besser geworden? die Religionskriege dauern fort, nur schlachtet man die Gefangenen nicht mehr und bratet sie nicht zur Ehre Gottes auf einem Scheiterhaufen; man begnügt sich, sie verwundet zu haben, und macht sie zu Sklaven. Die verlorne Kunst des Alterthums beweint man, aber um die verlorne Weisheit

der alten Welt, die von der Raserei des Religionshasses stets frei geblieben, um diese weint man nicht. Für Einen, den das Christenthum seit je getröstet, haben die Christen Tausende trostlos gemacht!) —

Die Bibelgesellschaften habe ich immer als einen Beweis mehr angesehen, daß die waltende Vorsehung, um ihre Zwecke zu erreichen, sich solcher Mittel bedient, die dem Menschen mit der Erfüllung seiner Wünsche schmeicheln. Wie wäre sonst die Verblendung der protestantischen Eiferer zu erklären, die durch die Verbreitung der Bibel, durch dieses unfehlbare Mittel, die Demokratie im Religionsstaate herbeizuführen, eine allgemeine Monarchie des Glaubens zu erreichen hoffen? Auch der Verfasser bezweifelt, daß die Verbreitung der Bibel (der ganzen ohne Auswahl) geeignet wäre, das reine Christenthum, die wahre Sittlichkeit, zu befördern.

Die Juden. Der Verfasser hat, indem er, abweichend von der Form seines Buches, dieser Untersuchung eine eigene Ueberschrift gab, die Wichtigkeit bezeichnen wollen, welche die Welt und er selbst dem Gegenstande gibt. Aber es ist ein schlimmes Zeichen, wenn man eine Sache wichtig findet, die, weil sie einen unendlichen Werth hat, zu ihrer Preisbestimmung gar nicht gewogen zu werden brauchte. Es gibt Grundwahrheiten, die zum Wahnsinne führen, wenn man sie zum Gegenstande der Untersuchung macht; denn sie sind der Boden des Verstandes, und wenn dieser wankt, wankt auch alles Uebrige. Aber die Menschen sind unbedacht; sie wollen das Sehen sehen und reißen das Auge aus seiner Höhle, es bequem in die Hand zu nehmen. So lange die Juden ein Gegenstand des Hasses, des Abscheues, der Verfolgung waren, und wo sie es noch sind, da möchten oder mögen die Besserdenkenden für jene Unglücklichen handeln, aber für sie zu sprechen wäre Thorheit; denn die Leidenschaft hat keine Regel und kann daher nicht irren, und die Empfindung verrechnet sich nicht, weil sie gar nicht rechnet. Wo man aber über die Juden ruhig und wissenschaftlich spricht, da ist es Zeit, dem Irrthume zu begegnen. Ich will es offen bekennen, daß, von dem Zorn abgesehen, den jede Ungerechtigkeit in meiner Brust erregt, sie mag treffen wen, sie mag verübt werden von wem sie wolle, alles das, was ich je gegen oder auch nur über die Juden gelesen habe, mich immer lachen gemacht hat. Die Herren überlegten, ob die Juden in das Staatsbürgerverhältniß paßten, und die Wohlwollenden meinten, sie wären tauglich dazu oder könnten es gemacht werden. Aber die Hauptsache vergessend, haben sie sich eine

unnöthige Mühe gegeben. Das Staatsbürgerrecht braucht nicht erst erworben zu werden, man wird damit geboren, man ist schon Bürger in der Wiege. Wenn Keiner, der im Staate geboren wird, das Recht hat, an der bürgerlichen Gesellschaft nicht Theil zu nehmen, wie kann diese das Recht haben, einen in ihr Gebornen auszuschließen, als nur im Falle eines Verbrechens zur Strafe? Soll das Bürgerrecht ein Lohn der Tugend sein, und darf es dem Verdienstlosen verweigert werden, dann müßte man auch die Christen in die Classen der Guten und Schlechten eintheilen; denn wären die Juden auch noch lasterhafter, als man je behauptet, so sind doch ihre Laster menschlicher Natur, von welchen nothwendig auch viele Christen behaftet sein müssen. Ich glaube an Alles eher, als an die Bosheit der Menschen; ich glaube also nicht, daß sie die Quelle der Verfolgung sei, welche die deutschen Schriftsteller gegen die Juden üben. Es ist nichts, als ein garstiges Muttermaal, welches die Deutschen nicht abwaschen, nichts, als eine Schulfuchserei, die sie nicht los werden können. Man muß Geduld mit ihnen haben, es wird schon besser werden; freilich große Geduld. Denn es ist zu wetten, daß die Spanier, wenn sie nicht durch äußere Gewalt verhindert werden, ihre Freiheit vollkommen auszubilden, in Zeit von acht Jahren — ich sage acht Jahre und bewillige keinen Tag länger — selbst den Juden das Staatsbürgerrecht geben werden. Es wird sich dann 1828 drollig genug ausnehmen, wenn im Lande der Inquisition Juden Mitglieder der Cortes sind, während man im Lande Luther's noch angstvoll überlegt, ob wol ein Jude Schneidermeister oder Advocat werden könne, ohne daß die Achse der Welt breche.

Auch der Verfasser geht in seinen Betrachtungen von einem Standpunkte aus, den ich nicht gewählt hätte, obzwar die übrigen Ansichten, die er aufstellt, höchst weise, und die Mittel, die er zur Vervollkommnung des bürgerlichen Zustandes der Juden anrathet, eben so zweckmäßig als menschenfreundlich sind. Er sagt: die ganze Gesetzgebung christlicher Staaten wäre offenbar auf die Lehren des Christenthums gegründet, man könne also die Glieder eines Volks, dessen Religions-Grundsätze jenen Lehren entgegenstehen, mit solchen Staaten nicht amalgamiren. Aber erstens, bekennt der Verfasser später selbst, daß die wahren, nicht erlogenen Grundsätze des Judenthums mit den wahren, nicht erlogenen Grundsätzen des Christenthums ganz zusammentreffen; und zweitens, ist die Ansicht von der Grundlage der Staaten, worin die christliche Religion herrscht (der Ausdruck: christliche Staaten setzt schon

als bewiesen voraus, was erst bewiesen werden soll) nur bedingt war. Die europäischen Staaten, ausgenommen die Türkei, ruhen allerdings auf dem Christenthume, aber doch nur factisch und zufällig, nicht rechtlich und nothwendig. Sie ruhen auf dem Christenthume wie das Haus auf seinem geometrisch eingeschränkten Grunde, wobei es aber auf die mineralische Beschaffenheit des Bodens nicht ankömmt; das Gebäude hätte auch an einer andern Stelle errichtet werden können. Von hier an weiter begleitet man den edlen Verfasser gern auf seinem ganzen Wege. Er sagt: „Jesus als Israelit geboren, von seiner Kindheit an den israelitischen Religionsgebräuchen unterworfen, und im spätern Alter sich ihnen freiwillig unterwerfend, starb als Israelit. Nirgend verwarf er die mosaischen Gesetze; er selbst verwies das Volk auf Moses und die Propheten. Nirgend kündete er sich als den Stifter einer neuen Religion an; und so wie wir unmittelbar von ihm durchaus nichts besitzen, so haben uns auch selbst seine Biographen, die Evangelisten, nichts aufbehalten, das eine Absicht verkündete, Stifter eines neuen Glaubens zu werden . . . Die Eitelkeit der Menschen, der Haß und die Verachtung gegen ein ausgeartetes und unterdrücktes Volk waren es, welche, des reinen Glanzes der göttlichen und ursprünglichen Christus-Lehre sich bemächtigend, aus ihr eine neue und zwar, gerade jenes Hasses wegen, der mosaischen, als altjüdischen Religion entgegengesetzte Religionspartei — — geschaffen hat. . . . Wenn also der Christ die mosaische Gesetzgebung, mit Ausschluß der lokalen und temporellen politischen Anordnungen, verehrt, so zeigt sich, daß beide Religionen, die christliche und die jüdische, an sich zusammentreffen. . . . Zieht man von der Christus-Religion das Geheimnißvolle und Wunderbare ab, an dessen Unfehlbarkeit um deswillen doch andern Religionsverwandten zu zweifeln erlaubt sein mag, weil die christlichen Religionsparteien unter sich darüber nicht einig sind, so wird eine göttliche Religion übrig bleiben, gegen deren erhabene Lehrsätze sich auch jetzt noch die Vernunft des nur etwas aufgeklärten Juden unmöglich sträuben kann.“ Zu dieser alleinseligmachenden, göttlichen, oder wie der Verfasser sie nennt, altmosaischen Religion, solle man die Juden zurücknöthigen, nicht durch die Gewalt der Strafe, sondern die des Lohns. Keinem werde verwehrt, den Talmudischen Vorschriften ferner anzuhängen, diejenigen Juden aber, welche den Menschen-Satzungen entsagten, die in der jüdischen, wie in jeder andern Religion albern sind, wo sie nicht ruchlos sind, solle man zu Staatsbürgern machen, sie den Christen völlig gleich achten, und dann auch die Ehen zwischen beiden sich so

verschwisterten Religionsparteien nicht länger verhindern. Wer könnte die edle Friedenstiftung, die der Verfasser versucht, verdammen? O! gar Viele werden es; denn der Verfolgungstrieb liegt in dem Hochmuthe aller Menschen, die, weil sie keinen innern Werth haben, nach den Zeichen eines Werthes geizen. Wer nicht von Adel sein kann, um auf Bürger herabzusehen, will wenigstens ein Christ sein, um die Juden unter sich zu haben. „Mögen diese Wahrheiten noch so lange unbeachtet bleiben: es erscheint eine Zeit, wo die Vernunft ihre Rechte reclamiren wird." Mit diesen Worten schließt der Verfasser seine Betrachtung über die Juden. Ja gewiß, diese Zeit wird kommen; da wird der Mensch aus seinem Fiebertraume erwachen und gerührt den Bruder erkennen, der weinend an seinem Bette sitzt.

Auch das vierte Buch: von der intellectuellen Bildung, ist reich an scharfsinnigen Bemerkungen und Ergießungen eines menschenfreundlichen Herzens. Die Vorzüge des öffentlichen Unterrichts, gegen den Privat-Unterricht, werden auseinander gesetzt. Nur auf öffentlichen Schulen würde eine Verschmelzung unter den Ständen und Volksclassen möglich über die Begriffe des Wahren, des Rechten und Schicklichen, welche alle Selbstsucht, allen Kastengeist ausschließt. „Nur in öffentlichen Unterrichts-Anstalten kann jener Staatsbürgersinn sich bilden, der für alle Staaten so wichtig ist, weil mit dem Fortschritte der Ausbildung der menschlichen Vernunft alle Staatsverfassungen republikanisch im reinen Sinne dieses Wortes werden müssen." — Ueber den ersten Religions-Unterricht bemerkt der Verfasser: für die Kindheit gehöre eigentlich nur der reine Deismus, aber keine Dogmenlehre. Das Herz müsse zur Religion gebildet werden. Man solle den Kindern (wie die verderbliche Uebung herrscht) keine Mythen des Glaubens vortragen, „für die sie keinen Sinn haben, noch haben können, da selbst die Bezwingung der Vernunft diesen Glauben erst zu erpressen vermag. Man verfinstert die ersten Keime dieser Vernunft durch das Memoriren der Katechismuslehren." Beim ersten Sprachunterricht solle auf die Reinheit der allgemeinen Nationalsprache und auf Vertilgung der Provinzialität gewirkt werden. (Zwar ist Sprache das Gefäß des Geistes; der Reichere an Geist wird daher immer eine schönere Sprache haben, als der Aermere; aber die irdene Schüssel kann so rein gehalten werden als die goldne Schale und darauf kömmt es an.) — Es wird als wichtig anempfohlen, daß die Kinder leserlich schreiben lernen, weil man ja nur schreibe, um gelesen zu werden. (Dieses würde wenig helfen; denn im 25. Jahre

haben sehr viele Menschen das Schreiben wieder verlernt, und es wäre sehr nöthig, eine hohe Schreibschule für Erwachsene zu errichten. Die meisten Männer von wissenschaftlicher Bildung, Gelehrte und Beamten, schreiben so erbärmlich, daß man den Herren auf die Finger klopfen möchte; man weiß oft so wenig, was sie mit ihrem Geschriebenen, als was sie mit ihrem Gedruckten haben sagen wollen. Die Gewerbsleute haben einen andern Fehler, sie schreiben zu deutlich, so daß man ein Verkleinerungsglas brauchen könnte, um sie zu lesen. Wozu, um des Himmels willen, alle die langen Schnörkel, Striche, Züge, Spieße und Zweige, die über und unter der Linie heraustreten und nur zu verwirren dienen? Buchstaben und Zeilen verstricken sich und sind gar nicht mehr von einander zu bringen, so daß jede Blattseite eine dichte Hecke bildet, durch welche das weiße Tageslicht nur mühsam fällt.)

Dem primären Unterrichte reiht sich der secundäre an. Jener ist Lebensbedürfniß für Alle, dieser nur für gewisse Stände des Volkes, oder für alle Classen, aber nur in gewissen Verhältnissen. Im Allgemeinen gibt die Natur jedem einzelnen Menschen mit der Fähigkeit zur höheren Ausbildung seines Geistes auch das Gebot dazu. Aber der Verfasser nimmt außerdem für gewisse bürgerliche Verhältnisse auch einen Zwang der Gesetze zu jener höhern Ausbildung an. Dieser Zwang trete unter andern Fällen auch beim Erbadel ein. Ueber diesen Gegenstand wäre, theils zur Ergänzung, theils zur Widerlegung der Aussprüche des Verfassers mehr zu sagen, als der Raum hier aufnähme. Zwar geschieht die Aeußerung: „Ob nach national-ökonomistischen Grundsätzen der Erbadel in Monarchien als Staatsmaschine nothwendig sei, ist eine diesem Werke fremde Untersuchung;" doch ergibt sich klar genug, daß der Verfasser diese Frage bejahend beantworten würde. Ich meine aber, daß man nicht fragen sollte, ob der Adel in Monarchien unentbehrlich ist, sondern ob der Menschheit Monarchien solcher Art unentbehrlich sind, die des Adels nicht entbehren können. Jetzt freilich ist der Adel eine Stütze der Monarchie, aber man vergesse nicht, daß jede Stütze eine Höhlung, einen leeren Raum bildet, den die Körper zu ihrem Falle brauchen. Wo die Regierung Eins ist mit der Masse des Volkes, nicht durch ein räumliches Band, sondern chemisch verbunden, da bedarf sie keiner Stütze. Monarchien bedürfen des Adels nicht, der Adel bedarf der Monarchien. Da wo der Adel besteht (fährt der Verfasser fort), ist er „als eine zur höhern geistigen Ausbildung verpflichtete Volks-Classe zu betrachten", und der Staat solle, ehe er den adelgebornen Söhnen

den Genuß der Vorzüge ihrer Geburt einräumte, sie über ihre geistige Ausbildung prüfen lassen. Allein dieser gesetzliche Zwang wäre nicht eine Gewalt gegen den Adel, sondern eine Gewalt gegen den Bürgerstand ausgeübt. Denn während die im letztern Gebornen rücksichtlich ihrer geistigen Ausbildung ganz allein der Willkür und oft der Kurzsichtigkeit, dem Unverstande, den Leidenschaften oder der Laune ihrer Eltern und Erzieher preisgegeben sind, würde das unwandelbare und stets als weise anzusehende Gesetz für die gute Erziehung der adeligen Jugend vormundschaftlich Sorge tragen. Wäre dieses nicht eine große Ungerechtigkeit gegen die übrigen Volksclassen? Auch eine verdiente möchte ich sagen. Denn die Bürgerstände waren oft blödsinnig genug, über den Mangel an persönlichen Verdiensten des Adels zu spotten, vergessend, daß gerade durch diesen Mangel ihre Verderblichkeit vermindert werde, und daß es trostlos wäre, wenn der Adel zu den Vorzügen der Geburt auch noch die des Geistes gesellte.

Ueber Akademien, über die Verbindung der Zucht mit Freiheit bei den Studirenden, über die Methode des akademischen Unterrichts, besonders über die Sinnlosigkeit, mit welcher das Studium der Theologie betrieben wird, über den Buchhandel, Nachdruck, und mehrere hierher gehörige Gegenstände macht der Verfasser viele treffliche Bemerkungen. Es ist etwas in allen seinen Aussprüchen, das sie gegen jede Beleidigung übelwollender Menschen schützt — sie sind ganz freimüthig; und offen wie sie sind von allen Seiten, kann weder der Unverstand fürchten, noch die Bosheit zu fürchten sich anstellen, als lauere hinter jenen Grundsätzen etwas Gefährliches. Darin unterscheidet sich der Verfasser von manchen andern freisinnigen Schriftstellern, daß er die Gefahr nicht flieht, und nicht mit dem Ruhme, den der Muth der kühnen Rede erwirbt, auch die Sicherheit verbinden will, welche die feige Rede in ihrem Schlupfwinkel genießt.

XL.

Ueber Herrn von Villele und dessen politische Stellung. Paris 1822.

Aus dem Französischen.

Mit Anmerkungen von Börne.*)

**) Die Journale einer gewissen Partei haben Herrn v. Villele wegen einer Privat=Correspondenz angegriffen, die sie ihm zuzuschrei=

---

*) „Politische Annalen" 8. Band, ergänzt aus der Handschrift des Verfassers.

**) Frankreich ist das Zifferblatt Europa's; hier sieht man, welche Zeit es

ben für gut gefunden. Ohne zu untersuchen, ob jene Privat=Correspondenz wirklich von diesem Minister herrühre, was wir nicht glauben, oder von irgend einem, vielleicht unbesonnenen Freunde, dünkt es uns ersprießlich, uns mit den Ansichten zu beschäftigen, welche die Feinde des Herrn v. Villele als die Grundlage jener Correspondenz betrachten und die wir, für den Augenblick, als diejenigen des genannten Ministers annehmen wollen.*)

Diese Grundsätze sind: daß, um die Monarchie mit durch den Einfluß der socialen Suprematien (suprématies sociales), die in

---

ist, in andern Ländern muß man die Uhr erst schlagen hören, um die Stunde zu erfahren, — man verhört sich aber leichter, als man sich versieht. Ich habe mir daher vorgenommen, meinen Aufenthalt in Paris zu benutzen, um das Wesen unserer Zeit aus ihren Zeichen zu erforschen und meine Beobachtungen in den allgemeinen politischen Annalen niederzulegen. Die kleine Schrift über Herrn v. Villele kam mir sehr willkommen in den Weg, meine Betrachtungen daran zu knüpfen; denn wenn es in Waffenkriegen oft bedenklich ist, auf dem Schlachtfelde zu kämpfen, das der Feind anbietet, ist es in Meinungsstreitigkeiten immer räthlich, sich auf den Standpunkt zu stellen, den sich der Gegner gewählt. Die Leser der genannten Schrift, von welcher Partei sie auch sein mögen, Aristokraten oder Demokraten, werden über die Naivität lächeln, mit welcher man darin gewisse Grundsätze, Ansichten und Zwecke öffentlich bekennt und über Mittel und Wege unverhohlen spricht. Des Königs geschieht zwei= oder dreimalige Erwähnung, der Aristokratie wird oft gedacht, unaufhörlich aber ist davon die Rede, was Herr v. Villele oder jeder andere Minister jetzt nothwendig thun muß, um seine Stelle zu behalten. Von den Forderungen der Franzosen aber, von den Bedürfnissen und dem Wohle Frankreichs wird auch nicht das kleinste Wörtchen gesprochen. Eine jener Ungeschicklichkeiten, die unvermeidlich zum Vorschein kommen, sobald die Gewalt — spricht! Die Freiheit kann reden, denn ihr ist das Wort zugleich Waffe und Beute; die Macht aber ist verloren, sobald sie anfängt, sich zu rechtfertigen. Noch eine andere Wahrheit wird aus nachfolgenden Blättern hervorgehen: die heutigen französischen Minister sind viel zu klug, als daß sie hoffen dürften, ihre Absichten durchzusetzen. Zu gewissen Handlungen reicht nicht hin, kein Herz, man muß auch keinen Kopf haben. Es ist nicht jeder dumm, der will. Gibt es eine Eigenschaft der menschlichen Natur, die man nicht erwerben kann, die angeboren sein muß, so ist es die Dummheit. Es gibt für jeden französischen Minister nur ein Mittel, sich durch die Gefahren zu schlagen, welchen er begegnet, wenn er den Staat nach den Wünschen der Aristokratie beherrschen will — er darf diese Gefahren nicht sehen. Ueber enge, felsige Wege, an tiefen Abgründen vorüber, ohne Schwindel und Sturz zu schreiten, das vermag nur ein Packesel.

*) Die Privat=Correspondenz, auf welche hier angespielt wird, hat sich den englischen ministeriellen Courier zur Schaubühne gewählt. Ich sage Schaubühne, denn der Ursprung wie der Zweck jener Correspondenz ist das Geheimniß der Komödie. Herr Decazes hatte zur Zeit seiner Herrschaft auch seine maskirte Correspondenz; er ist aber doch vorübergegangen. Möchten sich die Herren Minister doch endlich einmal des Diplomatisirens und Intriguirens entwöhnen! Aber der Markt ist ihnen nur ein größeres Antichambre, das Volk nur ein zahlreicherer

gegenwärtigem Augenblicke sehr bedroht sind, zu befestigen, es wenigstens eben so vieler Mäßigung als Energie bedarf.*) Bei diesem Worte Mäßigung haben sich die Feinde des Herrn v. Villele sehr ereifert. Sie haben sehr rednerisch von der Nothwendigkeit gesprochen, den Eifer, die Ergebenheit, die Treue zu belohnen; und gewiß verlangt Herr v. Villele nichts mehr, als alle diese Dinge zu vergelten. In dieser Beziehung könnte er selbst seinen Theil vom Lohne fordern.

Allein mit den Worten Treue, Ergebenheit, Eifer, ist noch nicht Alles gesagt; diese Worte, so achtungswerth sie auch sind, gewähren keinen Talisman, der die, während einer fünfundzwanzigjährigen Revolution entstandenen Interessen und aufgekommenen, feierlich anerkannten, Meinungen plötzlich verschwinden mache.**) Herr v. Villele, wie kein Mann von Geist, kann sich über den Boden, auf dem er wandelt und über die Luft, die ihn umgibt, etwas vortäuschen.

Hof und die öffentliche Meinung das alte Violin-Solo, nur ohne Sordine gespielt Sie zischen hier wie dort, sind schlau jetzt wie damals und schlagen immerfort den herkömmlichen Takt. Sie meinen, wenn sie nur immerfort einheizten, damit könnten sie den Frühling abhalten.

*) Unter Mäßigung wird hier verstanden: die Einen wollen Tag, die Andern wollen Nacht, der Minister aber will Mondschein, um beide Parteien zu befriedigen. Er betrachtet sich als die Zunge der Wage, die nur so lange aufrecht steht, als gleiches Gewicht in beiden Schalen liegt. Das ist das alte Schaukelsystem, gegen welches die Liberalen wie die Aristokraten mit gleichem Rechte eifern. Der Minister bleibe entweder auf dem festen Lande, oder suche die offene See; nahe am Ufer hinzufahren ist das Gefährlichste Und was heißt Energie? Dem Wortverstande nach ist Energie diejenige Beharrlichkeit, mit welcher eine Kraft immer nach gleicher Richtung wirkt. Wie kann man aber ein Verfahren als energisch bezeichnen, wobei man nach dem unsichern Augenmaße ab- oder zugibt, und sich mit seinem Gewichte bald herüber, bald hinüber neigt? Das ist gerade das Gegentheil von Energie, das ist Wankelmüthigkeit. Der Sinn des Ausdruckes suprématies sociales wurde hier wol vorsätzlich im Zwielichte gezeigt. Die Ultras haben allen Grund zu denken, daß man damit die Erb-Aristokratie habe bezeichnen wollen, die Liberalen aber können mit gleichem Rechte annehmen, daß man auch die Macht der liberalen Ideen unter die suprématies sociales gerechnet habe.

**) „Plötzlich verschwinden machen" — also mit dem Verschwindenmachen wäre man einverstanden, nur daß es allmählich geschehe und man hierbei mit Frankreich verfahre, wie jener gutherzige Lakai mit dem Pudel seines Herrn gethan, dem er die Ohren abschneiden sollte, ihm aber nur ein Endchen davon abgeschnitten, um dem armen Thiere nicht auf einmal so wehe zu thun. Die Ansicht, daß die plebejischen Interessen in der französischen Revolution entstanden wären, verdient keine Widerlegung, da sie nicht einmal ernstlich gemeint ist. Sie wird nur zum Scheine aufgestellt, um jene Interessen revolutionär schelten zu können. Die Revolution hat die Volks-Interessen, die ewig bestanden und seit Jahrhunderten gefühlt wurden, nur geltend gemacht, sie hat zum Rechte die Macht gefügt. Sie

Es ist sein Fehler nicht, wenn so höchst achtungswerthe Diener der Monarchie unglücklicher Weise in zu kleiner Zahl in ein Land zurückgekommen, dessen Lage und Sitten sie seit dreißig Jahren nicht kennen — sich nicht auch einmal über jene Lage und jene Sitten hinreichend belehrt finden, um für sich Frankreich zu regieren.*)

So lange Herr v. Villele nur das Haupt einer Partei war, die er durch seine Einsichten und Erfahrungen leitete, konnte und durfte er dieser Partei Vieles nachgeben; jetzt aber, da er für das Wohl der Monarchie verantwortlich geworden; jetzt, nachdem er es nicht ohne Anstrengung dahin gebracht, die Monarchie vor den Gefahren zu schützen, mit welchen ihre öffentlichen und geheimen Feinde sie umgeben halten, wäre es weder einem treuen Unterthanen, noch einem rechtlichen, noch einem verständigen Manne angemessen, auf gehässige Erinnerungen oder blose Parteifeindschaften Rücksicht zu nehmen.**)

---

war gegen die Aristokratie gerichtet. Der Glaube des Volks hatte dem Adel seine Macht gegeben, der Unglaube des Volks nahm sie ihm. Dem Gott Jupiter ist es nicht besser ergangen und kein Wunder könnte ihm sein altes Ansehen wieder verschaffen.

*) Dieses Compliment ist nicht sehr fein gedrechselt, aber desto besser; das Geständniß gewinnt so viel an Umfang, als ihm an Zierlichkeit abgeht. Herr v. Villele gesteht, daß die achtungswerthen Diener der Monarchie in kleiner Anzahl nach Frankreich zurückgekehrt sind, woraus also folgt, daß man sie dort nur noch in kleiner Anzahl findet. Die Ausdrücke treue Diener der Monarchie sollten wol hier in ihrem reinen Wortverstande gebraucht werden; denn nach dem Wörterbuche der Aristokratie bedeutet ein treuer Diener des Fürsten eigentlich ein treuer Dienen seiner selbst. Wenn die rückgekehrten Emigranten Frankreich regieren wollen, ohne dessen Lage und Sitten zu kennen, so verdienen sie nur die Hälfte des Vorwurfes, den sich Herr v. Villele ganz zugezogen. Dieser kennt den Boden, auf dem er wandelt und die Luft, die ihn umgibt und dennoch glaubt er Frankreich in die alte Lage zurückregieren zu können, woraus es sich durch die Revolution gerissen. Er verfolgt das nämliche Ziel wie die Ultras, und auf dem nämlichen Wege; nur will er langsamer gehen. Das ist dieselbe Barmherzigkeit, die man gegen einen Verurtheilten ausübte, wenn man ihn mit kleinen Schritten zum Schaffot führte.

**) Dieser krummen Rede gerader Sinn: So lange Herr v. Villele die Ultra-Partei gebraucht hat, schmeichelt er ihren Leidenschaften unbedingt; jetzt da er erster Minister geworden, wendet er, wie üblich, der Leiter den Rücken zu. Er thut, was jeder seiner Collegen im Ministerium auch thun würde, sobald er Premier-Minister geworden wäre. Als solcher würde es selbst Herr v. Peyronet nicht besser, das heißt hier, nicht schlimmer machen als Herr von Villele. Denn einmal auf den Gipfel der Verwaltung gekommen, von wo man alle Verhältnisse überschaut, einmal diejenige Macht und dasjenige Ansehen erlangt, welche den höchsten Ehrgeiz befriedigen — lernte jeder französische Staatsmann einsehen, daß Frankreich im rein aristokratischen oder, in der Kanzlei-Sprache der Heuchelei zu reden,

Die Royalisten, welche Herrn v. Villele bis jetzt unterstützt, und die ihm den Weg zum Ministerium gebahnt haben, sollten die Lehren nicht vergessen, die ihnen das Beispiel des Herrn Decazes in einem anderen Sinne gibt. Was war Herr Decazes? Ein ganz in den plebejischen Interessen befangener Mann und dem es gelungen war, der Regierung eine jenen plebejischen Interessen angemessene, das heißt eine mehr oder minder revolutionäre Richtung zu geben, ohne das Wort „revolutionär“ in der gehässigen Bedeutung zu nehmen, die man gewöhnlich damit verbindet. Es ist also klar, daß die Anhänger der Grundsätze und Interessen der Revolution, so wie sie die Charte gesetzlich aufgenommen,*) das Ministerium und den Einfluß des Herrn Decazes als etwas Vortheilhaftes für sich betrachten mußten. Hätten sie, statt leere Händel mit ihm zu suchen, ihm beigestanden, nach und nach zu erlangen, was das plebejische oder demokratische Prinzip begünstigen könnte, so würden sie die Charte auf eine solche Art demokratisirt haben, daß die Hoffnungen derjenigen, die sie aristokratischer wünschen, wenn nicht gänzlich aufgelöst, doch auf lange hinaus vertagt worden wären.

Eine entgegengesetzte Strömung als die, welche Herrn Decazes getrieben, hat Herrn v. Villele zur Macht geführt, es ist also offenbar sein Interesse,**) die aristokratischen Prinzipien der Charte zu

---

im rein royalistischen Sinne nicht mehr regiert werden könne und daß, würde es versucht, nicht blos Frankreich, welches eine Nebensache ist, sondern auch der Waghals, der es versuchte, darüber zu Grunde gehen müsse.

*) „So wie sie die Charte gesetzlich aufgenommen“ — diese Ausdrücke wollen wir zu Protokoll nehmen. Es wird hier von der unliberalen Partei eingestanden, daß die Charte die Grundsätze und Interessen der Revolution gesetzlich angenommen habe, woraus also folgt, daß diejenigen, welche gegen jene Grundsätze und Interessen kämpfen, nothwendig darauf denken müssen, die Charte zu vernichten.

**) Es kann Frankreich, wie ganz Europa, sehr gleichgiltig sein, was Herr v. Villele für sein Interesse ansieht. Ueber das kindische Wesen der großen Leute, welche fest daran glauben, der liebe Gott habe um des beliebten Caviars willen den Ocean geschaffen, wird sich ein vernünftiger Mensch nimmer und nimmer satt lachen. Wir haben hier von viel nöthigern Dingen zu sprechen als von dem Interesse des Herrn v. Villele und dem Caviar der großen Leute. Die Weltgeschichte hat seit einigen Wochen Riesenschritte gemacht. Diplomatische Gedächtnisse würden sich vergebens besinnen, was sich denn eigentlich in der jüngsten Zeit Großes ereignet habe; nicht in den Cabineten, in den Sälen der Menschheit ist Vieles geschehen. Das Tohuwabohu der Politik hat aufgehört, der Tag hat sich rein und scharf von der Nacht gesondert. Das haben wir dem königlichen Procurator Herrn v. Marchangy zu verdanken. Berton und seine Mitschuldigen haben ausgesagt: nicht gegen den König, gegen die Aristokratie hätten sie sich verschworen. Herr v. Marchangy hat dieses Wort nicht fallen lassen, wie es das Interesse seiner Clienten erfordert hätte, er hat es hoch emporgehalten und die aristokrati-

begünstigen, in so weit als diese Prinzipien mit den herrschenden Meinungen und den Bedürfnissen der Zeit — um mich der üblichen Ausdrücke zu bedienen — vereinbar sind. Allein, so wie die Liberalen Herrn Decazes gestürzt haben, indem sie von ihm verlangten, was er nicht thun konnte; so könnte es dahin kommen, daß die Royalisten, indem sie von Herrn v. Villele das Unmögliche fordern, ihn außer Stand setzen, das Gute zu vollbringen, was wirklich von ihm abhängt.*) Was haben die Liberalen unter Herrn Decazes ge-

schen Blätter von ganz Europa haben es überall herumgezeigt. Wundert sich Einer über diese Ungeschicklichkeit? Die Geschicklichkeit der Vorsehung besteht in der Ungeschicklichkeit der Menschen. Die berühmte Klageschrift des Herrn v. Marchangy wird große Folgen haben, sie wird den Fürsten und den Völkern die Augen öffnen. Die Aristokratie, auf die Macht trotzend, welche ihr ihre Einigkeit gibt, lüftet die Maske immer mehr. Sie behauptet nicht länger, daß sie für den Thron, sie sagt frei heraus, daß sie für sich selbst streite. Sie spricht noch offener, sie sagt: und wenn alle Throne darüber einstürzten, würden sie dennoch auf Leben und Tod mit der Demokratie kämpfen — sie sagt dieses freilich nur erst in ihrer schwer abzustreifenden Hofsprache. Man lese und überdenke folgende Worte, die ein französisches Ultra-Blatt kürzlich enthielt: „quand tous les rois de la terre abandonneraient leur propre cause; quand même, désésperant tous de Dieu, de leur droit et de leur épée, ils seraient tour-à-tour frappés d'une terreur, à laquelle toute âme royale doit rester inaccessible; quand ils désavoueraient leur défenseurs, quand ils renieraient la royauté, quand il n'y aurait plus de Rois enfin, nous combatterons pour la royauté . . . . . . ils sont (die Liberalen) loin de compte, s'ils croient nous en imposer par la chûte d'un trône.“ Offenherziger kann man nicht reden, ohne allen Anstand aufzugeben — und möchten sie ihre Verblendung nie verlieren, möchten sie nie einsehen lernen, daß nicht die Preßfreiheit der liberalen Schriftsteller, sondern die, welche die Ultras in Frankreich genießen, die Sache der Aristokratie ohne Rettung zu Grunde richtet! . . . Wie Geständnisse jener Art dazu dienen, den Fürsten die Augen zu öffnen, so sind sie auch geeignet, die Völker aufzuklären. Es gibt viele tausend redliche Menschen, welche die Freiheit lieben und auch den Muth hätten, für sie zu streiten, aber sie wissen nicht, wo sie sie zu suchen haben, oder kennen keinen unschuldigen Weg, zu ihr zu gelangen. Man sagt ihnen, die Liberalen gingen damit um, alle Throne zu stürzen; das Bedürfniß monarchischer Verfassungen für die europäischen Staaten ist aber so tief gewurzelt, daß es zum religiösen Gefühle geworden ist. Auch haben sie gesehen, daß die französische Revolution wirklich einen König gemordet, eine Handlung, die nicht blos ein Verbrechen, die auch eine Dummheit war. Das macht sie mit Recht schüchtern. Jetzt aber kommt die Aristokratie und sagt: nicht gegen die Fürsten, gegen uns sind die Waffen der Liberalen gerichtet. Das ändert die Sache. Alle jene Tausende, welche früher gezaudert, werden jetzt mit freudigem Herzen der Demokratie zufallen und wie dieser Kampf zwischen den Plebejern und Patriziern enden werde, ist eben so unzweifelhaft, als es unbestimmbar ist, wann er enden wird. Aber die Insel des Friedens wird sich aus einem Meere von Blut erheben — das ist am Gewissesten.

*) Das will sagen: es könnte dahin kommen, daß durch die Unnachgibigkeit der Royalisten Herr v. Villele gestürzt würde, wie früher Herr Decazes durch die

than? Sie haben ihm keinen Dank gewußt, weder für ein populäres Wahlgesetz, dessen Verlust sie nachher bitter bereuten, noch für ein Rekrutirungsgesetz, das gleichfalls in ihrem Interesse war, noch für viele andere theilweise Bewilligungen, und allmähliche Dienstentsetzungen, welche nach und nach die Macht ganz in ihre Hände gebracht hätten. Sie wollten, daß er vom Könige Dinge erlange, welche das königliche Zartgefühl nothwendig beleidigen mußten; sie wollten Absetzungen in Masse; kurz, eine vollständige und unverhohlene Veränderung des Systems. Herr Decazes gab schrittweise nach, so lange er konnte, fand sich aber endlich an den Grenzen der Möglichkeiten, und da er sich, durch seine Rücksichten für die Liberalen, die Feindschaft der entgegengesetzten Partei zugezogen hatte, und die Liberalen selbst von den Hindernissen, die ihm entgegen standen, nichts hören mochten, mußte er nothwendig fallen.*)

Herr v. Villelle befindet sich in einer gewissen Beziehung in gleicher Lage. Hinter ihm stehen alle jene Edelleute aus der Provinz, die ihm mit ihren Stimmen geholfen haben und die nun glauben, daß er aus Erkenntlichkeit für ihre Dienste aus Frankreich ein Monopol für sie und ihre Familie machen müsse. Sie sehen nicht ein, daß, so wie das Herz des Königs sich gekränkt fühlen mußte, da man die Rückberufung derjenigen Menschen von ihm verlangte, die seinen Bruder verurtheilt hatten, eben so der Geist des Königs sich verletzt fühlen mußte, so oft man aus Frankreich ein nutzbares Gut für eine besondere Classe machen wollte.

Unbekannt, wie wir sind und unter dem Schleier der Anonymität verborgen, die uns erlaubt, jeden Verdacht der Schmeichelei abzuweisen, werden wir sagen, daß dem Charakter des Königs ein feiner Tact inwohnt, der ihm genau anzeigt, was auf der einen oder der andern Seite die Grenze überschreitet. Er hatte Herrn Decazes Alles bewilligt, was die königliche Würde nicht gefährdete; er hielt inne,

---

Unnachgibigkeit der Liberalen gestürzt worden. Allerdings ist so etwas sehr möglich, ja wahrscheinlich. Denn es läßt sich während der nächsten Kammersitzung erwarten, daß die linke Seite zum zweiten Male den Muth haben werde, sich mit der rechten zu verbinden, um einen Prokrustes bei Seite zu schaffen, der bald die Demokratie verstümmelt, bald die Aristokratie ausdehnt, um diese und jene in das ministerielle Bett zu zwängen.

*) Die demokratische wie die aristokratische Partei haben beide gleich recht, daß sie nichts von Vergleichen hören wollen. Soll es eine unbewegliche oder eine bewegliche Aristokratie geben — das ist die Frage; es gibt kein Drittes. Die englische Adelsverfassung scheint zwar einen Mittelweg anzubieten, aber ist man auch gewiß, daß die englische Revolution vollendet sei? In diesem Zweifel thut Frankreich klug, die Sache mit einem Male abzumachen.

als eine sein Herz kränkende Wahl ihm offenbarte, daß die Absicht persönlicher Beleidigung dabei im Spiele sei.*)

Er gewährt Herrn v. Villele Alles, was die Sicherheit seines Thrones und die Ruhe seines Volkes nicht gefährdet. Sollte es aber eine leidenschaftliche Partei geben (und es gibt leidenschaftliche Menschen in allen Parteien), welche die Revolution vom 29. Juni 1820 für sich allein benutzen wollte (denn das Gesetz, welches der drohenden Demokratie einen Damm entgegengestellt, sehen wir als eine Revolution an), wie es leidenschaftliche Menschen gab, welche die Revolution vom 5. September 1817 für ihren ausschließlichen Vortheil zu verwenden gedachten; so ist nicht zu zweifeln, daß die Weisheit des Königs, welche den Folgen der Verordnung vom 5. September, da sie anfingen verderblich zu werden, Einhalt gethan, gleichfalls die entgegengesetzten Folgen des Systems von 1820 wird aufzuhalten wissen.

Wir glauben, daß Herr v. Villele, wie er es verdient, das Vertrauen seiner Majestät besitzt; aber wir sind gleichfalls überzeugt, daß, wenn, was wir für unmöglich halten, Herr v. Villele die Interessen des Thrones und Frankreichs den persönlichen Ansichten irgend einer Partei aufopferte, er das Schicksal des Herrn Decazes erfahren würde. Indem wir uns so ausdrücken, glauben wir keineswegs etwas vorherzusagen, was wirklich eintreffen könnte.

Ueber das kindische Bedürfniß, von einem Kränzchen guter Freunde gelobt zu werden, ist Herr v. Villele weit erhaben; und sollte er sich selbst die Mißbilligung einer gewissen Anzahl Menschen zuziehen, die nur fähig sind, die Monarchie in Gefahr zu bringen, so wird er dennoch, wir sind es überzeugt, seinem System der Mäßigung treu

*) Ich weiß nicht, wie man die gefälligen Redensarten dieses sogenannten Anonymen aufnehmen wird. Dem Uebersetzer aber ist es gewiß verstattet, die Persönlichkeit des Königs von Frankreich zu loben, ohne in den Verdacht der Schmeichelei zu fallen. Ludwig XVIII. verdient Bewunderung für alle Fehler, die er nicht begeht und vollkommene Entschuldigung für alle, die er geschehen läßt. Ein König ist auch ein Mensch, nur ein schwächerer, weil er tausend Täuschungen und Verführungen mehr ausgesetzt ist, als ein Bürger. Doch, um diese welke Predigt fahren zu lassen — ich will nur auf Eins aufmerksam machen. Wenn Ludwig XVIII. rein liberal regierte, würde er von den übrigen europäischen Mächten als viel gefährlicher angesehen werden, als Napoleon selbst war, der nur Länder, aber keine Völker zu erobern verstand. Der König muß, um Frankreichs Unabhängigkeit zu erhalten, eine Neigung, die er oft genug an den Tag gelegt, zum Opfer bringen. Er sieht die Ultra-Partei als eine Occupations-Armee an, die wenigstens wohlfeiler ist, als eine aus Russen, Preußen und Oestereichern zusammengesetzte.

bleiben. Wir haben aber dieses Alles nur bemerken wollen, um zu beweisen, daß, wenn sich der Minister von der Mäßigung entfernte, ihn der König selbst dahin zurückführen würde. Es ist daher eben so ungerecht, ihn zu tadeln, daß er nur thut, was er für ersprießlich hält, als es abgeschmackt ist, ihm vorzuwerfen, daß er nicht thut, was gar nicht in seiner Macht steht zu vollbringen.

Herr Decazes hatte mit weniger Einsichten und daher mit geringerem Erfolge, die Demokratie mit dem Königthume zu vereinigen gesucht. Wenn diese Vereinigung nicht zu Stande kam, so lag dieses weniger an Mangel von Talenten des Herrn Decazes, die freilich sehr mittelmäßig waren, als an den übertriebenen Forderungen der Demokratie selbst. Herr v. Villele versucht seinerseits, eine vernünftige Aristokratie mit dem Königthum zu verschmelzen und wenn es ihm nicht gelingt, wird es an dem Eigensinne jener Aristokratie liegen. Man darf sich nicht verhehlen, daß das Unternehmen des Herrn v. Villele schwieriger ist, als das des Herrn Decazes; denn, wie der beredsamste unserer Schriftsteller gesagt hat: die öffentliche Meinung ist republikanisch (les idées du siècle sont republicaines).*) Es bedarf also Geist und Klugheit, dieser Neigung die Wage zu halten und wenn, während der Steuermann gegen Wind und Strömung kämpft, ein Theil der Mannschaft mit ihm zerfiele, so dürfte man den Steuermann nicht anklagen, wenn das Schiff auf der Ueberfahrt scheitern sollte.**)

Uebrigens befürchten wir einen solchen Ausgang nicht. Man kann ein sehr treuer Unterthan, ein sehr ergebner Royalist sein, ja sogar auch für die Monarchie etliche Feldzüge gemacht haben und dennoch von Verhandlungen nichts verstehen, die nothwendig gütlich

*) Es läßt sich denken, daß der Wortführer des Herrn v. Villele nicht in den Reihen der Liberalen den beredsamsten französischen Schriftsteller gefunden haben wird; also war hier Herr v. Chateaubriand gemeint. Nun wohl, dieser heftigste aller Aristokraten sagt es selbst, die öffentliche Meinung wäre demokratisch. Ihr stimmt dieser Ansicht bei und dennoch glaubt Ihr, die Welt ändern zu können? Man bekömmt den Schwindel, wenn man sieht, zu welchen Höhen menschlicher Hochmuth hinauf zu klettern wagt. Die öffentliche Meinung ist die See und man behandelt sie wie eine Suppe; Herr Decazes hat sie zu sehr gesalzen; Herr v. Villele will sie milder kochen. — Kinder werden darüber lachen!

**) Der Irrthum des Herrn v. Villele und vieler andern politischen Steuerleute unserer Zeit ist, daß sie die Demokratie für die Klippe und die Aristokratie für den Hafen ansehen, da doch umgekehrt die Aristokratie die Klippe und die Demokratie der Hafen ist. Wessen Schuld ist es nun, wenn das Schiff an der Klippe oder auch am Ufer scheitert, weil es dahin geworfen wurde? Es ist die Schuld derer, die es nicht dahin gelenkt.

betrieben werden müssen. Vielleicht macht sogar eine lange, freilich durch die edelsten Triebfedern verursachte und von der Gerechtigkeit der Regierung zu belohnende Abwesenheit weniger fähig, die Geschäfte des Landes zu verwalten, das man nicht kennt.*) Fern sei von uns der Gedanke, die Leitung dieser Geschäfte, selbst nur in den geringsten Einzelnheiten, in wenig sichere Hände zu geben; aber immerhin darf man sie nur geübten Händen anvertrauen. Das ist, wie uns scheint, der Grundsatz des Herrn v. Villele, ein Grundsatz, den ihm die Menschen, die ihn angreifen, schon vorgeworfen haben. Aber sie werden ihn nicht davon abbringen; denn wenn man es dahin gebracht hat, sein Land aus einer großen Gefahr zu retten, wenn man sich das Zeugniß geben darf, zur Bewahrung der Monarchie vor einem nahen Verderben**) etwas beigetragen zu haben, läßt man sich durch Salon-Gemurmel und die Mißbilligung einer kleinen Minorität nicht irre machen — einer Minorität, die niemals zufrieden ist und die, wenn sie es ja wäre, die Monarchie diesen vorübergehenden Triumph theuer bezahlen ließe.

Und man muß nicht glauben, daß Herr v. Villele nicht Mittel genug fände, jener Minorität zu widerstehen, wenn sie ihn nöthigte, mit ihr zu brechen, so geneigt auch die Kammer scheint, die Liberalen und ihre Grundsätze überall und zu jeder Zeit zu bekämpfen. Mehrere Abtheilungen der Kammer erschrecken schon im Stillen vor den Ausschweifungen, zu welchen man sie treiben möchte. Wir reden nicht von der äußersten Linken, die in der Unbedingtheit ihrer Ansprüche und der Strenge ihrer Theorien unverbesserlich ist; aber die große Masse der linken Seite, dem Herrn v. Villele so lange abgeneigt, als er es mit der äußersten Rechten zu halten scheint, würde jedem Ministerium zufallen, das sie der Macht ihrer erklärten Feinde entzöge.***) Die Menschen werden durch ihre eigenen Fehler klüger.

---

*) „Zu belohnende Abwesenheit!" Man will den Emigranten mit Hoffnungen den Mund stopfen. Es heißt, die ehemaligen Eigenthümer der Nationalgüter sollten entschädigt werden und das Ministerium wolle in der nächsten Sitzung der Kammern ein desfallsiges Gesetz vorlegen, um die heißen Royalisten etwas abzukühlen.

**) Aus welcher Gefahr, von welchem nahen Verderben Herr v. Villele die französische Monarchie glaubt gerettet zu haben, das wäre schwer zu errathen, wenn man nicht wüßte, was die Aristokratie unter einer verdorbenen Monarchie versteht. Alle Früchte, die nicht in ihren eigenen Mund fallen, sehen sie an, als wären sie am Baume verfault und zu Grunde gegangen.

***) Das ist eine leere Drohung, welche die rechte Seite nicht schrecken wird. Weder für diese noch für die linke ist eine Capitulation möglich. Es handelt sich zwischen beiden nicht um materielle Interessen, nicht um eine gewisse Summe, von

Der besonnene Theil der linken Seite sieht den Fehler ein, den sie begangen, als sie ein Ministerium stürzen halfen, das sich den Ausschweifungen der rechten Seite entgegengesetzt hatte. Dieser Umsturz hat ihnen nur die Wahl zwischen einer ungesetzlichen Revolution, oder einer geduldigen Unterwerfung unter ein System gelassen, das die Unterwerfung selbst nicht entwaffnet.*) Ferner, abgesehen davon, daß verständige und gewissenhafte Menschen gewaltsamen Mitteln nicht geneigt sind, hat auch die Erfahrung eine große Wahrheit verkündigt: die Revolutionen selbst gelingen nur, wenn ein Theil der Regierung sie begünstigt.**) Der 14. Juli hat stattgefunden, weil Necker Minister gewesen, der 10. August, weil ihn das Girondistische Ministerium vorbereitet hatte; der 9. Thermidor, weil das Comité des öffentlichen Wohls getheilt war; der 18. Fructidor, weil sich drei Mitglieder des Directoriums gegen zwei verschworen; der 18. Brümaire, weil sich zwei Mitglieder der nämlichen Verwaltung mit Buonaparte gegen die drei übrigen verbunden; der 31. März, weil sich Herr v. Talleyrand und der Senat für die Thronentsetzung erklärt hatten; der 5. September, weil die Herren Decazes und Lainé ihn hervorgerufen; der 29. Juni, ein 5. September im umgekehrten

---

der man abnimmt oder zu der man hinzufügt, bis sich beide Parteien verglichen haben; es handelt sich um moralische, nämlich um solche Interessen, aus welchen die materiellen fließen — es handelt sich um Grundsätze. Frankreich begnügt sich nicht mit der Nutznießung der Freiheit, es fordert sie als sein Eigenthum.

*) Es gibt noch ein Drittes, das zu wählen ist — eine gesetzliche Revolution, welches das französische oder jedes andere Volk, mit Einverständniß und Hilfe seines Fürsten, zu Stande bringt.

**) Man braucht diese Herren nur ungestört reden zu lassen, sie fangen sich früher oder später in ihren eigenen Wortschlingen. Es ist nichts wahrer, als was hier behauptet wird. Revolutionen gelingen nur, wenn ein Theil der Regierung sie begünstigt. Aber Leute, die selbst Theile der Regierung sind, sollten derlei Wahrheiten fein für sich behalten. Zu welchen Betrachtungen führen solche Plaudereien? Zu folgenden: die ewigen Declamationen gegen die Demokraten sind höchst lächerlich, denn nicht wer eine Revolution wünscht, sondern wer sie zu Stande bringt, ist der eigentliche Revolutionär. Ferner: Revolutionen entstehen nur, wenn eine Regierung mit sich selbst zerfallen ist. . . . Ich wollte nur zeigen, wie das unvorsichtige Wort unsers Schriftstellers gegen ihn gewendet werden könnte. Da es aber hier an der Wahrheit und nicht daran gelegen ist, einen Widersacher zu verwirren, so bemerke ich, daß sich der Vertheidiger des Herrn von Villele falsch ausgedrückt hat. Er hätte nicht sagen sollen: Revolutionen gelingen nur, wenn ein Theil der Regierung sie begünstigt, sondern: es ist ein untrügliches Zeichen daß eine Revolution gelungen, sobald ein Theil der Regierung sich ihr anschließt. Denn wenn sich die Beamten, Aristokraten und Hofleute auf die Seite der Demokratie schlagen, so kann man sich darauf verlassen, daß auf dieser Seite der Vortheil und die Macht ist.

Sinne, weil ihn das Ministerium gewollt hat. Also in dem, was am volksthümlichsten, wie in dem, was es am wenigsten war, bedurfte es eines Stützpunktes im Kreise der Macht; ohne diesen Stützpunkt geschieht nichts, und die Menschen, welche glauben, daß sie, ohne in der Regierung Verbündete und Gehilfen zu haben, blos indem sie die Volksmenge in Aufruhr brächten, irgend ein Ergebniß herbeiführen können, sind unruhige Köpfe oder geprellte Narren. Indessen hat seit dem Sturze des letzten Ministeriums Herr v. Villele noch nicht das gehörige Uebergewicht erlangt, um das ganze jetzige Ministerium an der Befolgung eines Systems zu verhindern, das einige Personen ängstlich zu machen scheint. Auf der linken Seite selbst gibt es viele Männer, die ihre Lage und die gegenwärtige Unmöglichkeit irgend eines verständigen Vergleichs zur Heftigkeit zwingt und die nach einem geordneteren Systeme schmachten und sich mit dem ganzen Gewicht ihrer Popularität und ihres Talents jeder Verwaltung anschließen würden, die sie aus ihrer peinlichen Lage befreite. Von dem linken Centrum, das wesentlich die Ruhe liebt, wäre dieses noch mehr zu erwarten, wenn man ihm einen verhältnißmäßigen Antheil der Macht und des Einflusses im Hintergrunde zeigte. Herr Ternaux steht jedem Minister, der nur nicht Contre-Revolutionär ist, viel näher, als er dem General Demarçay steht; und Herr Royer-Collard würde sich besser mit einem Manne von Geist, der halbconstitutionell wäre, verstehen, als mit Herrn Tarayre.*) Es soll nicht gesagt sein, daß nicht alle genannten Mitglieder der Opposition reine Absichten hätten; aber es ist offenbar, daß, wegen der Art ihres Geistes, wegen der Reden, die sie führen und der Wirkung, die diese hervorbringen, das linke Centrum sich nicht mit ihnen befreunden kann.

Die Abneigung, welche das linke Centrum vor den Ausschweifungen einer Partei hat, mit welcher es zu stimmen genöthigt ist, dieselbe Abneigung hegt das rechte Centrum gegen die äußerste Rechte.

---

*) Namen, nichts als Namen! Das ist die ewige Verblendung der Aristokratie. Sie verstehen sich nur auf Menschen, nicht auf die Menschheit und verwechseln die Uhr mit der Zeit. Alle Ereignisse, meinen sie, entsprängen aus kleinen Quellen, die man nur zu verstopfen brauchte, um den Geschichten ein Ende zu machen. Von den Schleußen des Himmels haben sie keine Ahnung und käme zum zweiten Male eine Sündflut, würden sie sagen: das ist eine Intrigue und hingehen, ihrer Quelle nachzuspüren. Ich glaube, wenn das gelbe Fieber über Paris käme und Benjamin Constant, Foy, Lafitte, Ternaux und die übrigen Häupter der liberalen Partei stürben daran — die Aristokraten würden sich die Augen reiben und sagen: Gott sei Dank, es war Alles nur ein Traum; heute ist Hirschjagd im Walde von St. Germain!

Herr Lainé ist eben so betrübt über die Declamationen des Herrn Duplessis Granedan, Herr Maine de Biran seufzt eben so laut über die ausschweifenden Reden der Herren Dudon, als Herr Benjamin=Delessert über die bittern und unüberlegten Ausdrücke gewisser Glieder der linken Seite. Allein, so wie die Gemäßigten des linken Centrums, seitdem die Kammer in zwei entgegengesetzte Hälften getheilt ist, geneigt sind, mit Allen, die zu ihrer Partei gehören, gemeinschaftliche Sache zu machen, weil sie zur Rechten die Contre=Revolution sehen, so schließt sich das rechte Centrum Männern an, deren Heftigkeit es keineswegs billigt, weil es die Revolution und die Anarchie*) zur Linken sieht. Ein Minister, welcher die verständigen Parteien von diesen zwei Gespenstern befreite, würde von der Mehrzahl der Kammer als ein Erretter angesehen werden. Das ist die Rolle, die Herr v. Villele spielen kann. Die Kammer ist müde, sich für Hirngespinnste zu bewegen, und da das Wahre sich nur in der Mäßigung findet, so braucht die Mäßigung nur zu erscheinen und alle Welt schließt sich ihr an. Herr v. Villele ist tausendmal stärker, als es sich diejenigen einbilden, die, weil sie ihm das Ministerium geschafft, glauben, er müsse es zu ihrem ausschließlichen Nutzen bewirthschaften. Wenn ein Mann nur durch eine Fraction gehoben wird, muß er sich von dieser Fraction leiten lassen und heftiger sein als sie selbst; mit einem Manne aber, der durch einen gegründeten Ruf von Weisheit und Kenntnissen zur Macht gelangt, ist es etwas Anderes.**) Hätte der König bei der Bildung des gegenwärtigen Ministeriums nur der ausgesprochenen royalistischen Meinung einen Triumph verschaffen wollen, so würde er auf der nämlichen Bank, aber gerade an dem dem Sitze des Herrn v. Villele entgegengesetzten Ende eine Wahl habe treffen können, die jener Meinung einen vollkommenen Sieg verschafft hätte. Er hat es nicht gethan und hiermit war die Linie gezeichnet, welche die königliche Weisheit nicht überschreiten wird.

---

*) Nicht die Revolution, die Contre=Revolution führt die Anarchie herbei; das sah man ehemals in Frankreich, das sieht man gegenwärtig in Spanien. Uebrigens ist die grammatische List, Revolution und Mordbrennerei als gleichbedeutend darzustellen, von keiner Wirksamkeit mehr. „Unsere glorreiche Revolution", sagen die redlichsten Engländer; es wird eine Zeit kommen, wo die Franzosen die gleiche Sprache werden führen dürfen.

**) Diesen Satz zu widerlegen ist die Sache des Herrn v. Peyronnet.

XLI.

Goethe's Briefwechsel mit einem Kinde.*)

> Ich dich ehren? wofür?
> Hast du die Schmerzen gelindert
> Je des Beladenen?
> Hast du die Thränen gestillet
> Je des Geängstigten?
> Goethe's Prometheus.

Die mißtrauische Stimmung, mit der ich das Buch in die Hand nahm, ging sogleich in eine freundliche über, als ich auf der zweiten Seite der Vorrede das Geständniß der Verfasserin las, daß sie an orthographischen Fehlern leide und mit Komma und Punkt nicht umzugehen wisse. Bei einer gebildeten Frau ist die Unorthographie die Blüte weiblicher Liebenswürdigkeit.

Auch in jeder andern Sprache geschrieben, selbst in der gebildeten, feinen und vornehmen Literatur der Engländer und Franzosen würden diese Briefe eines Kindes die höchste Auszeichnung verdienen und erhalten; aber als ein deutsches Werk sind sie von noch größerer Bedeutung. Ist es doch das erste Mal, daß wir deutschen Geist, ein Schiff mit reicher Ladung, auf offener See bei günstigem Winde mit geschwellten Segeln stolz dahin fahren sehen. Soll uns das nicht freudig überraschen, uns, die wir die deutschen Schiffe nur immer im Hafen sahen, einladend oder ausladend, aber bewegungslos?

Und Goethe ist der Anker dieses Schiffes! Bettina würde sagen: er ist mein Polarstern, mein Magnet und mein Steuermann. Geschwätz eines Kindes, worauf wir nicht achten. Goethe ist der Anker, und wie freuen wir uns darüber, wenn das kalte, harte, schwere und träge Eisen, so oft das Schiff ausgeschlafen, hinaufgezogen und mit fortgeführt wird, hin in das Ungewisse, getragen von dem Schwankenden, unter sich den Abgrund, hinter sich die Launen des Windes; und Alles ohne Rahmen, ohne Farbe, ohne Gestaltung!

Betet dieses Kind an, denn der Himmel ist in ihm, und erkennt, daß es einen Gott gibt und eine gerechte Vergeltung! Bettina ist nicht Goethe's Engel, sie ist seine Rachefurie.

Einst vor vielen Jahren schmolz wieder einmal der Schnee in unserm rauhen Lande, und die Herzen wurden wieder warm und Gedanken keimten wieder. Da ragte unter allen sprossenden Geistern einer hervor, mit tausend Knospen prangend, er allein ein ganzer Frühling. Die Götter sprachen: diesen Dichter wollen wir ehren durch unsere Gunst, denn er wird uns verherrlichen, uns und sein

*) Geschrieben in Auteuil bei Paris im Sommer 1835.

Vaterland, und sein armes Volk wird durch ihn erfahren, daß wir noch seiner gedenken in unserer Höhe. Sie sendeten dem Dichter einen ihrer vertrautesten Geister herab, ein holdes, zauberisches Wesen, das sich in irdischer Gestalt ihm näherte. Die schönsten Blumen, die süßesten Früchte brachte sie ihm dar. Sie war ihm Tochter, Freundin, Geliebte, und sang ihm vor mit Harfenstimme von ihrem Heimatlande, wohin sie ihn zu führen versprach. Goethe fühlte sich gerührt und immer tiefer und tiefer, und da, aus Furcht zu lieben, haßte er; denn Goethe haßte die Liebe, die ihm Tod, Fäulniß war, und er fürchtete den Tod; den Haß aber liebte er, denn er liebte das Leben, und im trennenden Hasse erkannte er allein das Leben.

Goethe schlug Mignon todt mit seiner Leyer und begrub sie tief, und verherrlichte ihr Andenken mit den schönsten Liedern. Die Todte versprach er sich zu lieben, behaglich, nach Bequemlichkeit, nach Zeit und Umständen, und so oft ihn die Optik, Karlsbad und seine gnädigste Herrschaft nicht in Anspruch nehmen.

Aber Mignon war keine Sterbliche. Noch einmal weinte sie, dann ließ sie ihre Hülle sinken und entschwebte. Oben aus einer Gewitterwolke rief sie herab: Wehe dem Undankbaren, der die Gunst der Götter verschmäht! Du hast mich nicht geliebt als Jüngling, so sollst du mich lieben als Greis; du hast mich nicht umarmt in den Tagen deiner Kraft, so sollst du mich umarmen in den Jahren deiner Ohnmacht; du hast mich von dir gestoßen, da ich deine Lust wollte sein, du sollst mich an deine Brust drücken, wenn ich deine Qual werde sein. Lebe nur fort in Hochmuth und Todesfurcht, einst erscheine ich dir wieder.

Und wie sie gedroht, vollstreckte sie. Nach vierzig Jahren kam sie wieder und nannte sich Bettina. Sie liebte ihn und er glaubte, sie spotte seiner; er liebte sie und sie heuchelte, es nicht zu glauben, und er hatte doppelten Schmerz und war sehr unglücklich.

Es fehlte der Frau von Arnim nur an einer größern Schaubühne der Beobachtung, einer solchen, wie sie in Deutschland Keiner findet; dort, wo für jede Loge ein eigenes Stück aufgeführt wird — nur daran fehlte es ihr, sonst wären ihre Briefe den interessantesten französischen Memoiren zu vergleichen, und wir hätten eine deutsche Sevigné, nur verschönert und veredelt durch jene Liebe und jene Tiefe des Gemüths, welche die deutsche Nation über die französische erheben. Die Verfasserin hat ein merkwürdiges Talent zu porträtiren, sowol Zeiten als Menschen, welches sich mit ihrem nationellen Talente, zu idealisiren, gar wohl verträgt. Es wäre gut, sie gründete eine Unterrichts=Anstalt für die historischen Professoren der deut=

schen Universitäten, welche die Kunst besitzen, sehr gute Geschichts-bücher zu schreiben, aber nicht die Kunst, sie lesen zu machen. Es wäre eine Kochschule, in der man lernte, wie aus den vortrefflichen Victualien der deutschen Literatur alles Zähe, alle Säure und fixe Luft zu vertreiben sei, damit sie zur wohlschmeckenden und gesunden Nahrung werde.

Wer Frankreich kennt, den Geburtsort der Verfasserin, und ihrem Buche die Bewunderung zuwendet, die es verdient, der wird nicht begreifen können, wie sie Freiheit des Geistes und des Herzens gewinnen konnte. Die Auflösung des Räthsels liegt darin: Frau von Arnim war eine Katholikin, sie gehörte zu den unterdrückten Volksclassen, sie war also Weltbürgerin, und dieses bewahrte sie vor der Engherzigkeit und der Philisterei, von der sich der Protestant Goethe, dessen Familie zur herrschenden Partei gehörte, nie losmachen konnte. Was machte Goethe, den größten Dichter, zum kleinsten Menschen? Was schlang Hopfen und Petersilie durch seine Lorbeerkrone? Was setzte die Schlafmütze auf seine erhabene Stirne? Was machte ihn zum Knechte der Verhältnisse, zum feigen Philister, zum Kleinstädter? Er war Protestant und seine Familie war rathsfähig. Er war schon sechzig Jahre alt, stand auf dem höchsten Gipfel seines Ruhms, und Weihrauchwolken unter seinen Füßen wollten ihn trennend schützen vor den niedern Leidenschaften der Thalbewohner; — da ärgerte er sich, als er erfuhr, die Frankfurter Juden forderten Bürgerrechte, und er geiferte gegen die „Humanitätssalbader", die den Juden das Wort sprächen. Ja, der Gott ärgerte sich und geiferte, und das Kind Bettina mußte ihm weiche Umschläge auf sein gichtisches Herz legen und ihn beschwichtigen, wie einen leidenden mürrischen Onkel!

Bettina liebte Goethe, wie einst Petrarca seine Laura; sie liebten beide nur die Liebe. Bettina kniete nicht vor Goethe, sie kniete in ihm; er war ihr Tempel, nicht ihr Gott.

Goethe war König, nicht der gemeinen, noch der vornehmen Geister, sondern ein König bürgerlicher Seelen. Ehrfurcht und Liebe umgaben ihn nicht, aber Bettelei und Dankbarkeit. Er war der Gönner der literarischen Gewürzkrämer, die Nationalgarde der Egoisten; verschmähend Alles, was Allen, hassend das, was den Besten gefiel. Er beschützte die Mittelmäßigkeit der Literatur und ließ sich von ihr bewachen.

Er schrieb dem Kinde: „dein Malen des Erlebten sammt aller innern Empfindung von Zärtlichkeit und dem, was dir dein witziger Dämon eingibt, sind wahre Original-Skizzen, die auch neben den

ernsteren Beschäftigungen ihr hohes Interesse nicht verläugnen; nimm es daher als eine herzliche Wahrheit auf, wenn ich dir danke." Wenn Goethe für Original=Skizzen dankt, kann Niemand an der Aufrichtigkeit seines Dankes zweifeln. Wären diese Briefe nicht Original=Skizzen gewesen, sondern an Alle geschrieben, gedruckt, dann hätte sie Goethe unleidlich gefunden. Daß er sie, selbst in ihrer ausschließlichen Beziehung zu ihm, zu würdigen verstanden, mußte er in seinem Geist, wir zweifeln nicht daran, sie als orientalische Poesie angesehen haben. War ihm ja der ganze Jean Paul nur unter dieser Vorstellung begreiflich und verzeihlich. Diese Weise der Anschauung und des Urtheils war begründet in Goethe's innerster Natur. Feuer, das nichts verzehrte, Licht, das nichts beleuchtete, Wärme, die nichts erwärmte, waren ihm grauenvoll. In der Kohle, in der Farbe, in der Kälte, die sondern und sperren, sah er allein das Leben. Stoffloses Feuer, farbenloses Licht waren seinem Herzen unverständlich, und seinem Verstande, seiner Wißbegierde nur als eine Seltsamkeit werth, die aus dem Morgenlande kam.

Frau von Sevigné, als einst Ludwig XIV. einen Menuet mit ihr getanzt, rief begeistert aus: es ist doch wahr, wir haben einen großen König! So haben gar viele Personen Goethe groß gefunden und bewundert, nur weil er so gnädig war, ihnen zu schreiben, weil er ein Brief=Menuet mit ihnen getanzt. Aber zu diesen eiteln Enthusiasten gehörte Bettina nicht; sie hatte ein zu großes Herz, um eitel zu sein. Aber wie konnte sie Goethe lieben und bewundern? Es ist das Geheimniß der Apokalypse, man kann hundert Auslegungen versuchen und des Unerklärlichen bleibt noch viel zurück.

Bettina hatte einen bewunderungswürdigen Höhesinn und eine unstillbare Kletterlust. Sie kletterte an Goethen hinauf wie an Thürmen, Mauern und Bäumen, und oben, wenn ihr warm geworden war von der Bewegung, glaubte sie, sie hätte oben die Wärme gefunden, und die schöne Aussicht, die sie auf der Höhe gewann, sie glaubte, die Höhe hätte sie geschaffen.

Da ihr Herz heller aufloderte, so oft Goethe es berührte, wähnte sie, von ihm käme seine Glut. Und doch war es nichts Anderes, als daß er Wasser in ihre Flamme spritzte. Wenn aber der Kälte zu viel kam, die Glut dämpfend, statt anzufachen, dann kam Bettina zur Besinnung und sie erkannte Goethe, und sie pochte mit ihrer Kinderhand zornig an seine eiserne Brust.

Wem hätte Goethe nicht wehe gethan, wer hätte nichts an ihm zu rächen? Darum wird es viele Tausende erquicken, wenn sie Folgendes lesen, was Bettina, überwältigt von ihrer sich nicht bewuß=

ten Sendung, von Zeit zu Zeit an Goethe schrieb. Kinder sagen die Wahrheit und Narren verbreiten sie. Aber wer wäre nicht gern ein Kind mit diesem Kinde, ein Narr mit dieser Närrin.

„Ich habe von der Mutter viel gehört, was ich nicht vergessen werde, die Art, wie sie mir ihren Tod anzeigte, habe ich aufgeschrieben für dich. Die Leute sagen, du wendest dich von dem Traurigen, was nicht abzuändern ist, gerne ab; wende dich in diesem Sinne nicht von der Mutter ihrem Hinscheiden ab, lerne sie kennen, wie weise und liebend sie gerade im letzten Augenblicke war und wie gewaltig das Poetische in ihr."

„Bei der Hand möchte ich dich nehmen und weit wegführen, daß du dich besinnen solltest über mich, daß ich dir in einem Gedanken aufginge, als etwas Merkwürdiges, dem du nachspürest, z. B. einem Intermaxiliarknochen, über den du dein Recht in so eifriger Correspondenz gegen Sömmering behauptest; sag mir aufrichtig, werde ich dir so wichtig sein als ein solcher todter Knochen?"

„Ich möchte zum Wilhelm Meister sagen: Komm, flüchte dich mit mir jenseits der Alpen zu den Tyrolern, dort wollen wir unser Schwert wetzen und das Lumpenpack von Komödianten vergessen, und alle deine Liebsten müßten dann mit ihren Prätensionen und höheren Gefühlen eine Weile darben; wenn wir wiederkommen, so wird die Schminke auf ihren Wangen verbleicht sein und die flornen Gewande und die feinen Empfindungen werden vor deinem sonnenverbrannten Marsantlitze schaudern."

„Ja, ich glaub's, daß ich dir lieb bin, trotz deinem kalten Briefe; aber wenn deine schöne Mäßigung plötzlich zum Teufel ging, und du bliebst ohne Kunst und ohne feines Taktgefühl, so ganz wie dich Gott geschaffen hat, in deinem Herzen, ich würde mich nicht vor dir fürchten wie jetzt, wenn ein so kühler Brief ankommt, wo ich mich besinnen muß, was ich denn gethan habe."

„Ach du hast einen guten Geschmack an Frauen, Werther's Lotte hat mich nie erbaut, so geht mir's auch mit Wilhelm Meister; da sind mir alle Frauen zuwider, ich möchte sie alle zum Tempel hinausjagen."

„Ach, Goethe, laß dir keine Liedchen vorlallen und glaube nicht, du müßtest sie verstehen und würdigen; ergib dich auf Gnade und Ungnade, leide in Gottes Namen Schiffbruch mit deinem Begriff. Was willst du alles Göttliche ordnen und verstehen, wo's herkommt und hin will."

„Ja, das hat Christian Schlosser gesagt: du verstündest keine Musik, du fürchtetest dich vor dem Tod und habest keine Religion."

Und in einem langen herrlichen Briefe über Musik erzählt Bettina, so oft sie spiele oder singe, kämen in ihrem Zimmer eine Maus und eine Spinne aus ihrer Verborgenheit vor und äußerten bei den Tönen das lebhafteste, freudendurchdrungenste Mitgefühl. Dann spricht sie fortfahrend zu Goethe: „Diese beiden kleinen Thierchen haben sich der Musik hingegeben; es war ihr Tempel, in dem sie ihre Existenz erhöht, vom Göttlichen berührt fühlten, und du, der sich bewegt fühlt durch die ewigen Wellen des Göttlichen in dir, du habest keine Religion? Du, dessen Werke, dessen Gedanken immer an die Muse gerichtet sind, du lebtest nicht im Element der Erhöhung, der Vermittlung mit Gott?"

„Du bist ein koketter zierlicher Schreiber, aber du bist ein harter Mann; die ganze schöne Natur, die herrliche Gegend, die warmen Sommertage der Erinnerung — das Alles rührt dich nicht, so freundlich du bist, so kalt bist du auch."

Einmal schickte Bettina Liebes-Aepfel an Goethe. Darauf schrieb er ihr: er habe sie nach deren Empfange an eine Schnur gereiht, ans Fenster in die Sonne gehängt und Farbenbeobachtungen dabei angestellt. Nicht einmal die Dankbarkeit konnte diesen kalten Mann erwärmen, ihn, der doch so gern Geschenke nahm. Man muß es ihm verzeihen, daß er so gern Geschenke nahm, ja oft erbettelte; Goethe war der ärmste Mann seines Landes und seiner Zeit. Er konnte nur genießen, was er besaß, und er besaß nur, was unter seinen Augen stand, was er mit den Händen fassen konnte. Sein Gaumen hatte keine Phantasie. Für ihn gab es keine Erinnerung, keine Hoffnung, keine Sehnsucht, keine Gläubigkeit.

Kein erhabner Mensch, kein großer Fürst, kein Gott hat je eine seelenvollere, glühendere, herzinnigere Anbetung gefunden, als sie Goethe von Bettinen empfing. Ihre Briefe sind Gebete des Geschöpfes an seinen Schöpfer, jedes Wort zu seiner Verherrlichung. Ein Gott selbst hätte solche Lobpreisungen nur mit Rührung und Demuth aufgenommen und gesagt: ich will werden, was ich scheine. Wie aber nahm sie Goethe auf? Bettinens Gefühle fand er oft zu natürlich, ihre Gedanken zu roh, und dann schickte er sie ihr gekocht zurück. Die Prosa ihrer Briefe putzte er in Poesie, machte Sonette daraus, und besang und verherrlichte sich selbst mit der erstaunenswürdigsten Sachdenklichkeit. Bacchus, obzwar Herr des Weins, wird doch oft sein Diener und berauscht sich selbst; aber Goethe hat einen starken, felsenfesten Kopf; er kann Fässer seines Lobes austrinken und es schwindelt ihn nicht und er wankt nicht.

Goethe hatte weder Sinn noch Geist für edle Liebe, er verstand

ihre Sprache nicht, noch ihr stummes Leiden. Die Liebe, die er begriff, die ihn ergriff, das war die gemeine, jenes Herzklopfen, das aus dem Unterleibe kommt; und selbst in dieser galt ihm nur geliebt werden, lieben galt ihm nichts. Abends, wenn Goethe müde war vom Stolze, ward er eitel, sich auszuruhen. Man mustere die liebenden Paare, die durch seine Dichtungen streichen, loses Gesindel, das in allen Reichsstädten dem Consistorium zugefallen wäre. Die glückliche Liebe ist ein Verbrechen, die unglückliche ein verbrecherischer Wunsch. Sinnlichkeit, Eitelkeit, Heuchelei mit Stickereien von blumigen Redensarten als Schleier darüber. Seine geliebten Frauen sind Maitressen, seine geliebten Männer Günstlinge und bezahlt. Die Liebeswirthschaft in Wilhelm Meister hätte die Polizei keinen Tag geduldet, wären nicht Barone und Gräfinnen dabei im Spiele gewesen.

Goethe fürchtete sich vor der Liebe, denn Alles, was er nicht mit Händen greifen konnte, war ihm Gespenst. Er schlug sie todt auf seine gewohnte Weise. Die Liebe war ihm Chemie des Herzens, Sympathie nannte er Wahlverwandtschaft. Er stellte die Liebe in gut verstöpselten Gläsern in sein Laboratorium und da war ihm wohl.

Bettina erzählt Goethen von seinen Kinderjahren, was sie von seiner Mutter gehört: „Einmal stand Jemand am Fenster bei deiner Mutter, da du eben die Straße herkamst mit mehreren anderen Knaben; sie bemerkten, daß du sehr gravitätisch einherschrittest und hielten dir vor, daß du dich mit deinem Geradehalten sehr sonderbar von den andern Knaben auszeichnetest. Mit diesem mache ich den Anfang, sagtest du, und später werde ich mich noch mit Allerlei auszeichnen."

Knaben, die sich gerade halten, werden Männer, die sich bücken, und darin hat sich Goethe ausgezeichnet, er hat sich tief gebückt vor Allen, die sich noch gerader gehalten als er.

Seine Mutter erzählt weiter: „In seiner Kleidung war er nun ganz entsetzlich eigen; ich mußte ihm täglich drei Toiletten besorgen. Auf einen Stuhl hing ich einen Ueberrock, lange Beinkleider, ordinäre Weste, stellte ein Paar Stiefel dazu. Auf den zweiten einen Frack, seidne Strümpfe, die er schon angehabt hatte, Schuhe u. s. w. Auf den dritten kam Alles vom feinsten, nebst Degen und Haarbeutel. Das Erste zog er im Hause an, das Zweite, wenn er zu täglichen Bekannten ging, das Dritte zur Gala."

Goethe war stolz und hochmüthig, aber alle seine großen Gaben berechtigten ihn zu keinem Stolze; denn die Gaben, die allein dazu berechtigen, fehlten ihm: Muth und Seelengröße. Und ist man ein

Dichter ohne Muth? Wahrheit und Schönheit sind verzauberte Prinzessinnen. Gar manchen Riesen und Drachen mußte man erlegen, durch Feuer und Wasser gehen, über einen Draht reiten, um sie zu erlösen. Aber Goethe ist auch kein Dichter; die Muse war ihm nie vermählt, sie war seine Dirne, die sich ihm hingab für Geld und Putz, und Bastarde sind die Kinder seines Geistes.

Ja, wahrlich, Goethe mußte, um seine Freundin erträglich, um sie nur begreiflich, und in seinem Naturalien-Cabinet ein Schubfach für sie zu finden, sie als seine Hofnärrin betrachten.

Wenn Bettina ihre schöne Begeisterung für die Treue, den Heldenmuth der Tyroler, und ihren Schmerz und Zorn bei Hofers Tod Goethen anvertraut und von ihm Verständniß, Erwiderung ihrer Gefühle erwartet, muß man da nicht laut auflachen über das närrische Kind, das seiner Puppe seine Leiden vorweint? Und möchte man nicht laut aufweinen, wenn man gewahrt, wie ein so bedeutender Mann als Goethe vor jeder Empfindung bleich wird und zittert, weil er die hypochondrische Einbildung hat, das Herz wäre von Glas und müsse brechen von einer heftigen Berührung? Ja, wahrlich, Goethe hatte eine fixe Idee, so traurig, als man nur je eine im Irrenhause fand. Die Natur verwahrt alle ihre Kleinodien in Futteralen, wie der Mensch, aber für Goethe galten die Futterale selbst als Kleinodien; innen die Kostbarkeiten gewahrte er gar nicht, und wenn ja, betrachtete er sie als eingeschlossene Diebe, die seinen Schatz bedrohten. Goethe hatte eine lächerliche Schachtelwuth; er nannte das Kunstliebe, seine Verehrer nannten es Kunstkennerschaft, Sachdenklichkeit. Aber es war eine betrübte Kunstliebe, eine lächerliche Kunstkennerschaft und eine wahnsinnige Sachdenklichkeit. Jedes Kunstwerk ist der sterbliche Leib eines unsterblichen Gedankens, die Versinnlichung des Uebersinnlichen. Aber für Goethe war ein Kunstwerk der Sarg einer Idee, und hörte er etwas sich darin rühren, floh er entsetzt davon, ihm schauderte vor den lebendig Begrabenen.

Es gibt keine Staatsgeheimnisse mehr. Goethe's ehemalige Minister und Günstlinge werden freilich die Verwirrungen ihres Gebieters auch nach dessen Tode nicht verrathen; aber mögen sie schweigen so tief sie wollen, wer erräth es nicht, daß Bettina Goethe's Quälgeist war und daß sie ihn mit ihren Briefen, mit ihren Besuchen oft zur Verzweiflung gebracht haben mußte? Mit ihrer Begeisterung, ihrer Schwärmerei, ihrer schattenlosen Mittagsglut, ihren Gedanken, Sternschnuppen gleich, dem Kometenwandel ihrer Phantasie konnte Goethe's Sachdenklichkeit nicht fertig werden. Nicht in seiner Gemälde-Galerie, nicht in seinem Naturalien-Cabinette wollte

sie still halten, ja aus dem festesten unterirdischen Gedichte wußte sie zu entspringen. Das Eine, was ihm mit ihr gelang und ihn vor Trostlosigkeit auf kurze Zeit schützte, war, daß er sie wie Sand auf eine Glastafel streute und sie zu Chladnischen Klangfiguren formte. Aber wie lang hilft das und wie wenig! Hatte sie anschwindelnd getanzt bis zur willkommenen Gestaltung — ein Lüftchen, und sie stäubte wieder auseinander.

Nach einer langen Reihe von Briefen, worin sie mit Goethe von Musik, von Liebe, von der schöpferischen Natur, von Freiheit, von Vaterland, von Andreas Hofer's Tode gesprochen, schrieb ihr der bebetrübte Freund zurück: „Indem ich nun deinen letzten Brief zu den andern lege, so finde ich abermals mit diesem eine interessante Epoche abgeschlossen. Durch einen lieblichen Irrgarten zwischen philosophischen, historischen und musikalischen Ansichten hast du mich zu dem Tempel des Mars geleitet.“ Um den Lichtwechsel und den launischen Gang der Liebe zu begreifen, mußte er sich das Herz als einen englischen Garten vorstellen, und um aus Andreas Hofer etwas zu machen, ließ er ihn als einen Priester des Marstempels gelten. Der unglückliche Mann, der nur in einem Kerker ruhig schlafen konnte!

Goethe hat nur das Räumliche und das Zeitliche verstanden, das Unendliche und die Ewigkeit verstand er nicht; aber unsterblich ist nur, wer die Unsterblichkeit begreift. Lächerlicheres gibt es nichts auf der Welt, als Gott und Teufel, wie sie Goethe in seinem vielgepriesenen Faust dargestellt; Goethe hat Gott und Teufel nach seinem Ebenbilde geschaffen. Dort ist Gottes Weisheit, fünf gerade sein lassen; und des Teufels Klugheit, es mit Gott nicht zu verderben, weil er doch ein vornehmer Herr ist.

Hätte Bettina die schöne Musik ihres Herzens vor rohen Ohren hören lassen, vor einem Philister ihrer Vaterstadt, vor einem Sachsenhäuser, der aus dem Aepfelwein seine Begeisterung schöpft — es hätte uns gewundert, aber nicht verdrossen. Wir hätten gedacht: sie ist ein Sonntagskind, die einen edlen Geist da erkennt, wo wir Wochenmenschen nur die rohe Hülle sehen. Aber daß sie sich Goethen zugewendet, der seinen ganzen Schatz an den Koffer verwendet, der bei andern großen Geistern den Schatz einschließt; den jeder Alltagsmensch begreift, nach seinem vollen Werthe schätzt, weil er nichts zu errathen übrig läßt, weil er sein eigner Hintergrund ist — das betrübt uns.

Goethe hat nur verstanden, was todt war, und darum tödtete er jedes Leben, um es zu verstehen. Nicht die Natur, nicht den

Menschen faßte er. Er zerstückelte das Leben in seine Glieder, in seine einzelnen Organe und zeichnete sie sehr richtig, wie in den besten anatomischen Kupfertafeln. Freilich findet ihr Alles in seinen Schriften, Hand und Fuß, Rumpf nnd Schädel, Herz und Nieren; aber setzt sie nur zusammen, macht einen lebendigen Menschen daraus, wenn ihr könnt. Ihr findet freilich Sterne und Götter in seinen Dichtungen, aber gerissen aus ihrer Liebesbahn, ihr macht nie einen Himmel daraus. Goethe lebt nur in seinen Liedern, da allein ist er ganz und vollständig; denn das Lied ist die Scheidemünze der Poesie, die sich nicht mehr theilen läßt, die nicht mehr gewechselt werden kann.

Bettina ist ein reichbegabtes, gottgesegnetes Kind, das wir lieben und verehren müssen. Sie ist glückliche Gespielin der Blumen, Vertraute der Nachtigall; sie verstand die Sprache der Stille, der Goethe taub war, und wußte das Mienenspiel der stummen Natur zu deuten. Ihr waren die Sterne näher, sie leuchteten ihr, wie uns Mond und Sonne. Ihr Buch ist ein Gedicht und ihr Leben ein holdes Märchen. Goethe's Nachwelt ist auch die ihre, sie richtet beide. Wird Goethe verurtheilt, ist Bettina freigesprochen, wird Goethe freigesprochen, ist Bettina schuldig. Goethe nannte sie eine Närrin, und er mußte wol; denn Bettina selbst sagt es: „Narrheit ist die rechte Scheidewand zwischen dem ewig Unsterblichen und dem zeitlich Vergänglichen."

Goethe wagte sich nicht zu berauschen im Weine der Begeisterung. Er hätte Wasser in den Nektar selbst gemischt und ihn wie Arznei getrunken, in Maß und Zeit.

Bettina besiegte Goethen, aber nicht wie die Liebe besiegt; er floh vor ihr, und so eilig und angstvoll, daß er nicht einmal seinen Körper mitnahm.

Die Biene erquickt uns nicht blos mit Honig, sie spendet uns auch das Licht der Nacht. So soll auch der Dichter sein: süß dem Freudedurstigen, leuchtend in der Dunkelheit der Trauer. Goethe war nur das Erstere, der Dichter der Glücklichen, er war nicht der Dichter der Menge. Keiner weint an seinem Grabe, denn nur die Unglücklichen haben Thränen.

Goethe hat nur immer der Selbstsucht, der Lieblosigkeit geschmeichelt; darum lieben ihn die Lieblosen. Er hat die gebildeten Leute gelehrt, wie man gebildet sein könne, freisinnig und ohne Vorurtheile und doch ein Selbstling; wie man alle Laster haben könne ohne ihre Rohheit, alle Schwächen ohne ihre Lächerlichkeit; wie man den Geist rein erhalte von dem Schmutze des Herzens, mit Anstand

sündige und den Stoff jeder Nichtswürdigkeit durch eine schöne Kunstform veredele.· Und weil er sie das gelehrt, verehren ihn die gebildeten Leute.

Goethe hat sich mit wenigen Worten treffender und wahrer geschildert, als es irgend ein Anderer vermöchte. Er sagt in seinem Leben: „Es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als eine Unordnung ertragen.“ So war Goethe immer und überall, so hat er sich gezeigt in allen seinen Worten und Handlungen. Wenn edle Menschen sich gegen ihre böse, tyrannische Natur empören, sich von ihr frei zu machen suchen, war es Goethe's Weisheit, sich ihr zu unterwerfen mit Lakaien-Demuth. Die Liebe, die alle Trennung aufhebt, die kunsttödtende, galt ihm für Unordnung. Für Unordnung galt ihm, wenn die Macht wechselte, wie Alles wechselt, und von dem Starken zu dem Schwachen, von den Unterdrückern zu den Unterdrückten überging. Goethe war ein Stabilitäts-Narr, und die Bequemlichkeit war seine Religion. Er hätte gern die Zeit an den Raum festgenagelt. Das gelang ihm nicht, aber es gelang ihm, sein Volk aufzuhalten, da er lebte und noch nach seinem Tode; denn über seine Leiche muß es schreiten, will es zu seinem Ruhme und seinem Glücke kommen.

Blind ist jede Liebe, aber blinder hat sie sich noch nie gezeigt, als bei Bettina. Ihr Buch, bekannt gemacht zur Verherrlichung Goethe's, hat seine Blöße gezeigt, hat seine geheimsten Gebrechen aufgedeckt. Die arme Bettina rieb sich die Hände wund, ihren Gott zu reinigen, es gelang ihr nicht; sie hat ihm manchmal den Kopf gewaschen, aber das Herz konnte sie ihm nicht waschen. Wäre die Liebe nicht blind, hätte sie statt zu Goethe für ihn gebetet, gebetet mit seinen eigenen schönen Woten:

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke sein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tausend Quellen
Neben dem Durstenden
In der Wüste.

Briefe aus Frankfurt.

I.

Frankfurt am Main, den 1. October 1820.

Unsere Messe ist jetzt verschieden; sie soll ein seliges Ende genommen haben, und man lobt sie sehr wegen ihrer guten Eigenschaften. Worin diese aber bestanden, das zu erzählen muß ich andern Biographen überlassen. Uns Glückliche, die wir nur zum Essen geboren sind (fruges consumere nati), berührt der Großhandel gar nicht, und es ist uns sehr gleichgültig, ob die Seidenzeuge flau gingen, ob die Baumwollenwaaren überführt waren, ob das Sohlleder stark gezogen, oder ob von allen dem das Gegentheil stattgefunden. Eine seidene Weste, Battist zu Halstüchern, ein paar Stiefel, das behält seinen unabänderlichen Preis, der Handel mag gut oder schlecht gehen, so wie auch der Schoppen Wein in den hiesigen Gasthäusern nie wohlfeiler wird und wenn hundert weinreiche Jahre auf einander folgten. Wichtiger als etwas Kosmologisches ist der Staatspapierhandel, wobei von gedankenlosen Vätern der Wohlstand der Enkel auf dem Halme verschachert wird. Der Cours schwankte seit acht Tagen wie ein Schiff auf stürmischem Meere, und dennoch wagt es die tollkühne Habsucht, selbst mitten im Sturme aus dem Hafen zu laufen. Der Handel mit Staatspapieren ist hier vorzüglich in den Händen der Juden, und bei der südlichen Beweglichkeit dieses Volkes und der Oeffentlichkeit ihrer Empfindungen und Gedanken kann Jeder, der sich nur etwas auf die Chiromantie versteht, an den Fingern der von der Börse zurückkehrenden Asiaten abzählen, ob eine feindliche Einmischung in die Sache Neapels erwartet werde oder nicht, und was man von Troppau hoffe oder fürchte.

Die besten Meßgeschäfte hat unsere Bühne gemacht, und zwar in Colonialwaaren, denn der Indianische Gaukler gehört unstreitig darunter. Das war ein Leckerbissen! Ein wahres indianisches Vogelnest! Bei neun Vorstellungen war das Haus jedesmal übervoll; die Dividende unserer Ostindischen Compagnie kann nie so hoch gestanden haben. Es ist wahr, der Equilibrist hat das Mög-

liche gethan, und es wäre zu wünschen, man stellte ihm Europa auf die Nase, damit es im Gleichgewichte erhalten werde, was jetzt Noth thut. Sein Spiel mit den Messern und Kugeln war so meisterhaft, wie selten ein Spiel auf diesen Betern sich zeigt, und wenn er das lange Schwert verschlang, so hätten Aerzte schon das Zusehen als Vomitiv verschreiben können. Unser vortreffliches Orchester — das ganze vollständige von vierzig Mitgliedern, nicht, wie bei gewöhnlichen Schauspielen von Schiller, Müllner, nur ein Theil desselben — hatte die Ehre, dem Indianer zu seinen Schwebekünsten Walzer, Menuets und Hopsangloisen vorzuspielen, wozu jener sein Gigidi Gagidi halb sang, halb sprach, welches der Musik etwas Erhabenes verlieh. Die dramatischen Stücke, welche den Darstellungen des Gauklers jedesmal vorausgingen, waren gut gewählt, nämlich die allerschlechtesten; denn die Ostindische Compagnie dachte mit Recht, sie müsse diese Gelegenheit benutzen, den alten Babel des Repertoirs an den Mann zu bringen. — Weniger glücklich war die Theaterdirection mit den neuen Stücken, die sie zur Schau gab. Es waren deren vier an der Zahl; drei derselben wurden mehr oder weniger ausgepfiffen, und das vierte hätte verdient ausgepfiffen zu werden. Den Anfang machte die Oper Emma von Meyerbeer. Es soll diesem jungen Tondichter nicht aller Werth abgesprochen werden; nachsichtige Kenner sagten, in der Instrumentirung sei er nicht ohne alles Talent; vielleicht hat auch Herr Meyerbeer seitdem Besseres geliefert. Aber in der Oper Emma zeigte er sich als einen Petit-maître, der italienischen Weiberchen den Hof macht. So parfümirt, so überzuckert ist diese Musik, daß selbst die Rossinische Pfeffer und Salz dagegen ist. Dann kamen die beiden Gutsherren von Voß. Wir Frankfurter sind sonst sehr genügsam, und verzehren die dramatischen schwarzen Suppen, die man uns vorsetzt, gleich den besten Spartanern, mit der größten Eßlust; aber diesesmal war es gar zu arg, und wir konnten uns des Pfeifens nicht enthalten. Seitdem die liebe Sonne durch die Dachfenster der Poeten fällt, ist so etwas Abgeschmacktes nicht verfertigt worden. Das dritte ausgezischte Stück war das lustige Beilager, ein komisches Singspiel von Wenzel Müller, dem berühmten Componisten des Sonntagskindes. Ich thue dem Herrn Wenzel Müller ein klein wenig Unrecht, wenn ich sage, er hat die beiden Gutsherren in Musik gesetzt. Das vierte neue Stück, welches den Leuten gefallen mußte, weil es nicht ganz so schlecht war als die vorhergehenden, war Zieglers 24jähriger Hausdoctor, der sich so lange unsern Kennerblicken bescheiden zu entziehen wußte. Indessen das wahre Verdienst dringt

endlich durch. — Dem. Fischer vom Braunschweiger Theater hat einige Gastrollen gegeben: eine vortreffliche Sängerin, wie wir seit lange keine gehört haben. — Man hat den Verstand gehabt, den Herrn Mals, einen Mann, der Kunstliebe mit derjenigen Gabe verbindet, welche die Regel ins Leben einzuführen versteht, bei der Theaterverwaltung anzustellen. Wenn man auch den Verstand hätte, seinen Rath zu befolgen, dann ließe sich für die Wiederherstellung unserer kränkelnden Bühne noch Hoffnung schöpfen. —

Wir haben uns der willkommenen Besuche fremder Tonkünstler zu erfreuen gehabt. Canonya, ein Portugiese, ließ uns sein Spiel auf der Clarinette bewundern; und der Flötenspieler Drouet aus Paris erwarb sich das einstimmige Urtheil der Kenner und Kunstfreunde, daß er Alle, die je hier auf diesem Instrumente gehört worden sind, weit hinter sich zurückläßt. Ein eigentliches Concert konnten diese beiden Tonkünstler nicht geben, da ihnen sämmtliche Mitglieder des Theater-Orchesters ihre Begleitung versagten, obzwar an jenen Abenden keine Oper war. Diese Herren hatten von der Theaterdirection die Weisung erhalten, während der Messe an keinem Concerte fremder Tonkünstler Theil zu nehmen, damit Letztere sich abschrecken ließen und die Leute genöthigt würden, aus Mangel anderer Unterhaltung ins Theater zu gehen. Ich überlasse es der Empfindung und der Sprachkenntniß der Leser, für diese schimpfliche Schacherei mit der Kunst sich einen Ausdruck zu schaffen. Dahin wird es der hier so verderblich herrschende Zunftgeist noch bringen, daß man Frankfurter Bürger wird sein müssen, um einheimische Ohren mit einem Flöten-Adagio entzücken zu dürfen.

Auch an Schauspielen anderer Art fehlte es uns nicht, und ein hoher Adel und das verehrungswürdige Publikum (so lautete die Einladung) hatten kaum Zeit genug, Alles zu sehen. Herr Lion aus Wien zeigte „eine große akademische Kunstgalerie, bestehend aus mehr als 130 Statuen in natürlicher Lebensgröße." Daß aber diese Statuen aus Wachs waren, davon meldete der Anschlagzettel nichts. Die übrigen Künstler übergehe ich, um von Herrn Rovère zu sprechen: Monsieur Jules Rovère, prestidigitateur, wie er sich nannte, gab jeden Abend „Spectacle des délassements à la mode." Die Athenienser hätten seine Ankündigung besser verstanden als wir. Scènes mimo-pyrotechniques, rabdomancie, pseudoplepsie, dactyliomancie, cartomancie, necromancie, phantasmagorie, waren unsern deutschen Ohren fremde Wörter. Die Augen mußten die Dolmetscher machen. Herr Rovère, ein schöner, artiger, junger Mann, machte besonders bei der weib-

lichen Welt sein Glück, auch beschäftigte er sich immer mit derselben. Schlau war der Franzose. So oft er mit einem Kasten einen Taschenspielerstreich machen wollte, gab er ihn schönen Mädchen in die Hände, um untersuchen zu lassen, qu'il n'y a pas de double fond. Aber die Innenseite des Deckels war mit einem Krystall-Spiegel bekleidet, und die Schönen hatten die flüchtige Minute besser zu benutzen als zur Erforschung des double fond. Die Eine und die Andere ward in Verlegenheit gesetzt, indem sie in das Spiel des Gauklers mit eingeflochten wurde. Ein hoher Adel war hier schon mehr auf seinem Platze, aber das verehrungswürdige Publikum kam nicht selten in große Noth, wegen des Französischsprechens. Ein junges, schönes Mädchen ließ mich über drei Sitzreihen weg durch einen Knaben fragen, wie Kreuz sieben heiße? (Diese Karte hätte sie sich in den Sinn genommen, und sie müsse dieses öffentlich erklären.) Da ich in Paris war, konnte ich guten Bescheid geben. Ein ehrlicher Bürger in meiner Nähe war voreilig und reichte, als der Prestidigitateur ein Stück Geld forderte, einen Thaler hin mit den Worten: la-voisi! Der gute Mann hatte das noch von der Einquartirung der alten Garde übrig behalten. Aber der Satan von Franzose hielt ihn jetzt fest und hielt ganze meidingerische Gespräche mit ihm, daß man Mitleiden haben mußte. Herr Rovère hat wirklich geleistet, was von seiner Kunst gefordert werden darf. Aber mit dem zweiten Theile seiner Schauspiele hatte er sich sehr verrechnet. Nämlich nach Beendigung der magischen Vorstellungen im Saale wurden die Zuschauer in einen daranstoßenden Garten geführt. Grande illumination en verres de couleurs représentant l'empire de Circé, parades, scènes mimiques, chant français et italien, danses, fanfares, scènes mimopyrotechniques, alles das ließ man sich einige Male gefallen. Herr Rovère aber hatte sich nicht sowol Wirkung von der glänzenden Beleuchtung versprochen, als von der Beleuchtung, da wo sie aufhörte glänzend zu sein. In abgelegenen Lauben und Baumgängen sollten spärliche Lampen die Dunkelheit verrathen, und die Rückkehr der Besuchenden sichern. Wir soliden Frankfurter aber gingen mit Weib und Kind um 9 Uhr nach Hause, und der Franzose war ganz verblüfft, daß wir von der großen Armee so wenig Lebensart gelernt hatten.

Der stille Fleiß unserer hiesigen Literatoren hat einige wichtige Erzeugnisse an den Tag gebracht. Herr Senator von Meyer, einer der ersten Gottesgelehrten Deutschlands, hat ein Sendschreiben an den Professor Marheinecke zu Berlin drucken lassen, worin er auf Verlangen Auskunft gibt, wie er als Rechtsgelehrter dazu

gekommen, sich mit dem Bibelstudium zu beschäftigen. Der Verfasser kehrt zu den Jahren seiner Jugend zurück, da er die Akademie verließ und ins bürgerliche Leben eintrat. Er sagt: „Körperliches Mißbehagen stumpfte meine muntere Thatkraft ab, und die ernsthaften Schickungen der Zeit verwickelten mich endlich in ihre eisernen Netze. Ohne jemals an den politischen Weltveränderungen thätigen Theil zu nehmen, wurde ich von ihnen allen ein geschlagenes, obwol dennoch geschontes Opfer. Die glänzendsten Aussichten auf mein weiteres Leben gingen mit dem vielfachen Umsturz der Dinge unter; der Besitz und die Anwartschaft von wichtigen deutschen Staatsämtern wurden mir durch Ländertausch und Aufhebung der Behörden zernichtet, ich wandelte zwischen den Schrecken des Kriegs und auf den Trümmern gewesener Herrlichkeit. . . . Das Nachtstück der Zeit und meine verjährten Leiden, da ich schon Hausvater war, brachten mich allmählich zu ernsterer und hellerer Besinnung." Da durchfurchte die Gnade des Herrn den Acker seines Herzens, und der Gedanke keimte hervor, „Vater, mache mich zu einem deiner Taglöhner!" Auf diese Weise wurde Herr von Meyer zum Bibelstudium geleitet, und die Vorsehung war ihm hierbei so behilflich, daß sie ihm alle philologischen Hilfsmittel zufließen ließ, deren er bedurfte. „Die besten ältern und neuern Bibelübersetzungen, lateinische Commentarien und Scholien . . . wurden mir wie durch unverkennbare Schickung in Versteigerungen und sonsten zugeführt." — Von demselben Verfasser sind erschienen: „Blätter der höheren Wahrheit, mit besonderer Beziehung auf Magnetismus." Zweite Sammlung. — Der Sänger des Luther, Herr Dr. Friedrich, hat herausgegeben: „Heliodor, des Jünglings Lehrjahre." Die Ober-Postamts-Zeitung vom 20. September hat zur würdigen Feier dieses Tages einen Auszug mitgetheilt, worin der Verfasser die Jünglinge belehrt, wie sie sich als Staatsbürger zu betragen hätten. — Von Professor Hufnagel ist erschienen: „Das Leben Jesu von Nazareth. Für kindliches Herz, Bedürfniß und Leben." Zwei Theile. Das Werk wird sehr gelobt wegen Gehalt und Form.

II.

Frankfurt am Main, den 3. November 1820.

Der Kanzlei-Styl der Begeisterung hat sich an diesem 18. October nicht geübt, und das erste Stufenjahr der deutschen Freiheit wurde ohne Floskeln und um so schöner in unsern Mauern gefeiert.

Man legte unter gut geordneten Festlichkeiten den Grundstein zu

einem großen Gebäude, worin die öffentlichen Büchersammlungen der Stadt aufgestellt werden sollen. Rüstkammern solcher Art verbürgen (wenn nur die Waffenübung nicht fehlt) dem Vaterland den Sieg über Barbarei und feindliches Wollen mit größerer Sicherheit, als Schwerter und Mauern es vermögen. Daß endlich doch die Hand an dieses wohlthätige Werk gelegt worden — an ein Werk, das ein großes Bedürfniß nicht blos befriedigen, sondern bei Vielen auch erregen soll — macht zweifelhaft, ob mehr zu loben sei die deutsche Beharrlichkeit, die einen guten Gedanken, einmal gefaßt, nicht wieder aufgibt, oder mehr zu tadeln sei die deutsche Langsamkeit, die so langer Zeit bedarf, den guten Willen zur That zu gestalten. Schon im Jahre 1782 wurde von dem Frankfurter Senate die Erbauung einer Bibliothek beschlossen; bald vierzig Jahre sind seitdem vorübergegangen, und wenn nicht das Vermächtniß eines guten Bürgers, des verstorbenen Buchhändlers Brönner, der 25,000 Gulden dazu bestimmte, der Sache einen Antrieb gegeben hätte, so wäre sie wol jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen. Das Gebäude wird nahe an zweimalhunderttausend Gulden kosten, und es soll in vier Jahren vollendet sein. Dessen Leitung ist dem einsichtsvollen Baukünstler Heß übertragen, und da seine Geistesfreiheit hier keine Schranken fand und alle seine Entwürfe genehmigt worden sind, so läßt sich erwarten, daß das Gebäude nicht blos ein Denkmal des Bürgersinnes und der wohlthätigen Fürsorge der Regierung, sondern auch ein Denkmal der Kunst werde. Es gibt vielleicht keine Stadt in Deutschland, wo nach Verhältniß ihrer Größe so viel gebaut wird als hier. Seit dreißig Jahren sieht man jährlich zehn bis zwanzig neue Häuser entstehen. Aber so schön und prächtig auch die dem Reichthume der Besitzer angemessene Ausschmückung, so zweckmäßig auch die architektonische Einrichtung im Innern dieser Wohnungen sein mag, so wenig befriedigt doch deren Außen-Seite die Forderung der schönen Kunst. Ganz neue Straßen bilden einen einzigen rechtwinkeligen, nur mit Luft- und Licht-Oeffnungen versehenen Steinhaufen, und man würde glauben Kasernen zu sehen, wenn nicht die seidenen Vorhänge an den Fenstern die Art der Bewohner verriethen. Der Sinn für das Oeffentliche, was zugleich schön ist (und schön ist nur das, was nützlich ist für Alle), mangelt hier gänzlich. Das Leben hier ist keine Kunst, es ist ein Handwerk, und Frankfurt ist gewiß einer der engsten, spitzesten Krähwinkel, die es in Deutschland geben mag. Nur für das Gute, das gleich in der ersten Folge nützt, herrscht Empfänglichkeit; aber nur die Frucht, nicht die Blüte des Glückes, wird gewartet. Für

Kranke und Nothleidende, für die Erziehung der Jugend ist gut und reichlich gesorgt, wer aber zu etwas Höherem Lust trägt, als zu Arznei und Speise, zu Schulwissenschaft und Schulkunst, der kann sein Sehnen nicht befriedigen. Die düsteren Thore und ängstlichen Zugbrücken, die Wassergräben und hohen Wälle und Mauern sind endlich verschwunden, und ein freundlicher Garten umkränzt die erheiterte Stadt. Aber die Thore, Zugbrücken, Gräben, Wälle und Mauern, die in Gesetz und Sitte, in Ordnung und Gewohnheit herrschen und die, herüber gekommen aus den Zeiten des Faustkampfes, das Bedürfniß jetzt schon Jahrhunderte überdauern — diese verfinstern und verengen das Leben noch immer. Alles hier ist zünftig, sogar die Freude ist es. Die Arbeiten sind getheilt, die Genüsse sind es auch, und wie die Grenzen benachbarter Handwerke so ängstlich gezogen sind, daß eine fußbreite Uebertretung Rechtsstreit und Richterspruch bewirkt, so ist auch Lust von Lust geschieden und ungeneckt mag Keiner herüber oder hinüber schreiten. Die Aufnahme in das Casino ist mit so vielen Förmlichkeiten verknüpft, als es vormals die Aufnahme in ein Domcapitel war, und casinofähig sein oder nicht sein, hat hier eine wichtige gesellschaftsrechtliche Bedeutung. Man ist hier kein Weltbürger, kein Europäer, kein Deutscher, nicht einmal ein Frankfurter; man ist Kaufmann, Handwerker, Krämer, Doctor, Candidat, man ist Bürger, Beisaß, Permissionist, man ist Christ oder Jude. Gemeinwesen herrscht nur in Finanz und Polizei, nicht im geselligen Leben; Jeder steht einzeln; die Stufen bilden keine Treppe und die Bäume keinen Wald. Daher der Mangel jener Weltanschauung, die uns über Raum und Zeit erhebt und die nur gewonnen wird, wenn die Besten aller Stände sich vermengen; daher jene Geisteigenschaft, die an das Pflaster des Geburtsortes bindet; daher die Unerquicklichkeit des hiesigen geselligen Treibens. Es mangelt nicht an Genüssen, aber am Vollgenusse des Lebens. In den Mittelständen herrscht eine Treue und Biederherzigkeit, die Vieles gut macht, und in den untern eine gewisse Genialität, die nur irrt, weil die Menge ewig jugendlich bleibt und nur foppend Unrecht thut. Die höhern Stände sind schlimm. Es gibt hier so viele verständige und gutmeinende, ja geistvolle und edle Menschen. Nun wohl, ihr sprecht mit ihnen; ihr lustwandelt mit ihnen durch die Blumen- und Fruchtwege der Wissenschaft, der Kunst, des sittlichen Lebens; Frage und Antwort, Rede und Gegenrede befreunden sich; ihr versteht euch und seid zufrieden. Plötzlich bleibt euer Begleiter stehen und ist nicht von der Stelle zu bringen. Erstaunt und fragend erhebt ihr den Blick und seht einen der vier Wart-

thürme, die das Weichbild dieser Stadt begrenzen. Euer Mann ist nicht fortzutreiben; sein Wunsch, Wille und Kraft, sein Geist und Herz, sein Auge und Ohr enden hier. Innerhalb jener Wartthürme ist er vollkommen. Jene Beschränktheit theilen die Frauen nicht. Geist und Gemüth, Witz, Anmuth, Lebendigkeit besitzen viele, und oft gesellen sie zu der Liebenswürdigkeit, die ihr eigenes Erbtheil ist, auch den Theil davon, der ihren Männern gebührt. Um so ängstlicher aber bemerkt man eine Gefahr, die allen jenen herrlichen Eigenschaften droht. Es ist die Schwärmerei, die Mystik, die sich als düsterer ungesunder Nebel um den Blick der Frauen gelegt hat, und der im frömmelnden Wahne für den Himmel gehalten wird. Was Männern nur den Geist verwirrt, verwirrt bei Frauen auch das Herz. Die Frauen Frankfurts sind hierüber mehr zu beklagen als anzuklagen. — Wo es dem Geiste und dem Herzen an jenem Luftzuge fehlt, der die innern Flammen in das Freie führt, da muß die Flamme in sich selbst zurückschlagen, und jener Rauch und Qualm entsteht, der alle Umrisse und Farbe der Dinge verwirrt und verbleicht. Diesen freien Luftzug aber gewährt nur das öffentliche, gesellige Leben, dessen Verhältnisse von Männern geordnet und erhalten worden. Die Frauenvereine, welche zur Zeit des Befreiungskrieges hier wie im ganzen Vaterlande sich bildeten, haben jene mystische Neigung ausgebrütet. Es ist für liebevolle Herzen so süß, Wunden zu heilen, daß sie Wunden lieben lernen um der Heilung willen, und wenn sie alle vernarbt, die Krieg und Noth geschlagen, wird das leidsüchtige Gemüth zu jener großen Wunde hingeführt, woran die Menschheit ewig blutet — an den klaffenden Abgrund, der Sein von Nicht-Sein, Zeit von Ewigkeit, die Sinne vom Uebersinnlichen trennt. Das magnetische Treiben einiger hiesigen Aerzte und öffentliche Vorlesungen über den thierischen Magnetismus haben mitgeholfen, den Einklang des weiblichen Herzens zu zerstören. Man dürfte wünschen, jene gefährliche Lehre möchte nur naturkundigen Männern zugänglich gemacht werden, wenn nicht noch gefährlicher wäre, irgend eine äußere Gewalt zur Einmischung in das freie Schalten des Geistes aufzufordern. Wie sehr man sich bemüht, jene, wenn auch aus reiner Quelle geflossene, aber in ihrem Laufe trüb gewordene Neigung der hiesigen Frauen zu benutzen, zeigt eine neuere Anregung. Die in London bestehende Gesellschaft zur Bekehrung der Juden hat einen Missionär hierhergesendet, und es hat sich als Folge dessen auch hier eine solche Gesellschaft gebildet. Seitdem sind in den hiesigen Blättern Aufforderungen zu lesen an Jedermann, Theil zu nehmen an diesem Werke des Heils,

Aufforderungen, in einer Sprache abgefaßt, die von der königlichen Natur nichts hat, nicht Kraft, nicht Hoheit, nicht Würde, nichts hat als die Salbung. In diesen Tagen hat „eine deutsche Jungfrau in Frankfurt am Main" eine englische Flugschrift übersetzt, benannt: Einer englischen Predigerin „Worte Debohra's", oder Zuschrift an Frauen für die Londongesellschaft zur Verbreitung des Christenthums unter den Juden. Die Frankfurter Frauen werden darin eingeladen den englischen nachzuthun und für die Bekehrung der Juden zu wirken, vorzüglich durch Gebete und Groschengesellschaften. In London hätten mehrere Frauen wöchentlich eine eigene Stunde bestimmt, um ganz besonders zu beten „für die Nachkommen des glaubensvollen Abraham". Wer wöchentlich einen Groschen bezahlt, werde Mitglied der Gesellschaft und ausschußfähig. Das sollte man hier nachahmen. Aber unsere guten und verständigen Frauen werden sich nicht verwirren lassen, fühlend, daß es die wahre Heiligkeit nicht sein könne, die man so wohlfeil erkauft; begreifend, daß sie Besseres zu thun haben, als zu beten, und wenn ja beten, daß sie zu beten haben für sich oder für Alle; und bedenkend endlich, daß ihnen keine andere Bekehrung zukomme, als die ihrer Männer von dem Hasse zur Liebe, von dem Dunkel zum Lichte, von der Verwirrung zur Besonnenheit. Das Haus sei ihre Kirche, und Gatte und Kinder ihre Gemeinde.

Es ist kein Sprung, wenn ich von der Mystik und Judenbekehrung zur Komödie übergehe. Unsere Bühnenverwaltung wandelt stolz und ruhig ihre Straße fort, unbekümmert um das „Hundegebell der Dramaturgen". Damit uns die Gewohnheit zahm mache, wird fremden Künstlern, sobald sie die Mittelmäßigkeit überschreiten, kein Gastspiel verstattet. So durften Herr und Frau Weixelbaum aus Karlsruhe, die der Ruf zu den besten deutschen Sängern zählt, hier nicht auftreten. Dieser October gab uns zwei dramatische Neuigkeiten, die als Erzeugnisse des Weinmonats etwas von der Natur des Rebensaftes haben: Houwald's Leuchtthurm, den Rausch, den unmäßiger Genuß des Weines gibt, und Dr. Blumenhagen's Simson, die wehe Nüchternheit, die auf einen solchen Rausch folgt. Wenn die wahre Regel der dramatischen Dichtkunst einen Aequator bildet, so ist Houwald zum Südpole und Blumenhagen bis zum Nordpole der Kunst verschlagen worden. Alle dramatische Handlungen des Ersteren sind fabelhafter Art; das Unnatürliche geschieht, das Undenkbare wird gedacht, das Unaussprechliche zu sagen versucht. In einem ältern Drama, im „Bild" hat jener Dichter seinen Stoff vom Galgen herabgeholt, im genannten

Stücke wohnt der Held hoch in einem Leuchtthurme. Das Steigen einer solchen luftschiffenden Phantasie muß mit dem Manne im Monde endigen. Was Simson betrifft, so muß Jeder, der sich nur etwas hinein fühlen kann in jene einfache Kraftmenschen einer vergangnen Zeit, wenigstens lächeln, wenn er sieht, wie sie von neuen Dichtern abgehobelt und gebohnt werden. Dieser Simson da war nicht der kühne Lümmel des alten Testaments, das war ein zierlicher Theaterheld, der sentimentalisirte, reflectirte und manierirte wie unser Einer. Was haben jene glücklichen Menschen von unserer erbärmlichen Nerven-Philosophie gewußt? Auf der Bühne erschien Simson gekleidet mit weiten Gewändern, Turban und Zubehör, ohngefähr wie der Kalif von Bagdad in der Oper dieses Namens. Ueber sein Kleid eines Operntänzers trug er eine nachgeahmte Löwenhaut. Wie gekleidet, ist er gedichtet. — Die Familie Kobler gab diesen Monat über und gibt noch ferner Ballete. Gute Solo-Tänzer sind sie allerdings; aber an Pantomime, an dramatischer Tanzkunst fehlt es ihnen. Doch muß es zu ihrem Vortheile bemerkt werden, daß sie bei unserer Bühne die nothwendigen Gehilfen vermissen, denn wir haben kein tanzendes Chor. — Der Flötenspieler Drouet gab ein zweites Concert. Ich sage der Kürze wegen: seine Flöte ist eine löwenzüngige Nachtigall — obzwar die gute Schreibart solche aufgeblasene Redensarten verbietet. — Auch des berühmten Moscheles aus Wien hatten wir uns zu erfreuen. Gleichrauschender Beifall, als ein früheres Mal und wie er hier selten gegeben wird, wurde ihm gezollt. In einem Doppel-Concert, das er mit unserm Aloys Schmitt spielte, war es so erfreulich als anziehend zu beachten, wie diese großen Künstler von verschiedenen Wegen her am Ziele der Meisterschaft zusammentrafen.

III.

Frankfurt am Main, den 6. December 1820.

Wenn auch das Morgenblatt, seiner Bestimmung nach, der Verhandlung politischer Dinge nicht allen Platz verweigern müßte, so könnte es doch nicht Platz genug einräumen, um die „Geschichte des preußischen Staates", die ohne Namen des Verfassers hier im Verlage der Hermann'schen Buchhandlung (der dritte und letzte Band im vorigen Monate) erschienen ist, nach der Fülle ihres Werthes zu loben! Aber dieses Werk hat eine Kunstseite, die mit einigen Worten berührt werden mag. Es ist so leicht zu erklären, warum die Deutschen keinen Styl haben können, daß es verzeihlich

wird, daß sie keinen haben. Der rohe Ausdruck des Gedankens verhält sich zum künstlerischen, wie ungemünztes Metall zum Gelde. Was das Gepräge an der Münze, das ist an der Rede der Styl. Es gibt einen National-Styl und einen Personal-Styl; jenen haben die Franzosen, diesen die Engländer. In Frankreich ist die Geistesbildung monarchisch, darum unterscheiden sich dort die guten von den mittelmäßigen Schriftstellern nur im Gedanken-Reichthume, nicht durch ihren Styl, der bei allen fast gleich ist. In England ist die Geistesbildung republikanisch. Aber in Deutschland leben die Männer der Kunst und Wissenschaft, ob sie zwar figürlich von einer Gelehrten-Republik sprechen, den Wilden gleich, noch in keiner geselligen Verbindung; darum haben die Schöpfungen ihres Geistes einen Werth, aber keinen Preis — sie haben keinen Styl. Wir ermangeln sowol einer Hauptstadt, die für alle Strahlen einen Brennpunkt, für alle Erzeugnisse des Geistes einen Markt bilde, als auch einer Volks-Repräsentation, wobei die Besten aus der Menge diese vertretend, rathen und beschließen. Die kritischen Blätter könnten solche Kammern bilden, aber die meisten sind nur Wohnhäuser, worin die Familienväter Redacteurs nach Belieben schalten und walten. Es geht nie eine öffentliche Meinung daraus hervor; denn, wenn auch das eine kritische Blatt tadelt, was das andere lobt, so treffen doch diese feindlichen Ansichten nie auf einem Schlachtfelde zusammen, sie umgehen sich, und kein Werk der Wissenschaft erfährt einen entscheidenden Sieg oder eine entscheidende Niederlage. Das Beste findet seinen Tadler, und das Schlechteste seinen Lobredner. So können es die Deutschen zu keinem Style bringen, weil sie einzeln stehen. Wol bliebe es jedem frei, die Eigenthümlichkeit *seines* Geistes auszuprägen mit dem Stempel *seines* Styls, aber die Deutschen sind zu furchtsam, sie *wagen* es nicht, einen Styl zu haben, sie halten dieses für eine strafbare Falschmünzerei. Ihre Aengstlichkeit verräth sich gleich darin, daß sie in der didaktischen Rede, Wir sagen statt Ich. Die Wenigen, die sich durch ihren Muth auszeichneten, haben nun freilich einen Styl, obzwar keinen musterhaften (classischen). Dieses Wort in dem einen und dem andern Sinne genommen, als Ausdruck des *Werthes* und als den des *Preises* der Gedanken, kann man sagen, daß es Schriftsteller gibt, die einen guten Styl haben, aber keinen Styl (wie Goethe), und andere, die einen Styl haben, aber keinen guten (wie Jean Paul). Johannes v. Müller hätte beides gehabt, hätte er sich dazu verstehen können, von der Gediegenheit seiner Gedanken Einiges aufzuopfern. Denn wie keine Münze haltbar wird ohne Beimischung unedler Metalle,

so kann man auch keinem Style Haltbarkeit geben, wenn man nicht mehr Worte verwendet, als der Sinn erfordert. Alles bisher Gesagte gilt nur von der frühern Zeit, denn in der neuen sind Zeichen genug vorhanden, daß die deutschen Schriftsteller bald einen Styl bekommen werden. Den Anfang hierin macht das erwähnte Werk über die Geschichte des preußischen Staates. Ich sage, es macht den Anfang, die ersten Schritte — in der Zeit, nicht im Raume; denn es hat das Ziel der Vollkommenheit schon erreicht. Kein zweites deutsches Buch hat eine so herrliche Schreibart, die so viele Stärke mit so viel Anmuth, so viel Gediegenheit mit so großer Behendigkeit, und das Seelenvolle eines Gemäldes mit dem Muskel-Ausdrucke eines plastischen Bildwerkes vereinigt. Man sollte das Buch, abgesehen von seinem übrigen Werthe, zu rhetorischen Zwecken in Schulen einführen, damit die deutsche Jugend lerne, wie man Gedanken nicht blos habe, sondern auch wecke, was nur die schöne Redekunst vermag.

Aber unsere Bühne rechnet noch immer nach dem Kalender alten Styls, so wenig sie auch übrigens dem griechischen Cultus anhängt. Doch fordert die Gerechtigkeit, daß ich ein Verhältniß nicht verschweige, welches ihre üble Lage sehr entschuldigt. Sie ist vielleicht die einzige in Deutschland, die von dem Staate nicht die kleinste Unterstützung genießt, ja dieser zieht noch Vortheil von ihr; denn das Schauspielhaus, ein städtisches Eigenthum, ist der Direction verpachtet, und es heißt sogar, man wolle jetzt den Pachtzins erhöhen. Unser Freistaat hat es noch nicht zu der Einsicht gebracht, daß weniger die Befriedigung der thierischen, als die der geistigen Bedürfnisse der Menschen diese genöthigt hat, in eine gesellschaftliche Verbindung zu treten. Auch der einzeln stehende Mensch hat Verstand genug, zu begreifen, was seine Sinnlichkeit fordert, und Kraft genug, ihr zu gewähren. Der Selbsterhaltungstrieb überredet oder zwingt ihn. Aber der fastende Geist hungert nicht, und er stirbt dahin, ohne sich seines Lebens bewußt zu werden, wenn nicht mütterliche Sorgfalt ihn speist und tränkt. Die Regierungen haben diese Mutterpflicht zu üben. Braucht es aber wiederholt zu werden, daß die Bühne zugleich Schule und Sonntagsfeier der Erwachsenen ist, die ihnen nicht blos Unterricht, sondern auch Erholung gibt von den langweiligen Lehrstunden des wahren Lebens? Man erwidere nicht: der Staat hat dringendere Ausgaben für das Wohl seiner Bürger zu bestreiten, eine Schaubühne aber ist entbehrlich. Was heißt entbehrlich? Der Wein, die Musik ist es auch. Die Luft ist unentbehrlich, und wer genießt sie? Nicht daß der Mensch athme, daß er

froh athme, darauf kommt es an. Wo die Nothwendigkeit aufhört, fängt erst die Freiheit an, wo die rohe Sinnlichkeit endet, beginnt erst die menschliche Lust. Auch ist die hiesige Bürgerschaft reich genug, um jährlich eine hinreichende Ausgabe für ihre Bühne machen zu können, ohne eine andere nothwendigere darum beschränken zu müssen. Daß sie es nicht thut, ist um so unerklärlicher, da sie sich selbst besteuert, indem Frankfurt einen Freistaat bildet und die alleinherrschende Ansicht einer Finanzkammer dort nicht hindernd in den Weg treten kann. So wird nun die Bühnen-Verwaltung auf ihre eigenen Quellen, oder vielmehr auf ihre Cisternen angewiesen, denn das Wasser quillt nicht von selbst, es wird von Tage zu Tage gesammelt. Sind sie nun ausgeschöpft und wir verschmachten, dann mag die Verwaltung sich freilich etwas rechtfertigen können. Sich ganz lossprechen, das vermag sie nimmer, denn sie selbst hat sich in einen verderblichen Cirkel gebannt. Unzeitige Ersparnisse haben das Einkommen vermindert und eine Fehlsumme herbeigeführt, und diese zu decken, werden ferner unzeitige Ersparnisse gemacht, die den Verlust nur vergrößern. Man kann der Theater-Verwaltung keineswegs eine übermäßige Gewinnsucht zum Vorwurfe machen, sie besteht aus reichen Kaufleuten, die von ihrem dargeliehenen Gelde nur den Ertrag der landesüblichen Zinsen fordern. Mangelnde Einsicht hat zu fehlerhaften Schritten verleitet. Man sucht die Schauspiellustigen zu reizen, man bemüht sich aber nicht, sie zu fesseln, denn das Neue reizt, und nur das Gute fesselt. Es geht kein Monat vorüber, ohne daß man uns neue Stücke gibt, aber sie sind, wie sie heutzutage sind. Die vielen guten ältern aber läßt man von den Mäusen zernagen. Ich habe das Opern-Verzeichniß der hiesigen Bühne vor Augen liegen, es ist so reich, als man es nur wünschen kann. Wird es wol Einer glauben, daß neben den vielen Meisterwerken von Paesiello, Cimarosa, Gretry, Simon Meyer, Zingarelli, Gluck, die man seit vielen Jahren nicht mehr gibt, sogar zwei Opern von Mozart sich befinden, die das ganze jetzige Geschlecht fast vergessen hat? Daß Idomeneo seit dreizehn Jahren nur drei, Così fan tutte seit vierundzwanzwanzig Jahren nur acht Mal aufgeführt worden ist? Daß Spohr's Faust und Zemire und Azor, beide vortreffliche Opern, die er, als er hier Kapellmeister war, für unsere Bühne componirt hat, seit seiner Entfernung gar nicht mehr zum Vorschein kommen?

Die zwei neuen Stücke, die uns der Monat November gegeben, sind: Die Truhe von Fr. Kind, und Klara von Montalban, nach einem Roman der Frau v. Genlis, bearbeitet von Elise

Bürger. Die Truhe nennt der Dichter eine „dramatische Kleinigkeit". Vor so einer höflichen Bitte kann die Kritik freilich nur eine stumme Verbeugung machen; aber sie denkt bei sich: ein Drama ist keine Kleinigkeit, man soll daher keine dramatische Kleinigkeit schreiben. In dieser Kleinigkeit ist mir nur eine Kleinigkeit aufgefallen — ein Reim. Auf Geitz'gen (Geizigen) wird gereimt Reizgen (das Verkleinerungswort von Reiz). Ich meine aber, das heißt nicht die Sprache bereichern, wenn man ihre Gold- und Silbermünzen gegen Kupfergeld auswechselt, damit die Zahl der Stücke sich vermehre. Das Schauspiel der Frau Bürger habe ich weder gesehen noch gelesen, ich kann aber doch mit Verstand darüber urtheilen. Ein hiesiges Theaterblatt hat das Stück sehr getadelt, die Verfasserin selbst aber ist öffentlich aufgetreten und hat es sehr gelobt. Die Mitte zwischen sehr schlecht und sehr gut ist mittelmäßig gut, und dabei bleibe ich stehen. Man darf es der Verfasserin nicht zum Vorwurfe machen, daß sie sich selbst Recht verschafft, sie ist dazu genöthigt worden. Sie sagt: „Da die Direction mir noch ein Schauspiel in Jamben abgekauft hat, und geben wird, so war ich es derselben schuldig, wenn ich auch um meinetwillen gern geschwiegen hätte." Wir erwarten die Jamben und schweigen. Doch darf ich nicht zu erwähnen vergessen, daß Frau Bürger auch ein Declamatorium gegeben hat. Eines Urtheils darüber enthalte ich mich, da ich meiner Unbefangenheit hierin nicht traue; denn das Declamiren liebe ich schon darum nicht, weil man kein deutsches Wort dafür hat. Es hilft mir nichts, in Heyse's Verdeutschungs-Wörterbuche nachzuschlagen. Dort heißt es: „Declamiren, 1) kunstgemäß lesen oder reden, mit Empfindung vortragen; 2) im rednerischen Tone von unwichtigen Dingen reden, ein Prunkgerede machen, sich in Schmuckrederei verlieren; 3) schreien, eifern, poltern, losziehen; (z. B. gegen einen Fehler.)" Frau Bürger ist weder gegen einen Fehler losgezogen, noch passen die übrigen Verdeutschungen auf ihre Vorträge. — Auch Spohr hat uns auf seiner Durchreise nach Frankreich und England mit einem Concerte erfreut. Man braucht nur diesen Namen zu nennen, das Uebrige versteht sich von selbst.

IV.

Frankfurt am Main, den 4. Januar 1821.

Zur gemeinschaftlichen Uebung und Ausübung des Gesanges bildete sich hier vor drei Jahren, unter dem Namen Cäcilien-Verein, eine Gesellschaft von Männern und Frauen, deren Art und Weise

jede Aufmunterung verdient, und schon entbehren kann. Der Gesang ist die Ursprache des Herzens, die Instrumental-Musik nur eine Uebersetzung dieser Sprache, und so verehren die Frauen den Herrscher ihrer eigenen Natur, wenn sie der Muse des Gesanges huldigen. Daß jener Verein den Sinn und das Ziel seiner Bestimmung so wahr auffaßte und so schnell erreichte, verdankt er der Leitung des Herrn Schelble, ehemaligen Sängers bei unserer Bühne, eines Mannes, der mit der Fertigkeit eines öffentlichen Künstlers den Geist verbindet, welchen die Fertigen oft verlieren, und die Liebe, welche die häusliche Kunst beseelt. Der Cäcilien-Verein, bedenkend, daß das Allen Zugängliche etwas von seiner Würde verliere, beschränkt die Zuhörer bei seinen Darstellungen auf seinen eigenen an Uebung, Lust und Zahl immerfort wachsenden Kreis. Nur selten gibt er von seiner schönen Ausbildung öffentliche und überraschende Beweise. Dieses geschah auch am 5. December bei einer Aufforderung, welche verstanden zu haben das beste Lob verdient. Es war der Sterbetag des großen Mannes, der die Musik erschaffen hätte, hätte sie der Himmel nicht selbst geschaffen — Mozart's, und man wollte durch die Ausführung seines herrlichen Werks, des Requiems, dieser schönsten Verklärung des Grabes, den Tod des Künstlers zugleich betrauern und erheitern. Der Saal war schwarz behangen, und alles Uebrige sinnvoll und malerisch angeordnet. Die Zuhörer und Zuhörerinnen erschienen in Trauerkleidern, und nie war die innere Uebereinstimmung der Gefühle auch äußerlich so sichtbar als hier. Die musikalische Ausführung geschah mit derjenigen Vollkommenheit, die nur erreicht wird, wenn Bekannte der Kunst zugleich ihre Freunde sind. Ging auch durch den Mangel der Instrumental-Begleitung, die zufällig an jenem Tage nicht zu haben war, Einiges verloren, so ward dieses reichlich ersetzt, indem man den Gesang, den die immer herrschsüchtigen Instrumente nicht unterdrückten, stärker vernahm und genoß. Noch ein Anderes erhöhte die Bedeutung dieser Feier: die Anwesenheit des jungen Mozart, der als Sohn und Künstler sich der Verehrung seines Vaters und der Kunst erfreuen durfte. Er selbst gab kurze Zeit darauf ein Clavier-Concert, das so zahlreich besucht wurde, als nie ein früheres. Auch hierbei zeigte der Cäcilien-Verein durch Aufführung einer Cantate warme und achtungswerthe Theilnahme. Die Leistungen des Herrn Mozart, seine Tondichtungen sowol als sein Spiel befriedigten im hohen Grade, und gewohnt wie man ist, die Natur nach der Schaffung eines großen Vaters erschöpft zu sehen, war man überrascht, noch im Sohne so viel Kraft zu finden. Der Herbst der Tonkünstler —

der Winter, brachte uns im vorigen Monate noch zwei andere Concerte. Das eine gab Herr de Groot, Mitglied des hiesigen Orchesters, ein so kunstfertiger als gefälliger Clarinettspieler; das andere ward von dem vereinigten Orchester zum Vortheil des Theater-Pensionsfonds gegeben. Am letzteren tadelte man die unüberlegte Auswahl der Musikstücke. Hier gerade wäre des wohlthätigen Zweckes wegen erlaubt gewesen, durch das Neue zu reizen, und man hätte diese Erlaubniß um so eher benutzen sollen, da man die Würde der Kunst dem Geldvortheile nicht aufzuopfern brauchte, denn gar manche herrliche Musik ist uns noch neu. Die zwar ehrenwerthen aber ausgedienten Musiksachen, welche man spielte, brachten den ausgedienten Schauspielern kleinen Gewinnst.

Einige Privat-Bühnen wollten den Winter durch die Kunst und die Zeit befördern, aber gleich nach den ersten Vorstellungen ließ die Polizei den Vorhang fallen. Ob darum, weil jene als Liebhaber-Theater zu sehr Wort gehalten, oder weil sie sonst auf andere Art zu natürlich gewesen, vergessend, daß die Bühne das Leben fernschaulich malen, aber nicht handgreiflich darstellen dürfe; oder weil die große Mutter-Bühne Zunftrechte geltend gemacht — das habe ich nicht erfahren. Aber unsere Großmutter-Bühne selbst hat von einigen hunderten, nicht blos unbezahlten, sondern auch bezahlenden Liebhabern ein großes Lärmstück aufführen lassen. Eine hiesige Schauspielerin, an der man strafbar fand, daß sie die Gunst der Menge im gleichen Grade erwiderte als besaß, und deren häusliches Leben, da es öffentlich geworden war, man zu untersuchen sich berechtigt fühlte, sollte, weil die Gesetze sie nicht erreichten, von einem Sittengerichte verurtheilt werden. Als sie daher auf der Bühne hervortrat, wurde sie mit einem Donner des Mißfallens empfangen. Die Getroffene blieb aber unzerschmettert und berief sich kalt und ruhig auf ihr schuldloses Leben. Ob die Gewohnheit der Tugend, oder die Tugend der Gewohnheit sie aufrecht erhalten, entscheide ich nicht; die Meinungen waren getheilt, aber die Mehrheit der Stimmen behielt und übte Recht. Spät, nachdem alle akustische Zeichen des Tadels erschöpft waren, kehrte die Ruhe zurück, und das Stück wurde zu Ende gespielt. Aber die gerichtete Schauspielerin unterlag doch dem Andrange; sie wird unsere Bühne nicht mehr betreten und Frankfurt verlassen. Die Liebe, auch nur zur Kunst, verliert viel an ihr, und sie wird schwer zu ersetzen sein. Die Theater-Direction hätte die angeschuldigte Schauspielerin nicht sollen auftreten lassen, sobald nicht; denn, von der Verabredung unterrichtet und gewarnt vor dem herannahenden Ungewitter, wäre es menschlich gewesen,

von einem wehrlosen Weibe die öffentliche Kränkung abzuwenden. Aber finanzschlau, wie sie ist, sah sie an der Gewitterstange nur die vergoldete Spitze — ihr Herz war leer, und das Haus ward voll... Außer dem erwähnten Stücke hatten wir noch zwei andere neue. Erstens: Abraham, Melodrama mit Musik von Seyfried. Der Wein der Musik reichte nicht hin, die große Wassertonne des Dramas zu veredeln. Es ist doch eine strafbare Entweihung der biblischen Geschichten, wenn man den darin herrschenden guten Geist zu einem bald gräulichen, bald lächerlichen Gespenste umwandelt. Wenigstens das Kunstgericht darf hierzu nicht schweigen. Das zweite neue Stück war: Voltaire's Zayre, nach der Uebersetzung von Peuzer. Es hat seinen bekannten Werth; aber wenn man endlich einmal die Hand nach dem Guten ausstreckt, warum nicht das bessere Vaterländische ergreifen? So lange unsere Dichtkunst einen Sommer hat, warum sich an den Treibhaus-Gewächsen der Uebersetzungen erfreuen? Frankfurt, das muß man rühmen, verzärtelt seine Kinder nicht. Unseres Goethes Egmont und Götz sind nie über unsere Böhne gegangen — nie! und sind uns so fremd, als es die Sakontala des Kalidas war, ehe Forster sie ins Vaterland verpflanzt.

Das sogenannte neue Jahr gibt mir Veranlassung, von den hiesigen Zeitschriften zu sprechen, diesen Kalendern der Wissenschaft. Unser Baum des Erkenntnisses ist blätterreich genug und wirft breiten Schatten. Ueber die vier politischen Zeitungen wüßte ich wenig zu sagen, auch wenn mich das Morgenblatt geduldig anhören wollte. Sie treiben bloßen Transito-Handel, und da sie nichts wagen, sind sie sichere Kaufleute, denen man vertrauen darf. Nur jedesmal am ersten Januar trinken sie etwas viel, und dann sprechen sie in Versen sowol gereimte als ungereimte Dinge. Diese Neujahrs-Gedichte sind von großem humoristischen Werthe, sie sind satyrische Paraphrasirungen des Prost Neujahr, welches um Mitternacht die Buben auf der Gasse schreien. Es ist schon an sich selbst drollig, eine ehrenfeste, politische Zeitung mit sehnsuchtvollen Gedichten an Sonne, Mond und Sterne zu beginnen, und die europäischen Staatsmänner durch Glaube, Liebe und Hoffnung zu rühren; es ist, als sähe man Soldaten in seidenen Strümpfen Schildwache stehen. Auch eine große Dichterin (ich nenne sie so, weil in Deutschland die Frau eines Geheimraths Geheimräthin genannt wird) hat eine unserer Zeitungen mit einem Neujahrs-Gedichte bräutlich ausgeschmückt, wie sie auch schon früher unsere Gastfreundschaft mit Versen erwiederte. Doch haben wir auch eine schöne Literatur (so genannt, wie das weibliche Geschlecht das schöne heißt, weil es manchmal schön ist). Zuerst

die Iris, eine sonntägliche Beilage zur „Zeitung der freien Stadt Frankfurt“, vorzüglich zu Theater-Kritiken bestimmt, wobei sie zwischen der Lobsucht der Schauspieler und der Tadelsucht der Zuschauer (der Scylla Gebell und der Charybdis Geheul) mit vieler Geschicklichkeit durchschifft. Dann eine andere sonntägliche Beilage zum „Frankfurter Journal“ unter dem Namen: Wöchentliche Unterhaltungen für Stadt und Land. Trotz dieses bäuerlichen Namens enthält dieses Blatt viele gute Erzählungen und Gedichte — ob eigene oder angeeignete, weiß ich nicht; denn die gefiederten Sänger des deutschen Apollo-Hauses fliegen von Blatt zu Blatt, und man erfährt nicht, wo sie ihr Nest haben. Etwas Schönes haben diese wöchentliche Unterhaltungen, was sie vor allen ähnlichen Blättern auszeichnet. Sie machen nämlich öffentlich die Namen derjenigen bekannt, welche die von ihnen gegebenen Charaden und Räthsel zuerst errathen haben. Auch theilen sie zuweilen den glücklichen Sphinx-Tödtern ansehnliche Preise aus. Von zehn Meilen weit in der Runde schicken kluge Oedipe ihre Auflösungen und Namen ein, um sich gedruckt zu sehen. Man glaubt es nicht, wie ungemein durch diese Anstalt der Scharfsinn im ganzen Maingaue gewetzt wird. Auch enthält das deutsche Journal selbst in der Mitte seines Textes eine regelmäßige Kritik des Mainzer Theaters, die nicht ohne Vorzüge ist. Endlich ist die Wage zu erwähnen, eine Zeitschrift in zwanglosen Heften, die aber das Recht der Zwangslosigkeit in jedem Sinne mißbraucht; denn sie erscheint so selten, als ein Lob in ihr. Wir huldigen also sehr der schönen Kunst; doch diese, unserer Bewerbung müde, hat uns jetzt Allen einen Korb gegeben — einen Blumenkorb nur. Mit diesem Namen hat sich auf das beginnende Jahr eine neue Wochenschrift gemeldet, ein vaterländisches Volks- und Bürgerblatt. Sie sagt in ihrer Bekanntmachung: sie wolle es nicht den Andern nachthun, die viel versprechen und wenig halten, sondern sie verspreche gar nichts, verspreche aber zu halten, was sie nicht verspreche und das in Folgendem bestehe u. s. w. Unser gesetzgebender Körper ist angeregt worden, sich über zwei der städtischen Einrichtungen zu berathen, deren Abänderung wohlthätig wäre. Beides sind Gegenstände, die Alle berühren, da sie Tod und Leben, Gesundheit und die Heiterkeit des Lebens betreffen. Es ist von der Verlegung der Kirchhöfe außer der Stadt und von der Aufhebung der Thorsperre die Rede. Wenn das Erstere, wie es wahrscheinlich ist, zur Ausführung kömmt, wird man es dem warmen Eifer des Herrn Dr. Hofmann, ausübenden Arztes und Mitglieds des gesetzgebenden Körpers, zu verdanken haben. Durch

mehrere Flugschriften, in einer Sprache geschrieben, die zugleich überzeugt und überredet, ist er der beabsichtigten Wirkung nahe gekommen. Mit der Thorsperre verhält es sich wie folgt. An den kürzesten Tagen um 5 Uhr, an den längsten um 9 Uhr Abends, und in der Mitte früher oder später, je nach der Jahreszeit, wird an allen Thoren der Stadt fürchterlich getrommelt. Das Trommelstück hat wie jedes andere Concert drei Abtheilungen und zwei Pausen. Die letztern werden dort zur Bewegung der Hände, hier zur Bewegung der Füße benutzt. Zuerst das besonnene, doch darum nicht minder kräftige Allegro; dann ein ruhiges Andante; endlich ein wüthendes auf Sturmes-Flügeln hineilendes Rondo, auch General-Marsch genannt. Sobald der letztere anfängt, sieht man an schönen Sommerabenden, wenn die Nachtigall zu schlagen, wenn die Blumen zu duften, wenn die Kühlung zu wehen beginnt, die Landstraßen, die Fußwege heran, von den Dörfern herüber, unter den Bäumen, hinter den Hecken hervor, aus Feldern und Gärten Alt und Jung, Mann und Weib, Arm und Reich herbeieilen, die Menschenmenge treibt sich, drängt sich, und die geduldige Schafheerde wird in den städtischen Pferch — nein, Stall getrommelt. Mit dem letzten Wirbel schließt sich das dröhnende Eisenthor. Der Schreiber mit gebogenem Rücken, der Handwerker, der erst vor einer Stunde seine Werkstätte verließ, die mondscheindurstigen Verliebten, sie müssen ohne Erbarmen herein. Da kömmt ein freudenarmer Taglöhner von seinem Sonntagsbier zurück; er läuft, er keucht, er ist noch wenige Schritte vom Thore entfernt, er könnte es mit Händen greifen — aber die Trommel hat ausgewirbelt, und will er nicht im Freien die Morgenröthe erwarten, muß er vier Kreuzer bezahlen. Freilich hat diese Abgabe eine heilige Bestimmung, sie ist der Armuth gewidmet, und so beträchtlich, daß sie im vorigen Jahre fünfzehn Tausend Gulden eingetragen hat. Aber ließe sie sich nicht durch eine andere Steuer ersetzen? Man kann nicht einwenden, der Vermögendere könne leicht diese kleine Abgabe entrichten, dann bleibt sie um so verwerflicher, wenn sie den Armen allein belästigt. Doch auch dem Vermögenden ist die Freiheit hierin nicht minder beschränkt; erstens: weil auch die Reicheren aus einem erklärlichen und verzeihlichen Murrsinne sich nicht die Luft wollen besteuern lassen, und zweitens: weil man ungern einsam im Freien wandelt, und die Meisten, Einer dem Andern folgend, in die Stadt zurückkehren. Es ist mehr zu wünschen als zu hoffen, daß der gemachte Vorschlag zur Ausführung komme.

V.

Frankfurt am Main, den 6. Februar 1821.

Entweder ist es erlogen, daß die Bühne jedes Ortes dieses Ortes Leben conterfeie, oder Mnemosynens Töchter sind boshafte Malerinnen, deren Pinsel froher verzerrt als schmeichelt. Auch die mäßigste Eigenliebe würde uns zwingen, das Eine oder das Andere zu glauben. Wenn es nicht so, wenn es wahr wäre, was behauptet wird, daß die Gemeinde einer Stadt ihrer Bühne gleiche (wie diese geleitet oder geduldet wird) dann stünde es schlimm mit uns. Ein Ueberblick der erlittenen Darstellungen im verflossenen Jahre müßte zu dem Urtheile führen, daß uns Geist wie Herz, und aller Sinn mangle für das Schöne und Erhabene. Man dürfte folgern, daß wir kein feines Ohr hätten für das zarte Saitenspiel der Lust, sondern nur ein barsches für jede krachende Fröhlichkeit; daß wir kein gesundes Auge hätten für die erhabene Pracht der aufgehenden oder untergehenden Sonne, sondern nur ein Blinzen für den Flitterglanz der Kunstfeuerwerke; und daß wir keine Mitempfindung hätten für einen großen Schmerz, sondern nur kindische Thränen für den Beinbruch einer Puppe. Aber solche Folgerungen sind falsch, und wir schieben jeden Vorwurf auf die Schuldigen zurück. Die Bühne suchte und fand unsern Beifall nie. Im verflossenen Jahre wurden 324 größere und kleinere Stücke aufgeführt. Darunter waren: Trauerspiele 44 (meistentheils nur traurige Spiele). Schauspiele (Fisch- und Mehlspeisen) 50, Lustspiele 107 und Opern 123. Also oben spitz und unten breit — eine egyptische Pyramide, worin die Herrschergebeine unseres Geschmackes begraben liegen. Wie sich aus Folgendem ergibt, zeigt der Nilmesser unserer dramatischen Kunst auf großes Wasser und befruchtenden Schlamm. Unter den Schauspielen in der allgemeinen Bedeutung (recitirende Schauspiele, wie man hinter den Coulissen sagt) waren, um nur der Demagogen des dramatischen Volks zu erwähnen: von Iffland 5, von Ziegler 11, von Frau von Weissenthurn 15, und von Kotzebue 59. Dagegen erscheinen: Schiller mit 8, Voltaire mit 2, Moreto, Shakespeare, Lessing, Müllner und Grillparzer jeder mit 1. Aus der Ueberschwemmung, welche im vorigen Jahre die ausgetretene Hippokrene verursacht hat, ragen nicht mehr als 8 Schauspiele höherer Art wie Bäume hervor. Nämlich: die Braut von Messina, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, Donna Diana, Emilie Galotti, Hamlet (zwar nur Schröders vierschrötiger), Zayre, Graf Esser, Sappho und die Schuld. Am häu-

figten wurden wiederholt, und zwar von Opern: Titus und Tancred, jede 7mal, und Josef, der Kalif von Bagdad und das lebendige Weinfaß, jede 6mal. Von Schauspielen: Die eifersüchtige Ehefrau und Verlegenheit und List, Lustspiele von Kotzebue, 7mal, und Houwald's Bild und Reinbeck's Quartierzettel 6mal. Vergleicht man diese Uebersicht mit dem neuesten Schauspiel-Verzeichnisse der uns nahen Darmstädter Bühne (in Lamberts Taschenbuch für Schauspieler auf das Jahr 1821 mitgetheilt), so muß man den Kopf schütteln und sich verwundern. Dort werden wöchentlich nur zweimal recitirende Schauspiele gegeben, und Hof und Stadt wenden, wie bekannt, ihre Neigung und Sorgfalt mehr der Oper zu. Und dennoch bringen sie, außer den wenigen guten Stücken, die wir mit ihnen gemein haben: Mahomet, Merope, Götz von Berlichingen, Torquato Tasso, Phädra, die Wallenstein, das Leben ein Traum, Minna von Barnhelm und Julius Cäsar zur Aufführung. Dabei merkte der Berichterstatter aus Darmstadt an: daß in jenem Verzeichnisse nur die größeren Stücke aufgezählt worden wären, „denn die meisten kleinen Stücke gehören ohnedies nur zum Verderben der deutschen Schaubühne und werden hier nur im äußersten Nothfall gegeben.“ Weil die kleinen Stücke nur zum Verderben der deutschen Schaubühne gehören, läßt sich schon denken, daß wir hier ganz damit überstreut werden. Die Stücke von nur 2 Acten nicht zu rechnen, die doch eigentlich auch zu den kleinen Stücken gehören, sind im verflossenen Jahre 48 Stücke von einem Acte, theils Singspiele, theils Schauspiele gegeben worden. Diese kleinen abgetröpfelten Gaben beweisen, daß man uns entweder für Kinder hält, welchen man ihren Milchbrei, oder für Kranke, welchen man ihre Tropfen in Zuckerlöffelchen reicht. Woher die Kränklichkeit unserer Bühne komme, ist schwer zu ergründen. Sie kann nicht daher rühren, daß wir zu viel handeln und die commerzielle Contemplation unsern Blick von gemeinen irdischen Dingen abwendet; denn in Leipzig handeln sie noch mehr, sie haben drei Messen, und wir nur zwei, und dennoch läßt die dortige Bühne Romeo und Julie, Macbeth, König Lear von Shakespeare u. dergl. m. spielen. Das Mainwasser kann nicht Schuld am Uebel sein, denn auch die Bühne zu Mainz, wo der Main als an seinem Ausflusse am breitesten ist, läßt Stücke jener Art aufführen, wie sie sich für Männer und für Geistesmündige ziemen. Auch sind wir nicht etwa zu gute Prosaiker, um das Papiergeld würdiger poetischer Freuden zu achten; denn wir versificiren unser tägliches Leben täglich mehr und mehr, so daß es fast dithyrambisch geworden ist. Noch vor zwei Jahren

wußten wir eine Wohnung, die wir zu Miethe anboten, nicht besser zu empfehlen, als daß wir sagten: sie habe die beste Meßlage, jetzt aber rühmen wir von ihr, sie habe eine romantische Aussicht. Es bleibt nichts Anderes übrig, als daß sich unser The ter magnetisiren lasse, um im somnambülen Zustande den Sitz seines Uebels und das Kraut zu verrathen, das gegen den Tod gewachsen ist.

Das war der Geist des verstorbenen Jahres! Jetzt entschwindet er meinen Blicken, denn er witterte Morgenluft und hörte den Hahn schreien. Dieser Hahn ist der gesporne Prolog, der jedesmal am ersten Januar auf der Bühne erscheint und das schönste theatralische Wetter verspricht. Er rief diesesmal unter Andern:

Wenn wir hinfort auf lichtumglänzter Bahn
Dem Ideale der Vollkommenheit uns nah'n,
Wenn hier bei deutschem Witz, bei deutschen Melodien
Aus deutscher Brust des Tages Sorgen fliehen,
Wenn aller Mißmuth, aller Tadel schweigt,
Dann erst ist unsrer Wünsche Ziel erreicht!

Unter lichtumglänzter Bahn ist hier nicht das gemeine irdische Licht zu verstehen, das von zahlreichen Oellampen ausströmt; denn in diesem Sinne ist unser Schauspielhaus höchstens lichtumglänzt, in der Mitte aber dunkel. Der Hahn deutet auf jenes himmlische Licht hin, das die Nerven-Heiligen in der magnetischen Extase sehen. Deutsche Melodien sind uns immer willkommen, aber deutscher Witz muß sich selten machen, um gefällig zu bleiben. Die deutsche Brust haben wir aus dem Befreiungskriege übrig behalten, denn wir Frankfurter tragen noch immer die Landsturmsuniform. Aber der Gesporne war hier zur Unzeit volksthümlich, das Herz und die Kunst haben kein Vaterland. Die Kikiriki (oder wie man sonst den Hahnenruf akustisch bezeichnen mag) am Schlusse sind zweideutig. Glaubt der Hahn seiner Wünsche Ziel erreicht, wenn aller Tadel schweigt, oder wenn der Tadel nichts mehr zu verschweigen findet? Wir sehen in diesem Theaterjahre nur schlechter Witterung entgegen, und mögen uns zeitig mit Regenschirmen versorgen. Zu den bisherigen Mängeln unseres Schauspiels haben sich noch neue gesellt. Unsere erste Kokette haben wir verloren, und unsern einzig komischen Sänger werden wir verlieren, so daß wir nur Koketten des zweiten und dritten Ranges, und Sänger übrig behalten, die komisch singen. Der Oper steht jedoch eine andere Verbesserung bevor. Herr Kapellmeister Guhr, bisher in Cassel, wird sie künftig leiten. Unser jetziger Musikdirec-

tor ist zwar ein vortrefflicher Geiger und sehr einsichtsvoller Mann; aber es fehlt ihm an jener Thatkraft, die nicht blos für sich selbst genug ist, sondern auch noch einen Ueberschuß hat, um für die Trägheit Anderer einzustehen. Herr Guhr soll ein feuriger Mann sein. Sein Feuer können wir brauchen, um uns daran von dem kalten Bade zu trocknen, in das die reizende Nymphe der Donau uns mitten im rauhen Januar schon zweimal gelockt hat. Nur die guten Opern werden bei uns geschont, die schlechten werden wie Mähren todtgeritten. An neuen Stücken gab man im vorigen Monate: Die Reise zur Hochzeit, Lustspiel nach dem Französischen von Lambert — zwar etwas germanisirter Anstand, aber doch lustig und gut. Zweitens: Der Tausch, komisches Singspiel nach dem Französischen von Castelli, Musik von Herold. Die Musik dieses sonst gerühmten Tondichters hat keine Aufmerksamkeit erregt, die Handlung aber Tadel gefunden. Zwei Ehemänner, die beide mit ihren Weibern unzufrieden, diese und mit deren Einwilligung gegen einander austauschen — mit Anmuth behandelt, mag dieser Stoff zu einem Lustspiele nicht verwerflich sein. Aber zu jenen Handelsmännern Bauern zu nehmen, wie es hier geschah, ist wenigstens lächerlich. Auf dem Lande findet sich die Sittenverderbniß nicht so fein gedrechselt und das Laster läßt sich nicht idyllisiren. — Am 15. Januar gaben Herr Pillwitz, ein vortrefflicher Baß-Sänger, und Herr Reinhart, ein eben so vorzüglicher Clarinett-Spieler, beide Mitglieder unserer Bühne, gemeinschaftlich ein Concert bei fast leerem Hause. Zwar hatten die Concertgeber nicht, etwa aus unziemlichem Künstler-Stolz, das Zeitliche versäumt, sondern im Gegentheile eine Ouverture von Meyer-Beer aufspielen lassen, um die Judenschaft zu locken. Aber die Judenschaft kam nicht. Es ist auch unter diesen Leuten keine Volksthümlichkeit mehr, und die christliche Ouverture des Figaro gefällt ihnen besser als die jüdische der Emma von Rosbourgh. Wie traurig, daß alle Vorurtheile aufhören, und man Tadel oder Lob verdienen muß, um sie zu erlangen!

Zwei Schriften, kürzlich von hiesigen Gelehrten herausgegeben, verdienen großes Lob. Die eine, ohne Namen des Verfassers erschienen, ist religiösen Inhalts, und heißt: Lebensansichten, ein Buch für Jünglinge (Frankfurt, in der Andräischen Buchhandlung). Lebensansichten sind zwar nicht darin, denn über das Sein in der Ewigkeit kann keine Erfahrung belehren. Gott, und was sonst zu den unvergänglichen Dingen gehört, wird mit Geist und tiefem Ernste besprochen. Nicht für Jünglinge ist das Buch,

aber für Männer mit Jünglingsherzen, die noch nicht verdorrt sind von der Glut ihrer Tage und über die Lorbeerkränze irdischen Gelingens nicht die Palme verschmähen, die der innere Seelenfriede reicht. Die andere Schrift enthält: Untersuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellsehen, von Dr. Johann Carl Passavant (Frankfurt, bei Brönner). Ein lehrreiches, man darf sagen, ein unentbehrliches Buch für Alle, welche die Forschung der Menschennatur anzieht; und wen sollte sie nicht anziehen, da ja der Mensch, wie er auch seine Wissenschaften nenne, doch nur sich selbst weiß! Man mag den Magnetismus begreifen, oder nur an ihn glauben, oder man mag weder das Eine noch das Andere, so ist es nöthig, sich über eine anerkante Wahrheit, und noch nöthiger, sich über einen herrschenden Wahn zu unterrichten; denn dieser wirkt schneller und allgemeiner als jene. Der Verfasser hat mit dem redlichsten Willen, und so besonnen und klar, als man nur bleiben kann, wenn man in den tollen Kreis der nächtlichen Erscheinungen der Seele eintritt, alle Erfahrungen und Meinungen der alten und neuen Zeit über den Magnetismus zusammengestellt, und seine eigenen Ansichten sind manchmal — um mich gelinde auszudrücken — gelinder als die der Andern. Zwar vergaß auch er nicht selten, daß nur die Verwunderung die Wunder mache, und ließ sich verlocken an dem herkulischen Scheidewege, wo Gemüth und Geist, Kopf und Herz auseinander gehen. Aber nicht ohne Kampf unterliegt er; sein Verstand capitulirt auf eine würdige Weise und zieht mit Gepäcke und Kriegsehren ab. Eines aber hat er so wenig bedacht, als die ihm Gleichgesinnten — es heißt Gott lästern, zu zeigen, wo er anfängt, und es heißt den Menschen lästern, ihm Gott erst im Wahnsinn erscheinen zu lassen. Wahnsinn ist Krankheit, er mag als Begeisterung des Sehers, oder als Bluthitze des Betrunkenen erscheinen. Alles ist Geist und Alles ist Körper, und wer dieses nicht weiß, sieht eine Welt ohne Gestalt, oder eine Welt ohne Seele. So sind die Magnetisten! — Zu den neuen uns angehörigen Schriften können auch die „Allgemeine politische Annalen", herausgegeben von Friedrich Murhard, gerechnet werden, denn ob sie zwar in der Cotta'schen Buchhandlung zu Stuttgart erscheinen, so werden sie doch von hier aus geleitet. Allgemeiner Beifall kann ihnen nicht entgehen, da der Herausgeber die Gabe besitzt, Alles zu sagen, ohne sich zu verplaudern. — —

Frankfurt hat einen seiner besten Bürger, Wahrheit und Recht einen glühenden Vertheidiger, und die Wissenschaft einen Freund verloren, der ihr zwar stille aber reiche Opfer brachte. Senator

Schmid, der am 31. Januar starb, war zu Schorndorf im Königreiche Würtemberg geboren, eine kurze Zeit Professor in Tübingen und darauf bis an seinen Tod Syndicus der Stadt Frankfurt. In den vergangenen stürmischen Jahren des Krieges, der Angst und der Noth hatte er für die Erhaltung und den Vortheil seiner Mitbürger ruhig, fest, besonnen — in unsern Tagen des nüchternen Friedens und stehender Gesinnungen ohne Abfluß, aufregend, treibend und erfrischend gewirkt. Schon zu den reifsten Jahren des männlichen Alters gelangt, war ihm ein jugendliches Herz für Alles, was schön, wahr und gerecht ist, ungeschwächt geblieben. Wer auch nicht den Muth hatte, so zu reden, und nicht die Tugend, so zu handeln wie er, huldigte doch den Grundsätzen des Verstorbenen, und eine große Zahl Trauernder schloß sich seinem Leichenzuge an. Würtemberg, das Vaterland des Heimgegangenen, hat viele solcher Männer zu verlieren; wir — haben jetzt einen weniger.

Menzel der Franzosenfresser.

J'aime mieux ma famille que moi, ma patrie que ma famille, et l'univers que ma patrie. Fénelon.

Qui ne se subordonne pas à sa patrie, sa patrie au genre humain, et le genre humain à Dieu, n'a pas plus connu les lois de la politique, que celui qui, se faisant une physique pour lui seul, et séparant ses relations personnelles d'avec les éléments, la terre et le soleil, n'aurait connu les lois de la nature.

Bernardin de Saint-Pierre.

Freunde und Gleichgesinnte machen mir oft Vorwürfe, daß ich so wenig schreibe, für das taubstumme Vaterland so selten das Wort ergreife. Ach! sie glauben, ich schriebe wie die Andern, mit Tinte und Worten; aber ich schreibe nicht wie die Andern, ich schreibe mit dem Blute meines Herzens und dem Safte meiner Nerven, und ich habe nicht immer den Muth, mir selbst Qual anzuthun und nicht die Kraft, es lange zu ertragen.

Und doch wäre wohlgethan, ihnen wieder einmal um die Ohren zu summen. Wie fest sie schlafen und wie sie lächeln! So schlief Herkules nach seiner letzten großen That, so lächelt im Reiche der Träume, wer dort König ist.

Aber was hilft es? Die Sinne kann man wecken, doch wo der Muth schläft, da ist es ein Todesschlaf. Den Geist kann man wecken, daß er denke, aber nicht das stille Herz, daß es schlage; wo es zu schlagen aufgehört, da hat es zu leben aufgehört.

Jene Freunde sagten mir: Es thäte ihnen Allen so leid, daß ich dem Lügenweber Menzel nicht in sein Zeug gefahren, und daß ich diesen Franzosenfresser ungestört hätte verdauen lassen. Ich erwiderte ihnen: Menzel ist gerichtet; noch ist er frei, er ist in Contumaz, aber sein Schicksal erwischt ihn endlich. Soll ich sein Häscher sein, die Leiter seines Glücks? Zu so edler Rache ist man nicht alle Tage gestimmt.

Und was könnte ich ihm auch anthun! Wie kann man mit Menschen siegreich rechten, die nie aus ihren Monologen heraustre=

ten, die auf unsere Fragen keine Antwort geben, in die Luft antworten auf Fragen, die sie nicht gehört, und auf ihre eigenen Fragen keine Antwort annehmen? Wie sollte ich Menzel einholen, der, während ich hart auftretend mit langsamen Schritten auf dem Eise der deutschen Angelegenheiten umhergehe, selbst mit Schlittschuhen darüber hinfährt, angstvoll zitternd, er möchte fallen und einbrechen, und wenn er nach Hause gekommen, mit erstarrten rothen Fingern seine schwankende Feder führt? Hat denn je Menzel die Rechtlichkeit gehabt, das aus meinen Schriften anzuführen, was er, sei es aus Ueberzeugung, sei es aus Dienstpflicht, widerlegen und verdammen wollte? Er durfte mich nicht reden lassen, ich weiß es; aber warum sprach er dann von mir? Die Tyrannei hat Mittel, das Schweigen zu erzwingen, aber das Reden nicht. Auch ein edler Mann kann ein Sklave der Verhältnisse werden; wer aber ein Knecht der Verhältnisse wird, das ist kein edler Mann. Menzel ist ein Kothsasse der Allgemeinen Zeitung, ein Procurator der deutschen Bundesregierung. Er hat sich ihr geschenkt, nicht verkauft — es sei. Aber ist Geldbestechung die einzige, die entehrt? Ist das ein braver Mann, der seine Gesinnung gegen ein österreichisch Lächeln, eine preußische Schmeichelei, ein bayerisches Achselklopfen und ein jesuitisches Lob vertauscht? Der Tyrannei zu schmeicheln, um seiner Behaglichkeit, seiner schnöden Ruhe wegen, um das ungestört zu genießen, was man hat — ist das minder schlecht, als ihr zu schmeicheln, um zu erlangen, was man nicht hat und haben möchte?

Doch warum wieder die Großen in den Streit der Kleinen mischen? Weil die Großen so klein sind.

Einer meiner Beurtheiler, ich glaube Gutzkow, hat mir vorgeworfen, daß ich Alles zur Sache der Könige machte; aber wenn, wie in unserm Vaterlande, die Staatsgewalt überall einschreitet, Alles betastet, Alles wägt, Alles schätzt, Alles ordnet, ist dann nicht Alles Sache des Fürsten? Die Freiheit ist überall oder nirgends, sie braucht kein Asyl oder findet keines. Vergebens sucht Ihr in Deutschland ein Lebensverhältniß, eine Wissenschaft, eine Kunst, ein Gewerbe, in welchem Ihr zugleich Ruhe und der Ruhe Zuversicht genießet. Ihr müßt immer nicht blos vor jeder neuen Täuschung, sondern auch vor jeder neuen Einsicht der Tyrannei zittern. Gibt es noch enge Kreise des Lebens, in welchen Ihr unumschränkte Herren geblieben, so ist es blos, weil Eure Gebieter den Berührungspunkt jener Kreise mit ihren eignen noch nicht wahrgenommen. Laßt nur einmal den Zufall es an den Tag bringen, daß sich unter den spanischen Jakobinern ein Mathematiker befinde, und sogleich wird Euch der Bun-

26*

destag die Logarithmen untersagen. Wer hätte vor einigen Wochen noch daran gedacht, daß deutschen Bürgern verboten werden könnte, ihre Kinder Ferdinand, Wilhelm oder Franz zu nennen? Jetzt ist es in Preußen geschehen. Gab es nicht eine Zeit, wo auch Sonne, Mond und Sterne censirt wurden? Kann nicht wieder einmal ein alter, geistesschwacher und frömmelnder Fürst kommen, der im Namen der heiligen Schrift der Erde zu stehen befiehlt und diejenigen als Verbrecher in den Kerker wirft, die sie gehen heißen? In Preußen wurde die Wissenschaft, so lange sie gefroren war, gepriesen und begünstigt: kaum fing sie aufzuthauen und zu fließen an, verfolgte man sie mit Haß und Spott. Man entdeckte, daß ein guter Styl, was er auch behandle, revolutionär sei, und man setzte den Styl unter Polizeiaufsicht. Wie lange wird es dauern, bis man findet, daß jede Philosophie aufrührerisch ist und die Hegelsche am meisten, denn sie spricht das Recht des Bestehenden, das heißt der Stärke heilig, und dann wird man Förster und Gans, und alle andern Apostel unseres Herrn Jesu Hegels in Köpenik einsperren. Gutzkow und seine Freunde waren klüger als ich; sie haben weislich die Sache der Könige von ihren eignen gesondert; sie haben nicht von Politik gesprochen, sondern nur von Philosophie, Religion, Moral und andern unfürstlichen Dingen. Aber was haben sie dabei gewonnen? Was hat es sie genützt in den Lebensjahren, wo Schwärmerei so schön, der Irrthum so liebenswürdig ist, schon so altklug gewesen zu sein? Hat man nicht sehr bald die blonden Locken unter ihrer grauen Perrücke, den frischen Blick hinter ihrer Brille entdeckt? Hat es Gutzkow nicht auch erfahren, daß Alles Sache der Könige ist? Man hat ihn ins Gefängniß geworfen, seine Freunde im Lande umhergejagt, und Allen nicht blos diesen und jenen Gedanken, sondern das Denken verboten. Hat Gutzkow geahnt, daß auch das Denken Sache der Könige sei?

Menzel, weil er meinen guten Willen weder zu bezweifeln, noch in Zweifel zu setzen vermag, sucht meine Gesinnungen aus meiner Leber zu erklären, läßt drucken, ich hätte den Spleen und sähe den herrlich deutschen Rosengarten mit schmutzig-gelben Augen an. Für eine andere Art Leser, welche eine so standhafte Logik des Unterleibes für unmöglich halten, hat Menzel eine andere Art, das Räthsel meiner Leidenschaft zu lösen. Er macht einen jüdischen Hannibal aus mir, der schon als Knabe den Eid geschworen, einst an den Feinden Jerusalems blutige Rache zu nehmen. Glaube doch ja Keiner den Lügen und Verleumdungen der Stuttgarter Literatur-Polizei. Ich bin keiner von denen, die das Herz im Bauche tragen und deren

Philosophie von der Verdauung abhängt. Ich bin nur krank an meinem Vaterlande; es werde frei und ich gesunde. Ich bin kein dunkler Heraklit, der heitere Anakreon ist mir viel näher verwandt. Wie oft habe ich nicht hier in Paris zusammen mit meinem alten Freunde Heine bei Punsch und Wein das hohe Lied Salomonis durchgejubelt! Ist das ein grämlicher Mensch, der bei Very im Palais-Royal den liederlichen Schir Haschirim singt? Solcher wäre eher ein liebenswürdiger Taugenichts zu nennen. Was ist denn so wunderlich an mir, das einer kunstreichen Enträthselung bedarf? Ich bin standhaft geblieben, während Andere umgewandelt. Mich haben die Zeiten gegerbt, ich bin rauh, aber fest, während Andere, früher gleichgesinnt mit mir, der Essig des deutschen Liberalismus, in dem sie eine Weile gelegen, so mürbe gebeizt hat, daß sie an dem gelinden Feuer gnädiger Augen in wenigen Minuten gar geworden. Nach einem guten Frühstücke sich auf das Sopha hinstrecken, einige auserlesene moralische Kapitel in Paul de Kock's Romanen lesen, dann einschlafen und träumen; Mittags mit fröhlichen Gesellen schmausen; Abends mit angenehmen Frauenzimmern plaudern und mit Banquiers und Wechselagenten gegen die Republikaner losziehen, die uns unser Geld wegnehmen und uns den Hals abschneiden wollen — das wäre auch meine Lust, hörte ich nicht auf die Stimme des bessern Genius in mir. Es komme ein wackerer Mann, der mich ablöse und für unser elendes Vaterland das Wort führe; ich werde ihn als meinen Erretter, als meinen Wohlthäter begrüßen. Ich bin müde wie ein Jagdhund, und möchte Florentinische Nächte schreiben.

Herr Menzel ist ein grimmiger Franzosenfeind; aber das vierzehn-karatige Deutsch mit zehn Karaten französischer Legirung, welches der bekannte verstorbene Schriftsteller schreibt, findet er ungemein liebenswürdig. Was doch ein Zusatz von Gold nicht thut; selbst das schlechte Franzosenthum kann es veredeln! Meinem groben Fanatismus und demokratischen Cynismus stellt Herr Menzel die aristokratische Grazie des Fürsten Pückler gegenüber, den er den thümmelhaftesten Schriftsteller und geistreichsten Spötter unserer Zeit nennt. An den Thorheiten, Leiden oder kranken Einbildungen des deutschen Volkes seinen Witz zu schärfen, ist freilich sehr edelmännisch; mir aber ist mein Vaterland zu werth, um es als Schleifstein zu gebrauchen, und ich will lieber ohne Grazie, als ohne Herz befunden werden.

Ich will dem Herrn Fürst Pückler seine Grazie gar nicht streitig machen, ich erkenne sie mit dem größten Vergnügen an; es ist mir

nur daran gelegen zu zeigen, wie lächerlich es ist, daß der Plebejer Menzel die Grazie zur gnädigen Frau macht, der er demüthig den Rock küßt, als könne eine bürgerliche Seele nicht auch Grazie haben. Um nicht von Heine zu sprechen, der in jeder Zeile seiner Reisebilder mehr Grazie hat, als der Fürst Pückler in seinen sämmtlichen Werken; um nur von mir zu reden, findet sich in meiner Person und meinen Schriften nicht eben so viel Grazie, als in denen des Fürsten Pückler, wenn man so billig ist, wie diesem so auch mir den Reiseapparat als Grazie anzurechnen? Ich sollte es meinen, wenn ich mich mit den Auszügen zusammenstellte, die Menzel von den Reisebeschreibungen des Verstorbenen mittheilt, den er so liebreizend und küßlich findet. Semilasso's Reisewagen ist schwarz lackirt und mit himmelblauer Seide ausgeschlagen; der meinige ist grün lackirt und ausgeschlagen wie ein österreichischer Soldat. Aber grüner Lack und weißes Tuch sind eben so graziös und dabei viel dauerhafter und achtungswürdiger, als schwarzer Lack und blauer Taffet. Semilasso reist mit einer grünen Perrüche; ich freilich führe nur ein fuchsrothes Eichhörnchen mit mir; wenn ich aber in meiner künftigen Reisebeschreibung das Eichhörnchen nicht Eichhörnchen, sondern Ecureuil nenne, wird es nicht an Grazie mit der grünen Perrüche wetteifern können? Auf Semilasso's Bock sitzt ein blondgelockter junger Jäger; mein Conrad ist nun zwar weder blond noch jung; indessen brauchte ich ihn nur mit einem Federhute zu versehen und der Jäger wäre fertig, und mit ihm der Edelmann, und mit diesem die Grazie. Semilasso erzählt in seiner Autophysiologie, daß er reichlich bei der Hälfte seines Lebens angelangt; das bin ich auch. Daß seine wohlgeformte Gestalt mehr Zartheit als Stärke, mehr Lebhaftigkeit als Festigkeit verrathe; ganz wie bei mir. Daß bei ihm das Cerebralsystem besser als das Gangliensystem ausgebildet sei. Leider auch hierin mir ähnlich; leider, denn was hilft mir mein gebildetes Cerebralsystem? Das Gangliensystem, diese Canaille des menschlichen Körpers, hat sich alle Herrschaft angemaßt, und mein allerhöchster Kopf muß sich von den Cortes des Unterleibs gänglen lassen. O, mit Recht heißen sie Ganglien! Semilasso erzählt, daß ihm jeder Menschenkenner augenblicklich ansehe, daß er im vornehmen Stande geboren; auch ich habe dieses Schicksal. Jeder, der nur einmal Schulden gemacht und einen Wechsel unterschrieben, sieht es mir an, daß ich jenem vornehmsten Stande angehöre, dessen Adel älter ist als der aller christlichen Fürstenhäuser, sogar des Fürsten Pücklerischen Hauses. Semilasso's Züge sind fein und geistreich, die meinigen auch; wenigstens hat mich das einmal eine Schauspielerin

in Lauchstädt versichert, als ich ihr eine goldene Kette geschenkt. In Semilasso's Natur herrscht das weibliche Element vor, in der meinigen auch, und zwar so stark, daß mir selbst der hysterische Nagel nicht fremd ist. Das sollte ich freilich in Gegenwart Menzel's nicht eingestehen, denn jetzt kann er sagen: Seht Ihr's, wie recht ich habe? Er hat den hysterischen Nagel und kann darum nicht begreifen, wie vortrefflich Deutschland regiert wird!

Semilasso sitzt auf dem Bocke graziös zurückgelegt; hierin muß ich freilich nachstehen, denn ich habe in diesem Punkte sehr weislich die Grazie der Bequemlichkeit aufgeopfert. Ich liege in meinem Wagen in aller Länge ausgestreckt, denn es ist ein Wiener Schlafwagen, demjenigen ähnlich, indem einst Goethe nach der Champagne gereist, und der ihm so werth war und von dem er so viel erzählte, daß er ganz die französische Revolution darüber vergaß. Der Glückliche!

Ich lege kein Gewicht darauf, daß ich gleich dem Fürsten Pückler auf der Reise eine rothe Mütze trage; denn man könnte mir einwenden, daß sie kein loyaler tunesischer Fez, sondern eine Jakobinermütze sei. Ich gehe auf eine wichtigere Vergleichung über.

Menzel lobt besonders an dem Verstorbenen, daß ihm die Conforts so unentbehrlich wären, und daß er nie verfehle, ihrer zu gedenken, wo er sie vermisse, und Winke zu geben, wie man sie sich verschaffen könne. Zur Unterstützung dieses Lobes theilt er ein Kaffee-Recept mit, das Semilasso bekannt zu machen die Gewogenheit hatte. Nun ist es zwar sehr löblich, wenn deutsche Edelleute für die materiellen Interessen des deutschen Pöbels Sorge tragen und durch Verbreitung guter Kochbücher die Zungen der raisonnirenden Canaille unschädlich zu beschäftigen suchen. Indessen ist ein Kaffee-Recept ein Werk der Tugend, nicht der Grazie, und ein bürgerlicher Schriftsteller kann, ob zwar nicht hoffähig, dennoch receptfähig sein. Sollte aber ein Kaffe-Recept wirklich ein Werk der Grazie sein, so könnte ich mich auch hierin dem Fürsten Pückler nicht blos gleich, sondern triumphirend gegenüberstellen. Das Kaffee-Recept, welches der Fürst Pückler mittheilt, ist alt und bekannt, und es ist zum Erstaunen, daß der gelehrte Menzel nichts davon wußte. In hundert orientalischen Reisebeschreibungen ist es zu lesen, und ich habe es zuletzt noch in Trelawneys adven tures of a younger son gefunden. Ich aber kann ein Recept mittheilen, das ich nicht abgeschrieben, sondern selbst erfunden habe, ein Chocolade-Recept. Ich würde meinen schönen Leserinnen das Chocolade-Recept gern mittheilen, damit es dieser gelehrten und plebejischen Schrift nicht an aristokra-

tischer Grazie fehle. Doch nach reiflicher Ueberlegung fand ich besser, es für meine künftige Reisebeschreibung aufzusparen, deren Zierde es werden soll. Ich will nur erzählen, wie ich zu der wichtigen Entdeckung gekommen, da die Kochkunst sonst mein Fach nicht ist.

Vor drei Jahren geschah es zum ersten Male, daß es mir sehr leid that, mit der diplomatischen Welt in so schlechtem Vernehmen zu stehen. Es war an dem Tage, da ich in den Memoiren der Herzogin von Abrantes las, daß bei einem Frühstücke, welches der österreichische Gesandte gab, man eine Chocolade servirt habe, die so schaumig und zart gewesen, daß man eine Viertelstunde vor dem Mittagsessen achtzehn Tassen davon habe trinken können, ohne sich im Mindesten den Appetit zu verkleinern. Ich schmachtete sehr nach der Schaumchocolade; da es mir aber leichter schien, hinter das Geheimniß ihrer Verfertigung zu kommen, als die Freundschaft der nordischen Mächte zu erlangen, so nahm ich mir vor, über Ersteres nachzudenken. Nach wenigen Tagen wußte ich die herrlichste Schaumchocolade zu bereiten. Das genügte mir aber nicht, ich strebte höher. Ich erfand ein Chocoladengas, welches die Grazie selbst ist, und wovon man hundert Tassen trinken kann, ohne im Mindesten davon belästigt zu werden.

Herr Menzel hat sich gehütet, aus den Schriften des Herrn Fürsten Pückler allzuviel Geist zu ziehen; denn er fürchtete mit Recht, die ungewohnten Leser des Literaturblattes möchten davon berauscht werden. Doch da jetzt neun Monate verflossen sind, seit Herr Menzel seinen Lesern zu trinken gegeben, darf ich wagen, ihnen von dem Geiste des Herrn Fürsten von Neuem einzuschenken.

„In meiner üblen Laune blieb ich fast den ganzen Tag im Bette liegen und las Zeitungen nebst den Paroles d'un Croyant vom Abbé Lamenais. Ueber dieses Buch ärgerte ich mich noch mehr. Nie ist wol ein heterogeneres Ragout von Philosophie und Mysticismus, von revolutionärem und monarchischem Unsinn, von St. Simonismus und Obscurantismus — Alles in eine Sauce prophetischer Insolenz getunkt, und mit einigen Brocken unseres Herrn Christus assaisonnirt zusammengekocht worden. Daß ein so albernes Machwerk sechs Editionen hat erleben können, ist ein wahrhaft trauriges Ereigniß. Arme Zeit! die an einem solchen Strohhalm sich vom Ertrinken zu retten hofft“

Wir bedauern ungemein, daß es dem deutschen Apostel der Conforts nicht gefallen hat, uns bürgerlichen Lesern das Recept zur Insolenz-Sauce mitzutheilen. Er hätte dadurch zu unserer Civilisation viel mehr beigetragen, als einst der heilige Bonifacius,

der auch aus England kam, aber uns nichts mitgebracht, als das Christenthum.

— Als der Herr Fürst in einem Schlachthause einen Ochsen schlachten und gleich darauf einen zweiten herbeiführen sah zur nämlichen Bestimmung, rief er aus: le boeuf est mort, vive le boeuf! Es ist freilich unendlich viel Geist und Grazie in diesen Worten, doch habe ich den schönen Gedanken schon vor vier Jahren gehabt, mich aber gefürchtet, ihn drucken zu lassen. Da die Abendzeitung, ob ich zwar nie in jener Art geschrieben, von mir gesagt hat, ich stände auf dem Punkte, wo der Mensch in den Tiger übergeht, so hätte sie, wenn ich ausgerufen: der Ochs ist todt, es lebe der Ochs! mich gewiß zum Könige der Krokodile erklärt.

— Wozu man Fürst ist, wenn man die Furchtsamkeit eines deutschen Unterthanen hat, das begreife ich nicht. Der Herr Fürst von Pückler-Muskau wagte nicht einmal die Liebenswürdigkeit des Dichters Beranger, mit dem er sich bei Tische fand, zu loben, ohne hinzuzusetzen, daß er dessen Meinungen nicht theile; es hätte Niemand daran gezweifelt — so wenig als dessen Liebenswürdigkeit.

— Der Herr Fürst hat ein seltenes Glück auf seinen Reisen. Alle liebenswürdigen Personen, mit denen er zusammentrifft, sind entweder Fürsten oder Günstlinge derselben, oder Prinzessinnen, oder Hofdamen, oder reich an Einfluß oder an Gelde. Letzteres sogar ohne mittelalterliche Vorurtheile; es heiße einer Ferdinand oder Salomon, sobald er liebenswürdig ist, ist er auch reich. Nur dann verläßt den Herrn Fürsten sein gewohntes Glück, wenn er mit Liberalen und Schustergesellen zusammentrifft. Die sind immer arme Teufel und sehr unliebenswürdig. Der Herr Fürst weiß aber in solchen Fällen sein böses Geschick mit edler Seelengröße zu ertragen und es mit dem Geiste und der Grazie zu schildern, die wir an ihm bewundern. So begegnete er eines Tages auf einer Fußwanderung in Franken zweien Schustergesellen; er redete sie an und sprach:

Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In Eurem Bunde der Dritte.

Das bewilligten ihm die Schustergesellen mit plebejischer Höflichkeit. Der eine Gesell war lang und der andere war kurz, und das Gespräch, das sie mit ihrem edlen Begleiter führten, hatte etwas vom Langen und etwas vom Kurzen, es war zugleich langweilig und kurzweilig, und es nahm folgenden Ausgang:

„Nun heute ist's dafür desto wärmer, lieben Freunde," sagte der Lange, denn ein glühender Wind ging eben über sie her wie heißes Wasser.

„Der kommt von Oestreich!“ meinte der Jüngste.

„Ja 's ist ein verdammt arstokratscher Wind,“ fiel der Andere ein.

„Was Teufel wollt Ihr damit sagen?“

„Nun, weil er uns den letzten Schweißtropfen auspreßt.“

„Ihr Narren, habt Ihr nie das Sprüchwort gehört: Schuster bleib bei bei deinem Leisten? Tolles Wesen heutzutage mit solcher leidigen Halbaufklärung! habt keinen Kreuzer in der Tasche und könnt doch 's Raisonniren und Politisiren nicht lassen. Wundert Ihr Euch noch, daß man Euch in jedem Dorfe den Paß abfragt und auch auf den Geringsten von Euch ein wachsames Auge hat? Glaubt mir, der schlimmste Wind für Euch ist der liberale, denn er verdrehet Euch den schwachen Kopf.“

Der Geselle lachte höhnisch. „Es ist noch nicht aller Tag Abend, lieber Herr, und wer es erlebt, wird sehen, daß es anders in der Welt werden muß. So hundsföttisch, wie's jetzt ist, kann's nicht lange mehr gehen.“

Die leidige Halbaufklärung, das ist eben so neu als rührend, und der liberale Wind ist höchst dichterisch. Aber warum wundert sich der Fürst, wie Einer, der keinen Kreuzer Geld in der Tasche hat, raisonniren mag? Wer soll denn raisonniren? Wer Geld hat, braucht keinen Verstand. Auch wollten wir ihm nicht rathen, in diesem Tone mit den deutschen Handwerkern in Paris zu sprechen; denn bei diesen ist die leidige Halbaufklärung in die noch leidigere Vollaufklärung übergegangen, und sie wären im Stande, wenn man sie Narren nennt, es nicht beim Raisonniren bewenden zu lassen.

— Aus Böhmen theilt uns der Herr Fürst eine Reihe böhmischer Bemerkungen mit, die köstlich sind; wären sie nicht ungeschliffen, könnte man sie als Granatenkette gebrauchen.

„Böhmen kommt mir dem Aeußern nach weniger civilisirt als unser Vaterland vor (ich meine das Königreich Preußen); Armuth, Schmutz, Bettelei sind hier häufiger. Dagegen findet man, was man bei uns vermißt, eine gewisse treuherzige Höflichkeit aller Classen, und eine keineswegs sklavische, aber sich an ihren Platz stellende déférence der niederen und mittleren Stände für die Vornehmeren. Das Gegentheil bleibt in Monarchien eine gefährliche und folglich unverständige Anomalie. Werdet Menschen im edlern Sinne, werdet ächte Christen! Dann hören die Vornehmen, wie Krieg und Pest von selbst auf! So lang Ihr aber dazu weder den Muth noch den Willen habt, so lange fügt Euch den Vorurtheilen, und vor=

zugsweise denen, die Euch am wenigsten schaden, die am wenigsten unsinnig sind. So würd' ich den Liberalen zurufen, wenn ich ein constitutioneller Minister wäre; als legitimer würde ich es gar nicht so weit kommen lassen."

Wie geschickt es der Herr Fürst an den Tag zu bringen weiß, daß er eben so brauchbar zu einem constitutionellen als zu einem legitimen Minister sei! So kann es ihm in keinem Falle fehlen. Und wie Recht hat Herr Azais! Alles compensirt sich in der Welt. In dem einen Lande herrscht allgemeiner Wohlstand, dagegen fehlt die déférence der niedern Stände für die Vornehmen; in dem andern Lande herrschen Armuth, Schmutz und Bettelei, dagegen findet sich dort jene schöne déférence. Es kommt auf Eines heraus. Doch daß wir ächte Christen werden müßten, um den Adel los zu werden, davon sehe ich die Nothwendigkeit nicht ein. In der französischen Nationalversammlung war nicht ein einziger ächter Christ, und doch wußten sie sich vom Adel zu heilen, ohne Gebet und ohne Weihwasser. Der Herr Fürst stellt den Preis der Gleichheit sehr hoch, um uns von deren Ankauf abzuschrecken; aber es ist hier gar nicht von kaufen die Rede. Die Freiheit ist Gemeingut, wie die frische Himmelsluft, und wir brauchen nur aus unserm dumpfen Zimmer herauszutreten, um sie unentgeltlich einzuathmen. Es gibt freilich Vorurtheile, die noch unsinniger sind als das, sich dem Adel zu unterwerfen; nämlich das Vorurtheil diese Unterwerfung zu verlangen. Werdet Menschen im edlern Sinne, werdet ächte Christen, ihr Edelleute! Dann werdet ihr eure Narrheit selbst verlachen.

Die guten Oesterreicher, wie ich hier erfahre, sind noch ganz so, wie sie vor dreißig Jahren waren. Mit Entzücken erinnere ich mich, daß ich in meiner Jugend mit meinem Vater eine Reise nach Wien gemacht. Mein Vater war gewohnt, gute Trinkgelder zu geben und alle Postillone unter der Ens nannten ihn Ew. Gnaden, und mich einige Mal den Junker. Der Lohnbediente im Ochsen zu Wien nannte mich in der dritten Person nie anders als den jungen gnädigen Herrn (ich gab ihm oft Papierscheine gegen Conventionsmünze einzuwechseln) und die vornehmen und reichen Leute in den Gesellschaften erhoben mich förmlich, jedoch taxfrei, in den Adelstand und nannten mich Herr von Baruch. Ich schmunzelte damals eben so sehr über meinen vornehmen Stand als der Herr Fürst von Pückler-Muskau über den seinigen; denn ich war noch jung und dumm. Als ich aber älter und klüger geworden war, lernte ich ein Land bedauern, wo Einer, der nicht von Adel ist, so gar nichts ist,

daß jeder gebildete Mann, wenn er mit einem Nichtadeligen in Berührung kommt, aus Höflichkeit und aus Achtung gegen sich selbst, ihn für einen Edelmann zu halten sich anstellen muß.

— Es war dem Herrn Fürsten von Plebejern als eine eitle Vornehmthuerei vorgeworfen worden, daß er in sein Deutsch so viele französische Redensarten menge und bei jedem dritten Worte wie den Paß vorzeige, um seinen hohen Stand zu beweisen. Der Herr Fürst sucht sich gegen diesen Vorwurf zu vertheidigen. Sobald sich Einer vor dem Volke zu rechtfertigen sucht, sind wir sehr geneigt, ihn unschuldig zu finden, und wenn wir ihn doch für schuldig erklären, müssen wir unsere guten Gründe haben. Hören wir, was der Herr Fürst sagt.

„Es ist mir so oft vorgeworfen worden, meinen Styl durch französische und andere fremde Phrasen zu verunstalten, daß ich ein Wort darauf erwidern muß. Es thut mir nur leid, nicht mehr Kenntniß fremder Sprachen zu besitzen, sonst würde ich in den gerügten Fehler absichtlich noch viel öfter verfallen. Wenn ich Briefe schreibe oder auch für das Publikum, so ist meine Absicht keineswegs, deutsche Stylübungen zu drechseln, sondern auszudrücken, was ich fühle und denke. Wenn dies nun sich im Geiste eines fremden Idioms in mir entwickelt, so verliert oft ein Gedanke alle Grazie, seinen Duft so zu sagen, wenn er übersetzt wird. In solchem Fall lass' ich ihn in seiner ursprünglichen Form."

Das ist es eben; man soll nicht in die Noth kommen, Stylübungen drechseln zu müssen. Die wahren Gefühle brauchen keinen künstlichen Schmuck, und die guten Gedanken springen, der Minerva gleich, schon gerüstet aus dem Kopfe ihres Vaters. Wenn der Herr Fürst, um das, was er fühlt und denkt, auszusprechen, sich eines fremden Idioms bedienen muß, so beweist das, daß seine Gedanken und Gefühle auf einem fremden Boden gewachsen sind, und nicht in seinem eigenen Geiste und seinem eigenen Herzen. Daß er den Grazien opfert, ist sehr schön von ihm; wenn die Grazien nur von dem Opferduft der Deutschen leben müßten, wären sie schon längst Hungers gestorben. Wir glauben aber, daß deutsches Silbergeschirr, besonders wenn es schwer ist, eben so viel Grazie hat, als französische Vaisselle, und wir sind überzeugt, daß, wenn der Herr Fürst, statt zu sagen: „Die Elsler eclipsirt die Taglioni", gesagt hätte: „Die Elsler verdunkelt die Taglioni", weder die Taglioni noch die Elsler im Mindesten von ihrem Dufte und ihrer Grazie dadurch verloren hätten. Wir bleiben also dabei, es ist nichts als

Vornehmthuerei und die eitle Sucht, sich unter den deutschen Schriftstellern als einen hoffähigen Mann auszuzeichnen.

Ende
der aristokratischen Grazie.

Grazie gegen Grazie gehalten, was hätte nun der Fürst Pückler vor meinem demokratischen Cynismus voraus? Er ist gereist und hat erzählt; wenn ich reisen werde, werde ich auch erzählen können. Mit dem Lord Brougham Senft essen, an dem Tische eines Königs die glänzende und funkelnde Vaisselle und die Profusion der Speisen bewundern — Vaisselle — Profusion — die Journalisten der Volkspartei tolle Hunde nennen, das ist weder so schwer noch so graziös wie Herr Menzel meint, und der dritte Stand ist vollkommen im Stande, solche wichtige Dinge zu erleben und zu berichten. Der dritte Stand in Deutschland ist noch mehr zu thun im Stande: er ist fähig, das was folgt zu schreiben und drucken zu lassen ohne roth zu werden, und es zu lesen ohne aus der Haut zu fahren. Der dritte Stand hat viel Edelmännisches an sich.

„Der Fürst von Pückler-Muskau" — sagt der Franzosenfresser Menzel — „vereint mit angeborner Eleganz zugleich die feinste Berücksichtigung aller Tendenzen der Zeit, die ihn aus einem dunkeln aristokratischen Dasein zu einer glänzenden und doch im strengsten Sinne nur bürgerlichen Rolle herausgedrängt haben, und er weiß der Neuheit dieser Situation jeden Reiz abzugewinnen. Er hat von seinem Stande nur die Conforts, nur den feinen Epikuräismus, die schönen Sitten beibehalten, und wenn er auch einmal seiner „Wappenvögel" gedenkt, so ist doch unpassend, ihm daraus einen Vorwurf zu machen, denn seine ganze literarische Erscheinung ist weit eher eine Concession, welche die hohe Aristokratie dem Zeitgeist macht, als eine Reclamation. Es ist eine Erscheinung, die ohne die Revolutionen des Jahrhunderts und insbesondere ohne die socialen Umwälzungen in Frankreich unmöglich wäre. Es ist ein Schlaglicht, aus Frankreich nach Deutschland herübergeworfen, und der Fürst Pückler verhält sich zu dem bürgerlich gewordenen neuen Frankreich, wie Friedrich der Große zum philosophisch gewordenen alten sich verhielt."

Schlaglicht ist ein gutes Wort; das Licht, das die hohe deutsche Aristokratie aus Frankreich aufgefangen, ist eine Folge der Schläge, die sie zwanzig Jahre hintereinander von den Franzosen bekommen. Nimmer hätte ich gedacht, daß Herr Menzel so muthwillig sein könne. Herr Menzel erklärt, die ungeheure Umwälzung

in Frankreich und alle ihre Töchter-Revolutionen wären erforderlich gewesen, um die hohe deutsche Aristokratie in den Stand zu setzen, einen Schriftsteller hervorzubringen, der leserlich schreiben kann. Es ist die Sache der hohen deutschen Aristokratie, sich für dieses Compliment zu bedanken. Es ist wahrlich noch Niemand so tief in das Wesen und die Bedeutung der französischen Revolution eingedrungen, als Herr Menzel, und das heutige bürgerliche Frankreich wird mit Erstaunen erfahren, in welchem Verhältnisse es zum Fürsten Pückler stehe, daß die Tutti frutti des hohen deutschen Adels von dem Baume der französischen Revolution gepflückt worden, und der Berg des Convents eine so lächerliche Maus geboren. Das deutsche Volk aber und der Zeitgeist müßten sehr unverschämt sein, wenn sie an die hohe deutsche Aristokratie noch weitere Forderungen machen wollten, nachdem ihnen diese freiwillig die große Concession gemacht, eines ihrer Mitglieder auf die Leipziger Büchermesse abzuordnen, um dort zum Besten des dritten Standes ein Kaffee-Recept zu votiren.

Nachdem Herr Menzel die Verdienste des Fürsten Pückler mit Luft aufgetrieben, und die Seifenblasen seines Lobes an der Sonne hat glänzen lassen, spricht er:

„Diesem heitern Fürsten steht ein finstrer Republikaner gegenüber, in dem der Geist der französischen Revolution fortlebt, dessen Cynismus von der Eleganz seines Fürsten himmelweit verschieden, und gleichwol desselben französischen Ursprungs ist."

Wäre Herr Menzel kein Stümper in der Weltklugheit, hätte er meinen Cynismus, um seiner schönen Schwester willen, schonender behandelt. Wer kann vorhersehen, wie es endet? Unsere Mutter, die Revolution, lebt noch und wer weiß wie sie ihr Testament macht, wer weiß, ob die Ausstattung der schönen Eleganz nicht einst ganz allein von der Großmuth ihres Bruders Cynismus abhängen wird? Wird die Treue des Herrn Menzel diese Prüfung überstehen? Wird er einer Bettlerin den Hof machen?

So oft sich meine Gegner in der Gefahr sehen, am Börne zu scheitern und mit ihrem Verstande Schiffbruch zu leiden, werfen sie ihren Nothanker Baruch aus. Herr Menzel ist noch vorsichtiger als die Andern; er fängt nicht eher gegen mich zu manövriren an, als bis er sich in meinem Judenthume fest geankert. In der Verzweiflung, mich mit Gründen der Wahrheit und des Rechts zu widerlegen, macht er mich interessant und weiß mich so romantisch zu schildern, daß man eine Novelle aus mir machen könnte.

„In Frankfurt am Main, wo der große Goethe als Patricier-

Kind aufgehätschelt wurde, kam ein kleines kränkliches Kind zur Welt, der Jude Baruch. Schon den Knaben verspotteten die Christenkinder. Täglich sah er an der Sachsenhäuser Brücke das schändliche Steinbild, das Juden vorstellt, auf das anstößigste gruppirt mit einer Sau. Der Fluch seines Volkes lastete schwer auf ihm. Als er auf Reisen ging, setzte man ihm höhnisch in den Paß: Juif de Francfort. Bin ich nicht ein Mensch, wie ihr Andere? rief er aus. Hat Gott nicht meinen Geist ausgestattet mit jeder Kraft, und Ihr solltet mich verachten dürfen? Ich will mich auf die edelste Weise rächen, ich will Euch kämpfen helfen für Eure Freiheit."

Das wäre Alles sehr schön, wenn es nur wahr wäre; ja es würde mich freuen, wenn es wahr wäre; aber so ist es nicht. Nie glomm auch nur ein Funke des Hasses gegen die christliche Welt in meiner Brust; denn ob ich zwar die Verfolgung der Juden lange schmerzlich an mir selbst gefühlt und immer mit Erbitterung verdammt, so erkannte ich doch gleich darin nur eine Form des Aristokratismus, nur eine Aeußerung des angebornen menschlichen Hochmuths, von den Gesetzen, statt gebändigt, frevelhaft begünstigt; ich stieg dann wie gewohnt zu der Quelle des Verderbens hinauf, mich um einen seiner Ausflüsse nicht bekümmernd. Nie habe ich mich für erlittene Schmach, nicht einmal auf eine edle Art zu rächen gedacht. Und wie hätte ich es auch vermocht seit den Jahren, da ich durch die Schrift zu wirken gesucht? Hätte ich tausend Dolche, und tausend Gifte, und tausend Flüche, und das Herz eines Teufels, sie alle zu gebrauchen — was könnte ich meinen alten Feinden denn noch anthun? Sind sie jetzt nicht meine Glaubensgenossen und Leidensbrüder? Ist nicht Deutschland der Ghetto Europa's? Tragen nicht alle Deutsche einen gelben Lappen am Hute? Könnte ich zumal gegen meine Vaterstadt noch den kleinsten Groll haben? Sind jetzt nicht alle Frankfurter, meine ehemaligen Herren, den Juden von früher gleich? Sind nicht die Oesterreicher und Preußen ihre Christen? Und der Schimpf, den sie dort einst, Gering und Vornehm, Jung und Alt, bei Tag und bei Nacht, jedem Juden zugerufen: Mach' Mores Jud! müssen sie ihn jetzt nicht selbst anhören? Der hohe Senat und die löblich regierende Bürgerschaft und die gestrengen Herren Bürgermeister, und die Herren Actuare und die reichen Seidenhändler — klingt es ihnen nicht in die Ohren, so im Rathe wie auf dem Markte, so in der Weinschenke wie zwischen ihren Hauswänden, klingt es nicht höhnisch und grell: Macht Mores! Wahrlich und sie machen Mores und ziehen den Hut ab vor Oesterreich und Preußen, so schnell und so demüthig als es nie

früher ein Jude vor ihnen gethan. Hätte mein Herz auch brennend nach Rache gedürstet, es wäre jetzt betrunken! Aber es ist nüchtern an Lust, es fühlt nur den Schmerz des Vaterlandes, und wenn es ihn allein fühlt und für Alle, so ist es das Verbrechen der Empfindungslosen, nicht das meinige.

Nicht durch Geduld, durch Ungeduld werden die Völker frei. Ist es etwa anders, so mögen der schlesische Herr Menzel, der würtembergische Herr Menzel und der preußische Herr von Raumer, die für den Nothfall zusammen einen Historiker vorstellen können, ihre Loyalität und ihren Scharfsinn vereinen, um uns unsere aufrührerische Thorheit zu beweisen. Sie mögen in den Büchern der Weltgeschichte uns einen einzigen Fall aufzeigen, wo ein Volk dadurch die Freiheit erlangt, daß es geduldig die Knechtschaft ertragen und gewartet, bis entweder durch ein Wunder ihm die Ketten abfallen, oder durch ein größeres Wunder sie ihm von seinen Tyrannen abgenommen worden. Sie würden aber vergebens darnach suchen. Erst vor einigen Tagen sprach Hume in einem Meeting: „Ja wenn das Volk sicher sein will, die Abhilfe seiner Beschwerden zu erlangen, so muß es seine Angelegenheiten selbst besorgen. Während meiner langen politischen Laufbahn habe ich auch nicht einen Fall erlebt, wo es dem Volke gelungen wäre, die Aufhebung eines Mißbrauchs zu bewirken oder sich von einer drückenden Last zu befreien, wenn es nicht, nach dem Ausdrucke Benthams, sein Betragen so eingerichtet, daß es den Schlaf seiner Beherrscher zu stören wußte.“ Ist dieses in England, wie viel mehr in Deutschland. Jene genannte deutsche Herren und so Viele, die ihnen gleichen, wie sie auch sein mögen, wissen das so gut als wir; sie wissen aber noch besser als wir, daß zwischen der Lüge und der Wahrheit sich die Mauern der Censur hinziehen, und ein undurchdringlicher Wald von Bajonetten starrt, und daß sie von den Widersprüchen der Bessergesinnten oder Besserwissenden nichts zu fürchten haben. So geschützt lügen sie furchtlos im Angesichte des ganzen Landes, so geschützt trat auch Herr Menzel in Stuttgart gegen mich hervor.

Welch einen großen Vorrath von schönen Adjectiven und Bildern, die man zu den kostbarsten Romanzen und Liedern hätte verwenden können, hat nicht Herr Menzel verbraucht, um die Unbeweglichkeit und Unempfindlichkeit des deutschen Volks, als etwas Gutes, Gedeihliches, Herrliches und Beneidenswerthes darzustellen. Er nennt das einen g e s u n d e n S c h l a f, einen P f l a n z e n s c h l a f, ein s t i l l e s g e d e i h l i c h e s W a c h s t h u m, ein Z e i c h e n i n n e r l i c h e r F r u c h t b a r k e i t, das W o h l b e h a g e n e i n e r h o f f n u n g s v o l l e n

Mutter, eine beträchtliche musikalische Pause. Für Pause — es sei; doch wäre es nur wenigstens eine Pause von bestimmter Dauer, die man abzählen könnte! Aber nein, es ist keine Pause von bestimmter Dauer, es ist eine Fermate, während welcher die Herren Benefizconcertgeber ihre Cadenzen nach Willkür ausdehnen, und Ihr könnt Jahrhunderte warten, bis sie Euch durch einen huldvollen Triller das Zeichen zum Einfallen geben. Sich gedulden bis die Herren Solospieler der Alleinherrschaft müde geworden? Das abwarten? O Blödsinn! Unterdessen könnte das ganze Orchester nach Hause gehen, zu Nacht essen, sich schlafen legen, heirathen, Töchter ausstatten, Enkel schaukeln, dann sterben, dann wieder von vorn erben und sterben, und so immer fort und fort, die Pause endet niemals gutwillig. Am hellen Tage faullenzen und schlafen; aber schlafen wie eine Blume ohne zu schnarchen; die Augen träumend nach den Wolken schlagen, die Hände auf den hoffnungsvollen Mutterleib legen und warten was dabei herauskömmt; beträchtlich pausiren, bis man ihnen zuruft: Jetzt wacht auf, jetzt sind wir wieder in Noth, jetzt helft uns! — das Männern anrathen — einem Volke von dreißig Millionen — o! Hercules, dieses anzuhören und gelassen zu bleiben, und deine Keule nicht zu schwingen — diese dreizehnte Arbeit hättest du nicht vollbracht!

Aber ich will Herrn Menzel mit seinen eigenen Worten reden lassen; ich will nicht mit ihm verfahren, wie er mir gegenüber verfahren ist: daß er sich nämlich um meine Gedanken und Reden gar nicht bekümmerte, sondern aus meinen Ansichten, die er unterschlug, eine Summe zog, wie er sie brauchen konnte. Nimmermehr! Herr Menzel soll selbst seine Rechnung machen. Seine Gesinnungen sollen von Gänsefüßchen escortirt werden und gegen jeden Andrang gedeckt, ungestört ihren Marsch fortsetzen.

„Die jetzige Stille ist der deutschen Art vollkommen angemessen, die Deutschen befinden sich wohl dabei. Nennt es Börne einen Schlaf, nun so ist es ein gesunder Schlaf, und wohl dem, der ruhig schläft. Ich möchte es einen Pflanzenschlaf nennen, ein stilles gedeihliches Wachsthum. Dies gilt von unserem physischen, wie vom geistigen Zustand. Im Ganzen hat der äußere Wohlstand zugenommen, und eine unübersehliche Menge von Mißbräuchen der alten Zeit ist abgeschafft. Auch die Literatur beweist, daß wir geistig fortschreiten, und das letzte Jahreszehnt, so unscheinbar es sich gegen das vorletzte ausnimmt, ist innerlich viel reicher an Keimen der Kraft und Entwickelung gewesen. Am höchsten Maßstab des Ideals

darf man nie einen menschlichen Zustand messen; unter allen Tyranneien verträgt der Mensch die der Vernunft vielleicht am wenigsten. Man verlangte zu viel auf einmal, jetzt wuchern wir mit dem Wenigen, was wir wirklich haben; und das ist der einzige solide Weg, sich zu verbessern. Daß wir, bei unserer gegenwärtigen anspruchlosen und tüchtigen Arbeitsamkeit, das „Sich unglücklich fühlen" der alten Enthusiasten nicht mehr recht begreifen und leiden können, ist ein recht gutes Zeichen, sollten wir auch deshalb einer noch verstockteren Helotengeduld bezüchtigt werden. Börne hat bei all seinem Haß gegen das Alte zu wenig Liebe für das Junge; seine Imagination vertieft sich zu sehr in die Verwesung des Vergangenen und er sieht unter der morschen und zu Mehl aufgeweichten Rinde der alten Weidenstümpfe zu wenig die jungen grünen Keimsprossen hervorblicken." —

„Vergleichen wir unsern gegenwärtigen Zustand mit dem vor Auflösung des Reichs, so müssen wir auch einsehen, daß wir in kurzer Zeit einen großen Schritt vorwärts gethan haben. Man darf nur vergleichen, um billig zu sein. Ich will die gewerblichen, wissenschaftlichen und auch politischen Vortheile, deren wir uns jetzt erfreuen, nicht einzeln aufzählen. Es genüge, darauf hinzuweisen, daß wir den unschätzbaren Vortheil des vorgerückten Alters genießen, eine Menge von Thorheiten durchgemacht zu haben und durch die Zeit selbst klüger geworden zu sein. Dieses Klügerwerden der Deutschen in Masse läßt sich trotz der vielen alten Dummheiten einzelner Schulen und Parteien nicht abstreiten. Ich glaube nun, auch die Klugheit kommt nicht gleich, wenn man die Dummheit eingesehen, sie kommt erst, wenn man sie verschmerzt hat, es gehört eine beträchtliche Pause, eine Zeit der Vernarbung dazu. So lange man sich noch ärgert nicht klüger gewesen zu sein, so lange ist man noch nicht klug. Schon deswegen glaube ich, daß wir in zehen Jahren klüger oder erst klug geworden sind, während wir vor zehen Jahren nur voreilig glaubten, es schon zu sein. Wir befinden uns jetzt in jener beträchtlichen Pause, ja wol, wir pausiren, aber diese Pause gilt etwas in der Musik; der Componist der Weltgeschichte muß hier das Pausenzeichen machen. Gewiß ist die Stille, in welcher das deutsche Leben sich jetzt in sich selbst versenkt hat, ein Zeichen seiner innerlichen Fruchtbarkeit, und ich finde sie mehr dem ruhigen Wohlbehagen einer hoffnungsvollen Mutter zu vergleichen, als dem thierischen Winterschlaf eines Bären, wie sie uns Börne darstellt. Es ist nicht die Zeit unmuthig und grollend in Lethargie zu versinken; anspruchslose Thätigkeit in allen Zweigen des prakti=

schen und wissenschaftlichen Lebens darf sich ihrer ungestörten und gedeihlichen Wirksamkeit freuen!"

Diese der deutschen Literaturgeschichte des Herrn Menzel ausgezogene Stellen, eine wahre Klatschrosenpredigt und ein Polizei-Eija-Popeija, haben so viel Angähnendes, Einschläferndes, Nachtmützenartiges und Eintölpelndes, daß man, schon schlaftrunken, nach der ersten besten Frohnvogtei hintaumeln möchte und dort ehrerbietig stammeln: „Wir pausiren zwar beträchtlich, sind nur im Stillen fruchtbar, warten geduldig auf unsere Niederkunft und schlafen unsern guten deutschen Pflanzenschlaf; doch könnte es geschehen, daß wir einmal im Schlafe ungebührlich mit den Blättern flüstern; darum sperrt uns ein, lieber Herr Vogt, um uns gegen unsere eigene Exaltation sicher zu stellen. Thut das, lieber Herr!"

Wäre Herr Menzel ein Demosthenes, dann müßte ich ein Aeschines sein, um mich seiner Rede pro corona entgegenzustellen; aber glücklicherweise ist er es nicht und wir reichen gerade für einander aus. Ja ich habe noch den großen Vortheil über ihn, daß ich nicht zu fürchten brauche, mir den Mund zu verbrennen; denn in Frankreich ist die Politik jetzt eine kühle Schüssel. Wer hieß aber auch Herrn Menzel die lächerliche Rolle eines Kätzchens zu übernehmen, das lüstern und furchtsam um den heißen Brei schleicht? Warum hielt er sich nicht an die kalte Küche der deutschen Philosophie? Hier aber muß ich ausdrücklich bemerken, daß ich es als etwas Unedles, ja Gemeines, weit von mir abweisen würde, meine vortheilhafte freie Stellung dem Herrn Menzel gegenüber zu benutzen, wenn es sich bei ihm und bei mir nur um etwas Persönliches handelte. Mir ist recht gut bekannt, daß man in Deutschland den Teufel nicht beim Namen nennen darf, selbst nicht um ihn zu bannen, und daß man ihn, wenn man ihn austreiben will, nicht anders heißen darf, als den Gottseibeiuns. Ich weiß, daß Herr Menzel nicht die Freiheit hat, die ich genieße, Grundsätze und Meinungen, die er bekämpfen möchte, sich in ihrer ganzen Breite ausdehnen zu lassen. Aber es handelt sich hier um nichts Persönliches, es betrifft die große Angegelenheit eines ganzen Volks, und da wäre großmüthige Zurückhaltung unzeitig, ja frevelhaft.

„Die Exaltation, die unser deutsches Phlegma einst in Begeisterung und Witz elektrisch versetzt, ist niedergeschlagen." Niedergeschlagen — sehr gut. Ich erfahre zwar mit Ueberraschung zum ersten Male, daß das Phlegma aus Begeisterung und Witz zusammengesetzt sei; wenn es indessen der Experimentalphysik des Herrn Menzel gelang, den phlegmatischen Stoff

in solche Bestandtheile zu zersetzen, so bewundere ich und glaube. Da aber wenig daran gelegen ist, von Professoren und Diplomaten verstanden zu werden, sondern Alles daran liegt, daß uns das Volk verstehe, will ich hinter dem gelehrten Sinnbilde des Herrn Menzel den gemeinen Sinn hervorholen. Die deutschen Fürsten, welche, wenn es darauf ankömmt, den Uebermuth jedes Mächtigeren als sie geduldig zu ertragen, eben so phegmatisch sind als ihre Völker, wurden von den Franzosen so lange gerieben, daß sie ohne es zu wollen zu wahren Elektrisirmaschinen wurden. Als sie diese neue Kraft in sich spürten, suchten sie ihre Völker damit anzustecken, und es gelang ihnen so gut, daß die hellen Funken stoben. Den Völkern sagten sie, Napoleon sei ihr einziger Tyrann, und sein Untergang wäre der Aufgang ihrer Freiheit. Die deutschen Völker glaubten das, und in ihrem elektrischen Zustande besiegten sie den Kaiser der Franzosen. Darauf kamen sie mit großen Schnappsäcken herbei, um von den Schlachtfeldern die erbeutete Freiheit nach Hause zu tragen; aber die Fürsten, die sie schon früher eingesackt, lachten das dumme Volk aus, und als es raisonnirte, prügelten sie seine vorlaute Begeisterung durch, oder, um mich mit Herrn Menzel chemisch auszudrücken: sie schlugen sie nieder. Der geschlagene Enthusiasmus flüchtete aus dem Herzen in die Dachkammer des Kopfes, und hielt sich dort unter dem Namen Witz versteckt. Aber welcher Art war dieser Witz? Kein solcher, der gegen den Beleidiger, sondern einer, der gegen sich selbst stach. Das deutsche Volk spottete seiner eignen Begeisterung, seiner Ungeschicklichkeit und Uebertölpelung. Es nannte sich den deutschen Michel und gab sich Ohrfeigen, und das bekannte Buch Welt und Zeit, das Herr Menzel noch heute bewundert und anpreist, war eines der schmachvollen Zeichen der schmachvollsten Selbsterniedrigung. Herr Menzel denkt: das sei Alles mit sehr natürlichen Dingen zugegangen, denn keine Ueberspannung könne lang dauern, die Abspannung müsse ihr bald nachfolgen. Das denke ich auch; das ist aber eben der Jammer. Haben denn die Deutschen, Titanen gleich, den Himmel zu stürmen gesucht? Haben sie mehr als das Irdische und Menschliche gewollt? Ich sage, das ist die Schmach, daß das deutsche Volk seine Kräfte überspannen mußte, um nur zwei Jahre das zu wollen, was die Franzosen schon ein halbes, die Spanier schon ein viertel Jahrhundert gekonnt, ohne sich niederschlagen zu lassen und ohne Erschöpfung zu verrathen. Das ist der beneidenswerthe Jammer, daß, wie Herr Menzel sagt, die jetzige Stille der deutschen Art vollkommen angemessen ist, und daß sich die Deutschen dabei wohlbefinden. Herr Menzel und Alle

die ihm gleichen werden freilich bei ihrer „gegenwärtigen anspruchslosen und tüchtigen Arbeitsamkeit", diese alte Geschichte, die ihnen ein alter Enthusiast erzählt, nicht mehr recht begreifen können. Aber die alte Geschichte kann sich einmal verjüngen, man kann zum zweiten Male das deutsche Phlegma zu elektrisiren suchen, und dann ist es gut, daß die Vergangenheit der Zukunft zur Warnung diene. Und Herr Menzel selbst thäte wohl daran, diese Warnung zu benutzen. Er ist alt genug, um sich zu erinnern, auf welche Weise Jahn, Arndt, Görres, und die andern Ober=Hof=Franzosenfeinde für ihren Patriotismus belohnt worden; und jung genug, um noch einst ein gleiches Schicksal erfahren zu können.

Herr Menzel sagt: „am höchsten Maßstab des Ideals darf man nie einen menschlichen Zustand messen." O Himmel! Für die Deutschen, für das gebildetste, geistreichste, tüchtigste und tugendhafteste Volk der Welt das fordern, was Portugal und Spanien, Frankreich und England, Belgien, Holland und die Schweiz, was das kleine, schwache, von tausend Banden der europäischen Diplomatie umstrickte Griechenland durch seinen Muth und edlen Trotz, selbst gegen den Sohn des Königs von Baiern zu behaupten wußte; was selbst die Negercolonien in Sierra Leone und Liberia — Neger, von vielen Naturforschern vollkommener menschlicher Bildung ganz unfähig erklärt — was selbst diese besitzen: Preßfreiheit, öffentliche Gerichte, Geschworne, und alle die andern Institutionen, die mündigen Völkern zukommen, und deren Entbehrung ein Volk zu verächtlichen Sklaven und lächerlichen Schulbuben herabwürdigt — dieses für unser Vaterland verlangen, das nennt Herr Menzel den höchsten Maßstab des Ideals anlegen! Herr Menzel ist kein Freund von Idealen, er verehrt nur Substanzen und spricht wie Fichte und der Egoismus: ich bin ich, und was außer mir, ist nur Lebensmittel. Es ist darin keine Eigenthümlichkeit; denn wie Herr Menzel, denken und handeln die meisten deutschen Gelehrten, die, sobald sie einmal ihr Ich gesetzt, meinen, jetzt sei Alles in Ordnung.

Herr Menzel behauptet: eine unübersehliche Menge von Mißbräuchen der alten Zeit wäre in Deutschland abgeschafft worden, und wenn man den gegenwärtigen Zustand des Landes mit dem vor Auflösung des Reichs vergleiche, müsse man gestehen, daß man in kurzer Zeit einen großen Schritt vorwärts gethan habe. Welch ein albernes Wiegenlied! Nein, in langer Zeit wurde nur ein kurzer Schritt vorwärts gethan. Und dieser kleine Schritt, haben ihn

die Fürsten freiwillig gemacht, oder hat etwa das deutsche Volk durch seinen Muth und seine Beharrlichkeit ihn zu erzwingen gewußt? Nicht das Eine, nicht das Andere. Es war Frankreich, welches das deutsche Reich aufgelöst, das aus Mangel an Luft und Wärme nicht verfaulen konnte. Es war Frankreich, das einen Theil der zahllosen Mißbräuche, an welchen wir krank lagen, zerstört hat. Es war Frankreich, welches das deutsche feudale Staatsgebäude so erschüttert, daß alle Stützen der Angst und der Vorsicht es nicht vor dem Einsturze bewahren werden. Es war Frankreich, das die deutsch-lutherische politische Moral so lächerlich gemacht, daß sie sich nie mehr wird davon erholen können. Wenn die Franzosen nicht wären und ihre Thaten; wenn sie nicht unbeweglich in ihrer drohenden Stellung blieben; wenn sie nicht die Leibwache der Völker Europa's bildeten, wie die Kosaken die Leibwache der europäischen Fürsten bilden: dann würden in Deutschland, wie überall, schnell alle alten Mißbräuche zurückkehren, aber mit verjüngter Kraft und vermehrter Bösartigkeit. Darum ist ein Verräther an seinem Vaterlande, welches auch sein Vaterland möge sein; darum ist ein Feind Gottes, der Menschheit, des Rechts, der Freiheit und der Liebe, wer Frankreich haßt, oder es lästert, aus schnöder Dienstgefälligkeit.

Herr Menzel sagt von mir:

„Nur darin hat er es immer verfehlt, daß er die Irrthümer gleich sehr verhöhnte wie die Laster und dem langsamen Entwickelungsgange nie eine Concession machen wollte. Er beleidigte dadurch nicht selten die redlichsten Männer- und schadete jener allmählichen Entwickelung. Ein Terrorismus der Worte ohne den Nachdruck der That, eine Faust im Sacke, ein ungeduldiges Ereifern auf einem hölzernen Gaul, der doch einmal nicht fort will, macht zuletzt eine ganz entgegengesetzte Wirkung."

Was meine Faust betrifft, so dächte ich doch, daß ich sie immer offen genug gezeigt, und wenn meine Worte keine Thaten hervorgebracht, ist das meine Schuld? Soll ich Deutschland befreien? Auch ist Keiner im Lande, der es lächerlicher findet als ich selbst es finde, daß ich mich ungeduldig auf einem hölzernen Gaul ereifere, der doch einmal nicht fort will; aber kam es Herrn Menzel zu darüber zu spotten? Ihm, der doch diesen hölzernen Gaul immerfort als ein edles Roß geschildert? Ich hätte die Irrthümer gleich sehr verhöhnt wie die Laster! Aber das Laster haßt man, man verhöhnt es nicht; der Spott gebührt den Irrenden. Wenn Kinder fallen, hebt man sie mitleidig auf; aber wenn Männer fallen und mit einer

Beule aufstehen, und dabei wie Kinder greinen, lacht ein Jeder und wäre er noch so gutmüthig.

Ich hätte dem langsamen Entwickelungsgange nie Concessionen machen wollen! Aber was hat sich denn in Deutschland mit selbstthätiger, selbstbestimmender Kraft von innen heraus entwickelt? wurde nicht alles am Rade der Zeit durch Fußtritte abgesponnen, und hörte nicht jede Bewegung auf, sobald die Werkmeister mit ihren Händen und Füßen stille hielten? Haben die Deutschen ihre Abgaben, die auch sie dem Geiste der Zeit entrichten mußten, je anders abgetragen, als wie man jede Abgabe bezahlt, verdrossen, zögernd, feilschend; mußten sie nicht zu jeder Steuer gezwungen, mußten sie nicht an jedem Zahlungstermine von ihrem Schicksale ausgepfändet werden? Heißt das langsam vorwärts schreiten, wenn man immerfort zurückgeht? Welche Fortschritte hat denn Deutschland seit zwanzig Jahren gemacht? Herr Menzel spricht von Kunst und Literatur, von Handel und Gewerben: er sagt, die Deutschen wären in Masse klüger geworden, denn sie hätten schon so viele Thorheiten durchgemacht, daß ihnen wenig mehr zu machen übrig blieben. Aber es ist hier weder von der Thorheit noch der Klugheit der Deutschen, weder von Handel und Gewerben noch von Kunst und Literatur die Rede. Es ist davon die Rede, was Herr Menzel so gut begreift als wir, was er aber in seiner Schlauheit oder Furchtsamkeit gar nicht zu merken sich anstellt: von der Freiheit und der Herrschaft, von dem Ruhme und der Schande, von der Ehre und der Beschimpfung des deutschen Volkes, davon ist hier die Rede. Haben die Deutschen an Freiheit, Ruhm und Ehre gewonnen, seitdem sie das Joch der Franzosen abgeschüttelt? War es nicht ein jämmerliches Feilschen und Schachern und Betteln um jeden einzelnen Faden der Unterthänigkeit, von dem sie erlöst sein wollten, und mußte nicht jedesmal das Schicksal, um dem Markten ein Ende zu machen, mit eiserner Scheere den Faden zerschneiden? Sprangen nicht die deutschen Fürsten, so oft die Katze Revolution nicht zu Hause war, wie Mäuse auf dem Tische herum, Alles zernagend, was sie erreichen konnten? Thaten sie je für ihre Völker mehr als sie mußten und früher als sie es mußten? Aber wehe den Fürsten wie den Völkern, die der Zeit gehorchen, statt ihr zu gebieten! Die Zeit wird sie verschlingen. Die Zeit war es nicht, die Frankreich gemacht, Frankreich war es, das seine Zeit gemacht.

Ich hätte durch meine Schriften und mein Betragen nicht selten die redlichsten Männer beleidigt, und jener allmählichen Entwickelung der deutschen Herrlichkeiten sehr dadurch geschadet — meint Herr

Menzel. Wer hätte sich je träumen lassen, daß ich der Mann bin, der die deutsche Bundesversammlung leitet! Wahrlich, unsere politischen Nimrods haben es seit zwanzig Jahren in ihrer Freiheits-Vogeljagd nicht viel weiter gebracht, und das muß ein rechter Gimpel sein, der sich von ihren Polizei-Pfiffen in das Garn locken läßt. Durch lautes Fordern einer Freiheit deren stille Gewährung verhindern — durch Mißbrauch der Presse der guten Sache schaden — o! wir kennen diesen Ton. Und es trocken herauszusagen: ein Deutscher kann die Presse gar nicht mißbrauchen. Da wo Censur herrscht, hat Jeder, der sich von ihr frei zu machen wußte, in seinen öffentlichen Aeußerungen nur das Sittengesetz und die Stimme seines Gewissens zu berathen, aber kein bürgerliches Recht, kein Staatsgesetz, keine gesellige Schicklichkeit. Jede Tyrannei ruft das Unrecht der Natur hervor, und Gewalt tritt gegen Gewalt.

Wenn es wahr ist, daß ich redliche Männer beleidigt, so thut mir das von Herzen leid; doch möge Herr Menzel unter den Männern, die sich von mir beleidigt fühlten, umherblicken, und da wird er finden, daß jene Männer, so edel sie auch sein mögen, doch nur für ihr Wissen leben und streiten und nicht für ihren Glauben. Aber das Wissen ist eitel und der Glaube ist stolz. Ich, der ich glaube, habe mich nie von einem meiner Gegner beleidigt gefunden, ja noch nie war mir in den Sinn gekommen, daß mich einer ihrer hat beleidigen wollen. Und wurde nicht das Härteste gegen mich hervorgebracht? Und habe ich es nicht immer selbst verbreitet? Habe ich nicht allen Geist und allen Witz, den Preußen und Sachsen gegen mich ausgeschickt, in meinen eignen Schriften beherbergt? Und woher kam mir denn die stolze Zuversicht, mit den erhabensten Geistern Berlins und Leipzigs fertig zu werden? Sie kam mir aus meinem Glauben, aus dem Bewußtsein meines reinen Willens. Wir allein glauben, die Andern glauben nicht. Unsere Gegner d e n k e n nur anders als wir, wenn sie aufrichtig sind; oder wenn sie heucheln, r e d e n sie nur anders als wir; aber sie haben keinen Glauben dem unsrigen entgegenzusetzen. Und darum werden wir siegen, und unsere Feinde werden zu Schanden werden.

Wie glücklich wäre ich, wenn ich die Wahrheit, oder das was ich dafür halte, verbreiten könnte, ohne einem Menschen dadurch wehe zu thun. Aber wie vermöchte ich das? Ich vergesse mich immer, ich denke nie daran, daß es viele Menschen gibt, die mir nicht gleichen, die für ihren Schriftsteller-Ruhm, für ihre Künstlerehre, für ihre philosophische Würde besorgt sind. Mir sind solche Sorgen fremd. Ich strebe nie nach dem Ruhme eines guten Schriftstellers,

ich wollte nie für einen Schreibkünstler gelten. Meine Natur hat mir ein heiliges Amt aufgetragen, das ich verrichte so gut ich kann. Gedanken, Worte sind meine Werkzeuge, die ich nur schätze, so lange ich sie brauche, und wegwerfe, sobald ich sie gebraucht. Nie hat es meine Eigenliebe weder erfreut noch betrübt, wenn Einer meine Werkzeuge gelobt oder getadelt; nur mein Werk wollt' ich anerkannt sehen. Wenn es nicht so, wenn ich wäre wie die Andern, wie hätte ich dann vermocht gegen Herrn Menzel nur ein einziges unfreundliches Wort hervorzubringen, gegen einen Mann, der mich als Schriftsteller immer mit der größten Nachsicht, ja mit Vorliebe und Gunst beurtheilt hat? Mancher, vielleicht er selbst, wird mich darum undankbar schelten. Ich muß das ertragen wie Vieles. Herr Menzel stehet bei dem Feinde, ich kann ihn nicht schonen. Der Soldat im Gefechte darf seine Kugel nicht zurückhalten, aus Bedenken, in den Reihen, gegen die er zielt, steht ein edler Mann, sein Freund, stehen so Viele, die den Krieg gar nicht verschuldet. Die Kugeln dieser treffen auch. Das ist das traurige Recht und das harte Gebot des Kriegs: nur den Besiegten darf man lieben, nur ihm darf man verzeihen.

Alle bisherigen Meinungen und Urtheile des Herrn Menzel über mich, die ich zu beleuchten gesucht, sind aus dessen deutscher Literatur genommen, und mußten für ihren Theil dazu dienen, diesem nützlichen und allgemein faßlichen Buche die ungehinderte Verbreitung in Oesterreich und Preußen zu sichern. Da aber dort die Beurtheilung meiner Gesinnung und Denkungsart sich auf meine deutschen Schriften gründete, die in vieler Leser Händen sind, so war Herr Menzel nicht ganz frei, mit meinen Worten und Gedanken nach Willkür zu schalten. Er konnte zwar unterdrücken, verstümmeln, deuteln, mußte sich aber auf etwas stützen, das ich wirklich gesagt. Doch jetzt will ich mich zu demjenigen Urtheile des Herrn Menzel wenden, wozu er den Stoff aus einigen französischen Artikeln, die ich in Paris bekannt gemacht, und die in Deutschland nur von sehr Wenigen gelesen worden, zu nehmen vorgab. Hier hatte er völlige Freiheit, mich sagen zu lassen, was er wollte, und der öffentlichen Meinung auf meine Kosten eine Lection zu geben. Es ist die Kritik meiner Person und Meinungen, die im Literatur-Blatte unter dem Titel: „Herr Börne und der deutsche Patriotismus" steht. Die allgemeine Zeitung hatte den liebenswürdigen Eifer, mit den besten Bissen jenes Artikels die deutsche Diplomatie zu bewirthen; doch dieser mache ich keine Vorwürfe darüber. Man muß Beharrlichkeit in jeglicher Gesinnung achten, auch wenn sie nicht die unsrige

wäre. Es ist aber hinlänglich bekannt, wie die allgemeine Zeitung, seit bald vierzig Jahren, ihrer glühenden Liebe für das deutsche Vaterland und ihrem unauslöschlichen Hasse gegen Frankreich immer treu geblieben. Der Franzosenhaß des Herrn Menzel aber ist noch jung, und man kann hoffen ihn zu bessern.

Wenn Herr Menzel meine in französischer Sprache geschriebenen Artikel nur aus den Uebersetzungen und Bruchstücken der deutschen Blätter beurtheilt, so hat er leichtsinnig, albern oder gewissenlos gehandelt, sich darauf zu stützen; denn er konnte recht gut wissen, daß kein deutsches Blatt die Freiheit hatte, meine Meinungen über Deutschland und Frankreich unverfälscht und unverstümmelt mitzutheilen. Wenn er sie aber in der französischen Ursprache gelesen, so war Alles, worauf er meine Verdammung gegründet, gelogen.

Herr Menzel sagt: ich hätte den deutschen Patriotismus für eine Narrheit erklärt, aber den französischen Patriotismus gelten lassen. Ich zöge gegen die Deutschen im Interesse der Franzosen zu Felde und wollte unter der Maske der Freiheit nur das Franzosenthum ausbreiten. Ich verhöhnte die Geister der deutschen Helden, die für ihr Vaterland geblutet. Ich hätte mich von der deutschen Nation losgesagt, ohne mich vorher umzusehen, was ich durch den Uebertritt zu einer andern Nation gewinnen könnte. Die Demoralisation in Frankreich hätte ich getadelt, aber die in Deutschland hätte ich gelobt. Ich suchte den Deutschen selbst alles Deutsche gehässig, verächtlich, lächerlich, alles Französische aber wünschenswerth zu machen, und den Franzosen alle Mittel und Wege zu zeigen, wie sie über die Deutschen Meister werden können. Und mehr dergleichen Dinge sagte Herr Menzel. Ich werde später Herrn Menzels Vorwürfe ausführlich und wörtlich anführen, vorher aber meine Aeußerungen, die ich in der Balance über Frankreichs und Deutschlands wechselseitiger Stellung gemacht, so weit es hierher gehört, übersetzen. So wird der Leser selbst vergleichen und urtheilen können.

Ich sagte in der Einleitung der Balance:

„In den Werkstätten der Menschheit finden wir zwei Völker, welchen die Vorsehung die Aufgabe gemacht zu haben scheint, die Arbeiten aller andern Völker zu übersehen und zu leiten, ihnen ihr Tagewerk anzuweisen und ihren Sold auszuzahlen; es sind die Franzosen und die Deutschen. Den ersteren wurde die Leitung der praktischen Arbeiten, der Künste und Handverrichtungen, den andern die Leitung der theoretischen Arbeiten, der Wissenschaften und Speculation anvertraut."

„Die Theorie ist furchtsam und zaudernd, die Ausübung ist un=

bedacht und vorschnell; daher die Entzweiung zwischen ihnen; daher die Unverträglichkeit des deutschen Geistes und deutschen Gemüthes mit dem Geiste und dem Gemüthe der Franzosen; daher sind beide Völker, ob sie zwar mit den Grenzen sich berühren, doch durch einen unermeßlichen moralischen Raum geschieden."

„Es ist die Aufgabe der Franzosen, das alte baufällige Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft zu zerstören und abzutragen; es ist die Aufgabe der Deutschen, das neue Gebäude zu gründen und aufzuführen. In den Freiheitskriegen wird Frankreich immer an der Spitze der Völker stehen; aber auf dem künftigen Friedenscongresse, wo sich alle Völker Europas versammeln werden, wird Deutschland den Vorsitz führen."

„Die Geschichte Frankreichs und Deutschlands ist seit Jahrhunderten nur ein beständiges Bemühen, sich zu nähern, sich zu begreifen, sich zu vereinigen, sich in einander zu schmelzen; die Gleichgiltigkeit war ihnen immer unmöglich, sie müssen sich hassen oder lieben, sich verbrüdern oder sich bekriegen. Das Schicksal weder Frankreichs noch Deutschlands wird nie einzeln festgesetzt und gesichert werden können." — — —

„Die alterreifen Männer beider Länder sollten sich bemühen, die junge Generation Frankreichs mit der jungen Generation Deutschlands durch eine wechselseitige Freundschaft und Achtung zu verbinden. Wie schön wird der Tag sein, wo die Franzosen und die Deutschen auf den Schlachtfeldern, wo einst ihre Väter sich unter einander gewürgt, vereinigt niederknien und sich umarmend, auf den gemeinschaftlichen Gräbern ihre Gebete halten werden!"

„Die unwandelbare Freundschaft und der ewige Friede zwischen allen Völkern, sind es denn Träume? Nein, der Haß und der Krieg sind Träume, aus denen man einst erwachen wird. Welchen Jammer hat nicht die Liebe des Vaterlandes schon der Menschheit verursacht! Wie viel hat diese lügnerische Tugend nicht an wilder Wuth alle anerkannten Laster übertroffen! Ist der Egoismus eines Landes weniger ein Laster als der eines Menschen? Hört die Gerechtigkeit auf eine Tugend zu sein, sobald man sie gegen ein fremdes Volk ausübt? Eine schöne Ehre, die uns verbietet, uns gegen unser Vaterland zu erklären, wenn die Gerechtigkeit ihm nicht zur Seite steht!"

„Ich liebe Deutschland mehr als Frankreich, weil es unglücklich ist, und Frankreich nicht; im Uebrigen bin ich so viel Franzose als Deutscher. Was mich betrifft, so war ich, Gott sei Dank, nie ein Tölpel des Patriotismus; dieser Köder des Ehrgeizes, sei es

der Könige, sei es der Patrizier oder der Völker, hat mich nie gefangen."

„Das gesellige und geistige Leben der Deutschen leidet an Uebeln und wird von Bekümmernissen gestört, welche die Franzosen nie gefühlt noch begriffen, oder die sie nicht mehr fühlen und vergessen haben. Dieser Umstand könnte unsere Bemühungen zuweilen aufhalten und unsere Lage sehr peinlich machen. Die Nationen sind nicht weniger Egoisten als die Individuen; sie achten gewöhnlich nicht viel auf die Leiden anderer Völker und langweilen sich bald bei ihren Klagen. Sie sind aller Zeit bereit, ihre eigne glückliche Lage ihrem Muthe, ihrer Beharrlichkeit, ihrer Geschicklichkeit zuzuschreiben; und das Mißgeschick der andern Völker deren Schwäche, Unbeständigkeit oder Tölpelei. Vielleicht würde man in Frankreich jetzt veraltet finden, gegen den Adel zu eifern oder seiner zu spotten; man könnte vielleicht die Klagen der Deutschen über ihre geheime Criminaljustiz, ihre dumme Censur und über die unverschämten Beleidigungen, welchen ihre persönliche Freiheit jeden Augenblick bloßgestellt ist, sehr verdrießlich finden. Sollte mir das begegnen, sollte mir unglücklicherweise nicht gelingen, die Sympathie der Franzosen für mein Vaterland zu gewinnen, dann würde ich mich an ihren Egoismus und an ihren Vortheil wenden, indem ich ihnen zeigte, daß ihre Freiheit und ihr Glück nur unsicher sind, so lange nicht auch die Freiheit und das Glück Deutschlands festgestellt sind, und daß die Säule der französischen Freiheit nicht auf dem Platze der Bastille, sondern an den Ufern der Elbe einen festen Grund finden wird."

„Deutschland bildet die Gebirgskette, welche die Civilisation von der Barbarei, die Franzosen von den Kosaken trennt. Frankreich liebt die Republik nicht, man sagt es; aber gewiß liebt es noch weniger die Kosaken, und es hat zu viel Ehrgefühl, um nicht selbst die blutige Beredsamkeit eines Danton der unverschämten Rhetorik eines gekrönten Hettmanns vorzuziehen. Nun wohl! Deutschland allein kann Frankreich von der traurigen Wahl zwischen dem populären und monarchischen Despotismus retten; aber unglücklicherweise wurde diese Lage der Dinge, von den Franzosen jeder Meinung und jeder Partei seit fast fünfzig Jahren verkannt. — — —"

„Frankreich und Deutschland vereinigt können Alles vollbringen und Alles verhindern. Ein Krieg zwischen Rußland und England könnte niemals ernstlich den Frieden Europa's stören, so lange Frankreich und Deutschland neutral bleiben, und weder England noch Rußland könnten für Frankreich gefährlich werden, wenn ihnen nicht

Deutschland Beistand leistete. Von der Einigkeit Frankreichs und Deutschlands hängt also nicht blos ihr eignes Wohl, sondern auch das Schicksal ganz Europa's ab."

„Frankreich, welches sich seit bald fünfzig Jahren belustigt, die Welt wie einen Kreisel umherzupeitschen, hat wol das Recht, jedes Volk, das ihm sein Bündniß anbietet, zu fragen: Was habt Ihr zu Stande gebracht? Wozu könnt Ihr uns nützen? Welche Hilfe bringt Ihr? Welche Bürgschaft leistet Ihr uns? In Wahrheit zu reden, Deutschland hat seit drei Jahrhunderten nichts gethan, und es hat Alles geduldig ertragen, was ihm Andere haben anthun wollen. Aber eben darum haben Arbeiten, Leidenschaften und Genüsse die jungfräulichen Herzen und die keuschen Geister Deutschlands noch nicht erschöpft; sie bilden die Reserve der Freiheit und werden ihren Sieg entscheiden. Sein Tag wird kommen, und um ihn zu wecken, braucht es nur sehr wenig: ein Moment guter Laune, ein Lächeln des Zufalls, etwas Himmelsthau, einen Eisbruch, einen Narren mehr oder einen Narren weniger, ein Nichts; das Glöckchen eines Maulthiers ist genug, die Lavine fallen zu machen. Alsdann wird Frankreich, welches sich über nichts mehr verwundert, dieses Frankreich, welches in drei Tagen das mühsame Werk eines Jahrhunderts aus dem Stegreife vollbracht, und aufgehört hat sich über sich selbst zu erstaunen — es wird sich über das deutsche Volk erstaunen, und dieses Staunen wird nicht blos Ueberraschung sein, sondern Bewunderung."

„Frankreich sollte endlich Deutschland, diese Quelle seiner Zukunft, kennen lernen; es sollte sich endlich überzeugen, daß es sich nicht selbst genug und nicht alleiniger Herr seines Schicksals ist. Für die Freiheit kämpfen, das heißt noch nicht frei sein, das heißt nur zeigen, daß man der Freiheit würdig sei. Ein Volk, das Tag und Nacht seine Freiheit bewachen muß, ist nicht frei, wie ein Mensch, der auf seine Gesundheit Acht haben muß, nicht gesund ist. Frankreich hat in weniger als fünfzig Jahren das Leben von fünf Jahrhunderten verbraucht; es ist groß und bewunderungswürdig, aber sein Ruhm hat keine Früchte getragen."

„Frankreich hat Deutschland immer falsch beurtheilt, und was schlimmer ist, es hat es gar nicht beurtheilt, es hat sich nicht darum bekümmert. Deutschland hingegen hatte immer die Augen auf Frankreich gerichtet, ohne es darum besser zu begreifen. Anfänglich war es die Bewunderung, dann der Haß, und in der letzten Zeit eine Art höchst lächerlicher Geringschätzung, die sein Urtheil blind gemacht. Die Deutschen, welche niemals vorwärts gehen, kommen nie in die

Lage, umkehren zu müssen, und jetzt werfen sie den Franzosen vor, daß sie so oft Rückschritte machten! — — —“

„Für jeden redlichen Mann ist es eine Qual, durch die Wahrheit gezwungen zu werden, von seinem Vaterlande übel zu sprechen; die Landsleute, die Fremden selbst sehen darin nur eine strafbare Verrätherei. Allein hören Freimüthigkeit und Unparteilichkeit auf Tugenden zu sein, sobald man sie auf einen Gegenstand seiner Liebe wendet? Die Deutschen haben, seit sie Frankreich mit Erfolg bekämpft, eine Nationaleitelkeit bekommen, von der sie früher frei waren. Der National-Empfindlichkeit der Franzosen ging wenigstens der Ruhm voraus; ohne Zweifel wird der Ruhm auch einst den Deutschen nicht fehlen; aber bis heute haben sie noch nicht genug gethan, um sich der Zuversicht hinzugeben, daß man nicht ihr stolzes Selbstgefühl für Einbildung nehmen werde. Indem es Frankreich besiegte, hat Deutschland nur ein Joch von ausländischem Holze gegen ein Joch von inländischem Holze vertauscht und den glänzenden Despotismus Napoleons gegen die Scheidemünze seiner armseligen Zwergtyrannen gewechselt. Und dann, ist nicht in jeder National-Eitelkeit etwas Kindisches, ja selbst Unsinniges? Ein einzelner Mensch kann entschuldigt werden, wenn er gegen das, was man von ihm denkt und spricht, sich empfindlich zeigt; denn der Einzelne gilt nur so viel er geschätzt wird; da aber der Preis einer Nation immer ihrem wirklichen Werthe gleich kommt, so ist die Eitelkeit von ihrer Seite ganz nutzlos und nichts als Einfältigkeit. Uebrigens wäre es leicht zu beweisen, daß oft, was die verschiedenen Völker Großes gethan, nur durch ihre Fehler zu Stande gekommen, und was andere Völker erduldet, sie nur wegen ihren Tugenden erlitten. Es ist also in jedem Lobe eines Volkes etwas, seine Zufriedenheit zu mäßigen, und in jedem Tadel etwas, die Beschämung zu versüßen. — — —“

„Indem wir Deutschland und Frankreich zu vergleichen gedenken, haben wir keineswegs die Absicht, die überlegenen oder untergeordneten Eigenschaften des einen oder des andern darzuthun, denn das führte zu nichts. Man hat die Gewohnheit, Menschen und Völkern Moral zu predigen, als wäre ihnen möglich, ihren Charakter zu ändern; aber in Wahrheit ist das unmöglich. Weder die Individuen noch die Nationen können alle Tugenden vereinigen; es gibt Tugenden, die unvereinbar, es gibt gewisse gute Eigenschaften, die nothwendig mit gewissen Fehlern verbunden sind. Das aber ist wahre nützliche Aufklärung, die man den Völkern geben kann: ihnen zu zeigen, wie sie in außerordentlichen Fällen, wo sie zum Handeln

oder zum Widerstehen gute oder schlimme Eigenschaften, die ihnen selbst fehlen, nöthig hätten, dieselben bei fremden Völkern suchen und zum Besten gebrauchen sollen."

„Frankreich und Deutschland müssen, um mächtig und unabhängig zu sein, einander ihre Kräfte leihen und eines von dem andern abhängen. Die Dienste, welche sie sich wechselseitig zu leisten haben, sind leicht festzusetzen. Im Allgemeinen herrscht bei den Franzosen der Verstand (le caractère), bei den Deutschen der Geist vor; es kommt also letztern zu, zu unterscheiden, was man zu thun, den andern, wie man es zu vollbringen habe. — — —"

— Ein Artikel über Uhland und Beranger enthielt unter Andern Folgendes:

„Die Deutschen üben eine edle Gerechtigkeit gegen Alles, was groß und schön ist, in jeder Gattung, in jedem Lande und zu jeder Zeit, und sie theilen ihre Liebe und ihre Bewunderung zwischen alle Verdienste mit einer strengen und bewunderungswürdigen Unparteilichkeit. — — —"

„Wären die Menschen immer glücklich, dann würde Beranger ihr Apostel sein, und dessen Lieder ihnen zum Evangelium dienen. Wären die Menschen immer unglücklich, dann wäre Uhland ihr Prophet, und dessen poetische Moral ihre heilige Schrift. Da aber das Leben aus Lust und Schmerz gemischt ist, muß man Beranger und Uhland zugleich verehren, sich abwechselnd an ihren Schriften erbauen, bald Franzose, bald Deutscher sein, Gott und Lisette lieben. Im Frühlinge des Lebens und in den schönen Tagen der ersten Liebe erstickt man fast, ein Deutscher zu sein; aber wenn die Witterung kalt ist, gewähren Euch Eure Kamine und Eure feuchten Gefühle nur eine Wärme für das Auge. Wie wohlthuend würdet Ihr alsdann einen deutschen Ofen und ein deutsches Herz finden! — — —"

„Beranger ist liebenswürdig und Uhland ist achtungswürdig; sie sind von ihrem Lande; die Franzosen sind frei und glücklich, und die Deutschen verdienen es zu sein. Wenn eines Tages die Deutschen, irre geführt von den Lügen und Ränken ihrer Fürsten, dem kindischen Wesen ihrer Poeten und der Unwissenheit ihrer Gelehrten, zum zweiten Male sich mit einem selbstmörderischen Hasse gegen Frankreich begeisterten, dann würden die Lieder Beranger's ihren Zorn verständigen und entwaffnen. Wenn die Franzosen sich von ihrer Nationaleitelkeit oder von dem Ehrgeize eines kriegerischen Oberhaupts von Neuem gegen Deutschland treiben ließen, dann mögen sie Uhland's Lieder lesen, um zu erfahren, daß ein Volk, das seinen Ruhm in die Gerechtigkeit setzt und dem das Recht als Schild

dient, nie unterjocht werden kann, und daß seine Freundschaft vortheilhafter ist, als der Sieg selbst. — — —"

— In einem französischen Artikel über Menzel's Franzosenfresserei sagte ich:

„Wie! Ihr seid ein Volk von dreiunddreißig Millionen Menschen und Ihr beklagt Euch, von Napoleon beschimpft und verachtet worden zu sein? Hat Napoleon etwa auch die Engländer und Spanier verachtet, die seine Feinde waren? Hat er etwa die Polen verachtet, die seine Verbündeten waren? Aber beruhigt Euch, Ihr unglückseligen Eunuche der Nationalehre, die nicht Euch gehört und die Ihr nur für den Gebrauch Eurer Sultane bewacht; nicht Euch, das deutsche Volk, die deutschen Fürsten hat Napoleon verachtet, jene Fürsten des Rheinbundes, die vor ihm gekrochen, die in seinem Vorzimmer wie Bediente Wache gehalten; die um den Titel eines Königs, eines Großherzogs, eines Herzogs, die um die Erlaubniß, sich der armseligen Reste von Freiheit zu bemächtigen, die ihren Unterthanen von ihrem ganzen Erbe noch übrig geblieben, und um die Nachsicht, in ihren Präfecturen die Despoten spielen zu dürfen, ihm ihre Völker verkauften und ihm halfen, ihre Landsleute zu unterdrücken; und Preußen zu vernichten, das sie gegen Oesterreich geschützt, und Oesterreich, dessen Vasallen sie waren. Diese Fürsten waren es, welche Napoleon mit Recht, aber zu seinem Verderben nicht genug verachtet, denn er hat sich von ihnen betrügen lassen. — — —"

„Ergreift die Waffen, ihr hochherzigen Vertheidiger der Nationalehre, erobert das Elsaß wieder; aber eilt Euch, die Sache ist dringend, bald werden die Festungen Spielberg, Olmütz, Spandau, Magdeburg, Ehrenbreitenstein, Hohenasperg, für die väterlichen Bedürfnisse Eurer Regierungen nicht mehr ausreichen; nehmt Straßburg mit Sturm ein, damit es eine Citadelle mehr gäbe, um Eurem Patriotismus als Prytaneum zu dienen. Allein bevor Ihr Euch den Gefahren des Ruhms aussetzt, fragt die Elsässer, ob sie einwilligen, wieder Deutsche zu werden, ob sie sich glücklich schätzen würden, ihren König gegen einen der deutschen Bundesfürsten, ihre Deputirten-Kammer gegen die Frankfurter Bundesversammlung, die Freiheit der Presse gegen die schändliche Censur, die Nationalgarde gegen die Gensdarmerie, die Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen gegen geheime Tribunale, die Jury gegen abhängige Richter, und die Gleichheit der Stände gegen den Hochmuth und die Unverschämtheit des Adels und der Satrapen zu vertauschen. Fragt sie das und sie werden Euch antworten: wir sind die glühendsten

und treuesten Patrioten unter allen Franzosen, gerade weil wir an der deutschen Grenze liegen. — — —"

„Geht doch, Ihr stümpernden Liebhaber der Nationalehre! Es ist ein Unglück, aber keine Schande, von einem fremden Volke besiegt worden zu sein, das ist allen Völkern und den tapfersten begegnet; aber es ist eine Schande in seinem Vaterlande Sklave zu sein. Der fremde Sieger macht uns wenigstens das Recht nicht streitig, ihn zu hassen und uns an ihm zu rächen; indem er uns unterjocht und niederdrückt, verlangt er nicht zugleich unsere Liebe und unsere Achtung; aber die inländischen Tyrannen zwingen uns die Hand zu küssen, die uns züchtigt. Die Ehre eines Volkes ist, daß es wisse frei zu sein, ein Bedientenvolk hat keine Ansprüche auf Achtung zu machen. Was habt Ihr nöthig zwei Jahrhunderte zurückzugehen, um im Elsaß Eure Nationalschande zu suchen? Sie liegt Euch unter den Händen, sie ist von gestern. In Spanien, dem Vaterlande der Inquisition, besteht Preßfreiheit, und in Deutschland, dem Vaterlande Luthers, herrscht die Censur! Ihr hungert nach Nationalehre, Ihr füttert Euch mit dem Siege, den vor achtzehnhundert Jahren Arminius über die Römer gewonnen, Ihr ernährt Euch armselig mit der Asche Eures Ruhms, und die Varus von Frankfurt beschimpfen und bedrohen Euch alle Tage! Wisset, daß dort die Schande ist und daß auch dort die Ehre könnte sein. — — —"

— Ein Artikel über Heine enthielt Folgendes:

„Das deutsche Leben gleicht einer hohen Alpengegend; es ist groß, königlich, die Krone der Erde, die mit ihren ewigen Gletschern schimmert. Deutschland ward das reinste Sonnenlicht, den andern Ländern die Wärme der Sonne. Seine unfruchtbaren Höhen haben die Welt zu ihren Füßen befruchtet. Dort sind die Quellen der großen Ströme der Geschichte, der großen Nationen und der großen Gedanken. Den Deutschen das Genie, den Franzosen das Talent; den Einen die schöpferische, den Andern die anwendende Kraft. Aus dem deutschen Boden sind alle jene großen Ideen hervorgegangen, die von geschickteren, unternehmenderen oder glücklicheren Völkern ins Werk gesetzt und benutzt worden sind. Deutschland ist die Quelle aller europäischen Revolutionen, die Mutter jener Entdeckungen, welche die Gestalt der Welt geändert haben. Das Schießpulver, die Buchdruckerei, die religiöse Reform sind aus ihrem Schooße hervorgegangen — undankbare und vermaledeite Töchter, die Prinzen geheirathet und ihre plebejische Mutter verhöhnt haben. — — —"

„Die Franzosen klagen oft und spotten zuweilen über den Nebel, der den Geist der Deutschen umhüllt. Aber diese Wolken, welche

den Franzosen das Sehen verhindern, sind nur zu den Füßen der Deutschen gelagert; sie selbst ragen mit ihrer ganzen Größe über die Wolken hinaus und athmen unter einem blauen Himmel eine reine und strahlende Luft. — — —"

Das ist es, was ich den Franzosen von Deutschland, was ich den Deutschen von Frankreich gesagt. Und jetzt betrachte man die Lügenstickerei, mit welcher Herr Menzel meinen guten und reinen Stoff zu bedecken suchte.

„Herr Börne gibt in Paris ein in französischer Sprache geschriebenes Journal: la Balance, heraus. Im ersten Heft desselben erklärt er den Patriotismus für eine Narrheit und dankt Gott, daß er jederzeit davon frei gewesen sei. Er sagt aber kein Wort gegen den französischen Patriotismus. Diesen läßt er gelten. Nur gegen den deutschen zieht er, selbst ein Deutscher, zu Felde, und in welchem andern Interesse als in dem der Franzosen?"

Wo findet sich denn in meinen Worten oder auch nur in meinen Gedanken, daß ich den deutschen Patriotismus für eine Narrheit erklärt, den französischen aber für Weisheit? Wo steht das? Mir braucht Herr Menzel nicht zu sagen, wo es steht, ich weiß es — es steht in seiner Instruction. Er hat sich darum nicht mit mir zu verständigen, sondern nur mit jenen unschuldigen und gutmüthigen Lesern, deren es in Deutschland so viele gibt, die zwar als Knaben schon den Livius und Tacitus gelesen, aber nur lateinische Vocabeln und Wendungen, nicht aber die uralten Ränke der Aristokratie, und die ewigen Tücken des Despotismus daraus gelernt. Gegen jene unwissenden Leser hat sich Herr Menzel zu rechtfertigen, die von dem Maschinenwesen der öffentlichen Meinungsfabrik nicht die geringste Kenntniß haben und von der Bauchrednerei der politischen Gaukler und Taschenspieler gar nichts ahnen. Diesen, nicht mir, zeige er die Stelle, wo sich das findet, was er mir zum Vorwurfe macht. Ich habe nicht den deutschen Patriotismus allein, ich habe auch den französischen und jeden andern verdammt, und ich habe ihn nicht für eine Narrheit erklärt, sonder für mehr, für eine Sünde. Will Herr Menzel darüber mit mir streiten, ob der Patriotismus eine Tugend sei oder nicht, so bin ich gern dazu bereit.

„Doch es scheint, wir müssen bei Herrn Börne voraussetzen, er betrachte den Unterschied der Nationen als ein Hinderniß der allgemeinen Freiheit, er halte den Patriotismus nicht für etwas Angebornes, Natürliches und Heiliges, sondern für eine Erfindung, für etwas, das den Völkern aufgeschwatzt worden sei, um sie an einander zu hetzen und sich wechselseitig zu unterdrücken."

„Wollten wir auch dies Prinzip zugeben, was wir nicht thun, so würde doch daraus folgen, daß Herr Börne nicht blos dem deutschen, sondern auch dem französischen Patriotismus den Krieg ankündigen müßte, wenn er dem Verdachte entgehen will, er wolle nur den Franzosen und ihren Interessen auf Kosten der Deutschen schmeicheln, und statt der Freiheit oder unter ihrer Maske nur das Franzosenthum ausbreiten."

„Ist denn aber das Prinzip überhaupt richtig? Kann man so in aller Geschwindigkeit den Patriotismus in der Welt ausrotten? und ist es wahr, daß der Patriotismus der Freiheit verderblich sei? Im Gegentheil. Es gibt gar keine Freiheit ohne Patriotismus. Was Herr Börne lehrt, ist genau dieselbe Lehre, die gerade die Feinde der Freiheit von jeher gepredigt haben, die Lehre der Welteroberer, der Stifter großer Weltmonarchien, der Hierarchien. Nur diese waren es von jeher, welche die Nationalunterschiede auszurotten und die ganze Menschheit in eine Uniform zu zwingen trachteten, weil sie wohl wußten, daß sie die Freiheit auf keine andere Weise unterdrücken könnten, als indem sie die Nationalität unterdrückten. Aus demselben Grunde war es auch immer nur der Patriotismus, das heilige Gefühl der Nationalehre, welcher die Freiheit rettete oder wieder eroberte. Nur deutscher Patriotismus war es, der einst den Römern sagte: bis hierher und nicht weiter! und dadurch die allgemeine Demoralisation der Sklaverei, die außerdem unausbleibliche Folge der römischen Kaiser-Despotie, aufhielt. Nur deutscher Patriotismus war es, der den Päpsten zurief: bis hierher und nicht weiter! und den ganzen Norden losriß von unerträglichem Joch. Nur deutscher Patriotismus war es, der auch dem weltstürmenden Corsen zurief: bis hierher und nicht weiter! und dadurch erst jene neue Basis schuf, auf der so viel gebaut wird. Herr Börne selbst müßte vielleicht jetzt als französischer Polizeipräfect in seiner Vaterstadt figuriren und Programme zu kaiserlichen Namensfesten schreiben, wenn nicht eine halbe Million ehrlicher Deutscher ihr Blut auf den Schlachtfeldern vergossen hätten, um ihm die Sicherheit zu erobern, in der er jetzt in Paris sitzt und schreibt und die Geister der Helden verhöhnt."

Ich betrachte keineswegs, wie Herr Menzel voraussetzt, **den Unterschied der Nationen als ein Hinderniß der allgemeinen Freiheit**, wenigstens gibt es größere Hindernisse, die meine Aufmerksamkeit viel stärker in Anspruch nehmen. Doch was heißt **Unterschied der Nationen**? Herr Menzel gebraucht oft Worte, welchen sich zu widersetzen eben so unmöglich ist als die Luft

durchzuhauen. Ich halte den Patriotismus, ganz wie Herr Menzel, für etwas Angebornes, Natürliches und Heiliges. Er ist ein angeborner Trieb, und darum natürlich, und darum heilig, wie Alles was von der Natur kommt. Aber welches Heilige wurde nicht schon mißbraucht, ja mehr mißbraucht als alle gemeinen Dinge, weil eine ehrfurchtsvolle Scheu jede genaue Untersuchung zurückschreckte und den Schändern des Heiligthums freien Spielraum gab? Was ist heiliger als Gott, und was wurde mehr mißbraucht? Ich halte den Patriotismus nicht für eine Erfindung der Machthaber, denn diese haben nie etwas Gutes erfunden. Aber die Fürsten haben auch das Pulver nicht erfunden, und dennoch gebrauchen sie es blos zu ihrem alleinigen Vortheil und oft zum Verderben ihrer eigenen und der fremden Völker. Das Pulver haben die Machthaber den Völkern abgeschwatzt, und von Patriotismus, von Vaterland haben sie ihnen eine ganz falsche Bedeutung aufgeschwatzt, um sie aneinander zu hetzen und sich wechselseitig zu unterdrücken. Das ist es freilich, was ich meine.

Die Neigung, stete Bereitwilligkeit und der unerschütterliche Muth, für das Glück, die Ehre, den Ruhm, die Freiheit und die Sicherheit seines Landes thätig zu sein, und dabei kein Opfer, keine Anstrengung zu scheuen, sich von keiner Gefahr abschrecken zu lassen: das ist es, was wir Liebe des Vaterlandes nennen. Das Glück, der Ruhm, die Freiheit und die Sicherheit eines Landes können von zwei Seiten bedroht werden, von außen und von innen. Die Uebel, die von außen kommen, sind seltener, es sind gewaltsame Verletzungen und sie gleichen den Verwundungen des menschlichen Körpers. Sie sind schmerzlich, aber nicht bösartig, und können den stärksten und gesundesten Staat treffen. Die Uebel, die von innen kommen, gleichen den Krankheiten; sie sind häufiger und bösartiger, denn sie setzen verdorbene Säfte, eine fehlerhafte Constitution oder ungeregelte Lebensordnung voraus. Nun haben aber die Machthaber, welche die öffentliche Meinung, Moral und Erziehung nur zu ihrem eigenen Vortheile lenken, die Liebe zum Vaterland, die sich gegen die innern Feinde hilfreich zeigt, nie als eine Tugend geltend zu machen gesucht, sondern vielmehr als das größte aller Laster verdammt, und unter dem Namen Landesverrätherei und Majestätsverbrechen, durch ihre Gesetze mit den härtesten Strafen bedroht. Diejenigen Bürger haben sie für die besten Patrioten erklärt, die ihren unheilbringenden Gesetzen am meisten Ehrfurcht und Achtung bezeigten, indem sie nur für sich und ihre Familie Sorge trugen, sich aber um die Kränkungen, welche ihre Mitbürger und ihr Vater-

land erlitten, nie bekümmerten. Nur denjenigen Patriotismus, der sich äußern Feinden des Vaterlandes entgegensetzt, haben sie als eine Tugend angepriesen und belohnt, weil er ihnen nützte, weil er ihre Herrschaft sicherte, und sie in den Stand setzte, jeden fremden Fürsten oder jedes fremde Volk, die sie befeinden wollten, als Feinde ihres Volkes darzustellen.

Die Liebe des Vaterlandes, sie mag sich nach außen oder nach innen offenbaren, ist eine Tugend, so lange sie in ihren Schranken bleibt; darüber hinaus wird sie ein Laster. Wenn Herr Menzel sagt: für das Vaterland handelt man immer schön, so ist das eine alberne Floskel, albern und lästerlich zugleich. Nein, man handelt nur schön für das Vaterland, wenn es das Gerechte will; man handelt nur schön für das Vaterland, wenn es das Vaterland ist, für das man sich bemüht, nicht aber ein einzelner Mensch, ein Stand oder ein Interesse, die durch Ränke und Gewalt sich für das Vaterland geltend zu machen wußten. Die Vaterlandsliebe ist für den Bürger, was die Familienliebe für den Hausvater ist. Wenn nun Religion und Sittlichkeit den Hausvater lehren: du sollst deinen Nebenmenschen lieben wie dich selbst, du sollst ihn nicht hassen, nicht kränken; wenn das Staatsgesetz gebietet: du sollst deinen Mitbürger nicht bestehlen, nicht berauben, ihn nicht in seiner Ehre, seinem Rechte, seinem Eigenthume kränken; und wenn auch dein Weib und Kind vor deinen Augen verhungerten, so darfst du doch deinem reichen Nachbar kein einziges Brod entwenden — wollten sie damit lehren oder verbieten, daß man sein Weib und Kind nicht lieben, daß man seine Familie verrathen sollte? Aber was man nicht thun darf für seine Familie, darf man auch nicht thun für sein Vaterland. Das Recht ist ein unentbehrlicheres Lebensmittel als das Brod, und Tugend ist schöner als Ruhm.

Herr Menzel fragt: ob man so in aller Geschwindigkeit den Patriotismus in der Welt ausrotten könne? Es ist aber nicht die Rede von dem was man kann, sondern von dem was man soll. Vom Ausrotten des Patriotismus ist gar nicht die Rede, sondern nur von der Vertilgung aller Schändlichkeiten, die der Egoismus der Fürsten und der Völker mit dem Namen Patriotismus umschleierte. Von aller Geschwindigkeit ist am wenigsten die Rede. Wir gewähren noch ein halbes Jahrhundert, bis die Völker Europa's, bis besonders die Franzosen und die Deutschen zur Einsicht gelangen, daß von ihrer Einigkeit ihr Glück und ihre Freiheit abhängen. Ehe das geschieht, werden noch manches Jahr die Kosakenpferde in der Rhone trinken, und mancher deutscher Dom wird

von den Türken unter russischer Kriegsführung zum Stalle entweiht werden und wird ein Meer von Blut das Glück und das Leben von Millionen Menschen des Festlandes begraben.

Die Fürsten sind einig; aber weil sie wissen, daß die Einigkeit ihrer Völker ihre eigne fruchtlos machen würde, suchen sie diese zu verhindern. Kein Fürst ereifert sich darüber, wenn ein fremdes Volk sein eignes anfeindet. Herr Menzel, der in dem schulbübisch censirten Deutschland alle mögliche Freiheit genießt die Franzosen zu verlästern, sie bei den Deutschen zu verleumden und diese gegen sie aufzuwiegeln — er versuche es einmal gegen Louis Philipp, der doch auch ein Franzose ist, ein feindliches Wort zu äußern! Aber ich bin gewiß, daß es Herr Menzel nicht versuchen wird; denn er weiß die feinsten Tendenzen seiner Zeit eben so gut als der Fürst von Pückler zu berücksichtigen, der auch von dem Könige der Franzosen alles Mögliche, von dessen Volke aber gar wenig Gutes zu sagen wußte.

Was Herr Menzel am angeführten Orte weiter sagt, fand ich so ermüdend dumm, daß ich mich erst etwas erholen muß, ehe ich darauf eingehe. „Er ist nicht eitel“, rühmt mich Herr Menzel; aber ich muß zu meiner Beschämung gestehen, daß ich es manchmal doch bin. So oft ich mich gezwungen sehe zu spießbürgerlichen Erörterungen hinabzusteigen, regt sich mein Stolz in mir und ich erröthe, keinen ebenbürtigen Gegner zu haben. Herr Menzel darf es mir glauben, daß er nicht halb so viel von Politik verstehet als meine französische Köchin, ob sie zwar Eulalia heißt und dieser Name voll Menschenhaß und Reue, voll Melancholie, Empfindsamkeit, Mondlichtszitterschein und andern Deutschthümlichkeiten die allergrößte Unbekanntschaft mit Politik, Diplomatik und übrigen Spitzbübereien zu verrathen scheint.

Herr Menzel sagt: was ich lehrte, hätten zu jeder Zeit die Welteroberer gelehrt; diese hätten immer, um die Freiheit zu unterdrücken, alle Nationalität auszurotten und die ganze Menschheit in eine Uniform zu zwingen getrachtet. O Geduld! oder hätte ich nur einen einzigen Zoll von einem Welteroberer, daß ich die Geduld entbehren könnte! Wie hätte denn je ein Eroberer entstehen, wie hätte je der Fürst eines Landes sein Volk so dumm bereitwillig finden können, mit Blut und Leben seiner Raubsucht und seinem Ehrgeize zu dienen, wenn er ihm nicht vorher eine falsche Bedeutung des Patriotismus aufzuschwatzen verstanden, wenn er ihm nicht vorgelogen hätte, das Ausland hassen heiße sein Vaterland lieben? Und wenn die Eroberer auch wirklich darin ihren Vortheil fanden, den Natio=

nalegoismus der von ihnen unterjochten Völker zu unterdrücken, was könnte man damit beweisen? Die Ehrgeizigen gebrauchen alle Mittel, auch edle; der Zweck heiligt selbst diese in ihren Augen. Die Eroberer, die Unterdrücker haben die Nationaleigenthümlichkeiten der von ihnen unterjochten Völker zu zerstören gesucht, so lange sie glaubten, daß dieses ihre Herrschaft erleichtere und sichere; sobald sie aber zu besserer Einsicht gekommen, sobald sie begreifen gelernt, daß man verschiedene Völker am sichersten regiere, wenn man sie in wechselseitiger Eifersucht, wenn man ihren Patriotismus erhalte, und so eines von dem andern bewachen lasse, haben sie mit dem größten Eifer alle Nationalverschiedenheiten zu unterhalten gesucht. In dem österreichischen Staate gibt es, genau gezählt, neun verschiedene Patriotismen. Die Fürsten Oesterreichs haben die Nationalverschiedenheiten und Charakterzüge aller von ihnen beherrschten Völker immer mit solcher ängstlichen Sorgfalt unterhalten, daß sie sich sogar gescheut, die noch hier und da sich findenden Grabsteine längst verstorbener, längst verfaulter Freiheiten zu zerstören, sie, welchen doch immer selbst vor jedem Zeichen der Freiheit schauderte! Thaten sie so zum Vortheile der Freiheit oder zum Vortheile des Despotismus? Ist Oesterreich ein freier Staat? Möchte Herr Menzel in Wien schreiben? Doch wer weiß, vielleicht möchte er es.

Was hat man nicht schon den Menschen als Patriotismus aufgebunden? Die Oesterreicher sind so treuherzige und gutmüthige Menschen, daß man unter ihnen findet, was sonst nirgends in der ganzen Welt zu finden ist; nämlich Polizei-Spione unter den ehrlichsten Leuten. Wenn ein solcher ehrlicher Spion seinen Nachbarn, seinen Freund, seinen Bruder verräth, schwört er darauf, er sei ein guter Patriot, und stirbt so selig wie der heilige Antonius.

Ich könnte dem Herrn Menzel ein großes Geheimniß anvertrauen; ich könnte ihm zeigen, daß die Deutschen für den Patriotismus gar nicht gemacht sind, daß sie darum keinen haben, daß es ihre schöne Bestimmung ist keinen zu haben, und es daher gut sei, daß sie nicht frei sind, und wie sich dieses einst zum Glücke der europäischen Menschheit wenden werde. Doch um das alles klar zu machen, müßte ich mich mit Herrn Menzel auf einen hohen Standpunkt stellen, und ich fürchte, da gäbe er mir Recht, hielte mich fest, und ließe mich nicht wieder herunter. Man weiß es ja, wie himmlisch wohl es allen deutschen Gelehrten auf sehr hohen Standpunkten ist; denn dort oben in den Wolken gibt es keine Polizei. Darum bleibe ich lieber unten und fahre in meinen ebenen Betrachtungen fort.

Wenn vielleicht Herr Menzel mir den Arminius, den Luther und

den Napoleon an den Kopf geworfen, um mit meiner schwachen Fassungskraft zu scherzen, die es mir immer unmöglich machte, die Herrlichkeit des deutschen Patriotismus, ja auch nur sein Dasein aufzufinden, so lasse ich mir es gefallen: denn ich kenne und liebe den Scherz. Herr Menzel wollte mich dann nur necken, weil er wußte, daß ich jedesmal toll werde, wenn ich von der Teutoburger Schlacht, und wenn ich jene gar zu jämmerlichen und ungeschickten Schmeichler höre, die um das deutsche Volk zu loben, das wie jedes Volk des Lobes nie bedarf, ihm nur zwei große Thaten auf achtzehn Jahrhunderte vorzuschmeicheln wissen, und eines neunzehnten Jahrhunderts bedurften, um die dritte That hinzuzufügen. War es aber Herrn Menzel Ernst mit dem Teutoburger Walde, der Reformation und dem korsischen Tyrannen; waren es nicht blos die alten Possen aus der Befreiungs-Komödie, wollte er vielmehr wie viele Andere, und wie befohlen, die Deutschen damit einschläfern und ihnen rathen sich auszuruhen von den drei großen Werken, die sie in neunzehnhundert Jahren vollbracht — so muß ich es wol als Ernst annehmen und ein Wort darüber sprechen.

Herr Menzel hat selbst eine Geschichte der Deutschen geschrieben, und zwar mit einem so feurigen anachronistischen Turner-Patriotismus, daß Arminius und Blücher sich wie zwei Brüder ähnlich sehen. Ich bitte ihn daher in seinem eigenen Werke die Kriege der Germanen mit den Römern nachzulesen, und mir dort eine Spur von Patriotismus aufzuzeigen. Die deutschen Völkerschaften kämpften damals weder für ihren Boden, noch für ihre Stammgenossen, noch für ihren Nationalruhm, noch für ihre Freiheit. Sie kämpften nur für ihre Führer, und fochten mit gleicher Lust und Tapferkeit in der Reihe der Römer gegen ihre Landsleute, wie in der Reihe ihrer Landsleute gegen die Römer. Die deutschen Häuptlinge und Fürsten stritten für ihren Ehrgeiz und ihren Vortheil, und je nachdem diese wechselten, wechselten sie mit ihren Verbündeten und ihren Feinden. Bald bekämpften sie die Römer, bald die Deutschen. Zwischen den deutschen Fürsten und Völkerschaften war selbst im eigenen Lande ein unaufhörlicher Krieg. Der Bruder des Arminius kämpfte in den Reihen der Römer, und Arminius selbst wurde, nachdem er Varus besiegt, von andern deutschen Fürsten, worunter seine eigene Verwandte waren, heimlich todtgeschlagen. Herr Menzel sieht, daß schon in uralter Zeit der deutsche Patriotismus einen so schlechten Lohn fand als in unsern Tagen. Wäre der brave Blücher älter geworden, hätte er vielleicht auf der Citadelle von Magdeburg sich mit dem Schicksale des Arminius trösten müssen, das doch noch trauri-

ger gewesen als seines; denn nie hätte er, ob er zwar selbst Husar war, die jetzige Husaren-Regierung Preußens gut geheißen.

Die Deutschen kämpften Jahrhunderte lang die Einen für, die Andern gegen die Macht der römischen Kaiser, und nicht eher sahen sie in den Römern einen gemeinschaftlichen Feind und verbanden sich gegen sie, bis nordische Völker kamen und sie auf die Römer warfen, ganz so wie sie achtzehnhundert Jahre später von den Russen gegen die Franzosen gedrängt worden.

Stand deutscher Patriotismus auch nur in der entferntesten geistigen oder Blutsverwandtschaft, nur in der losesten geschichtlichen Verbindung mit der Reformation? Nein, der Patriotismus war weder Ursache noch Wirkung, weder Vater noch Kind, weder Vorhergegangenes noch Nachfolgendes der Reformation. Im Gegentheil, die Reformation vernichtete allen deutschen Patriotismus, selbst jenen schlechten, den Herr Menzel preist und den wir verdammen. Die Reformation war die Schwindsucht, an der die deutsche Freiheit starb und Luther war ihr Todtengräber. Pfaffentrug hatte den alten guten Glauben mit Aberglauben verfälscht, so daß er gesunden Herzen nicht mehr munden konnte. Da kam Luther, der sich wie alle deutsche Gelehrte auf einen reinen Wein verstand, ließ das Faß auslaufen, und bot dem Volke für den verdorbenen Wein des Glaubens das reine Wasser der Philosophie an. Was wurde dabei gewonnen? Der Westphälische Friede ist da mit seiner Rechnung über Einnahme und Ausgabe der Reformation. Einige Tausend Denker erwarben sich Gedankenfreiheit, und das ganze Land verlor seine Lebensfreiheit. An einem Wahne wurde das Volk ärmer und an tausend Narrheiten, welche die deutschen Theologen und Philosophen ersonnen, wurde das Land reicher. Das Papstthum, dieser böse neckische Geist, doch ohne Körper, der nur Abergläubische schreckte und von allen Verständigen verlacht wurde, das wurden sie los; dafür aber bekamen sie zwei handgreifliche schwerbewaffnete Völker in das Land, den Franzosen und den Schweden. Ein Jahrhundert lang erwürgten sich die Deutschen unter einander, und um ungestört ihre Wunden verbinden, ihre Todten begraben zu können, mußten sie endlich einen Theil ihres Landes fremden Königen abtreten. Zwanzig Universitäten wurden errichtet, um die Gelehrten für ihre Volksverrätherei, für ihre Fürstendienste zu belohnen, und tausend Städte und Dörfer lagen in Trümmern und Asche und die Gebeine von zehn Millionen Deutschen bedeckten das verwüstete Land. Nie haben die deutschen Fürsten ihren Völkern, nie haben diese sich selbst, nie wurde ihnen vom Auslande mehr Schimpf und Schande ange-

than als während der Reformation; und das nennt Herr Menzel Patriotismus! Ich habe mich in einem französischen Journale über die Ursachen und Folgen der Reformation umständlicher ausgesprochen, und ich will einige hierher gehörige Stellen daraus anführen.

„Die Reformation hat nur den Fürsten und den Gelehrten Nutzen gebracht, das Volk hat durch sie nichts an seinem sinnlichen Glücke gewonnen, und viel von seinem geistigen Wohle verloren. Alles betrachtet, war die priesterliche Macht doch nur eine moralische. Die Völker verarmten, um die Kirche zu bereichern, wie man sich um seine Geliebte zu Grunde richtet, wenn man zu schwach oder zu voller Leidenschaft ist, ihrem Schmollen und ihrem Liebkosen zu widerstehen. Als aber nach der Reformation die Fürsten sich der Güter und Einkünfte der Geistlichkeit bemächtigt hatten, traten die Steuern an die Stelle der freiwilligen Abgaben, und die Strafgesetze der Schatzkammer an die Stelle des Fegfeuers. Luther nahm dem Volke das Paradies und ließ ihm die Hölle, nahm ihm die Hoffnung und ließ ihm die Furcht. Er schrieb die Reue vor, um von Sünden losgebunden zu werden, aber die Reue gebietet sich nicht. Er verlangte gute Werke statt äußern Gottesdienstes, aber die guten Werke wurden seit dieser Lehre nicht häufiger."

„Die Sitten wurden strenger, nach außen war Alles rein und fleckenlos; aber es waren nur zurückgetretene Laster, welche die verborgenen Theile des Staatskörpers verwüsteten. Ränke und Spitzbübereien ersetzten die Gewaltthätigkeiten und Verbrechen. Die religiösen Feste wurden vermindert, die Werktage und hierdurch die Mühen des Volks wurden vermehrt; der Gottesdienst, während des Katholicismus der Trost und zugleich die Oper und Erholung der Unglücklichen, wurde in eine Schule der Moral umgewandelt, wo die Gläubigen sich langweilten und einschliefen. Die Theologie, früher eine göttliche Kunst, wurde eine Wissenschaft, die der Fassungskraft des Volkes unzugänglich blieb. Das öffentliche Leben hörte ganz auf. Es gab keine Maler, keine Dichter, keine Feste mehr für das Volk; man führte keine öffentliche Gebäude mehr auf; der Provinzial- und Haus-Egoismus trat an die Stelle des Nationalgeistes; das deutsche Volk, ehemals so fröhlich, so geistreich, so kindlich, wurde durch die Reformation in ein trauriges, plumpes und langweiliges Volk verwandelt. Das deutsche Leben ist ein Fastenleben, das schon seit drei Jahrhunderten dauert, und das deutsche Volk ist noch weit von seinen Ostern."

„Luther war ein großer Mann, aber vor Allem war er Mensch, und besaß alle Gebrechen und Schwachheiten dieser unglückseligen

Gattung. Emporgekommener Plebejer, haßte und verachtete er den Stand, aus dem er hervorgegangen, und wollte lieber der Schützling der Fürsten als der Beschützer seines Gleichen sein. Die Fürsten schmeichelten ihm, weil sie ihn fürchteten. Luther war so gerührt von ihrer Furcht und so betäubt von ihren Liebkosungen, daß er gar nicht gewahr wurde, daß die Fürsten nur aus Ehrgeiz und Habsucht seine Lehre angenommen, und daß sie sich in ihrem Innern über seinen religiösen und philosophischen Enthusiasmus lustig machten. Luther hat seinem Vaterlande viel Böses gethan. Vor ihm fand man bei den Deutschen nur Dienstbarkeit, Luther begabte sie noch mit Dienstbeflissenheit. Die südlichen Völker, die katholisch geblieben, fürchten ihre Gebieter, doch sie lieben und verehren sie nicht; sie bewahren ihre Liebe und ihre Verehrung für Gott und seinen Statthalter."

„Darum haben alle katholischen Völker, sobald sie sich gegen ihre Tyrannen stark genug gefühlt, ihr Joch abgeschüttelt, oder wenigstens mit gutem oder schlechtem Erfolge ihre Befreiung versucht. Aber bei den reformirten Völkern, wo die Fürsten auf den Rath und mit Einwilligung der Reformatoren die moralische Macht der Kirche an sich gezogen und mit ihrer materiellen Macht vereinigt hatten, mußten die Unterthanen die Liebe und die Verehrung, die sie früher der Kirche geschenkt, ihren weltlichen Herren als pflichtschuldige Steuer darbringen. Nur bei den nordischen Völkern findet man jene dumme und blinde Liebe und jene abergläubische Verehrung für die Fürsten, die den Menschen so sehr entwürdigen und jene unglücklichen Völker an ihre Sklavenketten schmieden. Sie wagen sie nicht zu brechen, sie wagen es nicht zu wollen; das vermeintliche sociale Verbrechen würde sie nicht zurückschrecken, aber sie entsetzen sich vor der Verletzung des Heiligen. Die katholischen Priester haben nie den leidenden Gehorsam gepredigt, gleich den reformirten Geistlichen, und das angebliche göttliche Recht der Fürsten, ob zwar schon früher von ihnen in Anspruch genommen, wurde doch erst seit der Reformation von den Völkern anerkannt." — — —

„Luther war das Musterbild eines deutschen Philosophen, mit allen Tugenden und Fehlern seiner Nationalität. Von hohem Verstande, ausgebreiteter Gelehrsamkeit, geistreich, mit Adleraugen die Finsterniß seiner Zeit durchdringend, standhaft, tugendhaft, unbestechlich, den Gunstbezeugungen der Großen besser als ihren Liebkosungen widerstehend, wagte Luther, ein armer und unbekannter Mönch, die kolossale Macht des Papstes herauszufordern. Aber er war kein politischer Kopf; er kannte die wirkliche Welt nicht, er ver-

stand weder die Ränke, die Leidenschaften und die Halsstarrigkeit der höhern Stände, der bürgerlichen Gesellschaft, noch den richtigen Sinn, die Tugenden und die Interessen der untern Stände. Er verachtete im höchsten Grade das Volk, das allein gut und tugendhaft, immer seine Meinungen in Gesinnungen und seine Gesinnungen in Handlungen zu verwandeln sucht."

„Luthers Unternehmen war mehr ein Werk des Wissens, als des Gewissens. Vergessend, daß Gott selbst, trotz seiner Allmacht, eine sinnliche Welt erschaffen mußte, um seine Göttlichkeit zu offenbaren; vergessend, daß alle Ideen an einander hängen, daß die moralischen und materiellen Interessen sich vermengen, und daß man die einen nicht bewegen könne ohne die andern mit zu treiben, verwünschte Luther das Volk, weil es die neuen Ideen verkörpern wollte. Der Teufel besuchte ihn eines Tages in seiner Einsamkeit, um ihn zu gewinnen oder zu schrecken; Luther warf ihm das Tintenfaß an den Kopf und der Teufel flüchtete sich durchs Fenster. Weil ihm diese Art den Krieg zu führen einmal gegen einen armen Teufel geglückt war, glaubte Luther, die Tinte wäre das beste Wurfgeschütz gegen die Gewaltthätigkeit, den Despotismus, den Ehrgeiz und die Raubsucht der Mächtigen der Erde. Diese Lutherische Artillerie ist seitdem nicht vervollkommnet worden und die deutschen Philosophen, Moralisten und Doctoren der Politik begnügen sich noch jetzt, gegen die Tyrannen zu schreiben, welche sich über sie und ihre Tintenfässer mit Recht lustig machen."

Soll ich jetzt der Verlockung des Herrn Menzel folgen, und mit ihm das alte Lied vom weltstürmenden Corsen in Duett absingen? Ach nein, es ist gar zu langweilig. Nur zu oft habt Ihr es gehört, nur zu oft wurde es Euch vorgesungen. Doch will ich den weltstürmenden Corsen dazu benutzen, um Herrn Menzel zu zeigen, was der falsche und was der wahre Patriotismus ist, und wie sich der Patriotismus der Deutschen von dem der andern Völker unterscheidet. Woher kam es denn, daß das schwache Spanien dem weltstürmenden Corsen gleich am ersten Tage seines Einfalls zurufen durfte: bis hierher und nicht weiter? Wie gelang es den Spaniern, die Franzosen in ihrer Siegesbahn aufzuhalten, während das weit mächtigere deutsche Volk sich zwanzig Jahre lang von ihnen schlagen ließ? Es kam daher, weil die Spanier nicht blos für ihren König und ihre äußere Unabhängigkeit, sondern zugleich für sich selbst und ihre innere Freiheit die Waffen ergriffen. Es kam daher, weil sie nicht blos gegen die Tyrannei Napoleons, sondern auch gegen die ihrer eigenen Fürsten kämpften; darum gelang es ihnen. Und als

sie ihren König zurückgeführt, und dieser sie betrog wie üblich, da ließen sie sich weder täuschen noch schrecken, da verloren sie nicht den Muth, ergaben sich keiner schnöden Ruhe, sondern sie kämpften fort und fort für ihre Freiheit, und wenn überwältigt, kehrten sie immer von neuem zum Kampfe zurück und heute haben sie gesiegt für immer. Das ist der wahre Patriotismus. Und damals fand sich kein Schriftsteller unter den Spaniern, der ihnen zugerufen: jetzt habt Ihr Euren König, jetzt könnt Ihr zufrieden sein; verlangt nicht zuviel, am höchsten Maßstab des Ideals darf man nie einen menschlichen Zustand messen; schlaft einen gesunden Pflanzenschlaf, gedeiht im Stillen, pausirt gehörig, und legt Euch ins Kindbett! Es fand sich kein solcher. Und hätte sich ein solcher Thor gefunden, hätten ihn die stolzen Spanier verhöhnt und ihn gefragt: Lengua sin manos, cuemo osas fablar?

Und darum, weil wir der Gedanken ohne Zunge, der Zunge ohne Hände spotten, darum weil wir ein Volk bald beweinenswerth bald lächerlich finden, das sich noch dümmer fangen läßt als die Fliegen, die man wenigstens mit Zucker lockt; das sich fangen läßt mit Schmerzen und Bitterkeiten — darum verhöhnten wir jene tapfern Deutschen, die für ihr Vaterland geblutet, die Geister jener Helden, die für ihr Vaterland gestorben! Wir nicht. Ihr verhöhnt sie, ihr bestochenen Sachwalter, die ihr durch eure Verfälschungen, eure Verdrehungen, eure Ränke das deutsche Volk um das Erbe betrügt, das ihnen jene gefallenen Helden hinterließen; Ihr verhöhnt sie, nichtswürdiges Geschlecht! Nicht wir verhöhnen die Geister jener Helden, wir, die wir im Kerker schmachten, die wir landesflüchtig werden mußten, weil wir der Freiheit treu geblieben, für die jene Helden geblutet; weil wir die Gesinnungen kund gethan, durch die sie einst unsere Fürsten vom Joch Napoleons befreit, und sie aus Knechten, die sie waren, wieder zu Herren erhoben. Wir beweinen das edle fruchtlos vergossene Blut jener Helden. Wären sie so weise als tapfer gewesen, so bedenklich als sie vertrauensvoll waren, hätten sie die Waffen nicht niedergelegt, bis sie dem Volke die Freiheit gesichert: dann lebten wir im Vaterlande, glücklich und geehrt, und ihr schnöden Helfershelfer der Tyrannei müßtet in der Welt umherirren, bis ihr einen Winkel findet, dunkel genug eure Schande zu verbergen.

Wie! Jene tapfern Deutschen, die ihr Blut auf dem Schlachtfelde vergossen, hätten mir die Sicherheit erobert, mit der ich in Paris sitze und schreibe und die Geister der gefallenen Helden verhöhne! Die Sicherheit *erobert*? *Nöthig gemacht*, hätte Herr

Menzel sagen sollen. Hätten jene Helden für die Freiheit unseres Vaterlandes gekämpft und nicht blos für die Freiheit unserer Fürsten, dann brauchten wir keine Sicherheit in einem fremden Lande zu suchen. Und hätten die Franzosen solche bange Sklavenherzen wie die Deutschen, und wäre ihr König so niedrig gesinnt wie die deutschen Könige, dann gewährten sie uns keine Freistätte in ihrem Lande, sondern sie würden uns mit Ketten belastet der Rache unserer Feinde ausliefern.

Freilich würde ich mich sehr unglücklich fühlen, müßte ich noch in meiner Vaterstadt als Polizeibeamter Programme zu kaiserlichen Namensfesten schreiben; aber weil zu kaiserlichen. Ob der Kaiser Napoleon hieße, oder Ferdinand, oder Nikolas, das wäre mir Alles gleich. Und dennoch wollte ich lieber so schmähliche Programme schreiben, als meine Hände besudeln, wie jetzt alle deutschen Polizei-Präfecten es mit Lust und Liebe thun: mit Entwürfen zu Instructionen für reisende Kundschafter, mit Zusammenstellen der Berichte hausirender Spione, mit Steckbriefen hinter allen Freunden des Vaterlandes, mit Protokollführung über die den gefangenen Patrioten abgemarterten Geständnisse, mit der doppelten Buchführung über Alles, was in den Wirthshäusern getrunken und gesprochen wird. O tausendmal lieber! Nie war während der französischen Herrschaft die deutsche Polizei so tief in Koth versunken als jetzt; nie wurde ihr so Unmenschliches zugemuthet, nie wurde das härteste Verlangen mit solcher freudigen Bereitwilligkeit gewährt; nie während der zehnjährigen Herrschaft der Franzosen wurde bei der Polizei mit solcher schadenfrohen Tücke, mit solcher Unmenschlichkeit, und wo die Tücke aufhört, mit solcher ledernen, thränendichten Schulfuchserei der Amtspflicht verfahren, als gleich während dem ersten Jahre der deutschen Herrschaft. Ich muß das wissen, Herr Menzel, ich war auch dabei. Und seitdem ist das ganze deutsche Volk von seiner Ober-Regierung in zwei Classen abgetheilt worden; in die der Spione und in die der Spionirten. Außer ihnen nicht Einer mehr. Sei Einer brav oder schlecht, Mensch oder Teufel, das kümmert sie nicht; man ist Polizei-Hund oder Polizei-Wild, Hammer oder Amboß.

„Herr Börne ist kein Freund der deutschen Schulphilosophie und doch verfährt er ganz wie sie. Er beginnt damit, sein Object anders haben zu wollen, als es ist, und da dies nicht gehen will, negirt er es schlecht weg. Aber so wenig wie die Welt anders wird, wenn die Philosophen sie anders machen wollen oder gar negiren, eben so wenig ändert sich das deutsche Volk, mag es Herr Börne in der Wirklichkeit anders machen wollen oder gar in der Idee negiren."

Herr Menzel hofft, es werde mir nie gelingen das deutsche Volk zu ändern. Aber was berechtigt ihn mir so ein thörichtes Vorhaben anzudichten? Noch Keiner hat versucht ein Volk zu ändern, und nie wäre der Versuch gelungen. Wir wollen das deutsche Volk nicht ändern, wir wollen es aufwecken, denn es schläft. Wir sind seine Fliegen, die ihm um die Ohren summen und im Gesichte herum kitzeln; ich wenigstens glaubte nie mehr zu sein. Zwar schläft das deutsche Volk einen sehr festen Schlaf — wie wäre ihm auch möglich gewesen seinen Gelehrten zu widerstehen, die mit ihren Büchern selbst einen österreichischen Vorposten einschläfern könnten; zwar schläft es einen idealen Schlaf, wie ihn Herr Menzel so lyrisch schön besungen, es schläft wie ein Veilchen um Mitternacht, wie ein Kind im Schooße der Mutter; aber wir sind auch unermüdliche Fliegen. Und weckt es unser Stachel nicht auf, so weckt es einst der Donner, und thut es der Donner nicht, so thut es ein Erdbeben. Aufwachen, aber nicht sich ändern. Das verhüte Gott, daß je das edle deutsche Volk sich ändere!

„Herr Börne will uns die Freiheit aus Frankreich bringen. Was für eine Freiheit? Er sagt es uns nicht. Die Republik ohne Zweifel? Aber was für eine Republik? Die Tugend-Republik des seligen Maximilian Robespierre? Herr Börne beobachtet zu viele Schicklichkeit gegen sein eignes Genie, um sich als Schwärmer für das Tugendmaximum Blößen zu geben. Er ist den Fünfzigen näher als den Zwanzigen. Die Lasterrepublik des neuetablirten jüdischen Hauses Heine und Compagnie? Herr Börne hat sie noch vor wenigen Wochen im Réformateur entrüstet angegriffen, und wenn er sie auch im zweiten Heft der Balance wieder in Schutz nimmt, so thut er es nicht aus Sympathie für die Laster, sondern nur aus Malice gegen Deutschland. In Frankreich tadelt er die Demoralisation, in Deutschland lobt er sie, nicht weil sie die Sitten, sondern weil sie den Staat untergräbt. Alles ist ihm recht, was als ein zerstörendes Element in Deutschland um sich frißt."

„Was ist nun aber in allen seinen Negationen das Positive? Was will er für eine Freiheit, wenn er weder die Tugend-Republik noch die Laster-Republik, und auch nicht die constitutionelle Monarchie will, die er mit so viel Unrecht auf jede mögliche Weise beschimpft, gegen deren Freunde er die unsäglichste Verachtung blicken läßt?"

„Er sagt uns nicht, was er gründen will, wenn er Alles zerstört haben wird. Er denkt, die Franzosen werden schon dafür sorgen. Man muß nur diese Bahn brechen in Deutschland, den Deut-

schen selbst alles Deutsche gehässig, verächtlich, lächerlich, alles Französische wünschenswerth machen und den Franzosen alle Mittel und Wege zeigen, wie sie über die Deutschen Meister werden können, erst durch ein schmeichelhaftes Fraternisiren, und dann, wenn gehörig vorgearbeitet ist, durch die Invasion."

Es gab noch keinen diplomatischen Lehrjungen, es gibt keinen einzigen Krautjunker in ganz Deutschland, der nicht einmal über die Tugend-Republik des seligen Herrn von Robespierre gescherzt hätte. Herr Menzel gehe mit seinem seligen Herrn v. Robespierre ins Bad Doberan und lasse sich präsentiren, oder nach München in den Bocksbierkeller. Dort wird er ohne Zweifel Lachen erregen mit der Tugend-Republik des seligen Herrn v. Robespierre; aber mich verschone er damit. Er wird mich nie demüthig genug finden mit fürstlichen Lakaien über die Tugend und Seligkeit Robespierre's zu streiten; das faßt kein Bedientenherz.

Herr Menzel meint, ich könne in meinem so reifen Alter doch unmöglich mehr für die Tugend-Republik schwärmen. Die Republik als eine Herrschaft der Tugend geltend zu machen, um sie den Menschen zu verleiden, das ist der alte wohlbekannte Polizeipfiff. Aber die Republik hat nie das Versprechen gewagt, das Laster zu zerstören; sie versprach nur dessen gesetzliche Organisation aufzulösen, ihm seine Erblichkeit, seine angebornen Vorrechte zu entreißen und die geschlossenen Körperschaften zu trennen, die dem Laster eine unbesiegbare Uebermacht über die Tugend geben. Die Staatsverfassung keiner Art vermag mehr als das; der Mensch ist älter als der Bürger, der Mensch muß sich bessern, dann folgt ihm der Bürger nach. Und das ist ein anderer Polizeipfiff, die Liebe zur republikanischen Freiheit als eine jugendliche Schwärmerei darzustellen. Die Liebe der Freiheit wohnt im Herzen, und das Herz altert nicht. Ich kannte achtzigjährige Republikaner, und ich selbst war bis in mein fünfundvierzigstes Jahr der constitutionellen Monarchie zugethan.

Aber wie kommt die Republik hierher? Habe ich von den Vorzügen der monarchischen oder republikanischen Regierungsform gesprochen, daß Herr Menzel Anlaß fand, darüber mit mir zu rechten? Es ist nichts als die gewohnte bange Vorsicht des Herrn Menzel. Er fürchtet so sehr die Ueberzeugungskraft meiner Ansicht über die Lage Deutschlands, daß er sich scheut, ihr nahe zu kommen. Er führt das Volk seiner Leser auf ein Feld, von dem ich weit entfernt bin, und ruft ihm zu: dort steht er, schlagt darauf. Und sie schlagen zu und haben die Luft und das Gebüsch getroffen, mich aber nicht, und Herr Menzel zieht als siegender Feldherr in die

Herzen aller Krautjunker ein. Sind Frankreich, England und Belgien Republiken? Sind sie nicht constitutionelle Monarchien? Heißt das die Republik fordern, wenn wir diejenige Ordnung der Dinge, die in jenen Ländern herrscht, auch für Deutschland wünschen? Gibt es aber in Deutschland constitutionelle Monarchien? Gehört es zum Wesen der constitutionellen Monarchie, daß die Volksvertreter das Budget anerkennen müssen, daß sie nicht sprechen dürfen, worüber sie wollen, daß sie ihre Reden nicht bekannt machen, die Protokolle ihrer Sitzungen nicht drucken lassen dürfen? Gehört die Censur zum Wesen der constitutionellen Monarchie? Gehört es zum Wesen der constitutionellen Monarchie, jungen Schriftstellern von Geist und Talent das Schreiben zu verbieten, blos weil sie einen guten Styl haben, und man fürchtet, das Volk möchte künftig lesen, was früher nur die Gelehrten verstanden? Gehören die heimlichen Gerichte zum Wesen der constitutionellen Monarchie? Gehört es zum Wesen einer constitutionellen Monarchie, daß die von den Fürsten bezahlten Richter allein über Freiheit und Leben derjenigen entscheiden, die der Beleidigung jener Fürsten angeklagt worden? Gehört es zum Wesen der constitutionellen Monarchie, daß man die Angeschuldigten vier, fünf Jahre im Kerker schmachten läßt, bis man sie verurtheilt oder freispricht? Gehört es zum Wesen der constitutionellen Monarchie, die Jugend als ein Verbrechen zu bestrafen, und als ein Vergehen, jung gewesen zu sein? Gehört es zum Wesen der constitutionellen Monarchie, viele hundert Jünglinge während der Blütezeit ihres Lebens im Kerker schmachten zu lassen, weil sie die Freiheit länger geliebt, als ihre Fürsten sie gebraucht? Gehört es zum Wesen einer constitutionellen Monarchie, daß man weder die Namen der Eingekerkerten, noch die der Angeschuldigten, noch das Verbrechen der Verurtheilten bekannt macht? Daß man über die vielen Hunderte, die man zur Zuchthausstrafe verurtheilt, Rechnung ablegt wie über ein Schlachthaus? So viel Ochsen sind geschlachtet worden, so viel Kühe, so viel Hämmel, so viel Schweine — das Schlachtvieh hat keinen Namen — so viel Theologen sind verurtheilt worden, so viel Juristen, so viel Pfarrer, so viel Mediciner, so viel Officiere — sie haben keine Namen, die Schlachtopfer des Despotismus! Gehört es zum Wesen einer constitutionellen Monarchie, daß man eine Mutter bestraft, weil sie ihren Sohn, eine Schwester, weil sie ihren Bruder aus dem Kerker zu befreien suchte? Gehört es zum Wesen einer constitutionellen Monarchie, daß man eine Frau mit Steckbriefen verfolgt wegen geäußerter „Theilnahme an dem Schicksale ihres Mannes“, der gefangen sitzt? Daß man eine Mutter zwin-

gen will, die Briefe der Polizei auszuliefern, die sie von ihrem geflüchteten Sohne erhält? Daß man ein vierjähriges Kind vor Gericht ladet, um seiner Unschuld und Unwissenheit ein Zeugniß gegen seine eigene Mutter abzulocken? Gehört es zum Wesen der constitutionellen Monarchie, wenn die verschiedenen Fürsten eines Landes sich zum Voraus über das Eigenthum und die Nutznießung der geflüchteten Patrioten zanken, die man wieder erwischen könnte; daß sie streiten, wer von ihnen das Recht haben solle, sie zuerst zu martern; daß sie einen Vertrag schließen, derjenige von ihnen solle das Vorrecht haben, der sich zuerst gemeldet; daß sie dann sich eilen, sich auf die Flüchtlinge zu abonniren, sich einschreiben zu lassen, wie zur Vorstellung einer Oper? Welch' ein jämmerlich ungeschickter Vertheidiger der in Deutschland bestehenden Ordnung der Dinge ist Herr Menzel, wenn er behauptet, zwischen dieser Ordnung der Dinge und einer Republik läge nichts in der Mitte! Um so schlimmer, wenn nichts in der Mitte liegt; um so schlimmer, wenn keine andere Wahl ist, als jene Ordnung der Dinge geduldig fort zu ertragen, oder sich durch die Republik zu retten.

Herr Menzel behauptet, ich hätte die Demoralisation in Frankreich entrüstet angegriffen, und getadelt, die in Deutschland aber gelobt und in Schutz genommen, und er ruft das zweite Heft der Balance, wo ich von Gutzkow's Wally gesprochen, als Zeugniß auf. Was gab dem Herrn Menzel die Dreistigkeit zu solcher Lüge, da sich doch in der Balance gerade das Gegentheil findet? Die Zuversicht umpanzert ihn; er weiß, daß er meine Gegenwehr verlachen kann, weil ihm seine Polizei-Taktik den Sieg versichert. Er weiß, daß die Balance nur von sehr Wenigen gelesen worden, daß selbst diese Wenigen nur mit Zittern weiter erzählen durften, was sie darin angesprochen, und daß ihre schwachen Stimmen von dem Geschrei des Literaturblattes, der allgemeinen Zeitung und der hundert andern deutschen angstkeuchenden, bettelnden oder bezahlten Blätter betäubt und verschlungen wurden. Aber freilich, mein Tadel der Wally hatte einen ganz andern Grund, als der des Herrn Menzel. Ich vertheidigte Religion und Sittlichkeit, weil ich in ihnen eine Stütze der Freiheit finde; Herr Menzel aber, weil er in ihnen eine Stütze der Herrschaft sieht, der Gunstspendenden. Nicht daß ich die Wally gelobt, sondern daß ich das lächerlich despotische Verfahren getadelt, welches die deutschen Regierungen gegen Gutzkow sich erlaubt, das war es, was den Eifer des Herrn Menzel erregte. Aber ganz Deutschland denkt hierin wie ich. Ueber das, was recht und sittlich sei, hat die öffentliche Meinung zu entscheiden, nicht die

Frankfurter Staatsinquisition, in deren verpestetem Luftkreise weder Recht noch Sittlichkeit bestehen können. Und wenn die Moral meine eigne Tochter wäre, ich wollte sie eben so gern in einem Bordell erziehen lassen, als daß ich sie der Aufsicht der Polizei anvertraute.

Als Herr Menzel, einst ein Pharisäer des Liberalismus, da zu heucheln noch Vortheil brachte, das junge Deutschland vor das Gericht des alten zog und es anklagte: an diesem Tage hatte er seine Seele mit blutiger Unterschrift dem Bösen zugesagt, und von einem solchen Handel kauft man sich nicht wieder los, mit aller Reue nicht. Da Christus von Judas verrathen wurde, war er schon reif zu seiner Herrlichkeit und stand als Gott auf, nachdem er als Mensch gestorben. Wer aber einen Keim des Guten und Schönen erstickt, ist ein zehnfacher Judas. Herr Menzel zerriß sich die Kleider, streute Asche auf sein Haupt und flüsterte den Machthabern ins Ohr und heulte auf allen Gassen, es werde dem Lande ein Voltaire, ein Rousseau geboren werden, ein Messias, der das Volk von seiner Gedankenfreiheit befreien würde. Darob erschraken die Herodes Deutschlands, und sie schickten ihre Häscher aus, die junge gefahrdrohende Brut zu zerstören. Die Verfolgung des jungen Deutschlands war ein wahrer bethlehemitischer Kindermord. Die unschuldigen Kindlein! Voltaire war nicht unter ihnen. Die dummen Herodes! Wenn dem deutschen Volke ein Voltaire kommen soll, wird er kommen; noch nie wurde ein großer Mann in der Wiege erwürgt.

Ich hätte gegen die Freunde der constitutionellen Monarchie in Deutschland immer die unsäglichste Verachtung blicken lassen, sagt Herr Menzel. Verachtung! nein; denn sie haben es gut gemeint. Aber angestaunt, bedauert habe ich jene Männer, welche die Geschichte lehren, und doch selbst nichts von ihr gelernt; welche die letzten fünfzig Jahre durchgelebt und doch nicht um eine Täuschung ärmer, nicht um eine Enttäuschung reicher geworden sind; welchen die Taschenspielerei der Macht so fremd wie unschuldigen Kindern war, so daß sie gar nicht begreifen konnten, wo denn auf einmal die Muscatnuß, wo die Preßfreiheit, wo die drei Eide hingekommen. Die wenigen, zwar unverständigen, aber treuen Freunde der constitutionellen Monarchie schmachten jetzt im Kerker, oder leben in der Verbannung, oder darben zum Lohne ihrer Vaterlandsliebe, oder zittern unter dem Schwerte der Rache, das an einem Faden über ihrem Haupte hängt; denn in Deutschland athmet man jetzt nur ab instantia frei. Wo sind aber die übrigen tausend Freunde der constitutionellen Monarchie hingekommen? Wohin haben sie sich

verkrochen? Als die constitutionelle Monarchie noch Macht und Einfluß hatte, als zum Volksvertreter gewählt zu werden noch Vortheil brachte, weil es die Gelegenheit verschaffte, der Regierung ihre Gunst abzutrotzen; als die constitutionelle Monarchie noch Feste gab, da setzten sich viele Freunde an ihren Tisch und tranken und schwatzten, und schwangen den Becher wie ein Schwert, und blitzten und donnerten mit Reden, die doch nur die warme Luft abkühlten, aber niemals einschlugen. Sobald aber die constitutionelle Monarchie ihr Ansehen verloren, da schlichen sich ihre Freunde fort, und wenn sie der armen zerlumpten Constitution auf der Straße begegneten, wendeten sie das Gesicht von ihr und wurden bleich und roth. Herr Menzel wird uns sagen, die guten Freunde der constitutionellen Monarchie hätten die Erlaubniß nicht mehr, frei zu reden; aber wann hatte die Freiheit je die Erlaubniß bekommen, frei zu sein? Man nimmt die Freiheit, man empfängt sie nicht; und wer sie genommen und dann ohne Kampf zurückgab, der war ein gemeiner Taschendieb, kein Eroberer, und man hängt ihn mit Recht.

Herr Menzel wird uns sagen, es wären hier und da in Deutschland noch kostbare Reste von constitutioneller Freiheit zu finden. Freilich, gerade so viel als Oesterreich und Preußen brauchen, die Fürsten jener Länder in Furcht vor ihren Ständen, und dadurch von sich selbst in Abhängigkeit zu erhalten. Jene Trümmer der constitutionellen Freiheit sind es, welche die festesten Stützen des Despotismus bilden.

Wenn man sich einen Augenblick des Ernstes und der Trauer erwehren könnte, würde man die deutsche Geschichte der letzten vierzig Jahre als eine Fastnachtsposse betrachten, von einem komischen Engel zur Belustigung des himmlischen Hofes gedichtet. Zwanzig Jahre lang bekriegten die Deutschen die französische Freiheit; zwanzig Jahre lang wurden sie von den Franzosen geschlagen, geplündert und gedrückt, und als sich nach zwanzig Jahren der Sieg auf ihre Seite gewendet und sie die Hauptstadt ihrer Feinde erobert — was thaten sie, wie rächten sie sich? Sie brachten den Franzosen eine Freiheit, wie sie sie nie gehabt, einen Wohlstand, den sie früher nie genossen, und die guten Deutschen kehrten sieggekrönt in ihre alte Sklaverei und ihre alte Armuth zurück! Was war's aber? War es Großmuth, welche die despotischen Fürsten des Nordens bewog, dem besiegten Frankreich eine freie Verfassung zu gewähren? War es Großmuth, daß Ludwig XVIII., der mit allen Vorurtheilen der alten Zeit und mit einem Hasse, den zwanzigjährige Verbannung unterhalten, nach Frankreich zurückgekehrt, den Franzosen die Freiheit

schenkte? Nein, es war keine Großmuth; es war die Ehrfurcht, die ein muthiges und beharrliches Volk den Siegern abgedrungen, es war die Furcht, die ihnen ein trotziges und drohendes Volk aufgedrungen. So gewannen die Franzosen durch ihre Niederlage, was die Deutschen sich nicht durch ihren Sieg gewinnen konnten.

Ist das die schöne Bestimmung der edeln Deutschen, die Polizei von ganz Europa zu machen und aller Orte die Büttel der Freiheit zu sein? Noch heute ist es deutscher Einfluß, der in allen Ländern die Gewaltherrschaft beschützt, oder die Freiheit immerfort bedroht und stört und sie nicht zu ruhigem Genusse kommen läßt. Dieser deutsche Einfluß waltet in England, in Frankreich, in Spanien und Portugal, in der Schweiz und in Griechenland. Ein deutscher Fürstenknabe, der Sohn eines österreichischen Vasallen, wurde nach Lissabon geschickt, um dort dem Königskinde zu zeigen, wie man mit Eiden und mit Völkern spiele. Mit deutsch-protestantischem Gelde wird Don Carlos unterstützt, daß er in Spanien die Ketzergerichte wieder einführe. An der Spitze aller geheimen Verbindungen gegen die Freiheit des britischen Volkes steht der Herzog von Cumberland, der in Berlin seine Studien gemacht und dem dort die Augen aufgegangen. Als der Sultan Mahmud mit gutem Willen seine Völker auf den Weg der Civilisation führen wollte und bei seinen christlichen Freunden Rath und Belehrung suchte, schickte man ihm von Wien Polizeiverständige, um in Constantinopel eine geheime Polizei zu organisiren, als die Elementarschule der christlichen Civilisation. Und als der naive Sultan einen Schritt weiter ging, und eine türkische Zeitung anordnete, machte ihm das österreichische Cabinet über das Verderbliche einer solchen Neuerung die dringendsten Vorstellungen und bemerkte: Zeitungen wären noch gefährlicher als Janitscharen, und vertrügen sich mit der geheimen Polizei wie Alkalien mit Säuren. In ganz Europa wenden alle Feinde der Freiheit ihre hoffnungsvollen Blicke nach Deutschland hin. Das deutsche Volk ist der liebe gute Onkel, der noch immer die Schulden seiner Völker-Neffen bezahlt. Doch genug! Herr Menzel bittet uns, nicht so laut zu sprechen, denn Deutschland, das arme gute Ding, läge in Kindesnöthen und seine Wehen wären gar zu süß.

Was in allen meinen Negationen das Positive sei; was ich gründen wolle, wenn ich Alles zerstört haben werde; was für eine Freiheit ich denn wolle? fragt Herr Menzel, und antwortet sich darauf: dafür werden schon die Franzosen sorgen. Fangt Gimpel, Ihr Finkler der öffentlichen Meinung, daß es Euch nicht an Gesellschaft fehle; aber redet mit menschlichen Geschöpfen nicht von Freiheit, die Ihr

nicht verstehet und nicht fühlet. Die Freiheit ist gar nichts Positives, sie ist nur etwas Negatives: die Abwesenheit der Unfreiheit. Die Freiheit kann und will nichts gründen als sich selbst, sie kann und will nichts zerstören als die Gewaltherrschaft. Die Freiheit kann ein Volk nicht umwandeln, sie kann ihm nicht die Tugenden und Vorzüge verschaffen, die ihm seine Natur versagt; sie kann ihm die Fehler nicht nehmen, die ihm angeboren, die sein Klima, seine Erziehung, seine Geschichte oder sein unglückliches Gestirn verschuldet; die Freiheit ist Nichts und dennoch Alles, denn sie ist die Gesundheit der Völker. Wenn der Arzt einen Kranken zu heilen sucht, kommt Ihr dann, um ihn zu fragen: warum heilt Ihr diesen Mann, ehe Ihr reiflich überlegt, was Ihr nach der Heilung aus ihm machen wollt? Er ist ein schwacher Greis, wollt Ihr einen kräftigen Jüngling aus ihm machen? Er ist ein Bettler, wollt Ihr ihn zum reichen Manne machen? Er ist ein Bösewicht, wollt Ihr ihn zum tugendhaften Menschen machen? Er ist ein Dummkopf, könnt Ihr ihm Geist verschaffen? Er wohnt in der öden Lüneburger Haide, wollt Ihr ihn nach Neapel bringen? Der Arzt antwortet euch: ich will ihn heilen; wie er dann seine Gesundheit benutzen könne, benutzen wolle, das ist seine Sache, das wird seine Bestimmung entscheiden. So auch spricht die Freiheit: ich gebe den Völkern ihre Gesundheit wieder; doch wie sie die Freiheit benutzen wollen, benutzen können, das muß ich ihrem Willen und ihrem Schicksale überlassen. Wie ein gesunder Bettler, der an seiner steinernen Brodrinde kauet, glücklicher ist als der kranke reiche Mann, der an einem üppigen Tische schwelgt: so ist ein freies Volk, und wohnte es am eisigen Norden, ohne Kunst, ohne Wissenschaft, ohne Glauben, ohne alle Freuden des Lebens, und mit den Bären um seine Nahrung kämpfend — so ist es dennoch glücklicher als ein Volk, das unter einem paradiesischen Himmel mit tausend Blumen und Früchten schwelgt, die ihm der Boden, die Kunst und die Wissenschaft reichen, aber dabei der Freiheit entbehrt. Nur die Freiheit vermag alle Kräfte eines Volkes zu entwickeln, daß es das Ziel erreiche, welches ihm auf der Bahn der Menschheit vorgesteckt worden. Nur sie kann die verborgenen keimenden Tugenden eines Volkes an den Tag bringen, offebaren, welche seiner Gebrechen der Entartung, welche der Natur zuzuschreiben, und seine gesunden Vorzüge von denjenigen trennen, die unter dem Scheine der Kraft nur eine Schwäche bedecken, die nichts als krankhafte Congestionen, gesetzwidrige Anmaßungen eines Organs über das andere sind — so etwa wie die Häuslichkeit und der Transcendentalismus der Deutschen.

Ein Volk, das nicht frei ist, das noch in seiner Regierung wie ein Fötus im Mutterschooße ruhet, ist gar kein selbstständiges Volk; es ist eine Hoffnung, aber keine Wirklichkeit. Und die Freiheit ist auch die Ehre der Völker. Selbst wenn alle Herrscher das wären, was sie nicht sind, die Väter ihrer Unterthanen, wenn sie für nichts besorgt wären als für deren Glück, für deren Zufriedenheit, selbst dann auch wären jene Völker ohne Freiheit und ohne Ehre bedauerungswürdig. Sie müssen, was ihnen als Recht gebührt, als Geschenk annehmen, zittern bei jeder üblen Laune, bei jeder Leidenschaft, jeder Trunkenheit ihrer Gebieter; sie sind keine Menschen, sie sind nur Sachen, geliebte Kleinodien ihres Besitzers, sie sind keine selbstständige Wesen.

Alle Feinde der Freiheit reden die nämliche Sprache, denn sie gehören zu Einem Volk und der Eigennutz ist ihr gemeinschaftliches Vaterland. So oft sie in einem Lande, das eine freie Verfassung hat, Mängel sehen, schreiben sie diese Mängel der freien Verfassung zu. So oft sie in einem andern Lande, das unbeschränkte Herrscher hat, Vorzüge erblicken, sagen sie, diese Vorzüge wären die wohlthätigen Folgen der unbeschränkten Regierung. Als Herr Menzel in des Fürsten Pückler französischer Reise las, daß ein Theil der Provinzen Frankreichs so öde, so leblos, so armselig wäre, was freilich wahr ist, da jubelte er und rief: seht Ihr's, seht Ihr's, Freunde des Franzosenthums! Was sollen wir sehen? Wir wollen Ihren Gedanken ergänzen. Seht Ihr's, das ist die Folge einer repräsentativen Verfassung, das ist die Folge der Preßfreiheit, das ist die Folge der Geschwornengerichte, das ist die Folge der Oeffentlichkeit, das ist die Folge der Gleichheit, das kömmt dabei heraus, wenn man Staatsverbrecher gleich in den ersten sechs Monaten richtet und sie nicht vier Jahre lang im Kerker schmachten läßt, das kommt dabei heraus — enfin, c'est la faute de Rousseau, c'est la faute de Voltaire. Aber, mein guter Herr Menzel, wenn die Franzosen keine Freiheit und keine Geschwornengerichte hätten, wären dann die Felder besser bebauet? Sind perennirende provisorische Gefängnisse etwa Treibhäuser, die alle edlen Früchte zur Reife bringen? Ist die Censur ein Dünger, der das Land befruchtet? Und so oft Sie von den Vorzügen des Geistes und des Herzens sprechen, die das deutsche Volk über das französische erheben, möchten Sie diese Vorzüge des deutschen Volkes seinen Regierungen zuschreiben. Aber würden diese Vorzüge der Deutschen, die Keiner bestreitet, sich vermindern oder zu Grunde gehen, wenn Deutschland eine freie, sittliche und christliche Staatsverfassung hätte? Würden sie nicht vielmehr dabei gewinnen,

wenn sie aus der Stille des Gedankens und der Dunkelheit des Gefühls in das freie helle Leben der Thaten übergingen?

So oft Einer seinen Blick nach Amerika wendet, kommen gleich alle Feinde der Freiheit herbei und schneiden spöttische Gesichter und sagen: eine schöne Republik, eine schöne Freiheit, wo die Sklaverei herrscht! Als wäre die amerikanische Sklaverei Folge der Freiheit, als wäre sie nicht schon vor der Republik gewesen! Aber, sagen Jene, die Freiheit sollte die alte Sklaverei aufheben wollen und können, und thut sie es nicht, so will sie oder vermag es nicht. In ihrem Hasse gegen die Freiheit ergreifen sie das wunderlichste Mittel, sie zu verleumden: sie dichten ihr nämlich eine Vortrefflichkeit und eine Schönheit an, die sie nie gehabt und nie versprochen, damit ihr Ideal die Wirklichkeit beschäme. Die Freiheit soll die Menschen zu Engeln machen, alle Laster, alle Schwächen ausrotten, einen schlechten Boden fruchtbar, einen rauhen Himmel milde machen; sie soll Hagel, Ueberschwemmungen, Krankheiten beseitigen, wol gar den Menschen unsterblich machen! Es ist zum Erbarmen, was sie in ihrer Verzweiflung nicht Alles reden. Und mit solchem erbärmlichen Lumpengesindel muß man sich herum streiten!

Also diese eure goldene Freiheit — spricht Herr Menzel — sollen uns die Franzosen bringen? Wer sagte das je? Ich? Ein Anderer? Herr Menzel nenne uns den Thoren, der behauptet, ein Volk könne frei werden, indem es sich erobern lasse, da doch, wie die Weltgeschichte lehrt, selbst jedes erobernde Volk durch die Eroberung seine Freiheit verloren. Nein, nicht bringen sollen uns die Franzosen unsere Freiheit, wir sollen sie bei ihnen holen. Wir sollen von ihnen lernen, wie man sich frei mache, wie es Einem endlich damit gelinge, wenn man immer das Nämliche wolle; wenn man nie den Muth verliert und hundert Mal besiegt hundert Mal von Neuem in den Kampf zurückkehrt. Wir sollen von den Franzosen die Formen der Freiheit holen, ihre Institutionen. Es sind nicht etwa französische Erfindungen, die sich für unser Vaterland nicht passen, es sind deutsche Erfindungen, welche einst von Deutschen nach Frankreich und England gebracht worden. Das sagt Herr Menzel selbst in einem seiner dicken Bücher, die das Volk nicht liest und die darum von der Polizei weniger streng bewacht werden. Dort sagt Herr Menzel alles, was wir auch sagen, und ich wollte aus seinen dicken Büchern eine magere Chrestomathie zusammensetzen, so daß, wenn Herr Menzel flüchtig genug ist, den Gendarmen zu entgehen, ich bald das Vergnügen hätte, ihn in Paris zu begrüßen. Herr Menzel, in des Buches Einsamkeit, sagt selbst, was er mir zum

Vorwurfe gemacht, es gesagt zu haben: man müsse zerstören, ehe man baue. Er eifert auch auf lobenswerthe Art gegen die vermaledeite baierische Strafgesetzgebung. Er spricht von römischen Majestätsgesetzen, von Feuerbach, von Swammerdam, von den zwölfhundert Nerven der Weidenraupe. Aber was weiß das Volk von Feuerbach und Swammerdam, was versteht es von römischen Majestätsgesetzen und den zwölfhundert Nerven der Weidenraupe? Hätte Herr Menzel schlicht und einfach erzählt: wenn in Baiern ein tugendhafter Bürger von dem Volke zu einem seiner Stellvertreter ernannt worden, und nun als solcher, seiner natürlichen und seiner übertragenen Pflicht gemäß für das Wohl des Volkes besorgt ist, wird er auf zwanzig Jahre ins Zuchthaus gesperrt, muß aber zuvor vor dem Bilde des Königs niederknien, es göttlich verehren, und ihm abbitten, daß er sich um das Glück seiner Mitbürger bekümmert; und so ist es dem braven Bürgermeister Behr in Würzburg ergangen — das hätte das deutsche Volk verstanden. Aber Herr Menzel ist ein deutscher Gelehrter!

Der deutsche Gelehrte hat eine gar wohlfeile und bequeme Moral, und der kunstverständigste Cartouche fände weder gegen deren Preis noch gegen deren Brauchbarkeit etwas einzuwenden. Auch hat das russische Cabinet seine schmeichelhafte Hochachtung für den deutschen Gelehrtenstand in officiellen Actenstücken mehr als einmal ausgesprochen. Der deutsche Gelehrte ist freisinnig, tugendhaft, gerecht, menschenfreundlich, billig; aber was die Freiheit, die Gerechtigkeit, die Tugend und die Menschenliebe fordern können, dem Allen glaubt er genug gethan zu haben, sobald er es e i n m a l gesagt, was gut, gerecht und billig sei; dann glaubt er zu dem seligsten Tode sich christlich vorbereitet zu haben und spricht: dixi et salvavi animam meam. Aber was gut und recht sei alle Tage und tausendmal zu sagen, bis man es hört; aber es nicht blos in einem stillen dunkeln Buche, sondern unter freiem Himmel zu sagen; aber es in der Sprache des Volks zu sagen und es nicht blos an der Leiche der Theorie, sondern auch in seiner lebenden Anwendung zu zeigen — das kommt dem deutschen Gelehrten nie in den Sinn. Er sagt: dixi. Hofft ihr Thoren, Gott zu betrügen mit euren lateinischen Heucheleien? Er wird euch richten am Tage des deutschen Gerichts, und wehe euch!

Und wie sie sich unter einander kennen, sich verstehen, einander loben; wie jeder seiner eignen Schwäche und Erbärmlichkeit in der des Andern fröhnt! Lobt doch Herr Menzel den Herrn von Raumer, diesen Menschen mit der Seele eines Herings — diesen Nar=

ren der rechten Mitte, der, wenn Zwei sich stritten, ob Berlin unter dem Wendekreise des Steinbocks oder dem des Krebses läge, augenblicklich entscheiden würde, es läge unter dem Aequator — der, sobald er dem Restaurateur Haller eine Ohrfeige gegeben, dem edlen Bentham auch eine gibt — der die Preßfreiheit einen schwer beladenen Giftwagen, und zur Entschädigung die Censur ein Heupferd, einen Schröpfkopf, und dessen rothe Tinte kaltes Fischblut nennt — der, wenn er in die eine Schale seines Witzes die „radikalen Rübchen" geworfen, in die andere die „conservativen Rohrstengel" legt, und mit solcher einfältigen Gemüsweiberpolitik zwei dicke Bände ausfüllt — diesen lobt Herr Menzel! Es war freilich die bescheidenste Art sich selbst zu loben.

Was uns Herr von Raumer in seinem Buche über England Lehrreiches berichtet, haben wir mit Dank angenommen. Wir erkennen sein Verdienst, er hat hinlänglich bewiesen, daß er englisch verstehet, und wir würden ihn jedem Buchhändler zum Uebersetzen aus dem Englischen ins Deutsche empfehlen. Nur davon wollen wir sprechen, wie sich Herr von Raumer in England als Deutscher gezeigt; davon, daß alles Wasser der großen Themse seine schmutzigen Sklavenfinger nicht zu reinigen vermochte, und seine preußische Staatsdienerseele aus der reinen und stolzen Luft Englands noch matter heimgekehrt, als sie hingekommen war. Im Allgemeinen geht Herr v. Raumer bei seinen Urtheilen über die britischen Staatsverhältnisse mit seiner beliebten Vermittelungsweise zu Werke, wodurch er sich bei Herrn v. Ancillon, dem preußischen Minister der auswärtigen Angelegenheiten, geltend machen muß, da dieser einst als Pfarrer auch die Extreme zu vermitteln gesucht. Er wendet auf die Whigs und die Torys den pythagoräischen Lehrsatz an; er betrachtet sie als die beiden Katheten eines rechtwinkligen Dreiecks, verbindet sie dann durch die Hypotenuse seiner eigenen Meinung, und schwört darauf, das Quadrat seiner eignen Meinung sei für sich allein so groß, als die Quadrate der beiden entgegengesetzten Meinungen zusammen genommen. Ich drücke mich hier zum Scherze gelehrt und dumm aus, um den deutschen Gelehrten zu zeigen, daß ich etwas Tüchtiges gelernt habe, und daß, wenn ich gewöhnlich klar und vernünftig spreche, es nur in der menschenfreundlichen Absicht geschieht, daß mich Jedermann verstehe.

Herr von Raumer lobt die Torys aus Staatsdienerpflicht und die Wighs lobt er auch aus Staatsdienerpflicht; denn, wenn er sich den Wighs feindlich gezeigt, hätte er keine Gelegenheit gefunden, das Lager der Feinde seiner Regierung auszuspähen. Nachdem aber Herr

v. Raumer die Whigs gelobt, wird ihm dennoch bange; er zittert, man möchte in Berlin argwöhnen, er habe die Whigs nicht blos aus Staatsdienerpflicht gelobt, sondern von Herzen und aus Uebereinstimmung mit ihren Grundsätzen. Er sucht also diesem Argwohn durch die feierlichsten Versicherungen seiner Rechtgläubigkeit vorzubeugen. So oft er die englische Freiheit lobt, fügt er hinzu: Die Freiheit in England sei alt und aus historischem Boden hervorgewachsen; in Deutschland aber sei das Verhältniß ganz anders. Das ist freilich sehr wahr und natürlich, denn in Deutschland konnte die Freiheit nie alt und zur Geschichte werden, weil man sie immer schon als Keim und im Entstehen ausrottete. So oft Herr v. Raumer von englischen Reformen Gutes spricht, eilt er sich, zu bemerken, daß Preußen diese Reformen schon längst besäße, und trinkt auf die Gesundheit des ersten Reformators Europa's, nämlich des Königs von Preußen. Und da einst ein Engländer, dem grober und freimüthiger Porter in den Adern floß, den König von Preußen einen Despoten genannt hatte, stieg es dem Herrn von Raumer, wie spanischer Pfeffer in die Nase. Wie schade, daß von diesem spanischen Pfeffer nicht ein Körnchen in die Briefe des Herrn v. Raumer heruntergefallen ist! Vielleicht wären die radikalen Rübchen und die conservativen Rohrstengel etwas schmackhafter dadurch geworden.

Herr v. Raumer besuchte O'Connel, den großen Agitator, wie ihn alle Welt so sehr artig nennt, weil er das Glück gehabt, nicht schon als kleiner Agitator gehängt zu werden. Herr v. Raumer schreibt seinen Freunden, denen er dieses berichtet: Wie! werdet ihr aufschreien, du warst bei O'Connel, du? Nun ja, ich war bei O'Connel und ich lebe noch; denn der Mann war so billig, mich nicht aufzufressen. Bald aber fällt dem Herrn v. Raumer ein, man könnte es ihm in Berlin übel deuten, daß er von O'Connel mit heiler Haut davon gekommen und keinen Menschenfresser in ihm gefunden. Was thut er? Er spottet der kleinen Demagogen, die in Köpenick und andern preußischen Festungen eingesperrt sind, und sagt, die wären nur Knirpse und jämmerliche Wichte mit dem großen Agitator verglichen. Als ließe man in Preußen einen Vertheidiger des Volks zum O'Connel heran wachsen! Als würde, stiege durch ein Wunder ein O'Connel vollendet aus der Erde empor, man ihn nicht an den Hörnern des Mondes aufknüpfen! Ja, Herr v. Raumer, der große Aequator, verhöhnt die unglücklichen deutschen Jünglinge, welche die schönsten Jahre ihres Lebens im Kerker verschmachten müssen, weil sie das Wort Freiheit ausgesprochen oder niedergeschrieben! Er ver-

höhnt sie, daß sie keine O'Connels geworden! Wie soll ich eine solche Niederträchtigkeit bezeichnen? Ich könnte sie eine preußische nennen, aber das wäre noch lange nicht genug.

Folgende Stelle wird am besten den Geist des Herrn v. Raumer darthun, und den des Herrn Menzel, der ihn begreift.

„Das ist edel und löblich, daß vertriebene Spanier, Franzosen, Polen, so streng sie auch über ihre Gegner urtheilen mögen, doch immerdar ihr Vaterland über Alles lieben; daß die Flamme ihrer Begeisterung sich in Blicken, Bewegungen, Worten kund gibt, sobald Spanien, Frankreich, Polen nur genannt wird. Ueber Deutschland allein ist die Schmach gekommen, daß Deutsche, welche meist nur ihre eigene Thorheit aus der Heimat hinwegtrieb, daß diese unter andern Völkern umhergehen, und es sich zur Ehre rechnen, ihr Vaterland lieblos und gemüthlos anzuklagen. Nicht die Liebe treibt ihre Klagen und ihre Beredsamkeit hervor, sondern lediglich Haß, Eitelkeit und Hochmuth. Anstatt mit sorgsamer Hand zu leiten, anstatt mit Aufopferung (zunächst der eigenen Afterweisheit), zur Heilung des erkrankten Vaterlandes beizutragen, freuen sie sich jedes neu hervorbrechenden Uebels und wühlen, den Geiern des Prometheus vergleichbar, in den Eingeweiden dessen, der ihnen das Leben gab. — Doch, diese schlechteste Classe aller Ultraliberalen ist sehr selten dem deutschen Boden entsprossen; sie gehören meist einem Volke an, was einst im flachen Kosmopolitismus hineingezwungen ward, und welches oft die Verhältnisse der Familie, der Obrigkeit, der Unterthanen u. s. w. lediglich auf der Wage des kalten Verstandes abwägt, mit anatomischen Messern zerlegt und mit chemischen Säuren auflöst."

Die deutschen Flüchtlinge sind brave und tüchtige Männer und so hochgestellt durch die Ehre ihres Betragens, daß die Verleumdungen niedriger Regierungsknechte sie nicht erreichen können. Sie ertragen die Verbannung aus ihrem Vaterlande und die härtesten Entbehrungen mit tugendhafter Stärke und fristen ihr Leben durch die Arbeiten ihres Geistes, oder was noch edler ist, durch ihrer Hände Arbeit. Sie haben selbst in ihrer größten Noth niemals die Unterstützung in Anspruch genommen, welche die Großmuth und Menschenliebe des französischen Volks seit sechs Jahren den Verbannten aller Länder dargereicht. Nach den amtlichen Berichten der französischen Regierung, worin sie von der Verwendung der Millionen, die ihr für die Unterstützung der Flüchtlinge bewilligt worden, Rechenschaft gibt, haben etwa siebentausend Polen, Spanier und Italiener Unterstützung genossen, und unter diesen siebentausend war nur ein

Deutscher. Und diesen kennen wir, er ist einer der bravsten von allen, und nur der Wunsch, seine Studien zu vollenden, bewogen ihn, die Menschenliebe der französischen Regierung nicht zurückzuweisen.

Es ist gewiß, daß es unter den deutschen Flüchtlingen auch besoldete Schurken gibt; aber diese sind nicht vom Auslande, nicht von der französischen Regierung, sondern von den deutschen Regierungen besoldet. Das sind jene, welche die deutsche Polizei unter der Maske geflüchteter Patrioten, alle Tage nach Paris, nach London und der Schweiz schickt, um die wahren Patrioten zu bewachen und auszuspähen und zugleich, durch vorsätzliches Lüften ihrer eigenen Maske, auf die wahren Patrioten den Verdacht zu werfen, als wären sie der Polizei verkauft. Die deutschen Spione sind es, die am lautesten ihr Vaterland verlästern und die man am häufigsten in den Büreaus der Pariser Oppositionsblätter findet, wo sie, um Zutrauen zu erwerben, täglich die schmähendsten Artikel gegen die deutschen Regierungen einliefern.

Ganz mit Recht ruft Herr v. Raumer aus: Ueber Deutschland allein ist die Schmach gekommen, daß Deutsche ihr Vaterland anklagen! Um so schlimmer. Die vertriebenen Spanier, Franzosen und Polen haben nicht zu klagen gegen ihr Vaterland, sondern nur über ihre Gegner (wie sich Herr v. Raumer vorsichtig ausdrückt), das heißt gegen ihre Regierungen. Das Volk hielt zusammen, das ganze Volk kämpfte für seine Freiheit, und es konnte nur besiegt werden, weil seine Tyrannen sich mit fremden Tyrannen verbunden, es zu unterjochen. Aber wie Viele waren es, die in Deutschland durch Wort und That für die Freiheit des Vaterlandes gekämpft? Wurden sie nicht verlassen von ihrem Volke? Standen nicht alle die Tausende, ob sie zwar die Unterdrückung mitfühlten, seitwärts, auf den Ausgang wartend, immer bereit die Beute des Sieges, aber nie bereit die Gefahren des Kampfes zu theilen? Nicht von ihren Gegnern wurden die deutschen Patrioten besiegt, sondern von der Feigheit ihrer Freunde. Und wenn sie sich jedes neu hervorbrechenden Uebels ihres Vaterlandes freuen — hoffend, daß es ihre milchherzigen Mitbürger endlich zur Gährung bringen werde — wenn sie sich freuen, daß jene Schwachköpfe, welche nur immer jede Begeisterung zu mäßigen gesucht, welche die heiße Liebe des Vaterlandes in eine kühle wissenschaftliche Liebe zu verwandeln gesucht, — daß diese für ihren mäßigen Freiheitssinn ganz so hart bestraft wurden, als sie selbst für ihren ungestümen; ganz so hart für ihre Geduld, als sie selbst für ihre Ungeduld; ganz so grausam gezüchtigt worden für ihre feuerlöschenden Reden und

Schriften, als sie selbst, welche die Waffen ergriffen — so ist diese Schadenfreude den armen deutschen Flüchtlingen wohl zu gönnen.

Herr von Raumer und Herr Menzel stehen unter einer Fahne und daher ist ihr Losungswort das nämliche. Herr Menzel hatte die Parole, jeden deutschen Schriftsteller, der Anhänglichkeit für Frankreich zeigte oder die deutschen Regierungen nicht ausgezeichnet liebenswürdig fand, für einen Juden zu erklären, und er ging im Eifer seines patriotischen Vorpostendienstes so weit, daß er das ganze junge Deutschland, unter dem doch nicht ein einziger Jude war, in Masse beschnitt, und zahlreiche arme Seelen der ewigen Verdammniß übergab. Doch Herr von Raumer treibt es noch weiter als Herr Menzel. Er trommelt aus: der größte Theil der deutschen Flüchtlinge wäre dem deutschen Boden nicht entsprossen, sondern gehöre einem Volke an, was einst im flachen Kosmopolitismus hineingezwungen ward; das heißt aus dem Kauderwelsch des Verfassers der radikalen Rübchen ins Deutsche übersetzt: die meisten politischen Flüchtlinge wären Juden. Und es ist doch nicht ein Jude unter ihnen, nicht ein einziger! Und mit solchen unverschämten Lügen hoffen sie die öffentliche Meinung irre zu führen! Aber Herr von Raumer sollte doch nicht so erbost gegen jenen flachen Kosmopolitismus sein, der die Juden in den deutschen Boden hineingezwungen, da er selbst von eben jenem flachen Kosmopolitismus in die Häuser aller der Berliner jüdischen Banquiers hineingezwungen wurde, bei denen er durch sein ganzes Leben schmarotzt hat. Wären die Hunderte von politischen Gefangenen nicht ganz vom Leben abgeschieden, könnten sie ein Wort der Klage laut werden lassen, dann würde man, in der Hoffnung, die Theilnahme ihrer Mitbürger mit ihrem unglücklichen Schicksale zu schwächen, auch von ihnen die Lüge verbreiten, sie wären Juden. O die Elenden!

Zu jener Stelle aus Raumer's Briefen, welche Herr Menzel in seinem Literaturblatte mittheilt, bemerkt derselbe: „So ist das Treiben jener Menschen, die im Sold des Auslandes ihr heiliges Vaterland höhnen, längst von allen Ehrenmännern in Deutschland angesehen worden.“ Wenn Herr Menzel sich und den Herrn von Raumer zu den Ehrenmännern zählt, dann dürfen die deutschen Flüchtlinge dazu lächeln, daß er sie vom Auslande gedungene Schurken nennt.

Wenn ich bemerkt, daß sich unter den deutschen Flüchtlingen keine Juden befinden, so geschah es gewiß nicht, die Juden darum zu loben; das Gegentheil wäre besser. Aber entschuldigen muß ich

sie. Der Jude kann einmal dumm sein, aber zweimal ist er es selten. Es hatten eine große Menge Juden gegen Napoleon die Waffen ergriffen und für die Freiheit ihres deutschen Vaterlandes gekämpft. Doch als sie unter den Siegern zurückgekehrt, wurden sie gleich wieder unter die Heloten gesteckt, trotz der gerühmten deutschen Treue und Rechtlichkeit. Ja man wartete nicht einmal überall bis sie zurückgekehrt. Es geschah in Frankfurt, daß während die jüdischen Freiwilligen im Felde waren, man ihren Vätern zu Hause die bürgerlichen und politischen Rechte wieder entzog, die sie unter dem Einflusse der französischen Gesetzgebung genossen hatten. Damals, da ich noch jung war und eine größere Lebenszeit zum Hoffen vor mir hatte, kam mir die Sache komisch vor. Mein eigener Bruder war unter den Frankfurter Freiwilligen nach Frankreich gezogen, und während meine Mutter in Angst und Kümmerniß war, ihr geliebter Philipp — so heißt er, ich bitte Seine Majestät, den König von Preußen ganz unterthänigst um Entschuldigung — möchte für die deutsche Freiheit todtgeschossen werden, entsetzte man mich meines Amtes, weil ich ein Jude war. Darum haben die leicht gewitzigten Juden an den Freiheitsbewegungen, welche nach der Juli-Revolution in Deutschland stattgefunden, nur geringen Antheil genommen und durch diese ihre Vorsicht hinlänglich gezeigt, daß ihnen die blonde und ächt christlich deutsche Gesinnung nicht so fremd ist, als Herr Paulus glaubt. Sie dachten, wir wollen abwarten, was die Sache für ein Ende nimmt; wenn die Freiheit siegt, haben wir immer noch Zeit uns als Patrioten zu melden.

Wir wollen jetzt von dem Meister wieder zu unserm Lehrjungen des Preußenthums zurückkehren. Herr Menzel läßt uns sagen, wir wollten uns die Tugend-Republik des seligen Herrn von Robespierre von den Franzosen ins Land bringen lassen, zuerst durch schmeichelhaftes Fraternisiren, dann durch grobes Invasiren. Wir verrechneten uns aber, die Zeiten hätten sich sehr geändert; Frankreich wäre im Sinken und Deutschland im Steigen. Diese Ansicht der Dinge überrascht mich gar nicht von einem so wohlerzogenen deutschen Unterthanen als Herr Menzel ist. Deutsche Unterthanen sehen nie, weder auf die Wagschale, noch auf das Gewicht, noch auf das Gewogene, sondern immer nur auf die Zunge der Wage; in allen monarchischen Staaten eine sehr ungetreue Dolmetscherin. Die Zunge kann sich auf die eine Seite neigen, und das Uebergewicht dennoch auf der entgegengesetzten Seite sein.

„Wer immer noch in dem alten Traume der französischen Revolution lebt, übersieht ganz, daß die Reproduction der Zeit den Ort

wie die Form gewechselt hat. Das erbärmliche Wiederkäuen der alten Dinge in Frankreich beweist, wie sehr dort die Schöpferkraft des Neuen erloschen ist, während sie beinahe in allen Ländern Europa's mächtig sich regt."

In dem ruhigen Entwickelungsgange der materiellen und geistigen Interessen in Deutschland bereitet sich eine weltgeschichtliche Epoche vor, von deren Höhe man dereinst nur mit Lächeln auf die Leute herabsehen wird, die sich mit rückwärts gedrehten Hälsen von der Illusion des Franzosenthums nicht loszureißen gewußt haben. Daß diese Entwickelung vor sich geht in der monarchischen Form und nicht in der republikanischen, in einer langsamen Evolution und nicht in einer vom Zaun gebrochenen Revolution, das macht, daß die Fanatiker sie gar nicht begreifen. Aber die Franzosen selbst sind nicht so fanatisch, als die deutschen Franzosenfreunde. Sie sehen besser, beurtheilen uns richtiger und hüten sich nur, das gefährliche Wort auszusprechen. Es ist gewiß, daß die einsichtsvollen Köpfe und besten Patrioten in Frankreich ihrer eignen Zukunft mißtrauen und dagegen ahnungsvoll und bange auf das deutsche Volk blicken, von dem sie wohl wissen, daß die nächsten Jahrhunderte ihm gehören werden."

Die nächsten Jahrhunderte werden weder den Deutschen noch den Franzosen, noch sonst einem andern Volke oder einem Fürsten gehören; sondern der Menschheit. Eine traurige Zeit, wo man durch Schmeicheln nichts mehr wird gewinnen, und durch periodisches Desertiren nicht mehr sein Handgeld wird vervielfachen können! Aber welcher Schelm von reisendem Spion hat dem Herrn Menzel all das närrische Zeug über Frankreich vorgelogen? Was die Franzosen vierzig Jahre lang gekäut und wiederkäut, das haben sie seit sechs Jahren verdaut, und jetzt gehört es ihnen auf immer. Woran sie heute kauen, das ist eine ganz neue Speise, wovon Herr Menzel gar nichts zu wissen scheint. Und dieses *erbärmliche Wiederkäuen der alten Dinge in Frankreich* beweist — daß die Franzosen keine Deutsche sind; daß sie keine Kinder sind, die sich von den Knecht-Ruprechts und den Schornsteinfegern der Polizei hinter den Ofen jagen lassen, daß sie Männer sind, die, was sie einmal gewollt, einmal verlangt, alle Tage wollen und verlangen; daß sie immerfort für das Nämliche kämpfen und sich durch keine abschlägige Antwort zurückschrecken, durch keine Niederlage entmuthigen lassen. Doch ein deutscher Gelehrter begreift dieses Käuen und Wiederkäuen nicht. Ihm ist die Freiheit, er mag sie lieben oder ihr abhold sein, nur ein System der politischen Wissenschaft, und er fin=

det daher einen lächerlichen Pleonasmus darin, wenn man, was man gestern gesagt und hat drucken lassen, heute schon wieder sagt und drucken läßt, ehe noch die erste Auflage vergriffen ist.

Was wäre denn das für ein gefährliches Wort, das die Franzosen nicht auszusprechen wagten? Das gefährlichste Wort für die Franzosen des neunzehnten Jahrhunderts ist Menzel, und dennoch wollte ich es in allen Städten und Dörfern, auf allen Gassen ausschreien, und es fände sich in ganz Frankreich kein altes Weib, das Weib und alt genug wäre, bei dem Worte zu erschrecken. Wie! die Franzosen sähen ahnungsvoll und bange auf das deutsche Volk? Die französischen Patrioten und die Besten? Vielleicht sieht der König der Franzosen mit Furcht auf die deutschen Fürsten, die einst unter Rußlands Trommel ihn überfallen möchten. Und er hätte Recht sich zu fürchten, denn da er jenen vereinten Fürsten nur seine eigne Fürstlichkeit, und nur diese entgegenzusetzen hat, so könnte er in einem so ungleichen Kampfe unterliegen. Aber die Franzosen? Mit nichten. Das französische Volk hat das deutsche, oder braucht es nicht zu fürchten. Werden die Deutschen frei, dann sind sie die besten Freunde und treuesten Verbündeten der Franzosen; und bleiben sie in ihrer gegenwärtigen Erniedrigung, dann werden sie in jedem Kriege wie holländische Thonpfeifen zerbrochen werden.

Was aber die vom Zaun gebrochene Revolution betrifft, so ist das eben eine Redensart, die man hinter allen Zäunen findet. Herr Menzel bewirthe damit seinen Freund Raumer, ich will nichts damit zu thun haben.

„Je schwärzer Herr Börne die deutschen Zustände malt, um so einleuchtender wird die Wahrheit, daß es mit einem Volk, das trotz der Censur eine Geisteskraft und Geistesfreiheit entwickelt hat, wie kein anderes Volk ohne Censur, eine ganz besondere Bewandtniß haben, daß es unter ganz besonders glücklichen Sternen geboren sein muß. Ein unparteiischer Fremder, der Alles liest, was Herr Börne von der Erbärmlichkeit der Deutschen mit der schwärzesten Tinte geschrieben hat, und der dann uns selber kennen lernt und ein wackeres, in Wohlstand blühendes, sittenreines, in seiner Nationalbewaffnung furchtbares, doch gemäßigtes, in seiner constitutionellen Bildung langsam aber sicher reifendes Volk, und endlich die unermeßlich reiche und freie Entfaltung unserer Geister in der Literatur findet, der muß wiederholen, was einst vor anderthalb Jahrtausenden ein Römer von uns sagte: „Es ist ein Wunder, wie die Deutschen Alles schon von Natur haben, wozu wir kaum durch die mühseligste Staatskunst gelangen können.“

Es ist nicht davon die Rede, wie die Deutschen vor fünfzehnhundert Jahren waren, sondern wie sie heute sind. Große Ahnen sprechen die Nachkommen nicht frei von ihrer Schuld, sie klagen sie ihrer Erniedrigung um so lauter an. Was uns die Natur gegeben, ist Glück und kein Verdienst; Verdienst ist nur der weise Gebrauch des Glückes. Wer unter einem glücklichen Gestirn geboren und durch seine Verbrechen oder Thorheiten die treuen und festen Sterne selbst zum Lügen und zum Wanken brachte, so daß sie ihre Liebe in Haß umgewandelt: der rühme sich seiner Sterne nicht, er schweige, damit man sie vergesse. Mit einem Volke, das trotz seiner Geisteskraft und seiner Geistesfreiheit sich von einer aller Kraft spottenden, alle Freiheit zernichtenden Censur nicht zu befreien wußte; das sich denjenigen unterwirft, die schwach sind an Geist, denjenigen gehorcht, deren Geist in Fesseln liegt; mit einem Volke, das trotz seines blühenden Wohlstandes, der aller gemeinen Sorgen des Lebens überhebt; das trotz seiner Tüchtigkeit und seiner Sittenreinheit nie das erreichen konnte, was andere Völker ohne Geisteskraft, ohne Geistesfreiheit, ohne Tugend und ohne Wohlstand zu erreichen wußten; das sich der schmachvollsten Unmündigkeit nicht zu entreißen weiß, wie ein Schwachkopf vor Gespenstern zittert, oder wie ein Kind vor der Ruthe — mit einem solchen Volke muß es eine ganz besondere Bewandtniß haben. Wahrlich Herr Menzel führt die Waffe mit ausgezeichneter Ungeschicklichkeit; er faßt die Klinge mit der Hand und bietet seinem Widersacher den Griff dar. Nichts ist leichter als alle seine Entgegnungen auf ihn selbst zurückzuwenden.

Gerechter Gott! was ist das für eine Geisteskraft, die sich geltend zu machen fürchtet und sich vor jedem Polizeijungen gleich wie ein Taschenmesser zusammenlegt und die Schneide in den hornenen Stiel versteckt! Und was ist gar an der Geistesfreiheit zu rühmen? Wer ist nicht geistesfrei? Man ist es zu jeder Zeit und überall; man ist es im Kerker, auf dem Scheiterhaufen, in der Wüste, im Gedränge der Narren und noch am Tische eines argwöhnischen, blutdürstigen und betrunkenen Tyrannen. Herr Menzel ist es selbst, und seine Gedanken können seiner Worte spotten.

Mit der unermeßlich reichen deutschen Literatur mag Herr Menzel noch ein Jahrhundert lang ganz nach Belieben schalten; wir haben jetzt auf wichtigere Dinge zu denken, nach hundert Jahren wollen wir darüber rechten. Haben die Franzosen und Engländer nicht auch eine reiche Literatur, und hat sie die abgehalten, sich frei zu machen? Jeder Pariser Handwerker würde den gelehrten Narren verhöhnen, der spräche: wir haben Montaigne, Rabelais, Cor-

neille, Racine, Molière, Descartes, Montesquieu, Voltaire, Rousseau, Diderot, Chateaubriand; wir haben eine königliche Bibliothek von einer halben Million Bänden und achtzigtausend Manuscripten; wozu braucht Ihr Preßfreiheit? Wenn ein unverschämter Buchknecht in England spräche: wir haben Bacon, Shakespeare, Newton, Pope, Milton, Byron, Hume, Gibbon; wozu wollt Ihr noch Parlamentsreformen? würde ihn jeder Londoner Lastträger an der Brust packen, ihn schütteln und ihm erwidern: Ihr seid Ihr, und wir sind wir, und wir sind mehr als Ihr.

Herr Menzel sagt, die Deutschen schritten langsam und sicher in ihrer constitutionellen Bildung fort. Was die Sicherheit betrifft, so wollte ich Keinem rathen, auf irgend ein deutsche Constitution eine Hypothek zu nehmen, denn die deutschen Constitutionen gehören alle zu den Mobilien. Was aber die Langsamkeit betrifft, so kommt es darauf an, wie es Herr Menzel versteht. Ein Büßender, der nach Rom wallfahrtete, ging nach je zwei Schritten einen zurück, das war langsam, er kam aber endlich dennoch hin. Die Deutschen aber machen in ihrer constitutionellen Bildung nach jedem Schritte zwei Schritte zurück. Heißt das auch langsam und sicher? Doch vielleicht denkt Herr Menzel, man könne auch von der entgegengesetzten Seite zur Freiheit kommen, weil die Welt rund ist, und so will ich es gelten lassen. Doch was er von der furchtbaren Nationalbewaffnung des deutschen Volkes spricht, kann ich nicht gelten lassen, weder den Nominativ, noch das Adjectiv. War es dem Herrn Menzel Ernst damit, oder wollte er spotten? Kann ich das wissen? Kann ich die Schelmereien errathen, die seine Gedankenfreiheit im Stillen übt?

Ist es denn eine Bewaffnung der Nation? Es ist eine Bewaffnung gegen die Nation. Glaubt Herr Menzel, die großen Kriegsrüstungen, welche die deutschen Fürsten seit sechs Jahren gemacht, wären gegen Frankreich gerichtet gewesen? Nein, an einen Krieg mit den Franzosen wagt man bis jetzt noch nicht zu denken. Man wollte nur den gesunden Schlaf, die Pausen und die Mutterwehen des wackern, in Wohlstand blühenden, sittenreinen und an Büchern unermeßlich reichen deutschen Volkes bewachen; dazu waren die Rüstungen bestimmt. Und die Furchtbarkeit dieser Bewaffnung liegt nur in dem Papp-Kasten der Frankfurter Militärcommission und wird sonst nirgends zu finden sein. Vereinte Kräfte wirken nur wo Einigkeit herrscht, und die Einigkeit der deutschen Fürsten hat sich bis jetzt nur in den Steckbriefen gegen die geflüchteten Patrioten gezeigt. Oesterreich und Preußen feinden sich heimlich an und

mißtrauen sich; beide mißtrauen den kleinen deutschen Fürsten, diese mißtrauen einander selbst und alle vereint mißtrauen ihren Völkern und werden gewiß keinen Krieg mit Frankreich anfangen, ehe die Russen an der Oder stehen und auf die Mäuse acht geben, während die Katze nicht zu Hause ist. Und das nennt Herr Menzel eine furchtbare Nationalbewaffnung!

„In Deutschland wachsen im Schatten mehr Früchte als in Frankreich beim hellsten Licht. Wir lernen daraus nur erkennen, was für ein guter Boden in unserm Volk ist, und wenn nur der Boden gut ist, an der Sonne wird es, obgleich sie wechselt, niemals fehlen. Ich sehe den schwarzen Schatten auch, ich gehöre nicht zu denen, die Schlechtes für gut halten und Gutes schon für das Beste, aber eben deshalb kann ich auch nicht blind sein für das wirklich Gute und Große in der deutschen Natur."

„Erscheinungen, die bei andern Völkern auf die tiefste Versunkenheit der Nation schließen lassen würden, lassen bei uns keineswegs darauf schließen. Die Oberfläche unseres Daseins verträgt viel, ohne daß der Kern angegriffen wird. Unser großes Volk ist gar sehr auf die Dauer gemacht. Es spürt manche Wunde nicht, an der andere Völker verbluten würden. Es achtet, gleich dem ruhenden Löwen, mancherlei Beleidigungen nicht, die andere Thiere zur Wuth reizen. Es meint, gleich dem schlafenden Riesen, den der Donnergott mit dem Hammer schlug, es sei nur ein Blatt vom Baum auf seine Nase gefallen."

Wahrhaftig es gibt Einfältigkeiten, die Einen ganz aus der Fassung bringen können. Ich stehe verdutzt wie ein Narr mit offenem Munde da und weiß gar nicht was ich sagen soll. Ich, der ich nicht die schärfsten Gründe fürchte, sobald das Recht mich deckt, fürchte mich vor den Schneeballen, die mir Herr Menzel an den Kopf wirft! So sah ich einmal ein Volk im Aufruhr den Kugeln trotzen und vor einer Feuerspritze erschrocken davon laufen.

Wo nur Herr Menzel alle die Citronen und Zuckerhüte her nimmt! Er ist ein stiller Ocean von Limonade, womit man den französischen Nationalconvent zu einem böhmischen Landtage hätte abkühlen können. Wie dithyrambisch er ist, wenn er die Geduld des deutschen Vols verherrlicht! Ein Pindar der Geschlagenen, ein Homer der Thersiten! Wenn die Torys wüßten, welcher einschläfernde Schwung in den Dichtungen des Herrn Menzel herrscht, sie würden ihn eiligst nach England berufen, um, als ein Tyrtäus neuer Art, das englische Volk zur Freiheit zu begeistern. Gewiß haben die Alexander unter den deutschen Hofräthen das Literaturblatt des Herrn

Menzel unter ihrem Kopfkissen liegen. Ich aber — oder wollte sich Herr Menzel vielleicht über mich lustig machen? Nun, dann umarme ich ihn mit Entzücken, denn es ist ihm herrlich gelungen; er hat mich ganz rasend gemacht.

„Wir haben Zeit die Hülle und die Fülle." Ist das nicht ein Sturzbad, womit man ganz Bedlam heilen könnte? Ist das nicht ein prächtig Paar Siebenmeilenstiefel für ein fliehendes Volk von Hasen? Ist das nicht ein Spruch, ganz würdig der sieben Weisen der Polizei, die in Frankfurt philosophiren? Doch was helfen alle Gleichnisse? Herr Menzel ist unvergleichlich.

Das deutsche Volk „spürt manche Wunde nicht, an der andere Völker verbluten würden". Also weil es ein zähes Leben hat, soll es jede Wunde ungerochen annehmen. „Es achtet gleich dem ruhenden Löwen mancherlei Beleidigungen nicht, die andere Thiere zur Wuth reizen." Der Löwe verachtet die Maus, die in seiner Mähne spielt, und die Fliege, die ihn kitzelt; aber duldet er es so lange er lebt, daß ihn ein Esel mit Füßen tritt, daß ein Tiger seinen scharfen Zahn in sein Fleisch bohrt? Werden die Deutschen etwa nur von Mäusen und Fliegen beleidigt? „Es meint, gleich dem schlafenden Riesen, den der Donnergott mit seinem Hammer schlug, es sei nur ein Blatt vom Baume auf seine Nase gefallen." Ich kenne den Riesen nicht, von dem hier Herr Menzel spricht, aber ich halte nicht viel von ihm. Was wäre denn das für ein Held, der, wenn ihm sein Feind einen Faustschlag ins Gesicht gibt, dazu lächelte und spräche: Ich habe es für einen Nasenstüber gehalten! Wenn es ein Nasenstüber gewesen, dann war der Schimpf um so größer, und um so blutiger hätte er gerochen werden müssen. Die Ehre sitzt nicht in der Haut, sie sitzt im Herzen. Aber der Riese schlief und der Donnergott wachte! Es sei. Ich weiß recht gut aus Hufeland's Makrobiotik, daß der Mensch wenigstens sechs Stunden; ich weiß aber auch aus der nämlichen Makrobiotik, daß er höchstens acht Stunden täglich schlafen soll. Doch das Riesenvolk der Deutschen schläft Tag und Nacht, und alle Tage, und das ganze Jahr, und schon drei Jahrhundert lang! Das ist ungesund, Herr Menzel. Des deutschen Riesenvolks Donnergott ist der Bundestag, der ihm mit dem Hammer seiner Ordonnanzen auf den Kopf geschlagen, und das deutsche Volk gähnte und lächelte dazu, und sagte: es habe das für ein Blatt — Papier gehalten! Das heißt seinen Löwen- und Riesenstolz zu weit treiben, und das Alles ist zwar sehr dithyrambisch, aber auch sehr einfältig.

„Herr Börne fühlt es sehr wohl, daß die Langmuth, mit welcher wir seine Beleidigungen hinnehmen, seine härteste Strafe ist. Er ist nicht eitel, aber welchem sterblichen Geist würde nicht dennoch der Gedanke schmeicheln, sich einzeln einer ganzen Nation gegenüber im Kriege zu befinden? Aus seinem sichern Versteck in Paris wirft er Alles, was sein Genie von Beschimpfungen erfinden kann, in unser Land herüber, und doch vermag er es nicht einmal dahin zu bringen, daß wir ihm ernstlich zürnen. Wir sehen ein, er hat in vielen Dingen Recht, und die vielen andern Dinge, worin er Unrecht hat, können ihm wol verziehen werden, denn er ist krank, hat den Spleen im höchsten Grade, quält am Ende sich mit seinen Grillen mehr als Andere, und es würde sehr ungerecht sein, wenn die große deutsche Nation dem kleinen kranken Manne in Paris ihr Mitleid versagen wollte."

Glaubt es Herr Menzel selbst oder will er es glauben machen, daß ich mit meinen Gesinnungen dem deutschen Volke allein gegenüberstehe? Doch wie es auch sei, er bitte seine Gönner, nur auf vier Wochen Preßfreiheit zu bewilligen, und es wird sich zeigen, daß vielmehr Herr Menzel und seine Gönner es sind, die dem deutschen Volke allein feindlich gegenüberstehen. Er spricht von meinem sichern Versteck in Paris und gibt sich eine überflüssige Mühe, sich lächerlich zu machen. Soll ich etwa in Frankfurt schreiben? Ich wäre dort versteckter, als ich es in Paris bin, und wenn Herr Menzel mich zu sprechen wünscht, wird ihm eine Reise nach Paris weit weniger kosten, als es ihm kosten würde, meinen Gefangenwärter zu bestechen. Diese Menschen sprechen von Versteck! Ihr sprecht aus Eurem sichern Versteck hervor. Nie würdet Ihr wagen die deutschen Flüchtlinge anzukläffen, wenn Ihr nicht wüßtet, daß die Kette der Censur, an der Ihr selber liegt, und das Gitter der Polizei, das Euch einschließt, Euch gegen die verdiente Züchtigung schützt.

Herr Menzel sagt, ich hätte in vielen Dingen Recht, in vielen Unrecht; aber er sagt nicht, worin ich Recht, er wagt nicht einmal zu sagen, worin ich Unrecht habe. Er umhüllt Alles mit einem blauen Dunst, versichert die Welt, dahinter wäre ich verborgen, und sucht ihr zu erklären, woher mir der Dunst gekommen. Er erklärt meine traurigen Phantasmen aus den Fehlern meiner Leber und aus noch tiefern Fehlern. Keiner wundere sich darüber, hier Verdauung und Religion zusammengestellt zu sehen; es gibt Menschen genug, welchen ihre Verdauung die einzige Religion ist, und deren Vorbereitung der heiligste Gottesdienst.

Herr Menzel nennt mich einen **Ueberläufer** und er wagt die-

ses Wort auszusprechen! Wenn er Censor wäre, sollte er es in allen neuen Wörterbüchern durchstreichen. Ich erinnere mich noch der Zeit, da Herr Menzel mich sehr gepriesen, da er schrieb, Deutschland wäre meine Braut, und wenn ich es hart anfahre, wäre das nur das Schmollen eines Liebenden. Ich erinnere mich auch, daß er geschrieben, mich zu tadeln käme ihm vor wie von der Polizei zu sein. Habe ich mich seitdem geändert? Nein, die Zeiten haben sich geändert, die Winde, die Aengste und die Hoffnungen. Damals war Herr Menzel noch nicht in die würtembergische Kammer gewählt, und da diente ihm die Maske der Freisinnigkeit, sich neben freisinnigen Männern einen Platz zu gewinnen. Sobald der Freiheits-Carneval vorüber war, zeigte Herr Menzel sein wahres Gesicht. Ich nenne ihn keinen Ueberläufer, sondern einen Ueberschleicher. Doch er mag sich noch so langsam und vorsichtig umgestalten, mich täuscht er nicht, wie vielleicht viele Andere. Wie er auch schlich, ich ging ihm wie ein Minutenzeiger nach, ich weiß wohin er schleicht, kenne sein Ziel und auch die Stunde, in der er es erreichen wird.

Hier aber muß ich die Meinung, die ich von Herrn Menzel habe, ganz sagen; denn die strengste Pflicht verbietet mir, der Gefahr, eines leichtsinnigen Widerspruchs beschuldigt zu werden, auszuweichen. Wenn ich früher von der Instruction des Herrn Menzel gesprochen; wenn ich ihn einen Kothsassen der allgemeinen Zeitung, einen Procurator der deutschen Bundesversammlung genannt, so bitte ich ihn und bitte jeden meiner Leser, dieses ja nicht zu mißdeuten. Ich will nicht damit sagen, daß sich Herr Menzel verkauft hat, ich sage nicht damit, daß Herr Menzel seiner wahren Meinung entsagt und falsche heuchelt, um der Macht zu schmeicheln; ich sage es nicht, denn ich denke es nicht. Ich klage nur die Eitelkeit seines Herzens, die Schwäche seines Gemüths, und seinen Unverstand in politischen Dingen an. Menzel ist der Erste nicht, der aus einem Freunde der Freiheit ihr Feind geworden, nicht weil er seine Gesinnung gewechselt, sondern weil er die Macht nicht mehr hatte der Freiheit nützlich zu sein, oder den Muth verloren sich öffentlich ihren Freund zu nennen. Es gab schon viele solcher Menschen, die aus der Noth eine Tugend gemacht, die es aber nicht dabei bewenden ließen, was noch verzeihlich geblieben wäre, sondern die jene erzwungene Tugend sich selbst als freie Tugendhaftigkeit, die Noth derer aber, die ihre Noth treu fortgefühlt, diesen Andern als Halsstarrigkeit, Blödsinn oder Ruchlosigkeit angerechnet. Was war es denn sonst, was in früherer Zeit Görres, Schlegel, Steffens, Zacharias Werner und noch so manchen andern edlen Deutschen aus

dem Reiche des Sonnenlichtes und der Wahrheit in Nacht und Wahn gestürzt; was sie aus Adlern zu Eulen, aus Denkern zu Mystikern gemacht? Die Verzweiflung war es, an sich, dem Vaterlande und der Welt. Ohnmächtig sich die Freiheit des Lebens zu gewinnen, flüchteten sie in die Freiheit des Todes. Um nicht länger Gefangene zu bleiben, wurden sie Gefängnißwärter und klirrten dann so stolz mit den Schlüsseln in ihren Händen, als hätten sie damit die Wahrheit aufgeschlossen und nicht eingeschlossen, und dann kamen alle Heuchler und Dummköpfe herbei und küßten die Schlüssel der Wahrheit und verehrten die heiligen Schlüsselträger.*)

Was will denn aber eigentlich Herr Menzel, könnten mich die Leser fragen, und woher kömmt ihm seine wunderliche Idiosynkrasie gegen die Franzosen? Diese Frage ist kurz zu beantworten: Herr Menzel ist der Peter von Stuttgart. Es schmerzt ihn, das heilige Grab des Absolutismus in den Händen der Ungläubigen zu sehen, und er beschwört die frommen Deutschen, Frankreich zu erobern und in Paris ihr Kreuz aufzupflanzen, und für dieses gottgefällige Werk verspricht er ihnen Ablaß von allen ihren Sünden und Schwächen. Ich will es euch sagen, was diejenigen wollen, für deren Vortheil Herr Menzel und noch viele Andere sich öffentlich oder heimlich bemühen. Aber ich will es nicht mit meinen eigenen Worten sagen; denn da käme Herr Menzel wieder und spräche: er hat den Spleen, glaubt ihm nicht! Nein, ich will es mit den Worten derjenigen sagen, die den Spleen nicht kennen, die, ob sie zwar ungeheuer viel essen, doch nie an Verdauungsschwäche leiden, weil sie die Grundbedingung eines guten Magens haben: ein schlechtes Herz. Ich

---

*) Wie gut diese frommen Leckermäuler es verstanden haben, sich eine zugleich heilige und nahrhafte Suppe zu bereiten, indem sie irdisches Brod in den himmlischen Glauben brockten, davon möge folgendes Beispiel zeugen. Adam Müller, Preuße, Protestant und sonst nichts, wurde katholisch und österreichischer Staatsbeamter. Als General-Consul in Leipzig schrieb er Frau von Varnhagen: „Ich bin kein Knecht der Mächtigen, aber auch kein independenter sogenannter Staatsbeamter, sondern ganz einfach der Diener meines Kaisers, nächst Gott, im Leben und Tod; außerdem glühend für das, was von den Besten aller Jahrhunderte Freiheit genannt worden ist, für eine galante Freiheit, für eine solche, die sich nur im Dienst und in der Hingebung an einen irdischen Herrn zeigen kann, deren Lebenselement das Opfer ist, die also nur an dem Opfer aller Opfer ihre Flamme entzünden kann.“ Aber Adam Müller war kein Heuchler. Er hatte sich in den Glauben hineingeglaubt, und sich an dem Opfer aller Opfer entzündend, sein Amt und den damit verbundenen Gehalt als ein ihm auferlegtes Kreuz mit christlicher Ergebung ertragen. Er gehörte zu jenen klugen Amphibien, die sich vor jeder irdischen Noth in den Himmel, und vor jeder himmlischen Noth sich auf die Erde flüchten. Sie werden auch selig werden, denn der liebe Gott ist ein gar guter Herr und nimmt es nicht so genau; uns aber sollten diese Herren mit ihrer galanten Freiheit nicht zum Besten haben wollen.

will es mit den Worten der Staatsmänner, Diplomaten und Fürsten, dieser hohen, höchsten und allerhöchsten Personen sagen. Suche sich der deutsche Leser die von Kombst herausgegebenen Actenstücke des deutschen Bundes und das in London erscheinende Portfolio zu verschaffen.*) Dort wird er die Ansichten, Befürchtungen, Hoffnungen und Pläne, welche Rußland, Oesterreich und Preußen rücksichtlich des deutschen Volkes haben, klar ausgesprochen finden. Da mir aber die ungemeine Geistesfreiheit, die in Deutschland herrscht, hinlänglich bekannt ist und ich fürchte, genannte Schriften möchten dort schwer zu haben sein, will ich deren Resultate so kurz als möglich ausziehen.

---

1. Preußische Stimmen.

Die Denkschrift eines ungenannten preußischen Diplomaten über die Politik Preußens in Bezug auf Deutschland, enthält unter Andern Folgendes:

Preußen muß suchen: „Einmal gemeinschaftlich mit Oesterreich dahin zu arbeiten, daß die nächste europäische Krise Deutschland so viel als möglich einig und bewaffnet finde."

„Ferner dabei, doch allmählich und unter der Hand, den unmittelbaren Einfluß Preußens in Deutschland wieder herzustellen, zu begründen, zu erweitern."

„Das System Preußens am Bundestage, während der Dauer der österreichischen Allianz, dürfte folgende Zwecke vorzüglich zu befolgen haben:"

A. „(Bundes-Militär-Verfassung)."

B. „Gemeinschaftlich mit Oesterreich über die Erhaltung der Ruhe in Deutschland zu wachen, zugleich das repräsentativ-demokratische System zu bekämpfen."

C. „(Abwehrung des Einflusses fremder europäischer Mächte)."

D. „Dabei aber doch möglichst Alles so vorzubereiten, daß wenn einst eine Trennung Preußens von Oesterreich erfolgen und demzu-

---

*) 1. Authentische Actenstücke aus den Archiven des deutschen Bundes, zur Aufklärung über die hochverrätherischen Umtriebe der deutschen Fürsten. Straßburg 1835.

2. Der deutsche Bundestag gegen Ende des Jahres 1832. Straßburg 1836.

3. Le Portfolio, ou Collection de documens politiques, etc. Traduit de l'anglais. Tome I, No. 2. Mémoire sur l'état et l'avenir de l'Allemagne, écrit sous la direction d'un ministre à St. Pétersbourg, et communiqué confidentiellement à plusieurs gouvernemens germaniques. Paris 1836.

folge eine Spaltung Deutschlands stattfinden sollte der überwiegende Theil der Bundesstaaten sich für ersteres erklärte.'

„Wenn die Erreichung der Zwecke ad A, B und C ein kräftiges und gleichförmiges Wirken mit Oesterreich erheischte, so schiene die Rücksicht ad D durch nichts mehr befördert zu werden, als wenn man Oesterreich bei jenem Wirken die von demselben systematisch gesuchte Ausübung der Initiative in seinem eigenen Namen und die damit verbundene formelle Geschäftsführung bereitwillig überließe, und nur hinsichtlich der wesentlichen Punkte eine frühere geheime Einverständigung zwischen Berlin und Wien in Anspruch nehme. Nach der unveränderlichen Politik der mittleren und kleineren deutschen Staaten wird stets ihre Souveränitäts-Eifersucht gegen die, die Suprematie in Anspruch nehmende Macht gerichtet werden, und bei den eben auseinandergesetzten Verhältnissen dürfte es vielleicht das einzige Mittel, den preußischen Einfluß wieder in Deutschland herzustellen, sein, jener Souveränitäts-Eifersucht einen andern Gegenstand als Preußen zu geben."

„Mag Preußen dabei eine passive Rolle spielen, und in manchen Punkten nur der österreichischen Politik zu folgen scheinen; je mehr es jenen Schein zu gewinnen glückt — desto sicherer wird ihm einst die Mehrheit der Bundesstaaten zufallen, wenn das Aufhören der preußisch-österreichischen Allianz auch den Druck, den ihr vereintes und umfassendes Gewicht ausübte, aufhören läßt."

— „Aus allem Obigen schiene, als Recapitulation, folgende .... Stellung Preußens am Bundestag hervorzugehen. — In den allgemeinen politischen Bundesbeziehungen, Ausgleichung der etwaigen Differenzen, direct zwischen Berlin und Wien, aber zu Frankfurt, enges, in der Regel milderndes Anschließen an Oesterreich, wobei zuweilen, aber nicht zu oft, in populären Gegenständen ein berechneter offensibler und eclatanter Act von Selbstständigkeit zu zeigen .... Ein anscheinend reger Eifer für die Befestigung und Entwickelung der Reformen, die unter der Hand aber, mit Ausnahme derjenigen, welche auf die Militär-Verfassung und die Stellung des Bundes gegen das Ausland Bezug haben, so lose als möglich zu erhalten wären. —"

„Die Natur der einzigen Regierungsform, die allein Preußens Größe und Einfluß sichern kann, schließt schon, ohne andere Verhältnisse zu berühren, unwiderruflich die Begünstigung der demokratisch-repräsentativen Ideen aus, welche jetzt noch so vielen Einfluß in Deutschland ausüben. —"

„Es schiene wünschenswerth, und selbst beim Festhalten an der österreichischen Allianz nicht unerreichbar, daß, wie es vor dem Beginnen der französischen Revolution der Fall war, Preußen als der deutsche Musterstaat angesehen, und seine Schriftsteller wieder die tonangebenden in Deutschland würden, und dies Resultat dürfte unvermeidlich sein, sobald, wie schon erwähnt, das demokratisch-revolutionäre Treiben und die süddeutsche Schein-Constitutionalität depopularisirt worden wäre. Es verdiente dabei eine reifliche Prüfung, ob, da jene Partei nun doch einmal an der Entwickelung und Geltendmachung ihrer Theorie vor dem Publikum nicht gehindert werden mag, es nicht rathsam wäre, sie gleichfalls nach dem Beispiel der englischen und französischen Regierungen, in ihren Grundsätzen, in ihren Leitern und ihren Organen einer indirecten, aber kräftigen öffentlichen Discussion zu unterwerfen, als es nicht allzuschwer sein dürfte, gegen jene Grundsätze und Einrichtungen bei den besonnenen und richtig urtheilenden Deutschen die National-Eitelkeit und Ehre ins Spiel zu bringen, indem man dieselbe, von einer nebenbuhlerischen Nation ausgehend, durch Bildung von Parteien im Sinne des Auslandes wirkend darstellte."

— Graf von der Golz, ehemaliger preußischer Bundestagsgesandter, macht in einer Denkschrift an das Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten folgende Aeußerung:

„Die Elemente, die ihr (der Bundesverfassung) zu Grunde gelegt wurden, mußten von gemeinnützigen und liberalen Ideen ausgehen, weil die Völker, die nur durch den höchsten Grad patriotischer Exaltation zu den Opfern vermocht worden waren, durch welche die allgemeine Anstrengung zur beabsichtigten Befreiung Deutschlands und Europa's möglich wurde, zu großen Erwartungen im Sinne des ihnen vorschwebenden übertriebenen Begriffs von Freiheit berechtigt waren; man genügte diesem Erforderniß des Augenblicks, weil es unerläßlich war."

— Einer Denkschrift des preußischen Ministers der auswärtigen Angelegenheiten, Grafen Bernstorffs, über die Mittel, die Ruhe im Innern Deutschlands, im Fall eines Krieges mit dem Auslande, aufrecht zu erhalten, entworfen, auf Befehl des Königs im Jahre 1831, sind nachfolgende Aeußerungen entnommen.

„Wie gegründet indessen auch jene Besorgnisse sein mögen, so rechtfertigen sie doch keinen Zweifel an dem Vorhandensein und der Wirksamkeit von Mitteln, dem drohenden Uebel vorzubeugen oder seine ferneren Ausbrüche mit Erfolg zu bekämpfen, selbst im Falle

eines unvermeidlichen Krieges, unter den Deutschen eine zustimmmende Begeisterung zu entzünden, welche zur Erleichterung der ihnen anzusinnenden Opfer mitwirke."

— „Je leichter der natürliche Verstand einsieht, wie sehr das Gemeinwohl dabei interessirt ist, daß die Grenze des Staates gegen Angriffe eines auswärtigen Feindes vertheidigt . . . . werde; um so wichtiger für ganz Deutschland scheint mir zunächst die Annahme oder Behauptung einer Politik, welche für den Fall, wenn ein Krieg unvermeidlich sein sollte, sicher dahin führt, daß der Uebergang aus dem jetzigen Zustande in den Kriegszustand unter Umständen geschehe, die eine unbedingte Nothwendigkeit des letztern als evidente Thatsache den Unterthanen aller deutschen Staaten unabweislich vor die Augen rücken; was nach dem herrschenden Geiste unserer Zeiten nicht etwa bei einem Kriege um Principien, worüber im Innern von Deutschland selbst Parteien sich streiten, sondern nur alsdann stattfinden wird, und sicher erwartet werden darf, wenn ein Angriff von Seiten des Feindes alle Zweifel über jene Nothwendigkeit des Krieges zerstreut und alle weiteren desfallsigen Rechtsdeductionen als überflüssig erscheinen läßt, deren Unentbehrlichkeit zur Ausführung der Motive des Krieges überhaupt nichts Wünschenswerthes wäre. —"

„Zur Aufrechthaltung, tieferer Begründung des Sinnes für Recht und Ordnung kann ohne Zweifel auch die Presse wesentlich beitragen. Es ist deßfalls gewiß sehr zu bedauern, daß sich jetzt zu wenige tüchtige Männer erheben, um jene gute Sache des Rechts und der Ordnung gegen die Angriffe, denen sie besonders in ausländischen Blättern ausgesetzt ist, mit Ernst und Einsicht zu vertreten. Damit die Herausgabe von Zeitungen oder periodischen Blättern, welche sich diesem Zwecke widmen, nach Möglichkeit gefördert werde, möchte es schon jetzt an der Zeit sein, hierzu Schriftsteller von Talent und guter Gesinnung zu gewinnen, bei denen die letztere sich in der Neigung offenbart, durch ihre Feder die Lösung der schwierigen den Regierungen obliegenden Aufgabe zu erleichtern. Immerhin könnte man ihnen dabei — sofern ihre Persönlichkeit hinreichende Garantie gewährt — freiern Spielraum gestatten, ohne jedoch im Allgemeinen eine wesentliche Veränderung der gesetzlichen Bestimmungen über die Censur eintreten zu lassen; denn diese wird auch im Falle eines Krieges nicht entbehrt werden können, so wenig man übrigens der Begeisterung, welche mit Wort und Schrift die Sache des Vaterlandes gegen den auswärtigen Feind vertheidigen will, Einhalt zu thun haben dürfte. — —"

„Aufgestellt in den bezeichneten Gegenden, und nach Umständen zu mobilen Colonnen organisirt, würde diese Reserve (die des Bundesheeres) dem deutschen Bunde, während seine Heere dem auswärtigen Feinde gegenüberstehen, für die Erhaltung der Ruhe in seinem Innern die wirksamsten Dienste zu leisten geeignet sein. —"

„Unter ehrfurchtsvoller Bezugnahme auf jene Vorschläge glaube ich namentlich in tiefster Unterwürfigkeit empfehlen zu müssen:

„Daß E. K. M. allerhöchste Regierung bei einer Politik beharre, welche den Frieden auf alle mit Preußens Ehre und andern wesentlichen Interessen vereinbare Weise zu erhalten sucht, und zugleich — wenn ein Krieg demnach unvermeidlich werden sollte — den auswärtigen Feind in den Fall setzt, ihn durch einen Angriff von seiner Seite zu eröffnen. Unternimmt alsdann der Feind einen Angriff, so wird E. K. M. landesväterliche Ansprache an das Volk, wie sie im Jahre 1813 stattfand, gewiß ähnliche Wirkungen hervorbringen und mächtig dazu beitragen, daß der treue Wille Allerhöchst Ihrer Unterthanen, sich ihres Königs würdig zu bezeigen, allenthalben in That übergehe. — —"

Auf vorstehenden ausgezogenen Bericht des preußischen Ministers antwortete der König:

„Was die anderweitigen, Ihrer Darstellung hinzugefügten Vorschläge betrifft, so ist zwar rathsam, für die Sache des Rechts und der Ordnung einsichtsvolle Schriftsteller zu gewinnen; bei der anerkannten Schwierigkeit aber, solche Schriftsteller zu ermitteln, die mit den erforderlichen Kenntnissen und Talenten auch erprobte treue Gesinnungen und den erforderlichen Tact für das Angemessene verbinden, wird die Benutzung der Presse für den Fall des Krieges vorzubehalten sein. — —"

Der preußische General von Borstell, in einem Briefe an den General-Adjutanten des Königs, geschrieben 1832, worin er Vorschläge macht, wie mit den deutschen Ständekammern und den deutschen Revolutionärs zu verfahren sei, äußerte:

„Staatssicherheit, nach moralischen Grundsätzen festgestellt, ist die wichtigste der Regierungspflichten, sie wird durch repräsentative Formen oder Volksvertretungen nirgends gesichert, vielmehr durchwegs, wo wir hinblicken, gemißbraucht und gefährdet."

2. Oesterreichische Stimmen.

Ein österreichisches an das preußische Cabinet gerichtetes Promemoria, über die Publicirung der Bundestags-Protokolle, enthält unter andern folgende Aeußerung:

„Man darf jedoch nicht aus der Acht lassen, wie es überhaupt mit dem Interesse steht, welches die deutsche Nation an dem deutschen Bunde nimmt."

„Wäre die Bundesversammlung — wie es in den ersten Jahren ihrer Existenz von der liberalen Partei geglaubt und gewünscht wurde — eine Art National-Repräsentation, bestimmt, alle Rechte zu schützen und in alle das gemeinsame Interesse der deutschen Unterthanen betreffende innere Angelegenheiten kräftig und wirksam einzugreifen, so würde ihr allerdings das allgemeine Interesse nicht entgehen, besonders wenn auch noch die Instructionen der Bundestags-Gesandten in den Ständeversammlungen berathen würden, wie dies schon früherhin und jetzt neuerlich vielfach als unumgänglich nothwendig behauptet und angepriesen worden ist. Die Competenz der Bundesversammlung ist aber, seit dem Jahre 1820, definitiv und auf eine Art geregelt, welche ihr eine andere Stellung gegeben hat, als die ohnehin nur chimärische einer Volksrepräsentation, und es ist sehr zweifelhaft, ob sie unter denen, welche im Volke das große Wort führen, an Popularität und Ansehen durch die Bekanntmachung ihrer Berathungen sehr gewinnen werde. Nicht durch die Geheimhaltung ihrer Protokolle ist das Ansehen der Bundesversammlung gesunken. Ehe noch diese Geheimhaltung eingeführt war, fingen die Demagogen an, die Bundesversammlung zu verschreien, sobald sie sahen, daß diese ihnen nicht als Werkzeug dienen wollte, sondern sich vielmehr ihren verbrecherischen Absichten als ein Damm entgegenstellte; und auch der nicht demagogische, sondern besonnene Theil des Publikums verlor nach und nach das früher gehegte Interesse am Bunde, sobald man sich überzeugte, daß es nicht in der Aufgabe der Bundesversammlung liege, in den wichtigsten innern Angelegenheiten, namentlich in den Handels- und ständischen Angelegenheiten, einen entschiedenen Einfluß zu äußern. Jene antidemagogische Tendenz und diese beschränkte Competenz der Bundesversammlung dürften wol allein als die wahren Ursachen des verminderten Interesses an den Verhandlungen desselben zu betrachten sein, und so lange diese wohlbegründeten Ursachen bestehen, wird auch die Bekanntmachung ihrer Protokolle nicht das Mittel sein, ihr Ansehen zu heben. Niemand

wird übrigens glauben, daß die Bundesversammlung darum, weil ihre öffentlichen Protokolle nur weniger bedeutende Gegenstände betreffen, sich in ihren geheimen Sitzungen nicht mit wichtigen beschäftige. Es ist zwar nicht in Abrede zu stellen, daß es wünschenswerth wäre, wenn die Mehrzahl der denkenden Menschen in Deutschland auf den Fortbestand des Bundes einen Werth legte; aber die Hauptbürgschaft seiner Dauer wird wol der deutsche Bund in der Meinung der Regierungen und nicht in der Meinung des Publikums zu suchen und zu finden haben. So lange die Regierungen den Fortbestand des Bundes aufrichtig wünschen und wollen, wird derselbe auch fortbestehen, und das Urtheil der Unterthanen wird ihnen hierin kein wesentliches Hinderniß in den Weg legen. — —"

In einem Schreiben des Fürsten von Metternich an den österreichischen Gesandten in Berlin, worin die Ansichten des österreichischen Cabinets über die neue badische Gesetzgebung ausgesprochen wird, heißt es:

„Da vielmehr Alles, was aus deutscher Presse hervorgeht, sich sofort über alle deutschen Länder verbreitet und Deutschland heute einen auf Erhaltung gemeinsamer Ruhe und Sicherheit gegründeten Staatskörper bildet, so darf es einzelnen Gliedern dieses Staats nicht freistehen, die große Mehrzahl der andern Staaten mit einem Vorrathe schlechter oder gar nicht censurirter Schriften zu überschwemmen."

„Wir sehen aber diese Frage als eine Lebensfrage für den Bund an, und ersuchen daher den Herrn Grafen von Bernstorff angelegentlichst, in dieser wichtigen Angelegenheit den Ausspruch beider Höfe vollkommen gleich an den Bundestag treten lassen zu wollen. — —"

Kurze Zeit nach dem Hambacher Feste schrieb der Fürst von Metternich an den preußischen Bundestags-Gesandten von Nagler in Frankfurt:

„Das Hambacher Fest, wenn es gut benutzt wird, kann das Fest der Guten werden. —"

In einer Instruction des Fürsten von Metternich an den österreichischen Bundestags-Gesandten in Frankfurt, über die Frankfurter Ereignisse des 3. Aprils 1833, heißt es:

„Für Deutschland ginge vielleicht in einem mangelhaften Ausgange dieser Untersuchung eine nie wiederkehrende Gelegenheit verloren, auf den eigentlichen Grund des Uebels, welches seit Jahren feindselig auf den Fürsten wie auf den Völkern lastet, zu kommen."

3. Russische Stimmen.

(1834.)

„Gleich von 1789 an fanden die Lehren der französischen Revolution bei vielen deutschen Denkern eine günstige Aufnahme; aber die Masse des Volks blieb ihnen um so fremder, als seine pedantisch-religiöse Erziehung (éducation pédantesquement religieuse) es von jeder eigentlichen politischen Idee entfernt hielt."

— „Zwar wußte Napoleon mit seinem eisernen Scepter alle Aeußerungen feindlicher Gesinnungen gegen die Macht niederzuhalten; doch konnte er nicht verhindern, daß die von der französischen Revolution in Umlauf gebrachten Ideen sich in Deutschland ausbreiteten und sich besonders in den Universitäten und Schulen festsetzten. Erst nach dem Sturze des großen Mannes gewahrte man, welche tiefe Wurzeln jene Ideen schon gefaßt hatten. Ihre ersten Früchte waren schön und herrlich, denn der Befreiungskrieg gab Gelegenheit die edelsten und reinsten Gesinnungen zu entfalten. Die Begeisterung des Volks war eben so bewunderungswürdig durch ihr erhabenes Ziel, als durch die Mäßigung, worin sie sich anfänglich zu erhalten wußte; unglücklicher Weise zeigten die folgenden Jahre, daß die Fürsten und Minister sich schwer getäuscht hatten, als sie den Kampf Deutschlands unter diesem einzigen Gesichtspunkt betrachtet. Nach dem Kriege zeigten politische Ansprüche, die sich in den meisten Staaten kund gaben, augenscheinlich genug, daß, als die Deutschen die Waffen ergriffen, sie nicht blos Napoleon, sondern auch ihre eigenen Regierungen treffen wollten."

— „Da die wahre Religiösität einer der Grundzüge des deutschen National-Charakters ist, mußte der Befreiungskrieg hierdurch natürlich eine Art religiöse Weihe bekommen. Mehrere Staatsmänner suchten den öffentlichen Geist in dieser Richtung zu erhalten, und unter andern war der Fürst Metternich in diesem Sinne thätig. Indessen, ob zwar die Mehrzahl des deutschen Volkes zu dem alten öffentlichen Rechte, das sich auf theologische Principien gründet, sich hinzuneigen schien, so erklärte sich doch auf mehreren Universitäten eine starke Opposition gegen jene Ansicht."

— „Preußen allein machte sich, nach einer doppelten bittern Erfahrung, keine Täuschung mehr über die Richtung des öffentlichen Geistes. Es erkannte mit vielem Scharfsinne, daß die Deutschen die Polen weniger wegen ihrer selbst, als wegen ihrer Revolution liebten. Deutschland verdankte 1832 sein Heil nur dem ernsten und

würdevollen System, welches Preußen in seinem friedlichen Betragen gegen die polnische Revolution leitete."

— „Alle deutsche Bundesstaaten, mit Ausnahme Oesterreichs und Preußens, sind constitutionelle Staaten, und der freie Austausch der Ideen durch die Presse hat dort besonders seinen Einfluß auf die gesetzgebenden Versammlungen geübt. So wie einst in Frankreich von 1789 bis 1792 die Erörterung allgemeiner Principien, indem sie die Gemüther von den örtlichen und persönlichen Interessen abzog, überall die Keime der Anarchie von 1793 legte, so kann man in den letzten Sitzungen der deutschen Kammern, besonders denen der kleinen Staaten, eine ähnliche Richtung erkennen."

„Hätte nicht die deutsche Bundesversammlung durch ihre Ordonnanzen vom Juni jener Freiheit der Discussion eine Grenze gesetzt, würde das Uebel, das aus einer solchen Quelle kam, die organischen Elemente verschiedener deutschen Staaten bald erreicht und zerstört haben. In der That ließ man sich dort angelegen sein, jede liberale Opposition durch eine noch liberalere auszustechen; man ging dort eitlen Phantomen mit dem einfältigsten Eifer (niaise ardeur) nach, und gefiel sich in der dümmsten Opposition (l'opposition la plus sotte) gegen die Regierung, so daß man die Franzosen hierin noch übertraf. Daher sind auch aus der deutschen Presse, der man doch die tiefsinnigsten und ausgezeichnetsten philosophischen Werke der neuern Zeit verdankt, die wunderlichsten und unvernünftigsten Erzeugnisse hervorgegangen, die nur je aus verrückten Köpfen (cerveaux atteints de folie) gekommen. Man muß hoffen, daß man in der Folge jenen Abscheulichkeiten (monstruosités) ein Ende machen wird; man muß hoffen, daß man von nun an darauf sehe, daß in Deutschland die wahren Gelehrten und die tiefen Denker nicht blos allein das Wort führen, sondern sich auch Gehör verschaffen können."

— „Schon 1819 hatte Oesterreich den Plan, unter seinem Protectorat für alle in Deutschland erscheinenden politischen Werke, Journale und Bücher eine Bundes-Censur zu errichten; doch dieser Versuch scheiterte an der Opposition der baierischen und sächsischen Regierung. Später ließ Oesterreich, in Leipzig und Frankfurt, periodische Schriften erscheinen, die im Geiste der Doctrinen, die es geltend machen wollte, geschrieben waren; allein sie hatten keinen großen Erfolg, ob sie zwar von Leuten von Geist redigirt worden und beträchtliche Kosten verursacht hatten."

— „Das System, auf das sich die österreichische Stabilität gründet, ist sehr alt. Man hat nicht vergessen, daß ehemals die Ferdi-

nands, zufolge dieses nämlichen Systems, Deutschland zu unterjochen gesucht. Die schönen Maximen haben dem Hause Habsburg nie gemangelt; aber wenn seine Thätigkeit immer groß war, waren seine Thaten dagegen selten."

— „Die Souveraine der kleinen constitutionellen Staaten, durch die Herrsch-Begierde ihrer Kammern aufs äußerste gebracht, so wie einst Ludwig XVI. durch den National-Convent, erinnern sich dieses großen und merkwürdigen Beispiels; sie sehen selbst ein, daß wenn sie die Ausgelassenheit jener anmaßlichen gesetzgebenden Körper (la licence de ces législatures usurpatrices) sich länger gefallen ließen, sie in ihrer Existenz selbst bedroht wären. Man sieht sie also jetzt Preußen in allen Maßregeln unterstützen, die dahin zielen, die Rechte der gesetzgebenden Versammlungen einzuschränken; man sieht, daß sie sich gutwillig allen allgemeinen Beschlüssen des Frankfurter Bundestages unterwerfen."

— „Die ächten deutschen Grundsätze, was den Austausch der Ideen betrifft, müssen immer dahin zielen, vor Allem die Local-Interessen, dann die Provinzial-Interessen und zuletzt die eigentlichen National-Interessen zu bewahren und zu unterstützen. Damit das in der angegebenen Reihenfolge stattfinde, müßten die Regierungen mit der größten Strenge darüber wachen, daß man gegenwärtig nur die Local- und Provinzial-Interessen öffentlich verhandle. Es kommt zuerst darauf an, jeder Familie, jeder Gemeinde, jeder Provinz ihre Freiheiten und Rechte zu sichern; daraus folgt, daß es nicht jedem Professor des öffentlichen Rechts erlaubt sein dürfe, jene Specialfreiheiten den chimärischen Ideen von allgemeiner Freiheit und dem Traume der sogenannten Volkssouverainetät aufzuopfern. Preußen hat seines Theils diesen Geist der alten deutschen Gesetze sehr gut aufgefaßt, indem es die Revision der Stadt- und Dorf-Verfassungen anbefohlen; auch hat dieser Samen gute Früchte getragen."

— „Man kann jedoch nicht in Abrede stellen, daß diese Art zu verfahren, indem man den Familiengeist benutzt, um nach und nach den Nationalgeist zu bilden, nur dann ohne Gefahr angewendet werden kann, wenn der Geist und die Liebe der Häuslichkeit (l'esprit, l'amour du foyer), von welcher hier die Rede ist, tiefe Wurzeln in den Herzen der Bürger geschlagen hat. Nun aber ist diese Tugend den Sitten und dem Charakter der Deutschen so anklebend, daß nur eine ununterbrochene Folge von Plagen und Mißgeschick deren Wurzeln untergraben konnte. Anders ist es bei den slavischen Völkern; sie kennen weniger jene innige Sympathie,

die den Menschen an seinen Geburtsort, an das Dach, das ihn beherbergt, an die Möbel, die ihm gedient haben, binden. Der Nationalgeist des Slaven richtet sich weniger nach den Sitten des Hauses und nach der Meinung seiner nächsten Nachbarn, als nach der Einwirkung der lebenskräftigen und beweglichen Volksclassen, zu denen er gehört, Massen, die seine Sprache reden und seine Leidenschaften theilen. —"

— „Ein Krieg Deutschlands gegen Frankreich und England hat in unserer Zeit einen doppelten Charakter ... Es handelt sich auf der einen Seite die Bajonette und die Kugeln, und auf der andern Seite die Ideen zu bekämpfen; was den materiellen Kampf zwischen den Armeen betrifft, so ist er den Wechselfällen des Krieges unterworfen .... Nehmen wir den Fall an, wo Deutschland unterliegen sollte..... So beklagenswerth auch ein solches Ereigniß für Deutschland wäre, kann man es doch nicht mit den traurigen Folgen vergleichen, welche der Triumph der englisch-französischen constitutionellen Principien für den deutschen Bund und für jeden Staat insbesondere hätte.... Auch müßte Deutschland, im Falle eines Bruchs mit Frankreich und England, seine Hauptaufmerksamkeit auf den Kampf wenden, den es gegen die Principien seiner Feinde zu bestehen haben wird. Alle Regierungen sehen heute vollkommen ein, daß die größten Gefahren, die sie bedrohen, in der That von jener Seite kommen."

— „Die Fürsten und die Großen im Allgemeinen ... müssen vor allen Dingen sich selbst und ihren Interessen (à ce qui leur est le plus cher) treu bleiben. Ihre heiligste Pflicht ist, ihre Rechte nicht beschränken zu lassen."

— „Das wissenschaftliche Deutschland hat selbst während der traurigen Tage der fremden Herrschaft seine Würde zu behaupten gewußt. Auch hat in den Gemüthern der deutschen Jugend keine Anhänglichkeit für Frankreich Wurzel fassen können, ob zwar die Ideen des Liberalismus sie zu solchen Gefühlen hätte geneigt machen sollen. Im Gegentheil, sie bewahrte immer eine tiefe Antipathie gegen jenen feindlichen Nachbarn, und dies trat nie stärker hervor als beim Hambacher Feste. Dort, ohngeachtet des Schwindels, der Alle ergrieffen, hat man es Börne, der gegenwärtig war und den doch die Demagogen so achten, nicht verziehen, um die Gunst der französischen Liberalen niederträchtig gebettelt (bassement mendié) und hierdurch Deutschland vor ihnen beschimpft zu haben."

Das deutsche Volk möge diesen Kosaken-Katechismus gut auswendig lernen, damit es an dem Tage, wo es nach dem Rituale der russischen Kirche durch Ohrfeigen seine Firmung erhalten wird, vor dem heiligen Czar ehrenvoll bestehe.

Was der Bericht des russischen Staatsmanns von der feindseligen Stimmung sagt, die sich in Hambach gegen Frankreich laut ausgesprochen, und was er bei dieser Gelegenheit von mir erzählt, ist Alles falsch oder gelogen. Eine starke Sympathie für die Franzosen sprach sich dort überall aus; freilich eine Sympathie, wie wir sie verstehen, nicht diejenige, welche die Schriftsteller der Polizei als solche darstellen, um sie als etwas Gehässiges erscheinen zu lassen. Ich erinnere mich, daß einer der Hambacher Pilger, der mir von früher als ein preußischer Spion bekannt war, in meiner Gegenwart und unter vielen jungen Leuten, mit frommer Begeisterung von dem Glücke sprach, das die Rheinprovinzen unter der französischen Herrschaft genossen, und wie es zum Heile von ganz Deutschland führen müsse, wenn die freien Institutionen Frankreichs wieder bis zum Rheine vorrücken könnten. Aber selbst die unerfahrnen jungen Leute hörten den heiligen Mann mit Kälte an, denn er trug das Kainszeichen auf seiner Stirne. Ich selbst hatte in Hambach keinen einzigen Franzosen gesprochen noch gesehen, ich konnte also nicht um die Freundschaft Frankreichs betteln. Der muthige, edle und geistreiche Wirth war in Hambach der Einzige, der ganz ohne Veranlassung über, und mehr aus einem Geiste des Widerspruchs, als aus innerer Ueberzeugung gegen die Franzosen öffentlich sprach. Dieses erregte allgemeines Mißfallen und lauten Tadel. Zum Lohne für seinen Franzosenhaß, den Herr Menzel deutschen Patriotismus nennen würde, wurde der gute Wirth ins Zuchthaus gesperrt und mußte drei Jahre lang die Uniform der Diebe tragen und Strümpfe stricken. Dort in dem Kerker, statt seinen Haß der Tyrannei zur heiligen Wuth entflammen zu lassen, dort aus seinem sichern Versteck hervor, schrieb Wirth über Sonne, Mond und Sterne und andere Ewigkeiten, ließ sich wie ein wahres deutsches Schaf in den Pferch der Wissenschaften zurücktreiben und düngte mit seinen philosophischen Erzeugnissen die Felder der Erbpächter des deutschen Landes. Und wo Jean Paul lange die Freiheit lehrte, wohnt jetzt der edle Wirth als Mündel der baierischen Polizei, und muß ihr von jedem Schritte, den er thut, und von jedem Gedanken, den er ausgibt, Rechenschaft geben!

Jeder, dem bekannt ist, daß die russische Regierung in Deutschland so viele Spione hat, daß sie mit ihnen das Herzogthum Nas-

sau und das Großherzogthum Hessen, trotz der tapfersten Vertheidigung erobern könnte, wird sich wundern, daß sie von dem Geiste, der in Hambach herrschte, so falsch unterrichtet worden. Dieses hatte aber seine eigene Ursache. Die Hambacher Spione waren in einer bedenklichen Lage und ermangelten jener heitern Gemüthsstimmung, welche ein Spion zur Ausübung seiner schönen Kunst nach den Regeln der Optik und Akustik nöthig hat. Nämlich gleich in der ersten öffentlichen Versammlung, die in Hambach in einem Wirthshause stattfand, und wo mehr gesprochen als gedacht, mehr gesungen als gesprochen, mehr getrunken als gesungen, und mehr spionirt als getrunken wurde — war ein Spion so naiv, über Alles, was er gern wissen wollte, seine Nachbarn rechts und links laut auszufragen. Wie heißt der Herr, der jetzt spricht? Wie der, welcher dort singt? Wie jener, der dort trinkt? Und sobald er den gewünschten Bescheid erhalten, schrieb er es sehr kindlich vor Aller Augen in sein Taschenbuch ein. Man bemerkte es, fiel über ihn her und wollte ihn prügeln, und die Behörde war genöthigt, den ehrlichen Mann zu seiner Sicherheit ins Gefängniß zu setzen, oder ihn im Stillen aus der Stadt zu führen. Hierdurch wurden aber die übrigen Spione ängstlich gemacht, so daß sie nicht mehr wagten, über das, was sie sahen und hörten, gleich Buch zu führen, und die nöthigen Erläuterungen einzuziehen. Aus diesem Grunde mochten wol viele Berichte mangelhaft und falsch geworden sein.

Um dem Herrn Menzel eine kleine Freude zu machen, will ich ihm noch erzählen, daß mir damals in Hambach von einem radikalen Barbiergesellen meine Uhr gestohlen worden. Ich lief auf der Stelle zur geeigneten Behörde, und forderte deutschen summarischen Proceß und daß man sogleich den wahrscheinlichen Dieb arretire. Aber die Gerichte lachten mich aus, ob ich zwar einer der Fürsten von Hambach war, und sagten mir: ja, bei euch geht das an, aber bei uns, nach französischen Gesetzen, ist man nicht so schnell mit dem Arretiren. Damals verwünschte ich alle französischen Institutionen und fand es sehr lächerlich, daß ein Mann wie ich, der eine goldene Uhr trug, nicht jedem armen Teufel, auf den er Verdacht geworfen, sollte arretiren lassen können. Ja, der Geist ist stark, aber das Fleisch ist schwach!

Die mitgetheilten Actenstücke sprechen verständlich genug für sich, und weitere Bemerkungen darüber wären ganz überflüssig. Doch, da es viele kindische Menschen gibt, die der Erfahrung und eines klaren Blickes ermangeln, würde ich dennoch ad usum delphini noch Einiges darüber sagen, wenn ich nicht fürchtete, durch kleine

Nutzanwendungen und Puppen-Moralitäten meine vernünftigen Leser zu ermüden. Aus jenen officiellen Actenstücken geht das im Allgemeinen hervor, daß die deutschen Regierungen das deutsche Volk ganz so beurtheilen, wie ich es gethan, und daß sie sich selbst in dem nämlichen Lichte darstellen, in welchem ich sie darzustellen gesucht; es geht also daraus hervor — daß ich nicht den Spleen habe und kein Bauchredner bin. Es möge daher Herr Menzel künftig mehr auf meinen Kopf und meine Brust als auf meinen Unterleib sehen, und seine abdominale Zärtlichkeit einem schönern Gegenstande zuwenden. Was er an mir für den Spleen erkennt oder vielmehr dafür geltend machen möchte, ist die splendida, mascula bilis, die zu jeder Zeit den Mann geziert, in der unsern aber noch mehr thut als das; die ihn beschützt, ihn, seine Ehre und seine Seligkeit. Wer in dieser schnöden pestbeherrschten Welt sich vor Ansteckung sichern und gesund bleiben will, muß sich in Essig baden, um alle bleisüßen Herzen und verbuhlten Lavendelseelen von sich entfernt zu halten. Es gibt darum noch brave Leute genug, welche auch die saure Hand eines ehrlichen Mannes drücken, und diese verstehen mich und lächeln mir.

Fragmente und Aphorismen.

1.

Minister fallen wie Butterbrode: gewöhnlich auf die gute Seite.

2.

Eitelkeit ist Oekonomie; man sollte sie nicht tadeln, sie ist eine Tugend. Der Eitle legt täglich einige kleine Befriedigungen seiner Eigenliebe zurück und bringt so endlich einen kleinen Schatz zusammen. Auch hat man Unrecht, zu behaupten, daß sich nie wahre Verdienste zur Eitelkeit gesellten; man kann sehr reich sein und geizig zugleich. Von zwei Menschen mit gleich großen Verdiensten, von welchen der eine eitel ist und der andere was man bescheiden nennt, ist im Grunde der eitle bescheidener als der bescheidene. Der letztere weiß, daß er reich ist, und denkt, es könne ihm an Ruhm nicht mangeln, so oft er ihn brauche; der andere ist vorsichtig, traut seinen Verdiensten nicht und spart. Wenn Ruhmbegierde eine Tugend ist, ist es Eitelkeit auch; denn sie ist die Scheidemünze der Ruhmbegierde. Daß wir mit eiteln Menschen ungern umgehen, beweist nichts für ihren Fehler, sondern für unsern. Wir meiden sie aus gleichem Grunde, als wir die Armen meiden; wir fürchten immer, sie möchten etwas von uns verlangen.

3.

Ich las von einem berühmten Philosophen, es sei einer der Hauptgrundsätze seiner Lehre: Alles was ist, ist gut. Ob es wahr ist — nicht der Satz, sondern daß er so aufgestellt worden — weiß ich nicht. Ich kenne die Schriften jenes Philosophen nicht, ich lese nie philosophische Bücher, mein Kopf ist zu schwach, er verträgt sie nicht. Ein deutsches philosophisches System kommt mir vor wie ein Getreidefeld, zu dem man uns hinführt und uns freundlich einladet, uns satt zu essen. Ganz gewiß ist in der deutschen Philosophie die beste, gesundeste und unentbehrlichste Nahrung des menschlichen Geistes; doch wäre es artiger von unsern Wirthen, wenn sie uns gebackenes Brod vorsetzten. Wenn wir vor jeder Mahlzeit erst die Schnitter, die Drescher, die Müller, die Bäcker machen sollten, dann

kämen wir gar zu spät an den Tisch. Doch das gehört nicht hieher. Ich hörte ferner erzählen, daß es Staatsmänner gäbe, die jenen Philosophen wegen seiner Lehre und diese selbst sehr begünstigten, weil sie glaubten, sie sei für die Regierungen vortheilhaft, indem sie den Regierten Grund und Recht zu klagen nehme, sondern sie vielmehr anweise, mit allem Bestehenden zufrieden zu sein, weil Alles was ist, gut ist. Ob es sich mit der philosophischen Praxis jener Staatsmänner, wie mir erzählt worden, wirklich so verhalte, weiß ich nicht. Eines aber weiß ich gewiß: daß, wenn jener Grundsatz wie bezeichnet ausgesprochen, und wenn er wie berichtet angewendet oder zum nöthigen Gebrauche zurückgelegt worden — jene Staatsmänner nicht wissen, was sie wollen, da es keine Lehre gibt, die für die Ruhe der Staaten und für die Sicherheit der Regierungen gefährlicher, keine, die revolutionärer wäre, als die Lehre: Alles was ist, ist gut. Man denke sich, jener Philosoph würde Regierungspräsident oder gar Minister; seine Verwaltungsgehörigen hätten Klagen oder glaubten sie zu haben, wären gedrückt oder glaubten sich gedrückt; sie gingen zum Philosophen-Minister, machten ihm Vorstellungen und bäten um Abhilfe. Dieser, obzwar Minister, würde sich bei der überraschenden Veranlassung ohne seinen Willen erinnern, daß er früher Philosoph gewesen — die Katze läßt das Mausen nicht, auch wenn sie eine schöne Prinzessin geworden — und würde den Abgeordneten der Bürgerschaft sagen: Ihr guten Leute wißt nicht, was ihr sprecht; geht eures Weges, Alles was ist, ist gut. . . Schön, Minette, man muß seiner Natur treu bleiben! . . Wenn aber jetzt die Abgewiesenen zu murren anfingen, sich zusammenrotteten, dem Minister-Philosophen die Fenster einschlügen, die Cassen, die Magazine plünderten, raubten, mordeten und andere Verbrechen begingen, die eine Empörung zu begleiten pflegen — was thäte dann der Minister-Philosoph? Er würde die Empörer zu besänftigen suchen, ihnen ihre Gesetzwidrigkeit, ihr Verbrechen, die unglücklichen Folgen ihrer Ausschweifungen vorhalten. Wenn diese aber sprächen: Herr Minister, Sie wissen nicht, was Sie reden, gehen Sie Ihres Weges, Alles was ist, ist gut; ein Ist ist wie das andere Ist; ist eine Regierung, so ist ein Volk; ist Ordnung, so ist Anarchie; ist Gesetzmäßigkeit, so ist Revolution; ist die Macht, die ist, zu ehren, so ist unsere Macht auch eine, die ist — was würde der Philosoph darauf antworten? . . . Der Philosoph gar nichts; aber der Minister ließe die Anführer der Empörung aufhängen und die minder Schuldigen einkerkern; und das ist auch das Klügste, was er in einem solchen unphilosophischen Falle thun könnte. Aber, nach Hause gekommen, ließe er sich heimlich

von seiner Frau seine alten Collegienhefte holen, sie abstäuben, und dann — wenn er die Stelle noch finden kann — nähme er eine Schwanfeder und machte durch den Satz: Alles was ist, ist gut, einen dicken Strich. Mich dauern nur die armen Gehängten; der Strich, einige Tage früher gezogen, hätte ihnen das Leben erhalten.

4.

Diplomaten sehen mit den Ohren; die Luft ist ihr Element, nicht das Licht. Darum lieben sie Stille und Dunkelheit.

5.

Das Schicksal macht nie einen König matt, ehe es ihm Schach geboten.

6.

Sinnliche Ausschweifung ist viel öfter die Folge, als die Ursache einer zerrütteten Gesundheit.

7.

Es gibt Menschen, die geizen mit ihrem Verstande, wie andere mit ihrem Gelde.

8.

Es ist schwer zu entscheiden, welches ein verdrießlicheres Geschäft sei: die Lichter putzen, oder Weiber durch Gründe belehren. Alle zwei Minuten muß die Arbeit wiederholt werden, und wird man ungeduldig, löscht man das kleine Licht gar aus.

9.

Der Eigensinn einer Frau ist auf eine ganz wunderliche Art befestigt. Der Graben ist hinter dem Walle, und hat man die steilsten Einwendungen erstiegen und glaubt, jetzt wäre Alles geschehen, entdeckt man erst, daß das Schwerste noch zu thun sei.

10.

Das größte häusliche Unglück, das einem Manne begegnen kann, ist, wenn seine Frau einmal gegen ihn Recht hat, nachdem er es ihr abgestritten. Dieses einzige kleine Recht dient ihr wie ein Fläschchen Rosenöl; damit macht sie zwanzig Jahre all' ihr Geräthe und Gerede wohlriechend.

11.

Eine Geliebte ist Milch, eine Braut Butter, eine Frau Käse.

12.

Reichthum macht das Herz schneller hart, als kochendes Wasser ein Ei.

13.

Ein constitutioneller Thron ist ein Armsessel, ein absoluter ein Stuhl ohne Lehne. Fürsten sind ihrer Natur und ihrem hohen Standpunkte nach dem Schwindel unterworfen, und eine Staatsverfassung sorgt nicht weniger für ihre eigene Sicherheit, als für die der Regierten. Hätte Napoleon Frankreich die Verfassung bewilligt, die ihm Ludwig XVIII. gab, er wäre, als ihn der Schwindel befiel, nicht vom Throne gefallen, er wäre noch heute Kaiser der Franzosen.

14.

Hätte die Weltgeschichte ein Sachregister, wie sie ein Namenregister hat, könnte man sie besser benutzen.

15.

Die öffentliche Meinung ist ein See und man behandelt sie wie eine Suppe. Verrückte Köche stehen vor ihr — der eine wirft Salz hinein, der andere Zucker; ein dritter kommt mit dem Schaumlöffel, die Blasen abzuheben; ein vierter bläst, daß ihm die Backen schmerzen; ein fünfter will sie aufessen; ein sechster sie dem Haushunde vorsetzen; ein siebenter sie in das Spülfaß schütten. Wahrhaftig, die Kinder auf der Gasse werden euch noch auslachen!

16.

Im alten Frankreich machte der Witz auch Bürgerliche hoffähig, und ward dadurch zur Nadel, durch die man den geistigen Faden zog, welcher den dritten Stand mit dem Adel verknüpfte. Auf diese Weise wurde die Revolution herbeigeführt. Die Regierungen unseres Landes können also ruhig bleiben; denn unsere grobe Packnadel zerrisse nur die fein gewebte Seele der Weltleute — wir werden uns nie vereinigen und befreunden. Aber welch ein großer Mißverstand ist es, politischen Schriftstellern Grobheiten zu untersagen und Feinheiten zu verstatten! Man sollte gerade das Gegentheil thun.

17.

Feuerbach, in seinem Werke über die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Rechtspflege, erklärt sich für beide, kann sich aber dennoch nicht enthalten, gegen diejenigen Schriftsteller zu eifern, die derselben Lehre anhängen. Er bezeichnet sie als solche, „die davon gewöhnlich nicht mehr wissen, als daß man den Mund und die Thüren dabei aufzumachen habe." Das ist zwar witzig, aber der Spott scheint gar nicht am gehörigen Orte zu sein. Von jeder Staatsein-

richtung, welche das Wohl der Bürger zum Zwecke hat, ist derjenige Theil, der von der Menge begriffen wird, immer der wichtigste. Die ächte Regierung hat keine Kunstgeheimnisse. Spitzfindige Gelehrsamkeit mag in der Untersuchung über das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren noch mancherlei Verborgenes aufzudecken finden; Feuerbach mag das französische Verfahren hierbei mit Recht getadelt haben. Aber das Wichtigste bleibt allerdings, daß Mund und Thüre dabei geöffnet werden. Feuerbach war empfindlich, weil ihm vorgeworfen worden, daß er seine Meinung, die früher gegen die Oeffentlichlichkeit und Mündlichkeit gerichtet war, umgeändert habe. Aber das hätte ihn von seinen Landsleuten nicht überraschen sollen. Es ist ja auch eine von den unseligen Pedanterien, daß es für eine Unredlichkeit und für eine Schwäche erklärt wird, wenn man seine Meinung ändert. Als wäre der Mensch unfehlbar! Daß er es nicht ist, ist gerade schön; denn einen Wahn verlieren macht weiser, als eine Wahrheit finden.

18.

Aus einer Rede, die der Abgeordnete Girardin in der französischen Kammer gehalten, erfährt man, daß unter der alten königlichen Regierung die Briefe auf der Post eröffnet wurden, daß dieses unter Napoleon auch geschah, und daß es jetzt noch immer geschehe. So oft man mit manchen Staatsmännern von dergleichen Gegenständen spricht, lächeln sie, und das ist auch wirklich das Beste, was sie thun können, denn wie ließe sich ein Lächeln widerlegen? Es ist ein Alphabet, worin die Bestandtheile aller möglichen Meinungen enthalten sind. Was antworten sie aber darauf, wenn man sie fragt: haben jene Eingriffe in das Eigenthum Ludwig XVI. gerettet, haben sie Napoleon vor dem Untergange bewahrt? Wenn man sie fragt: haben tausend abgeschmackte Polizeikünste, deren Anwendung man sich immer noch nicht schämt, haben sie die spanische, die portugiesische und andere Revolutionen, haben sie den Abfall der südamerikanischen Staaten verhindert? — was werden sie darauf erwidern können? Werdet Ihr nie begreifen, daß Ihr es nicht mit Personen zu thun habt, sondern daß Euch Sachen feindlich gegenüber stehen, und daß eine Sache, wie die Luft, unverwundbar ist? Ihr jubelt, wenn es Euch gelang, einen kleinen Raum luftleer zu machen, und Ihr vergesset, daß es dann um so gefährlicher ist für Euch, weil in luftleeren Räumen fallende Körper um so schneller fallen. Freilich sind solche Reden vergebens und man wird damit ausgelacht; aber es ist besser den Athem, als den Verstand verlieren.

19.

Herr Wilhelm von Schütz, ein Kampfgenosse des Offenbacher Staatsmannes, hat „Blicke in die amerikanischen Reiche“ geworfen. Wenn er nichts deutlich gesehen, so ist das durchaus nicht seine Schuld; denn Amerika ist eine dunkle Unterwelt geworden, seit es unsere superben Tarquinier zur Cloaca maxima gewölbt und es bestimmt haben, den europäischen Unrath abzuführen — die Liberalen nämlich. Auch ist Herr von Schütz so ehrlich, über das, was er dunkel gesehen, dunkel zu berichten. Wir mögen also nicht mit ihm streiten. Auch vermöchten wir es nicht. Denn hoch erhaben über den Wolken des Trugs thront Herr von Schütz in ewiger seliger Ruhe, und lächelt des sterblichen Menschengeschlechts. Er redet die Sprache Goethe's, der Diplomaten und der olympischen Götter. Läßt er die herrlichen Worte vernehmen: detachirt, Intentionen, suppliren, Independenz, Intervention, Perfection, Revolten; sagt er, die Freigebung Südamerka's berührend: „kaum ist wegen des Reichthums an verborgenen Rücksichten hierüber ein durchgreifendes Wort zu sagen möglich“ — hören und schweigen wir mit heiliger Scheu, so sehr uns auch die Finger jucken, hinabzugreifen, um den Schatz verborgener Rücksichten zu heben. Aber mit Herrn Pfeilschifter, der zu jener Abhandlung einen „Nachtrag“ geschrieben, wollen wir ein Wort sprechen. Herr Pfeilschifter ist der Sterblichen einer; er kennt den Haß, den Zorn, die Liebe; er kann grob sein, er fühlt menschlich — mit ihm wollen wir rechten. Er sagt in seinem Nachtrage: „Gegen eine Faction, welche ihren Sieg nur auf Betrug und Täuschung, den Betrug auf den allgemeinen Mangel an gründlichen Kenntnissen und das Schweigen ihrer Gegners gründet, gibt es keine bessere Tactik, als ihren Lügen die Wahrheit, ihren Declamationen die Thatsachen, ihren Verkündigungen die Wirkungen ihrer Siege entgegen zu setzen. Aus diesem Grunde haben wir nachstehende Notizen über den Zustand von Neuspanien, wie er durch die revolutionären Unternehmungen geworden ist, zusammengestellt, um zu beweisen, wie nachtheilig und verderblich sogar in materieller Rücksicht die Versuche der sogenannten Emancipation für Südamerika selbst geworden sind.“ Und nun stellt Herr Pfeilschifter seine Berechnungen an. Wir wollen dem Manne von gründlichen Kenntnissen an seinem Facit der ehemaligen Glückseligkeiten und gegenwärtigen Leiden der südamerikanischen Provinzen keinen Deut und kein Seelchen abziehen. Es soll sich Alles so verhalten, wie er sagt; jene Länder sollen durch den Versuch ihrer sogenannten Emancipation den fünften Theil ihrer Bevölkerung verloren haben, und ihr Handel,

Landbau und Gewerbthätigkeit sollen wirklich darüber zu Grunde gegangen sein. Was beweist dieses aber? Wenn die Gegner der Freiheit deren Vertheidiger im offenen Kampfe bekriegen, oder sie durch höllische Polizeikünste zu Bürgerkriegen bethören — wer hat das vergossene Blut, wer die Verwüstungen zu verantworten? Wen hat Herr Pfeilschifter durch seine Gaukelrechnerei zu täuschen den Auftrag erhalten? Das ist das ewige Räthsel. Der Pöbel, der nicht denkt, liest auch nicht, und die, welche lesen, denken, und lassen sich durch alte abgeschmackte Lügen nicht irre führen. Herr Pfeilschifter der ja selbst gesagt, daß wir Andern unsern Betrug auf das Schweigen unserer Gegner gründen, wird, uns dieses Fundament zu entziehen, sich ohne Zweifel rütteln und auf die hier gemachte Bemerkung die gebührliche Antwort geben.

20.

In einer Sitzung, welche die Akademie der Wissenschaften in München zur Feier des Geburtstages des Königs hielt, las Professor Oken eine Rede über das Zahlengesetz in den Wirbeln des Menschen vor. Er suchte darin zu zeigen, daß fünf die herrschende Zahl in diesem Theile des menschlichen Leibes sei und schließt dann mit den Worten: „Diese Gesetzmäßigkeit in unserm Leibe, ja in einem einzigen Systeme desselben, wen sollte sie nicht ergreifen, wen nicht begeistern zur Freude über jene Gesetzmäßigkeit, welche er auch in der Geschichte und im Leben, dem Ebenbilde der Natur und des menschlichen Lebens, erkennt! Wen sollte sie nicht hinweisen auf das Land, in welchem Gesetz und Ordnung herrscht, in welchen Anstalten bestehen und werden, durch die es der Wissenschaft möglich wird, diese Gesetze zu erkennen, und der Kunst, diese Harmonie darzustellen: in welchen den Gelehrten und Künstlern Muße gegeben ist, in diesem fruchtbaren Felde zu arbeiten, und Lust dem zu danken, durch den dieses Alles hervorgebracht, erhalten und befördert wird, dem Könige der Gelehrten und Künstler!“ So ein deutscher Professor hat den Teufel im Leibe! Er ist zugleich Osteolog und Hofmann, er kann Alles! Fünf Knochen zu einem Geburtstage, welch ein Angebinde! In welchen schönen Pentametern wird das Lob des bairischen Königs besungen! Das bairische Recht, fest, wie eine Wirbelsäule! Was werden mißhandelte und gedrückte Völker sagen, wenn sie erfahren, daß ihr Rücken, weit entfernt, die Bestimmung zu haben, schwere Lasten zu tragen und geprügelt zu werden, vielmehr ihr Recht auf eine freie Verfassung beurkundet? Prinz Michel hat in Wien Alles gelernt, aber leider die Osteologie nicht. Er weiß

nichts von fünf Wirbeln, er weiß nichts von Constitutionen. Selbst die Rücken reden von Freiheit, selbst die Wirbel werden revolutionär! Man muß die aufrührerischen Wirbel mit ihrem ganzen Anhange von verschworenen Gliedern einsperren. Geschwind die Anatomie censirt, wenigstens auf fünf Jahre, mit Vorbehalt weiterer Verlängerung! Geschwind aus fünf drei gemacht, wie Villele. Geschwind die Zahl fünf ganz ausgestrichen aus der Reihe der Zahlen!

21.

Es hüte sich der junge Dichter, an seinen Werken jene steinerne Ruhe herauszuarbeiten, von welcher Goethe so verlockende Beispiele gab. Bei den Alten warf die Anbetung den warmen Purpurmantel um die kalten, nackten Marmorgötter. Aber wir mit unserm Winterherzen lassen nackt, was wir nackt gefunden. Ruhe, Friede und Klarheit muß im schöpferischen Geiste wohnen; dann wird sie den Schöpfungen nicht ermangeln. Die Ruhe der Gleichgültigkeit schafft nur Werke, die gleichgültig lassen. Shakespeare und Calderon wurzelten tief, der in der Natur, der im Glauben, und weil sie so fest gestanden, gaben sie ihre Zweige dem Sturme, ihre Blätter kosenden Lüftchen hin, und zitterten nicht vor der rohen Gewalt des Windes, und fürchteten nicht, nahende Vertraulichkeit möchte der Ehrfurcht schaden. Der Bewegungslose wird nie bewogen, und nur der bewegte Dichter kann dem bewegten Herzen Ruhe geben.

22.

Mit Cicero begann jene bis auf unsere Tage herabgehende Zeit, wo sich das Licht von der Wärme, die Einsicht von der Kraft, das Wollen von dem Können, der Geist vom Charakter trennte. Er führt die Reihe jener großen Männer an, die, weil sie nur den einen oder nur den andern besaßen, entweder ohnmächtig das Gute wollten, oder einsichtslos die Kraft zum Bösen hatten und übten. Cicero, ein gelehrter geistreicher Staatsmann, wenn er sprach oder schrieb, war unwissend und verblendet, wenn er handeln sollte. Er hatte den Muth des Geistes aber nicht den Muth des Charakters, und er verstand nicht, daß zur Heilung einer schlechten Zeit, wo sie je möglich ist, man zu guten Zwecken sich schlechter Mittel bedienen müsse. Octavius war der Mann seiner Zeit. Unter ihm begann das moderne Regieren, begann die Polizei-Spitzbüberei, der Ministerialismus. Er zuerst übte die Kunst, die Freiheit des Volkes, statt wie es früher wol geschah, zu morden, zu rauben oder zu stehlen, zu übervortheilen, und durch jüdische Schlauheit sich anzu-

eignen. Als Octavius, lange nach dem Tode Cicero's, einst einen seiner Neffen besuchte, traf er ihn in einem Buche Cicero's lesend, das er beim Eintreten des Cäsar schnell zu verbergen suchte. Augustus merkte es, nahm das Buch, las einen großen Theil im Stehen, und sagte zu seinem Neffen, indem er es zurückgab: „das war ein gelehrter Mann, mein Sohn, ein gelehrter Mann und der sein Vaterland sehr liebte." Das ist ganz der stolzgutmüthige Ton eines modernen Staatsmannes, der einem unbeholfenen Gelehrten, der ihm nicht schaden kann, nach seiner Art Gerechtigkeit widerfahren läßt.

23.

Im Kampfe zwischen Adel und Bürgerschaft hat der Adel, er mag angreifen oder sich vertheidigen, den Vortheil, daß er von der Höhe herab gegen einen Feind streitet, der in der Ebene steht.

24.

Was die Besten und nur die Besten unter den Zeitgenossen wünschen, das geschieht zwar auch, aber spät; denn da die Besten ihrer Zeit voraus eilen, so werden ihre Wünsche und Bedürfnisse erst die der Nachwelt. Doch was die Menge wünscht, das geschieht bald.

25.

Die Vorsehung ist auch weltklug, und heult mit den Wölfen, wie der schlaueste Mensch. Sobald aber ihr Wille reif geworden, wirft sie die Maske ab.

26.

Manche Menschen haben blos männliche, andere blos weibliche Gedanken. Daher gibt es so viele Köpfe, die unfähig sind, Ideen hervorzubringen, weil man die Gedanken beider Geschlechter vereint besitzen muß, wenn eine idealische Geburt zu Stande kommen soll.

27.

Die deutschen Blätter, die politischen sowol als die nichtpolitischen, sind, wenige ausgenommen, ganz unbeschreiblich abgeschmackt. Die Armuth hat doch sonst etwas Romantisches, die Bettelei hat etwas Rührendes; aber die deutschen Blätter haben von der Armuth nur das Widrige, und von der Bettelei nur das Unausstehliche. Alle Zeitungen sind alle Tage und aller Orten mit Berichten über Schauspieler und Sänger angefüllt, und die Ausländer, die unsere Blätter lesen, müssen denken, daß dreißig Millionen ehrwürdige Germanen nichts thäten als spielen und singen, und für nichts Sinn hät-

ten, als für Spiel und Gesang. Mag immerhin jedes Blatt das Schauspiel und die Oper seines Orts besprechen; geschieht es nur mit Kenntniß und Feinheit, hat das auch sein Gutes und Ergötzliches. Aber was kann einem Dresdner daran gelegen sein, wie Herr der in München den Franz gespielt, wie Frau die in Wien die Agathe gesungen? Was nützt es dem Frankfurter, am 4. October zu erfahren, daß am 29. September Demoiselle Sontag in Berlin die Donna Anna singen werde? Kann er die fünf Tage, die beide Zeiten trennen, zurückleben, ungerechnet die drei, die er zu einer Reise nach Berlin brauchte, um der Vorstellung des Don Juan beizuwohnen? O! es ist eine Schmach! Man glaubt sich in die Zeiten des römischen Kaiserreichs zurückversetzt, wo entartete Fürsten und entartete Völker, vom Schlamme der Lüste über und über bedeckt, mit heißdurstigen Blicken einem Wagenführer in der Rennbahn nachsahen, und überhörten, daß die Barbaren schon die Thore stürmten!

28.

Ehe eine Zeit aufbricht und weiterzieht, schickt sie immer fähige und vertraute Menschen voraus, ihr das neue Lager abzustecken. Ließe man diese Boten ihren Weg gehen, folgte man ihnen und beobachtete sie, erführe man bald, wo die Zeit hinaus will. Aber das thut man nicht. Man nennt jene Vorläufer Unruhstifter, Verführer, Schwärmer, und hält sie mit Gewalt zurück. Aber die Zeit rückt doch weiter mit ihrem ganzen Trosse, und weil sie nichts bestellt und angeordnet findet, wohnt sie sich ein, wo es ihr beliebt, und nimmt und zerstört mehr, als sie gebraucht und verlangt.

29.

Daß die Diplomatik sich verrechnet, ist etwas sehr Gewöhnliches, auch etwas sehr Natürliches; man verlernt leicht das Rechnen, wenn die Folgen der Rechnungsfehler auf Andere fallen. Daß aber auch jene sich verrechnen, die, weit entfernt vom Gedränge der Thaten, ungestört in ihrem einsamen Zimmer nachdenken können und Zeit genug haben, hundert Male die Probe zu machen — darüber muß man erstaunen. Wenn die deutschen wissenschaflichen Männer den Verstand auch noch verlieren, was bleibt ihnen übrig? Thatkraft, Reichthum, Macht und Ansehen haben sie nie gehabt.

30.

Die deutsche Geschichte gleicht einem ungebundenen Buche; so beschwerlich und verdrießlich ist sie zu lesen. Man muß oft die Bo-

gen umwenden, verliert den Zusammenhang darüber, und Titel und Register liegen nicht selten in der Mitte versteckt.

31.

Im Weinmonat 1828 enthielt der Hesperus einen Aufsatz: „das Wichtigste der Resultate und Verhandlungen des großherzoglich hessischen Landtags von 1826 bis 1827." Also ein Jahr, anderthalb Jahre nachher. Ein wenig spät, ein wenig spät — schadet aber nichts. In Deutschland kommt nichts zu spät; die deutsche Zeit, ungleich den Postwagen, wartet auf jeden Passagier. Der Aufsatz erscheint in den acht Blättern des Hesperus, die vor mir liegen, nur als Fortsetzung und hat weder Anfang noch Ende. Ein wenig lang, ein wenig lang — schadet aber auch nichts. In Deutschland ist nichts zu lang; je länger, je lieber. Die Einsender langer Abhandlungen kommen unter die Mitarbeiter von der Garde, ihre Artikel bilden die Garde-Literatur der Zeitschriften, und sie erhalten größern Lohn. Aber etwas Anderes schadet, und davon will ich sprechen. Der Titel des Aufsatzes ist nicht zweckmäßig gewählt. Ein eleganter Leser weist die schönste Abhandlung zurück, die sich ihm unter einem so übellautenden Namen meldet. Man muß ihn täuschen, man muß ihn locken. Wer das Wichtigste, also den Geist einer deutschen Stände-Versammlung mittheilt, der ist ein Destillateur, er macht Branntwein; er sollte also seinen Berichten einen wohlschmeckenden Liqueur-Namen geben. Der Darmstädter Destillateur im Hesperus hätte seinen Aufsatz nennen sollen: Extrait d'Ennui, doppelte Langeweile, Darmstädter Wasser, Eau de Hesse, double patience, Esprit de Mirabeau, oder mit sonst einem Namen, der die Zungennerven reizt.

In diesem Landtags-Berichte ist unter Anderem von der Wohnungs-Steuer die Rede, und bei dieser Gelegenheit lesen wir Folgendes: „Sei nun z. B. das reine Einkommen des X aus seinem Grundvermögen = A, und verdanke er seiner sogenannten rein persönlichen Thätigkeit ein weiteres Einkommen = a; sei ferner der rein persönliche Erwerb des Y, der kein Grundvermögen besitzt und kein steuerbares Gewerbe treibt, = 2a, und werde angenommen, daß überhaupt $\frac{1}{b}$ des Gesammt-Einkommens auf die Wohnung verwendet werde: so verwendet X: $\frac{A + a}{b}$ und Y: $\frac{2a}{b}$. Nehme nun

endlich der Staat $\frac{1}{c}$ des Aufwandes für die Wohnung als Steuer in Anspruch, so muß X bezahlen: $\frac{A + a}{bc}$, und Y: $\frac{2a}{bc}$. X versteuert also hier das reine Einkommen aus seinem Grundvermögen noch einmal, und kein Mensch wird behaupten können, daß sich der rein persönliche Erwerb Beider, oder a : 2a, wie ihre Wohnungssteuer oder wie $\frac{A + a}{bc} : \frac{2a}{bc}$ verhalten müsse." — — Mein lieber Herr, ich glaube, Sie wollen uns zum Besten haben. Spricht man so mit den Lesern des Hesperus? Ist das die Art, politische Aufklärung in Deutschland zu verbreiten? Ist das die Art, die Odenwälder Bürger und Bauern mit den Angelegenheiten ihres Landes bekannt zu machen? Kann man denn ohne X und Y, Plus und Minus, dieses Alles nicht eben so deutlich machen? Wie Viele unter den Schoppengästen, die sich jeden Abend bei Herrn Wiener, in der Post und in der Traube in Darmstadt versammeln, gibt es denn, die das verstehen? Wie Viele im deutschen Volke überhaupt? Ich habe den Versuch gemacht. Nord-Deutschland ist bekanntlich viel gebildeter als Süd-Deutschland, und Hannover besitzt ohne Widerspruch die größte politische Aufklärung unter allen deutschen Staaten. Nun, ich, der ich gegenwärtig in Hannover sitze und schreibe, habe vier Copisten abwechsend zu meinem Gebrauche. Es sind die gebildetsten Copisten, die mir je vorgekommen sind, wie es auch nicht anders sein kann; denn der eine ist im Kriegsministerium angestellt, der zweite in der Stände-Versammlung (die man hier Landschreiberei nennt), der dritte bei einem Justizrathe und der vierte in einer Thorstube. Es ist wahr, sie haben beim Abschreiben ihre Eigenheiten. Sie schreiben gewöhniglich statt gewöhnlich; setzen den Punkt nicht über das i, sondern fünf bis acht Buchstaben weiter rechts; geben jeder Königin ein doppeltes n; haben einen unbesiegbaren Eigensinn, y für i zu setzen, c für z und ck statt k. Uebrigens aber sind sie musterhaft und so genau und treu, daß sie aus einem Tintenkleckse, der sich im Manuscripte befindet, einen Gedankenstrich machen, wodurch mancher meiner Sätze ein tiefsinniges Ansehen bekam, das er ursprünglich gar nicht hatte. Diesen vier Copisten gab ich, einem nach dem andern, gegenwärtigen algebraischen Artikel zum Abschreiben; aber keiner konnte damit fertig werden, keiner schrieb ihn so, daß er in der Druckerei verständlich gewesen wäre, und ich war darum genöthigt, ihn selbst zu copiren. Wenn nun sogar vier hannövrische Copisten keine Algebra verstehen, was läßt sich erst

von süddeutschen Bürgern erwarten? Sprechen und schreiben denn die Franzosen in ihren Kammersitzungen, wenn vom Finanzwesen die Rede ist, auf solche algebraische Weise? Warum gehen wir bei ihnen nicht in die Schule, um reden und schreiben zu lernen? Wozu denn hielten wir zwei Male Paris besetzt?

Es flog ein Gänschen über den Rhein,
Und kam als Gans wieder heim.

32.

Der Hofnarr des Kaisers Claudius sagte: man könne die Namen aller guten Fürsten auf einen einzigen Ring schreiben. Der lateinische Geschichtschreiber, der dieses erzählt, spricht dann weiter: „Fragst du, woher solche böse Fürsten kommen, so antworte ich, mein Bester, daß zuvörderst die Ungebundenheit, dann der Ueberfluß, außerdem ruchlose Minister, verabscheuungswürdige Gesellschafter, habsüchtige Verschnittene, dumme und nichtswürdige Höflinge, und was nicht zu läugnen ist, die völlige Unwissenheit in den Staatsgeschäften die Ursachen davon sind. Der Kaiser Diocletian, da er bereits in den Privatstand zurückgetreten war, sagte, wie mir mein Vater erzählt hat: es sei nichts schwerer, als löblich zu regieren. Vier oder fünf Personen vereinigen sich, machen einen Plan, den Regenten zu betrügen, und schreiben ihm sein Verhalten vor. Der in seinem Palaste verschlossene Kaiser ist von der Wahrheit nicht unterrichtet, erfährt nichts weiter, als was ihm diese Leute vorreden, besetzt alle Stellen mit Personen, die man entfernen sollte, und entfernt diejenigen, die man hätte beibehalten sollen. Kurz der beste, vorsichtigste und vortrefflichste Regent wird, wie Diocletian sagt, verrathen und verkauft."

33.

Es ist so etwas Kleines, groß zu sein in unsern Tagen, daß man daran erkennt, wie es mehr der Kampf als die Beute ist, woran sich der Ehrgeiz entzündet. Der Ruhm liegt auf allen Wegen, und keiner der Berechtigten greift darnach.

34.

Vor der Revolution war es am französischen Hofe Sitte, daß gemeinschaftlich mit den königlichen Prinzen ein bürgerliches Kind erzogen wurde, das, so oft der junge Prinz sich verging, statt seiner gezüchtigt wurde. Eine ähnliche bürgerliche Bestimmung hat das deutsche Volk. Wenn die Franzosen, wenn die Spanier und Portugiesen, wenn die Neapolitaner und Piemontesen, wenn die Russen

sich unartig betragen, bekommen die armen deutschen Kinder Ohrfeigen. Es ist gar zu betrübt; wir müssen machen, daß wir groß werden.

35.

Ein redlicher Mann will zwar nur Recht behalten, wenn er Recht hat; doch das Recht haben soll er mit seinem Gewissen und vor Gott ausmachen, aber mit Menschen soll er um das Recht behalten streiten. Diejenigen plebejischen Sachwalter erscheinen mir daher sehr abgeschmackt, die, statt von der Macht, von dem Rechte ihrer Clienten sprechen.

36.

Die Staatsbaumeister glauben, um dem Rauchen ein Ende zu machen, brauche man blos die Schornsteine zu vermauern. Sie thun es, treiben den Rauch zurück, vermehren ihn, werden ärgerlich darüber, und ahnen gar nicht, daß ihre Unwissenheit das Uebel vergrößert.

37.

Herr von Hornthal hat in der bairischen Kammer der Abgeordneten den Antrag gemacht, daß man die bestehenden strengen Verordnungen über die pflichtmäßige Verschwiegenheit der Beamten, als unvereinbar mit einer constitutionellen Regierung, aufheben oder lindern möchte. Das ist ein Wort zu seiner Zeit, aber freilich nur ein Wort, und zu einer langen Rede wäre Stoff genug vorhanden. Wenn irgend eine Regierung geheimnißvoll verfährt, so ist dies das Traurigste nicht — das Traurigste wäre, wenn sie das Bedürfniß fühlte, so zu verfahren. Wenn bestehende und bekannte Gesetze in gegebenen Fällen nach voraus bestimmten Regeln angewendet werden, wozu thäte dann Verschwiegenheit der Beamten Noth? Sollte man nicht vielmehr jede Gelegenheit benutzen, den Bürgern, die sich selten auf den theoretischen Werth der Gesetze verstehen, bei deren Ausübung zu zeigen, wie nützlich sie sind? Wozu jener Hokuspokus und aller sonstiger Schnickschnack, den man in dem Treiben der Beamten so oft begegnet? Ernst soll der Gesetzgeber, streng der Richter, aber der Verwaltungs-Beamte kann nicht heiter, nicht freundlich, nicht zutraulich, nicht offen genug sein. Man muß denjenigen Theil der Regierung, der heilkünstlerisch verfährt und die Schärfe des wundärztlichen Messers wie die Bitterkeit der Arzneien nicht erlassen kann, von demjenigen unterscheiden, der die Lebensordnung der Bürger regelt und sich nur der Hausmittel bedient. Aber in einer deutschen Amtsstube riecht Alles nach der Apotheke. Tritt man hinein, so geschieht von zwei Dingen Eins. Ent-

weder man ist unerfahren, und dann fühlt man sich das Herz wie zugeschnürt über diese ängstliche Stille, diese Grämlichkeit der Beamten und ihr geisterartig hohles und gefühlloses Reden. Oder man kennt die Welt, und dann lächelt man nur allzuviel, weil man nur allzugut weiß, daß diese finstern Götter so unerbittlich nicht sind. In dem einen Falle geht die Liebe, in dem andern die Achtung verloren.

38.

Man sollte denken, wer sich vor keiner Kanonenkugel fürchtet, fürchtet nichts auf der Welt; aber man gewahrt das Gegentheil. Vielen Menschen, Vornehmen wie Geringen, ist ein solcher Aberglauben anerzogen, daß sie zittern vor dem Rauschen eines Blattes, ob sie zwar mit freudigem Muthe in die Schlacht gehen. In der politischen Welt hat diese Schwäche üble Folgen. Nicht an tapfern Feldherren fehlt es manchen Fürsten, aber an diplomatischen Helden, die — nicht zittern vor dem Rauschen eines Blattes.

39.

Es wird keineswegs behauptet, daß in Staaten mit repräsentativen Verfassungen ein ewiger Frühling herrsche. Aber sie haben den Vorzug, daß jedes Jahr der Schnee in ihnen schmilzt, während er sich in unbeschränkten Monarchien zu Gletschern und Lawinen anhäuft, die das unten wohnende Volk immer bedrohen, oft zermalmen.

40.

Leidenschaften der Regierungen zeugen von Schwäche, Leidenschaften des Volks aber zeugen von Stärke.

41.

In der guten alten Zeit, da das ganze große Frankreich nur die Schleppe von Versailles war, und bei der Toilette einer Buhlerin erst über die neue Form der Hauben, dann über das Schicksal von fünfundzwanzig Millionen Menschen entschieden wurde, erhielt der General von R. aus den Händen der Frau Pompadour den Plan zum bevorstehenden Feldzuge, der auf einer Landkarte mit Schönpflästerchen und Schminke bezeichnet war. Die gute alte Zeit!

42.

Regierungen sind Segel, das Volk ist Wind, der Staat ist Schiff, die Zeit ist See.

43.

Denkt euch: ein Arzt untersagt seinem Kranken jede anhaltende Bewegung; sie könnte ihm tödtlich werden, erklärte er. Der Kranke

wäre unfolgsam und ginge eine Meile weit. Was würdet ihr von jenem Arzte sagen, der, um den Fehler wieder gut zu machen, dem Kranken seinen gegangenen Weg wieder zurücklegen ließe? Jetzt denkt euch: ein Volk sei krank, man verbiete ihm die Bewegung; aber es hat sich doch bewegt. Wenn nun, um den Schaden zu verbessern, die Staats-Aerzte dasselbe zu dem Punkte, von dem es ausgegangen, wieder zurückführten, was würdet ihr davon denken? . . . Ist Bewegung schädlich, so ist es jede, sie richte sich vorwärts oder rückwärts, und es bleibt nichts übrig, als das Volk an dem Orte, wo man es eingeholt, ins Bett zu legen, und die Krise abzuwarten.

44.

Die Macht, als sie selbst noch hausmütterlich, die Zeit aber wohlfeil war, lebte von den Zinsen ihres Vermögens, und war glänzend genug. Jetzt aber, weil alle Bedürfnisse der Menschheit so kostspielig geworden, hat die Macht ihr Vermögen auf *Leibrenten* gestellt. Daher scheint es, als hätten ihre Mittel sich vermehrt. Das die erste Hälfte des Geheimnisses! Die andere Hälfte ist: früher wurde durch *Hebel* regiert, jetzt geschieht es durch *Menschenkraft*, und so weiter. Der Leser wird gebeten, den Spuren dieses Gedankens nachzugehen.

45.

Was den Uebergang der alten Zeit in die neue so blutig macht, ist die Enge des Weges, der von jener zu dieser führt. Zwischen Vergangenheit und Zukunft fließt ein breiter Strom, die Gegenwart ist die Brücke darüber. Die Angreifenden und die, welche sich vertheidigen, die Vordringenden und die Fliehenden treiben, drängen und hindern sich darauf. Tausend Schlachtopfer fallen fruchtlos, ohne den Sieg zu beschleunigen, noch die Niederlage zu verzögern. Aber der Mensch muß auch gerecht gegen sich selbst sein, das ist nicht seine Schuld, das Schicksal hat es zu verantworten.

46.

Ein Schüler der Diplomatik hat bekanntlich drei Dinge zu lernen: erstens *französisch sprechen*, zweitens *Nichts sprechen*, und drittens die *Unwahrheit sprechen*. Diesen Künsten verdanken Monarchien ihre Haltung von außen. Man muß daher erstaunen, daß die hohe Pforte stets in gutem Vernehmen mit sämmtlichen Mächten geblieben ist, ob sie zwar von jenen Künsten nichts versteht. Die türkischen Minister reden arabisch, lügen nie und sagen Alles, was sie denken. Es ist so wenig Zartheit in ihrem Benehmen, daß man glauben sollte, sie wohnten tausend Meilen von Pera entfernt.

Als einst ein europäischer Gesandter dem Großvezier bekannt machte, daß sein Fürst über einen andern einen entscheidenden Sieg erfochten hätte, antwortete dieser: „was liegt daran, ob der Hund das Schwein, oder das Schwein den Hund frißt, wenn nur die Angelegenheiten meines Herrn gut stehen.“ Quelle horreur!

47.

Jede Gegenwart ist eine Notherbin der Vergangenheit. Sie kann die Erbschaft weder ausschlagen, noch sub beneficio inventarii antreten! Sie muß sie und zwar ganz übernehmen, mit ihren Schulden und mit ihrer Schuld.

48.

Es wäre nichts leichter, als die alte Zeit wieder herzustellen, man brauchte nur die öffentliche Meinung zu unterdrücken — und Kindern sagt man: Schwalben wären leicht gefangen, man brauche ihnen nur Salz auf den Schwanz zu streuen.

49.

Wer glaubt, er könne die öffentliche Meinung benützen, ohne ihr wieder zu nützen, der betrügt nicht, der wird betrogen. Diese Wirthin läßt den reichen und lustigen Studenten auf Borg zehren und fort zechen — am Ende kommt die Rechnung.

50.

Die Geheimnisse der Politik und die Brabanter Spitzen werden unter der Erde geklöppelt: denn die freie Luft zerrisse das überfeine Gespinnst. Und das Erzeugniß so vieler Tage, so vieler Hände, so vielen Geldes? — Ein Schleier. Und der Gebrauch? — Die Schönheit verliert, was die Häßlichkeit gewinnt. Und der Nutzen? — Ein Windstoß hebt den Schleier auf, und eine einzige Minute zerstört die Täuschung einer langen Woche. Und die Lehre? — Verwebt euren Flachs zu Leinwand für das Volk; die hält Wind und Wetter aus, und kleidet den Bürger wie den König.

51.

Die Mauern Jerichos sind freilich von den Trompeten der Juden eingestürzt; aber es geschehen in unsern Tagen keine Wunder mehr, und ein vernünftiger Mensch sollte sich schämen zu glauben, das Geschrei der Zeitungen könne das gelobte Land der Freiheit eröffnen.

52.

Welche Staats-Verfassung ist die beste? „Diejenige, die am besten verwaltet wird.“ Diese Antwort hat die Schlauheit er-

funden, um über die Nutznießung der Freiheit deren Besitz, und über deren zeitigen Besitz das ewige Recht daran vergessen zu machen. Man könnte eben so gut, nämlich eben so falsch, auf die Frage: Welches Geschöpf ist das vollkommenste in der Reihe der lebendigen Wesen? erwidern: das gesündeste — woraus folgen würde, daß ein gesunder Pudel höher stände, als ein kranker Mensch. Dieses ist aber in dem Grade unwahr, daß sogar ein kranker Weise mehr als ein gesunder Narr ist; denn der Weise kann gesund, der Narr kann aber nie weise werden.

53.

Als Karl der XII. in Bender war, legte ihm sein Günstling und Schatzmeister Gruithusen eine Rechnung von 50,000 Rthlr. vor, die in zwei Linien und folgenden Worten abgefaßt war, „10,000 Rthlr. auf Befehl Sr. Majestät den Schweden und Janitscharen gegeben, und den Rest von mir durchgebracht." Das ist aufrichtig, sagte der König, und so liebe ich, daß mir meine Freunde ihre Rechnungen ablegen. . . . Unsere heutigen Finanz-Minister, die ihre erschreckliche Noth haben, bis sie das Budget durch die Kammern bringen, werden diese Anekdote nicht ohne Seufzen lesen können, und ohne mit nassen Augen auszurufen: ach, die schöne alte Zeit!

54.

Aufmerksamen Lesern der französischen politischen Blätter wird es nicht entgangen sein, daß die Aristokraten, sowol auf der Redner-Bühne, als in ihren schriftstellerischen Mittheilungen, immer nur von Freiheiten sprechen, und nie das Wort Freiheit gebrauchen. Hier ist Mehr Weniger. Der Unterschied zwischen Freiheit und Freiheiten ist so groß, als zwischen Gott und Göttern. Wie die wahre kirchliche Religion besteht in der Erkennung eines einigen Gottes, so besteht die wahre politische Religion in der Erkennung einer einigen Freiheit. Ein Volk kann Freiheit haben ohne Freiheiten, und Freiheiten ohne Freiheit. Das französische Volk ist in dem erstern Falle, es besitzt rechtlich den Boden, aus welchem die Freiheiten entsprießen — die Charte; aber es genießt deren Früchte nicht, wenn sie ihm durch Exceptionsgesetze und andere Staatsstreiche entzogen werden. Beispiele von Freiheiten ohne Freiheit finden sich in solchen europäischen Ländern, die autokratisch regiert werden und keine Verfassung haben. Wenn zu wählen ist, ist Freiheit ohne Freiheiten besser, als umgekehrt. Im Besitze des Bodens ist es leichter, sich gegen den Raub der Früchte zu vertheidigen, als bei der Nutznießung der Früchte den Boden wieder zu erobern. Die Aristokraten möchten durch Bewilligung von Freiheiten das französische Volk einschläfern und es

würde ihnen auch gelingen, wenn nur ihr Opium auf fünfzig Jahre ausreichte. Es wäre hier dasselbe Verhältniß wie mit Staatsgläubigern, die, so lange ihnen die Zinsen richtig ausbezahlt werden, nicht an ihr Recht auf das Kapital denken. Auf der andern Seite suchen die liberalen Redner und Schriftsteller das Wort Legitimität zu umgehen, und gebrauchen dafür Legalität. Auch zwischen diesen beiden Worten ist der Unterschied sehr groß. Legitimität bezeichnet die Herrschermacht, welche über die Gesetze erhaben ist, Legalität das Herrscherrecht, welches den Gesetzen unterliegt.

55.

Bei jeder Ministerialherrschaft (in der Kanzleisprache absolute Monarchie genannt) ist es Grundsatz und muß es Grundsatz sein, die Mißbräuche der Verwaltungsbeamten mit weniger Strenge zu untersuchen und zu bestrafen. Eine Regierung solcher Art steht dem Volke stets kriegerisch gegenüber, und wie ein General im Feldlager den Ausschweifungen der Soldaten, wenn sie nicht den Dienst betreffen, nachsieht, um ihnen Liebe für ihr Handwerk einzuflößen, so finden die Beamten aus gleichem Grunde Gelindigkeit für ihr Vergehen. Nur die Insubordination der Beamten wird bestraft. Man nehme jeden beliebigen Staat, wo keine Volksrepräsentation stattfindet, und gehe einen Zeitraum durch, so lange als man will, und dann berechne man wie viele Staatsdiener wegen Mißbrauch der Gewalt bestraft worden sind, und ob sie nicht immer, wenn sie ja Absetzung oder eine Strafe betroffen, sich diese wegen Subordinations-Vergehen zugezogen hatten.

56.

Lange Zeit haben sie sich für mächtige Zauberer gehalten, die Wind und Wetter machen können nach Belieben. Nun, da das finstere Ungewitter heraufgezogen wider ihren Willen, haben sie zwar ihre Freudigkeit, aber nicht ihre Zuversicht verloren. Sie nehmen sich vor, den Sturm eine Rossinische Arie singen, die Blitze symmetrisch als chinesische Feuerwerke leuchten, und den Donner im Takte rollen zu lassen. Auch der verschlagenste Dieb kann aus seiner Verborgenheit gezogen werden, er halte sich versteckt in dichten Wäldern, in unterirdischen Höhlen, oder in dem finstern Winkel eines Hauses. Aber den Hochmuth aus den Schlupfwinkeln eines menschlichen Herzens zu vertreiben, dazu ist selbst die himmlische Polizei nicht schlau genug.

57.

Die Menschen würden nach jeder neuen Erfahrurg, die ihnen die Geschichte darbietet, weiser werden, wenn sie sie unentgeldlich be-

nutzen könnten. Weil sie aber dafür zahlen müssen, benutzen sie sie nicht; denn das Schicksal warnt wie die Buchhändler: „beschmutzte und aufgeschnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen."

58.

Wenn, wie es in Deutschland oft geschieht, Gesetze in der Sprache von Befehlen abgefaßt werden, gewöhnt man die Bürger daran, Gesetze als blose Befehle anzusehen, denen man folgt, nicht weil man sie ehrt, sondern weil man sie fürchtet.

59.

Nie wurde die Wissenschaft in Deutschland von den Großen so sehr verehrt, als jetzt. Ich rede ernst, wenn ich das sage; aber es ist ein Jammer mit den Deutschen, daß sie, weil keinen Spaß, auch keinen Ernst verstehen. Es war eine Zeit, da hätte man jeden, selbst eines Majestätsverbrechens überwiesenen akademischen Lehrer (so lange nur criminalistische Förmlichkeiten nicht hinderten) ruhig fortlehren lassen, bis zur Stunde der Hinrichtung. So sehr war das Leben getrennt von der Wissenschaft, daß man die öffentliche Rede auch eines Verbrechers nicht fürchtete. Fällt aber jetzt nur der leiseste Verdacht auf die polizeigemäße Denkungsart eines Professors, so werden gleich seine Vorlesungen eingestellt. Ist das nicht Ehrfurcht vor der Wissenschaft? Das ist Furcht vielleicht, aber sie führt zur Ehrfurcht. Die Bessern unter den Großen liebten vormals die Wissenschaft, aber sie liebten sie, wie man ein Spiel, ein Kind, ein Mädchen liebt, sie achteten sie nicht. Jetzt ist es besser. Man soll zittern vor ihr; denn der Geist sei König der Welt, und das Recht sein Schwert.

60.

Constitutionen, wenn sie dauerhaft sein sollen, müssen fresco gemalt werden. Andere sagen das Gegentheil. Wir wollen sehen, wer Recht behält.

61.

Der ächte Deutsche wird verlegen, wenn man ihn über einem witzigen Einfall ertappt; keuschen Geistes erröthet er bei den buhlerischen Küssen der Phantasie.

62.

Frau von Staël sagt: „Es gibt Zeiten, wo das Schicksal der Menschheit von einem einzigen Manne abhängt, und das sind unglückliche Zeiten; denn nichts ist dauerhaft, als was durch die Mitwirkung Aller geschieht." Das mögen jene sich merken, die das Heil

der Welt von einem politischen Messias erwarten. Völker sterben nicht, sie haben Zeit übrig, krank zu sein, und darum ist es besser, sie leiden etwas länger, als daß sie ihre Heilung einem Einzelnen verdanken. Das ist der gefährlichste Tyrann, der sich auch die Herzen unterwirft. Hätte August wie Tiber regiert, wäre die römische Freiheit nicht untergegangen. Fürsten, die größer waren als ihre Zeitgenossen, haben noch immer der Nachwelt Jammer vorbereitet; Friedrich der Große hat die Schlacht von Jena verloren. Auch haben in Demokratien die Völker immer eingesehen, daß sie eine Wohlthat, die sie einem großen Mitbürger verdankten, sich nur durch Undank gegen den Wohlthäter sichern konnten. Die Riegos aller Zeiten sind noch immer geopfert worden.

63.

Die Staatsmänner schreiben ihre Erfahrungen mit Bleistift auf Pergament-Tafeln, und ist das Blatt voll, löschen sie die Bemerkungen wieder aus, um für neue wieder Platz zu gewinnen. Daher sind sie oft klüger, als gestern, aber niemals klüger, als vorgestern.

64.

Philidor konnte sechs Schachpartien zugleich spielen, und er gewann sie alle. Doch das waren hölzerne Figuren, die stille stehen, bis man sie bewegt. Wer aber mit Menschen spielt, verliert gewiß, wenn er mehrere Spiele gleichzeitig verfolgt.

65.

„Wann wird Ihre Frau entbunden?“ fragte Ludwig XIV. einen Hofmann. „Quand il plaira à votre majesté,“ antwortete dieser mit tiefer Verbeugung... So schmeichelt man noch heute den Fürsten, sie könnten die Stunde bestimmen, in welcher die Zeit ins Kindbett kommen soll.

66.

Es könnte eine zweite Sündflut über die Erde kommen, was würde sie nützen? Die Thoren und die Bösen würden untergehen, aber Thorheit und Bosheit würden bleiben. Die Vorsehung ist barmherzig, sie sorgt für eine rettende Noahs-Arche, und läßt keine Gattung auch des niedrigen Gewürms verderben.

67.

Der süße Brei ist aufgegessen ... jetzt balgen sie sich um die Schärre ... darüber zerbrechen sie den Topf ... dann gibt es keinen Brei und keine Schärre mehr ... dann schlagen sie sich auch nicht mehr.

68.

Die Fürsten hätten sich und ihren Völkern viel Unglück ersparen können, wenn sie die Hofnarren nicht abgeschafft hätten. Seit die Wahrheit nicht mehr sprechen darf, handelt sie.

69.

Heringe oder Sardellen — das ist der ganze Unterschied zwischen Sonst und Jetzt. Gesalzen sind sie immer noch, und werden es immer bleiben.

70.

Sie haben keine Preßfreiheit, weil sie glauben, der Wind drehe sich nach der Wetterfahne.

71.

Man kann nie genug bewundern, mit welcher Schlauheit das Schicksal die Schwächen, Eitelkeiten und Leidenschaften der Menschen benutzt, um seine Zwecke zu erreichen. Dieses ist so klar geworden, daß man sich freuen muß, wenn der Unverstand oder der böse Wille einflußreicher Menschen hervortritt; denn das ist ein untrügliches Zeichen, daß das Wünschenswerthe sich seiner Erfüllung naht.

72.

Auf der Weltbühne ist das Schicksal der Souffleur, der das Stück ruhig und leise abliest, ohne Geberden, ohne Declamation, und ganz unbekümmert, ob es ein Lustspiel oder ein Trauerspiel ist. Das Zappeln, das Schreien und Uebriges thun die Menschen hinzu.

73.

Wenn es wahr ist, daß der Bandwurm sich erneuert, so lange der Kopf besteht, dann bleibt den Völkern nur die traurige Wahl zwischen Verbrechen und Krankheit. Darum bedenkt euren Vortheil, die Tugend des Volkes und die Ruhe der Welt — seit nicht länger der Kopf des Bandwurms.

74.

Gewisse Leute leben, als wüßten sie, daß sie am andern Morgen gehängt werden. Auch sind sie wirklich verurtheilt, nur daß die Tage des Schicksals keine Sonnentage sind. Darum wollen wir ihrer letzten Mahlzeit, so theuer sie uns auch zu stehen kommt, mit Vergnügen zusehen, ihr Appetit sei unser Trost.

75.

Die Schreiber-Regenten. — Es geht drunter und drüber in unsern Staaten her, weil die Beamten nicht verstehen, auf das

Volk zu wirken. Sie schlagen darauf los, und das nennen sie verwalten. Verstimmen ist leicht, aber stimmen kann nicht jeder. Und wie sollte es anders sein? Schuster, Schneider, Schlosser, müssen in Deutschland einen großen Theil ihres Lebens in der Lehre stehen und wandern, bis ihnen verstattet wird, ihr Handwerk auszuüben; Bierbrauer und Faßbinder lernen, der Himmel weiß wie viele Jahre, an einer einzigen Suppe kochen, an einem einzigen Gefäße schnitzen, und das Regieren, denkt man, sei eine angeborene Fähigkeit. Oder etwa das Studiren auf der Universität bilde den Beamten? Regieren ist eine Kunst, keine Wissenschaft, und ein Schneiderjunge, der lesen und schreiben gelernt hat, versteht darum noch keinen Rock zu machen. Das Regieren von ehemals steht von dem gegenwärtigen so weit ab, wie die Schifffahrt auf Strömen von der auf dem Meere. Unsere Beamten sind Ruderknechte, sie verstehen die Segel, den Compaß, das Steuerruder nicht zu gebrauchen, und die Vornehmen in der Cajüte verstehen es auch nicht. Sie wissen nichts von Sandbänken und Klippen und Meeresstille. Sie haben ein paar Bretzeln, die hinreichen, nach Offenbach oder Niederrad, aber nicht Mundvorrath genug für große Seereisen. Der öffentlichen Meinung zu gefallen, und sie zu leiten, das ist freilich schwerer, als dem S. T. Herrn Vorgesetzten einen unerträglichen Bückling zu machen, und ihn bei seinen Launen zu führen. Das lernt sich nur aus der Erfahrung, aus der großen Welt- und Völkergeschichte, nicht aus dem albernen Knigge und dem eiteln Chesterfield. Man besuche nur ein Collegium oder ein Bureau; wie das höflich ist, wie das einander kennt, wie das pfiffig aussieht, wie sich das wechselseitig forthilft, wie das decretirt, tabellirt, controlirt und cabalirt! Der Director ist ihnen Fürst, Staat, Volk, Himmel und Erde, Engel oder Teufel. Das geht in seidnen Strümpfen auf schön gebahntem Wege, von einem Protocolle zum andern, von einem Decrete zum andern, von einer Weisung, von einer Rechnung zur andern. Steckbriefe schreiben, die Schatzung einnehmen, eine Schildgerechtigkeit ertheilen oder abschlagen, einen bettelnden Handwerksburschen ins Loch stecken, einen Wirth bestrafen, der Abends nach zehn Uhr noch einem Bürger den Durst gelöscht, eine Hure auspeitschen, das sind freilich leichte Sachen. Aber jetzt sind Staatsverbrecher zu verfolgen, Schuldentilgungen von tausend Millionen anzuordnen, die Rechte der Völker zu bestimmen, Millionen Bettler zu befriedigen, berauschte Länder in Achtung zu erhalten, und zu diesem Allen ist euer Concept- und Stempelpapier viel zu klein. Geht nach Paris, da ist eure Universität; leset den alten Moniteur, das ist euer Corpus Juris; hört die

Deputirten-Kammer, das ist euer Prakticum: und dann laßt euch den Doctorhut geben, kehrt zurück, heirathet und regiert.

76.

Karamsins Geschichte des russischen Reichs. — Könnte man ein Buch, das ganz aus Titelblättern besteht, anders lesen, als mit Unwillen oder Ueberdruß? Aber Könige sind nur die Titelblätter der Geschichtsbücher ihrer Völker. Darum durchwandert man gleichgiltig die dürren Haiden der neuen europäischen Geschichten, wo weder Schatten noch Obdach, noch labende Herberge den müden Forscher stärkt. Sie sind nichts als Flurbücher, worin die Staaten mit dem Maßstabe der Besteuerung nach Länge und Breite abgemessen, und Völker wie Grundstücke nach jedem Kaufe, Tausche und Todesfalle neu ab- und zugeschrieben werden. Wer flüchtete nicht froh in eine andere Weltgegend, wo nicht ein schwacher Stab als schlauer Hebel der Stärke gebietet, sondern der schwächere Geist dem mächtigeren gehorcht? Wer stiege nicht gern hinauf zu einer älteren Zeit, da noch die Menschengeschichte frisch aus der Quelle der Natur floß, da die Völkerströmungen sich ihr selbst gewähltes Bett gruben und unbekümmert um Herkommen und Federsatzungen ihren angetretenen Weg fortsetzten? ..... Das Alles finden wir in der russischen Geschichte.

Dieses und das Weitere könnte in klaren verständlichen Worten dargethan werden; aber wir Sünder werden genöthigt, uns die heilige Sprache der Propheten anzumaßen, und wie Ezechiel in Bildern zu reden. Das russische Reich, ein Mann, wenn man es mit seinen Gespielen vergleicht, aber da die Dauer des Wachsthums die Dauer der Kindheit bestimmt, noch ein Kind — hat, wie Herkules, schon in der Wiege, die Europa umschnürende Riesenschlange zerdrückt. Was es auch noch werden möge, genug, es ist im Werden und in Europa das einzige aufsteigende Licht. Wie man auch gesinnt sei, geneigt oder abgewendet, hoffend oder fürchtend, nur gleichgiltig sollte man nicht sein, man sollte stets, selbst mit Verlust des nöthigen Schlafes, die Augen offen halten, und sich nicht einlullen lassen von denen, die ungleich den Anwohnern des Vesuvs ruhig sind, weil der Berg nicht raucht. Wenn die Pest im Lande, freut man sich des rettenden Winters, und bezahlt gern das Leben mit der Freundlichkeit des Lebens. Es hat der Menschheit nie an einem kehrenden Herkules gefehlt, so oft ihre Augias-Ställe überfüllt waren.

Schon das ist ein Zeichen von der Größe eines Volkes, wenn

es in seiner Mitte einen großen Geschichtschreiber findet; denn jeder Künstler, auch wenn er verschönt, kann doch nur an einer schönen Wirklichkeit sich begeistern. Karamsins Geschichte des russischen Reichs ist ein Meisterwerk, das seines Gegenstandes würdig ist. Die Anordnung ist zweckmäßig, klar und verständlich. Die verwickelten Massen von Gebieten und Völkern, aus denen sich das ungeheure Reich nach und nach zusammengebildet, sind mit vieler Kunst gesondert und je nach ihrer Bedeutung mehr oder weniger beleuchtet. Der Styl ist edel, kräftig und wo es geschehen durfte, malerisch. An herrlichen Betrachtungen fehlt es nicht, aber sie folgen alle den Ereignissen wie freiwillig nach, und werden nicht von dem Verfasser als pomphafte Begleitung mitgegeben. Ohne Religion und Vaterlandsliebe, wo es die Wahrheit gilt, hat Karamsin die Verbrechen und Niederlagen seines Volkes, zwar minder froh, aber nicht minder aufrichtig erzählt, als dessen Siege und Tugenden. Angenehm überraschend ist die Offenheit, mit welcher er warm und beifällig gewisse Grundsätze aussprach — und also aussprechen durfte — von deren Aufnahme ins Leben Rußland noch so weit entfernt ist, weniger weil es der Regierung an Freisinnigkeit, als weil es dem Volke an Sinn für Freiheit mangelt. Es wird überall gezeigt, wie sich die Herrschaft der Sterblichen irdisch gebildet habe, und nicht, wie man zu glauben befiehlt, als Unsterbliche von dem Himmel herabgestiegen sei. „Der russischen Geschichte Beginn stellt uns ein bewundernswürdiges, in den Annalen vielleicht *beispielloses* Ereigniß dar. Die Slaven vernichten freiwillig ihre alte Volksregierung und verlangen Herren von den Warägern, ihren Feinden. *Ueberall führte das Schwert der Starken oder die Verschlagenheit der Ehrgeizigen die Herrschermacht ein (denn die Völker wollten Gesetze, fürchteten aber den Verlust der Freiheit)*: in Rußland wurde diese mit der allgemeinen *Zusammenstimmung* der Bürger gegründet. . . . . ."

77.

Deutsche Demuth. — Als der König von Preußen in Paris war, hatte die Gazette de France von ihm erzählt, er *habe die Ehre gehabt*, mit dem Könige von Frankreich zu Mittag zu essen. Eine deutsche Zeitung keifte etwas über solche leichtfertige unumständliche Rede. „So spricht eine Zeitung der civilisirtesten Nation in Europa von ihren Gästen!" rief sie aus. Daß das kleine Herz zum Zorne sich bewegte, war schön, nur verfehlte es das rechte Ziel. Mit den Deutschen laßt uns schmollen, daß sie nicht zu sein wagen,

wie jene. Wenn auch ja einmal das Maß der Ehrfurcht, das ein freies unabhängiges Volk einem fremden Fürsten schuldig ist, nicht gehörig beachtet worden, was ist tadelnswerther, die Verkürzung oder Ueberschreitung jenes Maßes? Liegt nicht etwas Großes darin, daß Frankreich einen König, dessen siegreiche Fahnen noch innerhalb des Landes wehen, zu liebkosen verschmäht? Hätte, als Napoleon zu den Zeiten seines Glanzes die Staaten seiner Bundesfreunde durchreiste, der Zeitungsschreiber irgend einer Residenz zu sagen gewagt: der Kaiser von Frankreich habe die Ehre gehabt mit dem Könige zu speisen, beim Himmel! alle deutschen Höfe wären blaß geworden, und man hätte, um Gott zu versöhnen, einen allgemeinen Bet- und Bußtag im Lande ausgeschrieben. Also die Preußen, die wären eine „civilisirte Nation“, weil sie 1806 am Abende des Einzugs Napoleons in Berlin die Stadt aufs Prächtigste beleuchtet hatten? (Die Nachwelt wird dieses als ein Ammenmärchen belächeln!) Also die Deutschen wären „civilisirter“ als die Franzosen, weil sie, wenn es dem Könige von Frankreich gelüstete, von Paris nach Petersburg zu reisen, mit der Superlativität der Unterthänigkeit von ihm sprechen, und weil ihre Tagesblätter ein genaues Register darüber führen würden, wo Allerhöchstdieselben jede Nacht zu schlafen, um wie viel Uhr ins Bett zu steigen geruht haben, und wie viel Pferde auf jeder Station von der Seine bis an die Newa zu Allerhöchstderen Dienste gebraucht worden wären? Ein Volk, das fremden Herrschern nicht geringere Ehrfurcht als seinen eigenen bezeigt, verräth hierdurch, daß es in seinem Fürsten nicht den Vater des Vaterlandes liebe, sondern nur die Fürstlichkeit in ihm abergläubisch fürchte. Es gibt deutsche Blätter, die nie von dem Vielen, was in englischen Hochherziges und Herrliches enthalten ist, auch nur ein einziges Wort mittheilen, aber von den Schmerzen und Erleichterungen der jetzt verstorbenen Königin von England. uns Monate lang täglich die genauesten Berichte lieferten. Es gibt deutsche Blätter, die vierzehn hinter einander folgende Tage von einer todten Prinzessin und von den Lichtern sprechen, die bei ihrer Bahre gebrannt und wie viel Ellen schwarzes Tuch zum Trauerbehänge verbraucht worden; aber von den leuchtenden großen Gedanken, die durch die französische Deputirtenkammer blitzen und gewittergleich ganz Frankreich erfrischen, mäuschenstille schweigen. Es gibt deutsche Blätter, die von jeder Feuersbrunst in Konstantinopel so genaue Nachrichten haben, als hätten deren Herausgeber dabei die Spritzen geleitet, aber den Rauch in ihrem eigenen Vaterlande niemals wahrnehmen. Das deutsche Volk schmieget und windet sich, als wäre es der Hofmarschall Kalb

bei allen Fürsten Europa's. Es ist ein gemeines Wesen unter uns, aber kein Gemeinwesen.

78.

Der heilige Bund. — Der Fürst von Leyen hat zu Aachen eine Denkschrift eingereicht, in welcher er eine Entschädigung für seine verlornen landesherrlichen Einkünfte anspricht. Er ruft darin die Monarchen als Stifter und Beförderer des heiligen Bundes auf, welcher wolle, daß der Glaube an Recht und Gerechtigkeit die Herzen der ganzen Christenheit belebe, daß der rohen Gewalt Mißbrauch gegen Schwächere aufhöre und die Gerechtigkeit allein herrsche. Man kann vor der Tiefe des heiligen Bundes voller Ehrfurcht und Bewunderung sinnend stehen; aber ein menschenfreundliches besorgtes Herz läßt sich dennoch von der Furcht überschleichen, wie leicht ein einziger Fehltritt, eine schmale fußbreite Abweichung von der wahren Deutung der Uebereinkunft, Staaten und Völker in einen jammervollen Abgrund stürzen könne. Bliebe die Auslegung des Vertrages immer den Fürsten, die ihn geschlossen, allein überlassen, dann wäre nichts zu fürchten, als deren Sterblichkeit. Aber den ungetreuen Dolmetschern ihres Willens hat man endlich mißtrauen gelernt. Die Zukunft wird es lehren, welche Dinge nicht alle, im Namen des heiligen Bündnisses, gefordert, bewilligt oder versagt werden. Keiner, auch noch so voll des billigen Argwohns gegen die Versprechungen irdischer Machthaber, verkennt das schöne Feuer, das in dem Gemüthe Alexanders lodert und was die Menschheit läutern würde, wäre dieser Fürst nicht einige Jahrhunderte zu früh geboren. Warum ließ er geschehen, daß die stille reine Quelle seines frommen Herzens zu einem Strome fortgerissen worden, der nun alle europäische Höfe durchfließt, wo auch das klarste Wasser getrübt werden muß, weil es dort nicht zur Stillung des Durstes gebraucht, sondern nur als eine schnellere Straße, die zu selbstsüchtigem Ziele führt, befahren wird? Warum wurden so viele Regierungen zum Beitritte des heiligen Bundes zugelassen? Alexanders einsames Beispiel hätte der Welt mehr gefruchtet, als der lärmende Troß seiner Glaubensheuchler.

Bedarf die Tugend eines Bundes? Sie verträgt ihn nicht einmal. Worin aber bestehen die Grundsätze, von welchen der Fürst v. Leyen Ersatz für seine verlorne jährliche Rente erwartet? Welche Gerechtigkeit ist es, wozu die Theilnehmer des heiligen Bündnisses sich verpflichteten? Die himmlische kann es nicht sein, denn die Verwaltung dieser wird kein schwacher Mensch zu übernehmen sich

erkühnen. Die göttliche Gerechtigkeit ist es nicht, denn diese, die ausgleichende, zerstört, um zu schaffen, nimmt, um zu geben, raubt, um zu bezahlen. Die menschliche, welche nichts vermag, als den Besitz zu heiligen und das Bestehende zu schonen, ist's, die man anzugeloben den Willen gehabt haben konnte. Aber diese Gerechtigkeit, wenn sie weiter als über die Verhältnisse der Einzelnen, wenn sie über die der Völker und Staaten sich erstreckt, ist unheilbringender, als die schnödeste Willkür. Sie hält die Staaten in ihrer Entwickelung auf, sie zertritt die jungen Keime der bürgerlichen Freiheit und schmiedet das Schicksal unsterblicher Völker an vergängliche Fürstengeschlechter fest. — Der heilige Bund ist ein goldener Becher, der gemeinschaftliches Eigenthum aller europäischen Regierungen ist, und den jeder Berechtigte, sobald ihn durstet, mit dem Getränke, nach welchem ihn gelüstet, anfüllen wird. Es bedarf der vielen Worte nicht, das Urtheil ist ihm längst gesprochen: die zwei einzigen freien Staaten der Welt, England und Nordamerika, sind ihm nicht beigetreten.

79.

Ein ehrlicher Mann, der in sogenannte Welthändel verwickelt ist, verfällt oft in Gewissens-Zweifel, ob er denn wirklich ehrlich verfahre oder nicht. Denn da man sein Gesicht für eine Maske hält, wird er an sich selbst irre, und weiß endlich nicht mehr, ob er die Leute, oder ob die Leute sich nur in ihm betrogen.

80.

Die heutigen Menschen, in der kleinen wie in der großen Welt, sind über ihren eigenen und wechselseitigen Vortheil so aufgeklärt, daß sie sich einander nicht mehr täuschen können. Wenn es daher nicht aus alter Gewohnheit geschieht, ist es ganz unerklärlich, warum man noch lügt, oder sich verstellt. Die einzige Art zu betrügen, die zuweilen noch Erfolg hat, ist — offenherzig zu sein.

81.

Es gibt immer noch wohlthätige Menschen, und wer einmal so glücklich ist, unglücklich zu werden, dem wird geholfen. Früher freilich nicht.

82.

Vernunft verhält sich zum Verstande, wie ein Kochbuch zu einer Pastete.

83.

„Alles für, nichts durch das Volk" — sagen die Schlauen Das heißt ins Aufrichtige übersetzt: nicht an Geld und Gute ist uns

gelegen, sondern nur daran, daß wir herrschen. Wer aber ist der gefährlichste Feind der bürgerlichen Freiheit? Nicht der niedrige Mensch, der nur nach Reichthum und sinnlichen Genüssen strebt; denn dieser läßt sich abfinden, und hat die Macht sich zum Volke gewendet, bettelt er auf dem Markte, wie er früher in den Palästen gebettelt. Der gefährlichste Feind der Freiheit ist der herrschsüchtige; denn selbst das Gute thut er nur mit Willkür. Nicht Mirabeau, ein Lüstling und ein bestechlicher Mensch, sondern Robespierre, der den Reichthum verachtete, ward der Tyrann seines Vaterlandes.

84.

Schon manches dunkle Räthsel der Geschichte haben Zeit und Forschung gelöst; aber die Geduld, die Langmuth der Völker wird ewig unbegreiflich bleiben. Unter Ludwig XV. ward ein Montmorency des Mordes überführt und zur Strafe durch eine Lettre de Cachet auf einige Zeit in die Bastille gesetzt. Sein Bedienter aber, als Mitschuldiger verdächtig, ward aufs Rad geflochten. Und zwischen dieser schrecklichen Willkür und der Revolution verflossen noch mehr als fünfzig Jahre!

85.

Vor der Revolution gab es in Frankreich nach der Berechnung eines der zuverlässigsten Schriftsteller, und um seine eigenen Ausdrücke zu gebrauchen: „sieben Millionen Menschen, die Almosen verlangten und zwölf Millionen Menschen, die nicht im Stande waren, Almosen zu geben.“ Jetzt ist der Wohlstand über das ganze Land verbreitet, durch alle Stände des Volks vertheilt; es gibt keine Bettler mehr..... Man nenne uns den Staat, wo eine so glückliche Verwandlung octroyirt worden ist.

86.

Wenn man das Treiben der französischen Ultras sieht, glaubt man an das Wunder: daß der heilige Dionysius, nachdem er enthauptet worden, seinen Kopf unter den Arm genommen, und damit spazieren gegangen sei.

87.

Bei dem Einmarsche der königlich spanischen Truppen in Valencia im Jahre 1812, unter General Wittingham, wurde aller Orten angeheftet und ausgetrommelt: die von Süchet eingeführte Polizei höre gänzlich auf. Das Volk war außer sich vor Freude, wobei es immer rief: „Nun sind wir wieder, wie vor diesem, sicher auf der Straße und in unsern Häusern; es gibt keine Polizei mehr.“

88.

Seitdem das Wunderbare vor unsern Augen sich erfüllt hat, haben wir alle Berechnung für das Natürliche verloren.

89.

Man heilt Leidenschaften nicht durch Verstand, sondern nur durch andere Leidenschaften.

90.

Die Weiber haben Launen, weil sie zu gut sind, das Böse nach Grundsätzen, und zu schwach, das Gute mit Dauer zu üben.

91.

Eitelkeit ist die sicherste Wächterin der öffentlichen Ruhe. Sie ist die Omphale des Ehrgeizes und legt ihm Rosenketten an. Wer am Schimmer des Goldes seine Freude findet, wird das Eisen nicht achten, und im Tanzschritte ist noch Keiner auf den Thron gestiegen.

92.

Die wahre feine Lebensart, welche mehr thut, als mit Blitzesschnelle eine gefallene Stricknadel aufheben, entspringt entweder aus der Tiefe des Geistes, oder aus der Fülle des Herzens, und weder der Tanzmeister lehrt sie, noch Chesterfield.

93.

Beschränkten Menschen ist es eigen, daß sie die wenigen Ideen, die in dem engen Kreise ihrer Fassungskraft liegen, mit einer Klarheit ergreifen, die uns in der Schätzung ihres Geistes oft irre macht. Sie sind wie Bettler, die das Gepräge und die Jahreszahl jedes ihrer Kreuzer kennen.

94.

Die Fürsten sehen immer noch nicht ein, daß die Polizei ihre gefährlichste Feindin, ja die einzige revolutionäre Macht ist, die sie zu fürchten haben. Sind wirklich Uebel vorhanden, so werden sie von der plumpen und abgeschmackten Quacksalberei jener Staatsgewalt nur verschlimmert. Ist das Volk krank, so gebt ihm frische Luft und freie Bewegung, vertraut es aber nicht den ungeschickten Händen eitler, thörichter und pflichtvergessener Pfuscher an.

95.

Carneades hielt zu Rom öffentlich zwei Reden, die eine für, die andere wider die Gerechtigkeit, und — ward 90 Jahre alt. Hufeland hat es in seiner Makrobiotik zu bemerken vergessen, daß man, um alt zu werden, keine Grundsätze haben dürfe.

96.

Juden in der freien Stadt Frankfurt. — Europa und Amerika müssen ganz den Verstand verloren haben, daß sie sich seit Jahren mit den spanischen Colonien, den Cortes, der französischen Deputirtenkammer, den englischen Radikalen und anderen dergleichen elenden, gesetzter Männer unwürdigen Klatschereien beschäftigen, und die wichtigste Sache der Menschheit, nämlich die Frankfurter Judenschaft, darüber aus dem Sinne verlieren. Die Schwachköpfe beider Welttheile bilden sich ein, der Brand von Moskau, die Leipziger Schlacht, der Sturz Napoleons und die Million Menschen, welche der Befreiungskrieg hingerafft — alle diese schrecklichen Dinge wären zu ihrer Unterhaltung geschehen, und den großen Zweck, welchen die Vorsehung dabei hatte, nämlich die Vertreibung besagter Judenschaft von der Schnurgasse zu Frankfurt, davon ahnen sie nichts. Stein in seiner sehr genauen Geographie sagt, es wohnten 10,000 Juden in Frankfurt, ob zwar keine 4000 dort wohnen. Allein er sagt dieses metaphorisch, da sie so viel Lärm verursachen, als 10,000. Ehemals wohnten sie in einer eigenen Gasse, und dieser Fleck war bestimmt der bevölkertste auf der ganzen Erde, Malta nicht ausgenommen. Sie erfreuten sich der zärtlichsten Sorgfalt ihrer Regierung. Sonntags durften sie ihre Gasse nicht verlassen, damit sie von Betrunkenen keine Schläge bekämen. Vor dem 25. Jahre durften sie nicht heirathen, damit ihre Kinder stark und gesund würden. An Feiertagen durften sie erst um 6 Uhr Abends zum Thore hinausgehen, daß die allzugroße Sonnenhitze ihnen nicht schade. Die öffentlichen Spaziergänge außerhalb der Stadt waren ihnen untersagt, man nöthigte sie, ins Feld zu wandern, um ihren Sinn für Landwirthschaft zu erwecken. Ging ein Jude über die Straße und ein Christ rief ihm zu: Mach Mores Jud, so mußte er seinen Hut abziehen; durch diese höfliche Aufmerksamkeit sollte die Liebe zwischen beiden Religionsparteien befestigt werden. Mehrere Straßen der Stadt, die ein schlechtes unbequemes Pflaster hatten, durften sie niemals betreten. Der Handel mit Materialwaaren war ihnen verboten. Bediente durften sie nicht halten, denn dieses ist ein Verbrechen gegen die Grammatik, sondern nur Knechte, und als einst ein Actuar im Taumel des Sonntags einem Juden das Wort Bedienter in den Reisepaß gesetzt hatte, und dieser bereits abgereist war, schickte ihm der regierende Bürgermeister einen Husaren nach, der ihn zurück holen mußte, worauf im Passe das Wort Bedienter ausgestrichen und dafür Knecht geschrieben wurde. Noch viele andere Vorrechte genossen die Frankfurter Juden und üben sie

heute noch aus. Mehrere wichtige Plätze der Stadt, wie die Post, die neuen Kräme, die Börse halten sie militärisch besetzt, und es darf kein Christ ohne ihre Erlaubniß durchgehen. Es ist ihnen verstattet, jeden Fremden oder Einheimischen, der an ihren Waarenläden vorübergeht, so lange an den Kleidern festzuhalten, bis er ihnen etwas Beträchtliches abkauft. Sie dürfen ihre Todten in den ersten 24 Stunden beerdigen, die Christen müssen drei Tage damit warten. Letztere werden in das wöchentlich erscheinende Geburts- und Sterberegister nur dann hineingesetzt, wenn sie wirklich geboren werden oder sterben, die Juden hingegen sogar auch dann, wenn dieses nicht geschieht; denn es wird im Intelligenz-Blatte ausdrücklich bemerkt, von der israelitischen Gemeinde sei in dieser Woche Niemand gestorben, Niemand geboren worden, damit sich Jedermann erfreue, nämlich an Ersterem.

Mit allen diesen Auszeichnungen noch nicht zufrieden, hatten die Juden vor zehn Jahren den Revolutionsschwindel, der sich von Frankreich her nach Deutschland verbreitet hatte, benutzt und sich unter der großherzoglichen Regierung die sogenannten angebornen Rechte für ein Spottgeld, für eine halbe Million, gekauft. Darauf maßten sie sich an, Doctoren, Schuhmacher und Schneider zu werden; sie trieben Wissenschaften und die ganze Technologie, sprachen deutsch wie Adelung, und aßen mehrere Sorten Wurst. Besonders in Spedition und Commission haben sie der Menschheit ungeheuern Schaden zugefügt, und hierdurch Europa in die Barbarei des Mittelalters zurückgeworfen. Aber der Tag der Erlösung nahte herbei; nach der Schlacht bei Hanau erwachte die freie Stadt Frankfurt aus ihrem Siebenschlafe, und mit der neuen Ordnung der Dinge kehrten die Juden in die alte zurück; diese wollten aber nicht von der Stelle und klagten beim hohen Bundestage. Hierauf sollten die Christen und Juden sich gütlich vergleichen. Der Senat und der gesetzgebende Körper, beide von „übergroßer Freisinnigkeit" erfüllt, machten billige Vorschläge.

97.

Die Ermordung Kotzebue's. — Man kömmt nie zu spät und zu weit her, sich diese Begebenheit zu beschauen; sie ist der Krystallisationspunkt, um den die neue Geschichte der Deutschen sich ansetzt. Nicht die nachgeborenen Folgen, erst die Enkel der furchtbaren That werden unter dem Fluche des Schicksals erliegen. Es gibt keine Betrachtung, die sich hier nicht anreihen ließe, und darum darf auch nichts, was in diesem Kreise liegt, unbetrachtet bleiben. Professor Lehmann hat eine „Beleuchtung einiger Urtheile über

Kotzebue's Ermordung" herausgegeben. Das Werkchen ist zu Bartenstein in Ostpreußen (nahe bei der russischen Grenze) erschienen. Es ist nicht lang, aber breit, und in einem stammelnden Style geschrieben, so daß, der Natur dieses Sprachfehlers gemäß, bald ein Sinn fehlt, bald ein anderer sechsmal wiederholt wird. Der Verfasser nimmt sich die unnöthige Mühe, zu beweisen, daß Kotzebue kein Spion gewesen sei, und gibt über diese Würde eine gelehrte Erläuterung, deren Gründlichkeit wir auf Glauben annehmen müssen, da wir von der Sache gar nichts verstehen. Dann wird eifrig der Vorwurf widerlegt, als habe Kotzebue gesucht, die deutsche Freiheit zu untergraben. Etwa, weil er gegen das Turnwesen und den heißen Verfassungstrieb geredet? Unsere gelehrten Vorfahren haben von allem diesem Zeuge nichts gewußt (sagt Herr Lehmann). „Wenn es wahr ist, daß der wissenschaftliche Geist unter Deutschen sehr lau und stille wird, weil der Geist unter ihnen sich mit seinem Wissen und Prüfen auf die bürgerliche Seite legt (der Verfasser scheint sich auf die adelige zu legen); auf Verfassungen, Abgaben, Maschinen, Reformen, Berechnungen (also selbst die Mechanik und Arithmetik käme uns nicht zu?); der in einen Mystizismus verfällt, dagegen unsere Eltern mit ihrem Denken rein wissenschaftlich werden konnten, indem ihre Bürgerlichkeit in Ruhe und Bestand lebte (d. h. schlief), ohne sie so anzuschlagen in lauter Veränderungen und Raffinerien, wie solche wir erfahren, so sind eben die Anstalten und das Treiben der Zeit, gegen welche K. sich empörte, von der Art, daß man sagen muß, sie allein führen uns mit der wahrhaft wissenschaftlichen Aufklärung in Finsterniß und Barbarei, und K. hatte, indem er gegen ein solches bürgerliches Treiben sich verbreitete, wol gar noch das Verdienst (wol gar noch!), eben der Barbarei, welche uns drohet, entgegen zu wirken, und die wahre Aufklärung unter uns zu fördern. Es ist sogar ein gar irriger Gedanke in dem Schlusse: wer das bürgerliche Licht in Deutschland auslöschen will, geht auf eine totale Finsterniß aus, indem vielmehr das bürgerliche Licht den wissenschaftlichen Geist ganz ausbrennt, und selbst erlöschen muß, wenn eine freie Wissenschaftlichkeit gedeihen soll. Indem unsere Philosophen sich in Kriegswissenschaften werfen, in Staatswissenschaften und auf der bürgerlichen Oberfläche der äußern Freiheit umtreiben, vernachlässigen sie die rein wissenschaftliche Tiefe des freien Geistes, und so sind eben sie es, die eine Barbarei des Geistes über uns bringen; wer sie nun in diesem bürgerlichen Felde angreift, um solche Freiheiten ihnen zu beschneiden, ist dagegen eben der, welcher die eigentliche Barbarei begraben, und die wahre Freiheit des Geistes erhalten

will.“ Wenn Herr Lehmann durch die Lehre oder Heuchelei solcher Grundsätze sich auf die schwere Seite zu werfen gedachte, so kann man ihm das leicht verzeihen, da er sie durch sein Gewicht wahrlich nicht schwerer gemacht hat; aber die angeführten Reden führen zu Folgerungen, die er nicht beabsichtigt haben konnte. Denn wenn es wahr ist, daß das bürgerliche Licht den wissenschaftlichen Geist ganz ausbrennt, so würde ja daraus folgen, daß alle diejenigen, welche mit bürgerlichen Dingen beschäftigt sind: sämmtliche Minister und Staatsbeamten, unwissende Menschen und niedergebrannte Geister wären, die man auf ein Profitchen stecken müßte — eine Behauptung, die wenigstens Herr Lehmann nicht wagen wird. Die so häufig ausgesprochene Unverträglichkeit des wissenschaftlichen Forschens mit der Theilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten ist eine so plumpe Lüge, daß sich auch der schwachsinnigste Mensch nicht dadurch täuschen läßt. Cicero war trotz seiner Gelehrsamkeit ein so großer Bürgermeister, als irgend einer unserer Zeit, der diesen Fehler nicht hat. Cäsar schrieb trotz seiner Heldenthaten so gut, als ein Professor in Breslau, und man hört nicht klagen, daß so viele berühmte, gelehrte Mitglieder der deutschen Bundesversammlungen durch ihren wissenschaftlichen Geist in ihren Staatsgeschäften je wären aufgehalten worden.

Ueber Kotzebue's Ermordung sagt Herr Lehmann sehr naiv, er werde der Meinung sein, welche die Regierungen davon haben werden. Bei der Frage also, ob dieser Mord ein gemeiner sei oder nicht, muß in Beziehung auf K. die Antwort noch warten, bis man sieht, was die Regierungen aus ihm machen werden (das sind ächte gehorsame Ansichten). Daß sich unsere Jugend so viel herausnehme, daran wären Umstände Schuld, „wohin ich (sagt der Verfasser) außer dem Turnwesen, welches die Körper und Geister wählig macht, auch das noch rechne, daß unsere Schulen die Köpfe der Kinder so anfüllen, daß dieselben leicht die Köpfe der Eltern überwiegen, wodurch denn der Sohn über den Vater, der Jüngling über den Alten eine Bedeutung bekommt, als dürfe er sich nur immerhin zum Herrschen anschicken; zumal die Zeit mit ihrer wilden Noth die Alten so mürbe geschlagen hat, daß sie überall an Kraftlosigkeit und Schwächen leiden.“ Kostbare Geständnisse, die Herr Lehmann aus Unachtsamkeit verloren hat! Wenn unsere Alten zu wenig gelernt haben und unsere Jugend zu viel lernt, so widerspricht ja das der frühern Behauptung, daß die Wissenschaftlichkeit der Vorfahren in dem bürgerlichen Treiben des jetzigen Geschlechts zu Grunde gegangen sei. Mürbe — ja, das ist das rechte Wort, aber nicht die Noth der

Zeit hat die Alten mürbe geschlagen, sie hat sie so gefunden; wären sie nicht mürbe gewesen, hätte die Noth der Zeit nicht entstehen können. . . . Um dem herrschenden Mysticismus entgegen zu wirken, schlägt der Verfasser das Studium der Logik als einen sichern Damm vor. Wir haben die Logik immer höchst langweilig gefunden; aber wenn es ihr gelingt, die Mystik, diese schändliche Gelegenheitsmacherin des Despotismus, zu vertreiben, so wollen wir ihre besten Freunde werden und täglich beim Frühstücke eine Viertelstunde in des Professors Maas Compendium lesen.

98.

Biographie. — Die stille Zeit, da große Menschen und Schicksale uns nur im Abbilde erschienen und Jeder in seinem Hause das Kunstwerk ruhig und bequem anstaunte, ist nicht mehr; unsere Väter waren die Letzten, die sie gesehen. Gab es auch ungewöhnliche Menschen unter den Zeitgenossen, so berührten sie doch den Lebenskreis des Volkes nicht, denn nur mit der Höhe ragten sie über der Menge empor, aber ihre Grundfläche breitete sich nie über das eingeführte Maß aus. Waren es Bösewichter, so tobten sie wie wilde Thiere hinter eisernen Stäben, und konnten nur die Hand verletzen, die sich ihnen entgegenstreckte. Waren sie hoch und gut begabt, so betrachtete man sie als Schauspieler, deren Wirken auf die enge Bühne beschränkt und in einigen Stunden eingeschlossen blieb, nach deren Verlaufe der fallende Vorhang sie auf immer von den Zuschauern und dem Leben trennte. Aber die Begebenheiten unserer Zeit mit den Menschen, aus denen sie hervorgegangen oder in die sie zurückgekehrt, sind uns als willkommene oder schlimme Gäste selbst in das Haus gekommen, und nachdem uns so die großen Urbilder mit Schrecken oder Ehrfurcht erfüllt, können uns die schwachen Gemälde kleinerer Dinge nicht mehr genügen. Der Vorhang des Parrhasius täuscht uns nicht mehr, wir wissen, daß nichts dahinter ist. Die sogenannten denkwürdigen Personen der drei letzten Jahrhunderte (nur Luther nicht) dünken uns flach und deren Lebensbeschreibungen langweilig. Gestürzte Minister; Bauernsöhne, die es bis zum Geheimrathe gebracht; geliebte Weiber, die das Land regiert; Günstlinge, die mit dem Herzen der Fürsten ihren eigenen Kopf verloren; Hofkriege, wo man sieben Jahre lang mit blutigem Schwerte an der Schreibfeder geschnitten, die beim Friedensschlusse einige Meilen Landes diplomatisch eroberte; Helden, die das Vaterland gerettet, und am Ende ihrer Tage tausend Thaler Zulage erhielten — das sind die wichtigsten Kapitel der Geschichtsbücher jener Zeit. Sie haben

den Reiz verloren und schon darum allein könnten Samuel Baur's (Pfarrers im Würtembergischen) interessante Lebensgemälde der denkwürdigsten Personen des achtzehnten Jahrhunderts, deren erster Band in einer neuen Auflage vor uns liegt, uns keinen Beifall abgewinnen, selbst wenn der Ausdruck „interessante Lebensgemälde" nur einen Sprachfehler und nicht einen falschen Sinn enthielte. Wir haben das Buch von 648 arabischen und 12 römischen Seiten mit großer Geduld durchgelesen; doch so oft das Urtheil streng werden wollte, mußte es am Ende wieder erweichen; denn es ist viel Rührendes darin, wie einem glücklichen Landgeistlichen die Menschen und die Dinge erscheinen. Die Wände der stillen Pfarrwohnung sind mit Kupferstichen behängt. Schlachtstücke und Schäfereien, untergehende Schiffe und Häfen, Bildnisse von Bösewichtern, Gelehrten, Narren und Helden, sie zeigen alle, von einförmigen Rahmen aus Nußbaumholze eingesperrt, die ruhige und farbenlose Fläche einer Zeichnung. Der Einbildungskraft wird zwar eine Perspective dargeboten, aber die Sinne können nichts ergreifen. So sind die Lebensgemälde. Sie gleichen dem Wachsfiguren-Cabinette, das sich vor einigen Jahren in Prag zusammengebildet, wo lebende Menschen die Bewegung zurückhielten und sich für Abbilder geltend machten. Der Styl geht wie ein reisender Handwerksgeselle ruhig und zufrieden seinen Weg, unbekümmert, ob er durch die Lüneburger Haide oder im südlichen Frankreich, auf dem Leinpfade der Spree oder an den reizenden Ufern des Rheins wandere; er ficht sich durch und sucht die Herberge. Nur wenn es dunkel wird und die Geschichte sich zu Ende neigt, verdoppeln beide ihre Schritte. Doch hat die Sprache zuweilen eine Naivetät, die wohlgefällt. Z. B. der 41jährige Ziethen, der in diesem Alter nur erst einige Scharmützel glücklich bestanden, wird der junge Held genannt — von einer Schlacht im siebenjährigen Kriege wird erzählt, das Kanonenfeuer dabei sei unerträglich gewesen — einige geschmackvolle Männer in den Alpenthälern hätten zur Zeit Geßners die deutsche Sprache vervollkommnet — von Maria, einem Romane der englischen Schriftstellerin Golwin, heißt es: „Die Gefühle, die darin herrschen, sind von der ächtesten und feinsten Art; Alles ist darin mit jener Phantasie geschmückt, die zur Fahne des Zartgefühls und ächten Empfindsamkeit geschworen hat." — Von Lessing wird gesagt: „Ein großer Mann im Felde der Wissenschaften."

An Anekdoten, diesen Henkeln der großen Seelen, wodurch sie faßlich werden für den Hausgebrauch, hat das Buch Ueberfluß, so daß zwanzig Esser der verschiedensten Fähigkeit die Helden zugleich

an den Mund führen können. Doch haben die Classen, worin der Inhalt die denkwürdigsten Menschen zerfällt, manches Sonderbare. Nach den Generalen kommen die berühmten Satyriker — nach diesen die herrschsüchtigen Weiber — Schwärmer und Narren wohnen unter einem Dache — Richardson und Geßner werden als gelehrte Buchhändler bezeichnet; aber wenn Buchhändler gelehrt sind, werden sie treffender als Gelehrte geschildert, die auch den Buchhandel betreiben. — Mordsüchtige Rebellen, worunter Pugatschew der Kosak und der Kopfabhacker Jourdan gerechnet werden, ist doppelt falsch. Mordsucht ist kein Charakter, sondern eine Krankheit der Seele oder des Blutes, und Jourdan war kein Rebell, denn er hat seine Unmenschlichkeit im Namen der damaligen Regierung ausgeübt.

Doch leset immer das Buch und wäre es auch nur, um die höllische Hinrichtung des wahnsinnigen Damiens zu erfahren und den gerechten Himmel lobpreisen zu lernen, der mit dem Blute der Revolution solche Flecken der Menschheit ausgewaschen hat. Und wen diese Geschichte nicht genug schaudern gemacht, der lese die des gelehrten Wunderkindes Heinrich Heineke aus Lübeck, der in seinem vierten Jahre von Sprachen, biblischer Weisheit, Historie, Jurisprudenz mehr wußte, als alle deutschen Studenten zusammen gerechnet, und dabei sanft und fromm war.

99.

Der abbrevirte Teufel. — In einen Aufsatz, der neulich im Morgenblatte erschienen, hatte sich der Teufel gemischt — was einem schwachen menschlichen Werke leicht nachzusehen ist, da sich selbst in Gottes Werke der Teufel gemischt. Das Morgenblatt aber hat den Teufel verkürzt, hat ihm nur das große T. gelassen und ihm für die übrigen fünf Buchstaben drei Sterne gegeben. Drei Sterne für fünf Buchstaben — das darf man wol geprellt nennen! Nun habe ich mehrere Tage darüber nachgedacht, warum das Morgenblatt so verfahren, habe es aber nicht herausgebracht. Ich bitte daher die Leser dieses Blattes, die sich darauf verstehen, mich darüber zu belehren. Es ist zwar üblich, daß man die sogenannten unanständigen Wörter im Schreiben und Drucken abbrevirt, aber der Teufel gehört nicht zu den unanständigen Wörtern; und was die wirklichen unanständigen Ausdrücke betrifft, so sollte man sie entweder gar nicht gebrauchen, oder wenn gebraucht, nicht vermummen. Was gewinnt man dabei? Nichts, als daß die Phantasie des Unreinen sich die häßliche Sache noch häßlicher ausmalt. Ich besaß eine Sammlung

von solchen Wörtern, die in verschiedenen Zeitschriften bald die Verfasser, bald die Redactoren, bald die Censoren abbrevirt haben. Es ist schade, daß ich sie verloren. Nichts ist bezeichnender als das. Wir Deutschen sind zimperlicher als vierzehnjährige Mädchen, und ich dächte, wir wären doch alt genug.

100.

Wie einzelne Menschen, so treten auch Staaten jede neue Lebens- und Bildungsstufe ohne Erfahrung an. Die Lehren der Vergangenheit sind auf die Gegenwart nicht mehr anwendbar, das constitutionelle Frankreich wird weder in dem alten königlichen, noch in dem republikanischen, noch in dem kaiserlichen Frankreich unterrichtende Beispiele finden — es wird die Erfahrungen, die ihm nützen, erst kaufen und bezahlen müssen.

101.

Man sollte die Ministerstellen erblich machen, damit diejenigen, welche sie verwalten, an dem Wohle des Staates ein Familieninteresse fänden und nicht blos auf ihren leiblichen Vortheil sähen. Schlimme Fürsten haben, an die Zukunft denkend, manche böse That unterlassen; einen eigensüchtigen Minister hält nichts zurück. Zu wissen aber ist, daß die politischen Trennungen und inneren Kämpfe, die jetzt stattfinden, nichts Anderes sind, als ein Streit zwischen Volksfreiheit und Ministerialgewalt.

102.

In der bürgerlichen Gesellschaft gibt das Volk seine natürliche Freiheit der Regierung als ein Darlehen gegen bedungene Zinsen hin. Werden ihm letztere vorenthalten oder geschmälert, dann zieht es sein Capital mit Recht zurück und sucht sich einen sicherern Schuldner.

103.

Man kann verhindern, daß Völker lernen, aber verlernen machen kann man sie nichts.

104.

Gute Fürsten müssen wie fruchtbare Jahre angesehen werden. Man soll ihre Regierung dazu benutzen, Nothmagazine von Volksfreiheiten und Gerechtsamen aufzuspeichern für die möglichen Hungerjahre eigenmächtiger Erbfolger. Vorsicht hierin ist nie überflüssig, Pharao's magere Kühe entbleiben nicht.

105.

Wenn der Fürst glaubt, das Volk sei ein Kutschpferd, das, mit Gebiß und Scheuleder versehen, der Staatscarosse, in welcher nur

er sitzt, vorgespannt werden müsse — und wenn das Volk den Staat für einen Familienwagen hält, den der Regent allein fortzuziehen habe; dann irren Beide. Aber was ist der Staat sonst? Es ist schwer, hierauf zu antworten. Der politische Cirkel kann nie vollkommen zur Quadratur einer Definition gebracht werden.

106.

Freilich wäre der Staat berechtigt, die Herzen und Köpfe als Herde und Rauchfänge der menschlichen Seele bei seinen Bürgern von Zeit zu Zeit untersuchen zu lassen, um zu erfahren, ob Alles brandfest gebaut, ob nicht viele feuerfängliche Materialien darin aufgehäuft sind, und ob mit dem Lichte vorsichtig verfahren werde. Eine solche Seelenschau, verbunden mit den Löschanstalten der Censur, würde eine vollständige Genie-Feuerordnung bilden, und das Gemeinwesen vor großen Unglücksfällen bewahren.

107.

Es gibt politische Karyatiden, die sich mit tragischen oder komischen Fratzen geberden, als trügen sie die Last des ganzen Staatsgebäudes auf ihren Schultern, und welche nichts weiter sind, als die untern Theile des Hauses.

108.

Es ist wahr: die Weltgeschichte ist das Weltgericht; aber es kommt für uns gemeine Bürgersleute nicht viel Trost dabei heraus. Wird ja einmal ein großer Verbrecher gestraft, oder ein Schuldner der Menschheit eingesteckt, dann werden zuvörderst die Proceßkosten, Defensionsgebühren und Sporteln aus dem Vermögen des Delinquenten bezahlt, so daß zur Privat-Entschädigung gewöhnlich nichts mehr übrig bleibt.

109.

Bei epileptischen Menschen hat man zuweilen bemerkt, daß, wenn sie aus ihrer Ohnmacht wieder erwachten, sie da in ihrer Rede fortfuhren, wo sie stehen geblieben waren, als ihr Niederfall sie unterbrochen hatte, mochte auch immer unterdessen die Rede ihre Bedeutung verloren haben. Man will bei einigen fallsüchtigen Staaten diese nämliche Erscheinung wahrgenommen haben.

110.

Jene schöne Zeit, da noch — wenn selten ein schadenfroher Geist über Völker und Länder zog — nichts bebte als die Erde, und man Menschen weniger fürchtete als Gott, jene Friedenstage kehren in Europa nie zurück. Denn die Triebfeder seines Lebens ist gesprun-

gen, und was man trüglich für erhöhte Kraft annimmt, ist nichts als das Schnarren und die Uebereile der zerbrochenen Kette, die, in ungemessener Thätigkeit sich abhaspelnd, dem Stillstande und dem Tode zuläuft.

111.

Was ist die sogenannte Freiheit der Presse? — Die Erlaubniß, außerhalb der Festungsmauern spazieren zu gehen, einem Staatsgefangenen auf sein Ehrenwort ertheilt.

112.

Die politischen Nachtwächter, welche die Zeit ausrufen und ihre Warnung, das Haus vor Feuer und Licht zu bewahren, stündlich wiederholen, wecken freilich Völker und Fürsten aus dem Schlafe; aber sie sollen auch nicht schlafen, es soll Tag sein, und dann hören die Schreier von selbst auf.

113.

Den Füchsen hat man die Freiheit in engen Flaschen, den Störchen in flachen Schüsseln vorgesetzt. Die schlauen Füchse werden sich zu helfen wissen, sie werden der Flasche den Hals brechen; aber welche Hoffnung bleibt den dummen Störchen? Sie ließen sich wol gar weiß machen, es käme nur darauf an, sich den Schnabel putzen zu lassen! . . Aufgabe zur Uebung des Verstandes: Wo sind die Füchse, und wo sind die Störche?

114.

Ihr möget immerhin in Hübners synchronistischen Tabellen der Weltgeschichte nach einem Volke blättern, das dämischer sei als das deutsche, unbeholfener, furchtsamer und trübsinniger — Ihr werdet keines finden. Die Langeweile ist seine Ehehälfte, und hat die Fabellehre noch keinen Gott des Gähnens, so nenne man ihn Teut. So ehrliche, gute Häute als wir hat die Welt nicht mehr. Das wissen auch die Gerber überall, und seit Jahrhunderten haben wir Europa mit Pergament, Trommelfellen und Sohlleder versorgt, und seit Jahrhunderten hat unsere Haut zu allen Verträgen und zu allen Kriegen gedient.

Ist die Erde eine hohe Schule, dann sitzt der Deutsche auf dem Lehrstuhle der Logik; er schleicht von Satz zu Satz und kommt nicht zum Schlusse, und schließt er, so beschließt er nichts, und hat er beschlossen, und es wäre reif zum Handeln, so kehrt er um, denn das halbe Jahr ist vorüber, neue Füchse suchen ursprüngliche Belehrung, das Heft wird zurückgeblättert und das alte Lied wiederum abgeplärrt. Mit solchem fröhlichen Muthe übernehmen sie die Mü-

hen des Sisyphus, daß sie zu beneiden sind statt zu beweinen; man möchte sein wie sie. Als die französische Revolution ihre logische Kette zerriß, da wurden sie ganz verdutzt und breiteten sich, was damals noch zu entschuldigen war, mit tiefer Gründlichkeit über den großen Text aus. Sie räusperten sich und sprachen: „Im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde." Noch waren Sonne, Mond und Sterne nicht geschaffen, da trat Spanien ein. Sie legten die Vergangenheit in Salz und griffen zur frischen Gegenwart. Abermals räusperten sie sich und sprachen: „Im Anfange erschuf Gott Himmel und Erde." Portugal, Neapel, Piemont, Griechenland fielen ins Wort; immer von Neuem angefangen, und so wird die Welt untergehen, ehe sie zum siebenten Tag der Schöpfung kommen. Ich drücke mich zu mehrerer Undeutlichkeit deutsch aus, ich rede, was hoffentlich nicht jeder verstehen wird, von den Zusammenkünften. Wirft der Wind einen Ziegel vom Dache, so läuft Alles erschrocken aufs Feld hinaus, denn sie meinen, die Erde bebte; da doch nichts gebebt als ihr schwaches, schuldbewußtes Herz. Hatte aber wirklich ein Erdbeben das Haus erschüttert, daß die Fenster sprangen — schickten sie zum Glaser und ließen neue Scheiben fertigen.

115.

In Meinungskämpfen sei man dann am vorsichtigsten, wenn die Gegner sich uns nähern und uns beistimmen. Die Wahrheit dient oft nur als Leiter zur Lüge, der man verächtlich den Rücken wendet, sobald die Höhe erreicht ist.

116.

Im allgemeinen Anzeiger der Deutschen, diesem genauen Register des langweiligsten aller Bücher, streiten zwei Pfarrer über die Abschaffung der Feiertage. Der eine Gegner, welcher für deren Beibehaltung spricht, sagt: nur ein fauler Geistlicher, der lieber gar nicht predigte, könne für die Abschaffung der Feste reden. Er schreibt aber nicht fauler, sondern f . . . . — Nun komme noch Einer und fordere Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens! Für wen? Für Menschen, die in allen ihren freiwilligen Handlungen, in ihrem ganzen außergerichtlichen Verfahren so heimlich thun, daß sie Küsse und Ohrfeigen nur hinter sieben Schlössern geben? Für Menschen, die ihre Empfindungen, ihre Bedrängnisse, die Alles abbreviren, nur nicht ihre Titel und niederträchtigen Schmeicheleien? Still davon — jedem Volke, was ihm gebührt.

117.

Gesellschaften, die sogenannten moralischen Personen, sind gewöhnlich sehr unmoralisch.

118.

Die alte Kunst verkörperte das Geistige, die neue vergeistigt das Körperliche. Sie ist hier und dort, was hier und dort die Religion. Die Kunst des Heidenthums war versinnlichte Kraft, Gegenwart, Genuß, die des Christenthums ist übersinnliche Entsagung, Zukunft, Hoffnung. Weil Kunst die Geburt des Könnens, das Geschöpf des schöpferischen Menschen ist, die christliche Kunst aber Duldung und Ohnmacht darstellt, so ist sie keine. Das Gebilde dem Stoffe, diesen dem Urstoffe, den Urstoff dem leeren Raume, die Farbe dem Lichte, die Zeit der Ewigkeit, die Gedanken dem Denken aufopfernd, ist die christliche Kunst ein Rückwärtsgebären des menschlichen Daseins, wo der Sohn zum Erzeuger des Vaters wird — sie ist keine Kunst, denn sie bildet nicht, sie zersetzt. So wenig Calderon's Poesie wahre dramatische Dichtkunst, so wenig ist christliche Malerei wahre bildende Kunst. Daher ist bei den Alten Sculptur, bei den Neueren Malerei vorherrschend. Dort Umrisse und Anschauung, hier Perspective und Berechnung. Nicht in dem was ist, in dem was dahinter ist spricht sich die Bedeutung eines Gemäldes aus. Daher Republiken, Freiheit des Glaubens (Götter der Wahl, Vielgötterei), Protestantismus, Männer, Verstand — die Sculptur; Monarchien, alleinherrschende Religion (Katholicismus), Weiber und Gefühl aber die Malerei mehr befördern und lieben. Das mehr Plastische in der altdeutschen Malerschule, nach ihr in der niederländischen, weniger vorhanden in der französischen, gänzlich mangelnd in der italienischen, zeigt in diesem sinkenden Grade die Stärke des protestantischen Princips jener Völker im Staate und Einzeln-Leben an. Ich erfahre: Dannecker arbeite jetzt an einem Christus, und nach Versicherung der Kunstkenner sei dies Gebild das Höchste, was die neuere Kunst hervorgebracht habe. Ob dieser große deutsche Künstler die räthselhafte Aufgabe befriedigend werde lösen können, mag jeder mit billigem Unglauben abwarten. Wie ein Christus plastisch dargestellt werden könne, begreift sich schwer. Entweder die Kunst des Bildes oder die Göttlichkeit des Urbildes muß untergehen. Die Götter-Bilder der Griechen waren vermenschlichte Götter, und das himmlische Licht ward von der irdischen Masse eingesogen; der Gott-Mensch der Christen aber ist ein göttlicher Mensch, das Licht muß über die Masse siegen — ein Sieg, den nur die Malerei erringen kann.

119.

Warum ist die Heimat des Herzens die Fremde des Kopfes, oder umgekehrt, und warum darf Niemand ohne Abzug und Nachsteuer

aus einem Lande in das andere ziehen? Die Bundesacte, welche eine solche Freizügigkeit bewilligte, wäre die gemeinschaftliche heilige Schrift für die gesammte Menschheit.

120.

Haben und Sein sind die Hilfszeitwörter in der Sprachlehre, sowol eines glücklichen als eines elenden Lebens; denn aus Habsucht und Selbstsucht, den Thränendrüsen der leidenden Menschheit, quellen die Thränen der Freude sowol als die der Schmerzen.

121.

Der Leichtsinn ist ein Schwimmgürtel für den Strom des Lebens.

122.

Kanonen- und Flintenkugeln sind oft Fleckkugeln zum Reinigen der beschmutzten Welt.

123.

Der wahre Muth ist nicht blos ein Luftball der Erhöhung, sondern auch ein Fallschirm des Herabsinkens.

124.

Napoleon. — Ich werde etwas schauerlich sein in dieser Betrachtung, aber fürchtet Euch nicht, es ist Alles nur Spaß. Der Kanzlei-Styl nennt ihn jetzt Bonaparte, aber warum wollen wir diesen ruchlosen, fluchbeladenen Mann nicht mit dem Namen, unter welchem er sich gegen die Menschheit vergangen, auf die Nachwelt bringen? Bonaparte war groß, edelmüthig, hochherzig, er hatte für Freiheit und Recht gekämpft; aber Napoleon war herrschsüchtig, eigenmächtig, schlecht und trugvoll. Darum führe er seinen Fürstennamen fort und alle Zwingherren sollen so genannt werden, damit die kommenden Geschlechter erfahren, daß wir nicht blos den Tyrannen, sondern auch die Tyrannei verabscheut haben. Sie sagten neulich, der Gefangene auf St. Helena habe sich befreien wollen — dieser sein Wunsch ist natürlich. Sie haben ihn festgehalten — das war Pflicht. Sie werden ihn strenger bewachen — man thut Recht daran. Aber sie fürchten seine Entweichung, und das ist lächerlich; aber sie zittern vor ihm, und das ist abgeschmackt. Ist diese Eiche Europa so ausgewurzelt, daß das bloße Lüftchen einer Sage sie schon wanken macht? Wer kann nur glauben, daß Napoleon nach Europa feindlich zurückkehren möchte, auch wenn es ihm frei stände? Was dürfte er hier zu gewinnen hoffen? Wäre er auch gewesen, was er nicht war, ein wahrhaft großer, freigesinnter, edelmüthiger Mann, selbst dann hätte er zum Wohle der europäischen

Menschheit nichts zu thun vermocht. Seine Schöpfungskraft war zu groß und feurig, als daß er auf unsern phlegmatischen, dickbäuchigen, alternden Welttheil anders als zerstörend hätte einwirken können. Was sollte ihn zur Rückkehr antreiben, wer würde ihm beitreten? Frankreich nicht; denn die Franzosen sind frei und glücklich bei ihrer jetzigen Verfassung, und dieses Volk findet in dem Bestreben nach Erweiterung und Befestigung seiner Freiheit Nahrung für eine Regsamkeit auf Jahrhunderte, so daß es gewiß keinem eroberungssüchtigen Fürsten mehr gelingen würde, es durch Waffenglanz und Ruhm zu ködern. Wo aber sonst in Europa dürfte Napoleon auf Anhang zählen? Wie ist es also möglich, daß der bloße Schall eines Namens, der so weit übers Meer herüber tönt, einen ganzen Welttheil wach halten kann?

Der Gefangene auf Helena hat durch Las Cases und Andere viele Klagen über die üble Behandlung, die er von Sir Hudson Lowe zu erdulden habe, in Europa verbreiten lassen. Weichherzige, auch edelmüthige Menschen sind hierdurch gerührt worden. Allein, wären auch alle die Klagen gegründet, welche andere Sicherheit gegen die Entweichung dieses furchtbaren Mannes gäbe es, als die rohe Henkersseele seines Wächters? Ich möchte ihn nicht zu bewachen, ich möchte die Weltgeschichte nicht im Käfig haben. Der Mensch hat schwache Stunden, er hat Träume, in welchen das gnädige, belohnende Lächeln eines Bathurst und die Ehre des Hosenbandordens ihn minder lockt, als die Stimme der Nachwelt, und es könnte ihn einmal gelüsten, seinen Ruf an einen unsterblichen Namen knüpfen zu wollen — dann ein leiser Ruck der Finger, und Europa bebte von Ost nach West. Denke ja Keiner, es gehöre ein verruchtes Herz dazu, durch eine solche That die Welt in Aufruhr zu bringen. Man kann sich blenden lassen, man kann sich überreden, die Welt — außer Frankreich allein — habe bis jetzt durch den Sturz Napoleons nichts Weiteres gewonnen, als daß die Centner-Last der Noth in die hundert Pfunde mannichfaltiger Nöthen zerschlagen worden ist. Und Frankreich selbst, um durch den Sturz Napoleons zu gewinnen, mußte es nicht einen solchen zu stürzen haben? Er war der Blutigel dieses fiebernden, vollblütigen Körpers, und nachdem er sich angesogen, fühlte sich der Leib gesund und frei. Er war von vier französischen Königs-Dynastien und allen Revolutionsherrschern der letzte Kopf, dem die zusammengehäufte Tyrannei als eine Tontine allein zugefallen. Mit ihm verlosch die Leibrente der Knechtschaft.

Es gibt große Gedanken, die in der Brust eines Höflings nicht Raum genug finden; die Freigebung Napoleons ist ein solcher. Wollt

Ihr Europa alles demokratischen Stoffes entleeren, wollt Ihr los werden sämmtliche Schreier nach Verfassung, Freiheit, Gleichheit, Volksrepräsentation und wie sonst noch die krankhaften Gelüste heißen mögen, und froh und friedlich im Familienkreise Eurer Generalstäbe, Hofmarschälle, Kammerjunker und Ceremonienmeister leben: so — laßt Bonaparte nach Amerika ziehen. Alle tolle Köpfe fliegen dann diesem Pole zu; Ihr umgebt Europa mit einer chinesischen Mauer und könnt ruhig schlafen. Wollt Ihr nicht, daß sich das republikanische System auch in Südamerika ausdehne, und alsdann dieser ganze antimonarchische Welttheil mit der ungeheuren Kraft seines Beispiels auf die Eierschalen der europäischen Fürstenthümer drücke, so sendet den Gefangenen von Helena nach Mexico, daß er dort der Stifter von Königreichen und so Euer Retter werde.

125.

So leicht es ist, Kindern eine Fabel als Wahrheit zu erzählen, so schwer ist es, Männern die Wahrheit als Fabel darzustellen. Man hat uns Alle zu den Griechen und Römern in die Schule geschickt, und nun, da wir in das Leben treten und das Erlernte auszuüben gedenken, verspotten sie uns und sagen: Alles, was wir gehört, sei nur Märchen gewesen. Aber es ist zu spät. O glückliche Verblendung der Blendwerkmacher! Sie meinten es recht klug zu machen, indem sie, um sich in die Gegenwart allein zu theilen, uns in die entfernteste Vergangenheit schickten, und sie vergaßen, daß die Geschichte rund ist wie die Erde, und daß man fort und fort schiffend wieder zur Heimat gelangt.

126.

Es gibt Menschen, die wohnen auf dem Cymborasso der Gemeinheit. Es ist unmöglich, ihnen beizukommen — sie behalten immer Recht. Der Witz, der sie aufsucht, sinkt schon am Fuße des Berges entathmet nieder und bekennt mit Scham, daß ein Prügel besser sei als eine Lanze.

127.

Aristokratie oder Demokratie? — Das ist der Rechtsstreit unserer Tage. Nur nehme man diese Worte nicht in der gellenden Bedeutung, wie sie die Leidenschaft und das Feldgeschrei der Kämpfenden ausdrückt, sondern in dem reinen und gemäßigten Sinne, den ihnen die Wissenschaft gibt. List und Bosheit haben auch die Fürstlichkeit in Beschlag genommen, sich anstellend, als werde ihr Recht streitig gemacht; aber die redlichen und verständigen Anhänger der Demokratie haben nie gefragt: soll es Fürsten geben? sondern:

soll der Fürst der Fürst der Aristokratie oder der Fürst des Volkes sein? Nicht so leicht als wol Viele glauben, ist es, diesen Zweifel zu lösen. Soll man die Erfahrung zu Rathe ziehen? Die Erfahrung ist eine Schmeichlerin und spricht zu jedem, wie er es gern hört. Die Aristokraten können ihre Ansicht mit folgenden Gründen vertheidigen. „Die edelsten, kräftigsten, geistreichsten und tugendhaftesten Menschen haben zu jeder Zeit eine Demokratie gewünscht; das ist der stärkste Grund — ihrer Verwerflichkeit. Die edlen Menschen sind nur immer in geringer Zahl, und was für sie gut ist, kann daher für die Menge nichts taugen. Daß begabte Menschen, welches auch der Vorzug sei, der sie über Andere erhebt — Genie, Talent, Kunstfertigkeit, Muth, Seelenstärke, Rednergabe, Gewandtheit, Beharrlichkeit, wissenschaftliche Erkenntniß — die Demokratie wünschen, ist so verzeihlich als natürlich; denn nur bei einer solchen Ordnung der Dinge erlangt jeder den Platz, den ihm die Natur angewiesen, wo er seine Kräfte nach innen und außen mit der größten Freiheit entwickeln, und seinen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft bis zu seinem Werthe steigern kann. Was soll aber alsdann mit den Mittelmäßigen und Schwachen geschehen, die zu jeder Zeit und in jedem Volke die Mehrzahl bilden? Soll man sie der Minderzahl aufopfern? Soll man die Unbemittelten an Geist und Kraft, wie es in den demokratischen Staaten des Alterthums geschah, zu Heloten herabwürdigen oder als verächtlichen Clienten-Troß den Geistes-Aristokraten nachziehen lassen? Ist die Aristokratie des Adels verwerflich, so ist es die Aristokratie des Talentes noch mehr. Der Adelsstand ist nie so geschlossen, daß die Niedergebornen nicht hinein kommen könnten; Glück, Verdienste, die Gunst des Fürsten, können auch den Niedrigsten erheben. Aber die Geistes-Aristokratie ist durchaus unzugänglich, in ihr herrscht der blinde Zufall der Geburt, die Gunst der Natur kann weder verdient noch erbettelt werden. Bei aristokratischen Verfassungen, wie sie noch in den meisten Staaten Europa's gefunden werden, wo die bürgerliche Gesellschaft in Stände zerfällt, werden die schwachen oder unbehilflichen Bürger jeder von dem Stande, dem er angehört, getragen, beschützt, befördert. Den verdienstlosen Hofmann schützt der Hof, den armen Edelmann der Adel, den geistlosen Gelehrten die Facultät, den unfertigen Handwerker die Zunft, so jede Körperschaft ihre Mitglieder. Auf die Weise bestehen Alle, Keiner geht zu Grunde, und selbst die Geistes-Aristokraten bestehen; denn ist es ihnen auch nicht verstattet, die Vorrechte auszuüben, mit welchen sie die Natur belehnte, so haben sie doch mit den Uebrigen gleiche Rechte, und ist auch der Ruhmbegierde

nicht jeder hohe Preis hingegeben, so steht es ihr doch frei, in den ihr angewiesenen Grenzen nach dem Höchsten zu streben. Jeder Edelmann kann die höchste Ehrenstelle, jeder Beamte das wichtigste Amt erlangen; jeder Kaufmann kann sich zum reichsten, jeder Handwerker zum gesuchtesten, jeder Gelehrte zum geachtetsten, jeder Soldat zum Feldherrn hinaufschwingen. Ist diese Ordnung der Dinge, wo nur Wenige wenig gehindert werden, um Keinen ohne Wirkungskreis zu lassen, nicht jener andern vorzuziehen, wo die Mehrzahl von der Minderzahl verdrängt wird? In demokratischen Verfassungen, wo das Volk in Individuen zerfällt, hat jeder, wohin er auch seine Kräfte richte, mit dem ganzen Volke zu kämpfen; wenn aber die Staatsgesellschaft in Stände geschieden ist, hat man nur die Mitbewerbung der Standesgenossen zu ertragen. Soll man nun, um einiger Seiltänzer willen, die gewohnt sind, ohne Schwindel über schmale Höhen zu gehen, alle Brustlehnen abbrechen, welche den Taumelnden vor dem Abgrunde schützen? Soll man um einiger Schwimmer willen keine Brücken bauen? Soll man um einiger Starken und Muthigen willen, die sich bei Schlägereien durchzuprügeln, die sich gegen Räuber und Diebe zu schützen wissen, die Polizei abschaffen, und Thore und Mauern der Städte, welche die Wehrlosen schützen, niederreißen? .... Und bis jetzt haben wir blos von den Individuen gesprochen, welche einen Staatsverein bilden; betrachtet man aber den Staatsverein als ein Gesammtwesen, als einen selbstständigen Körper, so ergeben sich die Vorzüge, welche eine aristokratische Verfassung über eine demokratische hat, noch viel deutlicher. Ruhe, Sicherheit und lange Dauer der Selbstständigkeit genießen nur aristokratische Staaten; Ehrgeiz, Habsucht oder Zerstörungstrieb können sich da nie über einen gewissen Kreis erstrecken. Gewaltthätigkeiten der Fürsten gegen Volk und Adel, Verschwörungen des Adels gegen Fürst oder Volk, Volksbewegungen, Meutereien der Soldaten, Aufstände unter Zunftgenossen, Aufruhr der Studenten, waren in der alten Zeit eigentlich häufiger als jetzt; da aber solche Unruhen immer nur ein Standesinteresse zum Grunde hatten, mochten sie, und da sie die übrigen vereinigten Stände gegen sich hatten, konnten sie sich nie über den ganzen Staat verbreiten. Aber in unsern Tagen muß jede Soldaten-Meuterei, jeder Studenten-Auflauf die Regierungen erschrecken. Nicht etwa, als sei anzunehmen, daß solche Empörungen häufiger als sonst in staatsverbrecherischen Absichten unternommen würden — deren Ursprung mag noch eben so örtlich und deren Zweck eben so beschränkt sein, als damals. Aber die gegenwärtige Lage der Dinge macht solche Unternehmungen verderblicher;

weil nämlich die Stände nicht mehr isolirt genug sind, muß der elektrische Funke, der durch keine Nichtleiter aufgehalten wird, den ganzen Staat durchdringen und mehr oder minder erschüttern." ... Die Demokraten können diese und alle übrigen Gründe, welche die Aristokraten noch im Hinterhalte haben, mit wenigen Worten widerlegen: „Es ist gar nicht die Frage, ob es eine Aristokratie geben solle oder nicht; die Natur selbst hat bejahend entschieden. Die Frage aber ist, ob die Aristokratie eine unbewegliche oder eine bewegliche sein soll."

128.

Der Verstand, als Blitzableiter des Unglücks, kann es an dem Herzen der Menschen unschädlich herabführen, vermag aber nicht, es abzuwenden.

129.

Es gibt Fußpfade, die zu dem Geiste und Herzen der Menschen schneller und anmuthiger führen, als jene staubigen Heerstraßen einer feindlichen und grämlichen Lehre, auf welchen die Hartnäckigkeit den Angriff erwartet, sich vertheidigend in den Weg stellt, oder uns mit ihren Ausfällen zuvorkommt.

130.

Man fand im Alterthum geld- und geistreichere Menschen als jetzt, aber der Wohlstand war weniger verbreitet; es gab keine Bemittelte.

131.

Was nützen uns oft die wärmsten Freunde? Sie lieben uns höchstens wie sich selbst — aber wie lieben sie sich selbst!

132.

Die Weiber verlangen das Größte und das Kleinste zugleich; sie fordern Liebe, und auch, daß man artig gegen sie sei — eine Million in Scheidemünze.

133.

Das Volk hat nur da die Freiheit mißbraucht, wo es sie sich genommen, nicht da, wo man sie ihm gegeben. So wird der lange Zeit Gefangene, der durch eigene Kraft seinen finstern Kerker erbricht, von dem plötzlich eindringenden Sonnenlichte geblendet, er taumelt und weiß nicht, was er thut; dem sich aber das Gefängniß freiwillig und gemach aufthut, der verläßt es dankerfüllt und geht froh und besonnen nach Hause.

134.

Welch einen trüben Anblick gewähren uns jene Menschenschaaren, die, Europa's Winter ahnend, wie Zugvögel in ein wärmeres Land

überziehen, wo sie Nahrung im Freien finden und nicht angstvoll abzuwarten haben, daß ihnen übermüthige Fürstendiener kümmerliche Brosamen darreichen. Wir wollen den Blick abwenden von den engen Fußpfaden, den Bächlein, den dürren Gebüschen unserer Heimat, und uns mit jenen Riesenströmen, jenen unermeßlichen Wäldern voll Blüten und Düften, die uns aus Amerika zulocken, befreunden. Lernt genau das Land kennen, wo noch Eurer Viele nach langen Leiden das altergraue Haupt zum Ausruhen und Sterben hinlegen, und wo Eure Söhne ungeneckt Eure Enkel wiegen werden. Wol verläßt Keiner fröhlichen Muthes das Land, das ihn geboren, und Niemand vermag ohne Schmerzen sich von der mütterlichen Erde loszureißen, worin das Herz mit tausend Wurzeln fasert. Aber ermannet Euch, fliehet, ehe der Sturm kommt und die Erde unter Euren Füßen wankt. Europa verdient den Adel nicht mehr, den es von seinen Vorfahren ererbt, die ihn erworben. Es trete in die Gleichheit mit den übrigen Welttheilen zurück, und wenn es seine Herrschaft über Amerika nicht aufgeben will, wird es ihm noch dienen müssen. Vielleicht ist die Menschheit bestimmt, die vier Jahreszeiten ihres Daseins in den verschiedenen Welttheilen auszuleben. Asien war die Wiege des menschlichen Geschlechts; Europa sah die Lust, die Kraft, den Uebermuth seiner Jugend. In Amerika entwickelt sich die Fülle und Weisheit des männlichen Alters, und nach Jahrtausenden erwärmt die greise Menschheit ihre kalten, zitternden Glieder in Afrika's Sonne, und sinkt endlich lebenssatt als Staub in Staub dahin.

135.

Man bauet selten seine Meinung auf festem Grunde, man bauet sie in die Luft, gibt dem Zimmerwerke schwache Stützen, und erst wenn man mit dem Dache fertig ist, unterwölbt man das Gebäude. Auch vor dem gerechten Urtheile geht oft ein Vorurtheil her.

136.

Napoleon war der hohe Priester der Revolution, und als er so dumm war, die Göttin um ihre Anbetung zu bringen, brachte er sich um seine Priesterwürde und seine Macht ging unter.

137.

Ja, Luther hatte es verstanden, als er dem Teufel das Tintenfaß an den Kopf geworfen! Nur vor Tinte fürchtet sich der Teufel, damit allein verjagt man ihn.

138.

Gott hat seine Höflinge, die ihm schmeicheln, als wenn er ein Fürst wäre.

139.

Wie habe ich mich auf meinen Reisen bemüht, etwas zu finden, das lächerlicher wäre, als die deutsche Censur! Aber ich habe vergebens gesucht. Wenn wir durchaus nicht reden wollten, sollten uns die deutschen Staatsmänner auf die Folter spannen, uns zum Reden zu zwingen. Jede freïe Zeitung würde Preußen ein Regiment ersparen. Auch wissen sie das sehr wohl, nur meinen sie, es hätte Zeit bis zum Kriege. Sie füllen den Geist in kleine Riechfläschchen und verstopfen diese gut, und wandelt sie eine Ohnmacht an, greifen sie nach dem Spiritus. Es ist gar nicht zu sagen, welchen Hochmuth die deutschen Staatsmänner gegen die Schriftsteller zeigen, sobald diese von etwas Gegenwärtigem, Lebendigem, Baarem reden. Die Wahrheit dürfen wir besitzen, aber das Münzrecht derselben behalten sie sich vor. Ich will nicht behaupten, daß sie uns so sehr verachten, uns nicht für hängenswerth zu halten; aber sie verachten uns ziemlich, beschauen uns von hinten und vorn, lachen über unser düsteres, ledernes, fremdartiges Ansehen, wünschen spöttisch ihr Glück auf! und zählen heimlich die Thaler, die wir aus dem dunkeln Schacht geholt. Das freie Wort belästigt sie wie eine Mücke. Die Unglückseligen! Darum zählen sie auch die Bajonette, nicht die Herzen, und zittern, wenn der Feind so viel Bajonette mehr zählt, als die vaterländische Macht. Es wird ihnen so bange, wenn ein anderer Staat fett und dick wird; sie wissen nicht, daß Fett keine Nerven hat, daß dem Dicken der Schlag droht. Sie wissen nicht, daß es in unsern Tagen nur das Herz ist, welches siegt, welches erobert.

140.

Keine größere Tücke kann das Schicksal gegen große Menschen üben, als wenn es sie am Schlusse einer alten Zeit erscheinen läßt. Sie sind dann nur die Leichensteine begrabener Geschlechter, und ihr Ruhm wird mit Füßen getreten. Welche aber das Geschick begünstigt, die läßt es am Anfange einer neuen Zeit auftreten. Sie wachsen dann in das zarte Jahrhundert hinein, mit ihm gegen den Himmel, und werden unsterblich. Goethe und Napoleon gehören zu den Einen; Voltaire, Rousseau, Washington, Lafayette zu den Andern.

141.

Es ist mit der Herrschbegierde, wie mit der Eßlust. Bei schwachen Gemüthern ist jene oft am stärksten, wie diese oft am größten ist bei Menschen von schwacher Verdauung.

142.

Es ist nichts angenehmer, als aus einem Uebel, das uns begegnet, Vortheil zu ziehen — und man kann das immer. Dieses ist

in einem andern als dem gewöhnlichen, aber in einem schönern Sinne eine Schadenfreude. Man kann den Teufel nicht feiner prellen.

143.

So oft ich in eine Universitäts-Bibliothek kam, fühlte ich Lust, den im Saale Herumgehenden zuzuflüstern: weckt die guten Bücher nicht, tretet leise auf, unterhaltet euch lieber mit den wachenden — mit den Professoren.

144.

Vor allen Kindern, die uns begegnen, sollten wir uns tief und ehrfurchtsvoll verneigen; sie sind unsere Herren, für sie arbeiten wir. Ein Kind in der Hütte ist mehr als ein Greis auf dem Throne. Schon darum muß man suchen, Vater zu werden, um Kinder ohne Neid betrachten zu können.

145.

Ein Zuckerbäcker in Spanien hat neulich erfunden, warmes Eis zu bereiten. Der Erfinder hat wahrscheinlich an Höfen gedient.

146.

Die Haushaltungsbücher der Erfahrung sind darum so schwer zu benutzen, weil die Geschichte nur die einzelnen Posten bemerkt, aber nie Summe und Transport zieht.

147.

Liegt ein Vornehmer krank auf seinem Lager, dann eilt die bezahlte oder die bettelnde Sorgfalt, Stroh auszubreiten über das Pflaster der nah gelegenen Gassen, damit nicht der schwere Fuß des Lastträgers, noch der Trott der Pferde, noch die rasselnden Räder den Leidenden aus seinem Fieberschlummer stören. Dieser ist froh, daß die Welt so stille sei; aber die geschäftige Menge treibt sich umher wie immer, Jeder wandelt seinen Weg der Lust oder Noth, die Wagen rollen nicht minder schnell, Keiner verliert, und nur der Dieb gewinnt, daß er, wenn die Nacht herannaht, zögernden Schleichens überhoben, seiner Beute rascher entgegenstürzen darf. . . So auch gehen Gedanken und Reden wie früher ihren gewohnten Weg, nur leisern Trittes, über die weiche Decke hin, mit der man, empfindliche Köpfe zu schonen, die Straßen der öffentlichen Meinung belegt hat.

148.

Würde einst das Menschengeschlecht so entartet, daß es den Teufel als göttliches Wesen verehrte, dann fände sich das Testament, welches die Offenbarungen dieser höllischen Religion enthielte, schon

vorlängst fertig und gedruckt — in Llorente's Geschichte der spanischen Inquisition. Menschen morden ist etwas; sie foltern ist viel; aber ein ganzes Volk, ein hochherziges, geistreiches, tapferes und lebenskräftiges Volk, wie das spanische immer war, dreihundert Jahre auf der Folter zu halten — nicht nur auf jener Folter, die Glied von Glied abreißt, sondern auf jener schrecklichern, welche den ganzen Bau der menschlichen Natur auseinander zieht, welche Sohn von Vater, Bruder von Bruder, Gattin von Gatten trennt, daß sie sich verrathen; welche die Bande der allerstärksten Liebe, die der Selbstliebe sprengt, so daß der Geängstigte sein eigener Verräther wird — wie man das nenne? es gibt kein Wort, und will man das Entsetzliche der Inquisition beschreiben, hat man nur immer das Wort Inquisition dafür. Sollte es auch gelingen (und es wird gelingen), die Fackel der Zwietracht unter die Spanier zu werfen, und sie zum Bürgerkriege aufzureizen, müßte dann Spanien wie Frankreich dreißig Jahre mit äußern und innern Feinden kämpfen, bis es zur Ruhe gelangt: auch dann noch wäre die Befreiung von der Inquisition wohlfeil erkauft. Was sind Septembertage gegen Autodafé's, was Füsilladen gegen Scheiterhaufen, was ist die wandernde Guillotine gegen das schleichende Gift der geheimen Gefängnisse, der geheimen Zeugenaussagen, welcher sich das heilige Officium bediente? Treten einst Robespierre und Marat vor den Richterstuhl des Herrn, dann werden sie freigesprochen, wenn ihnen ein General-Inquisitor nahe steht. Wer dieses Werk Llorente's kennt, und ein Herz im Busen trägt, das der Liebe und des Erbarmens fähig ist, wird das Buch zu verbreiten suchen, daß es bis in die niedere Hütte des Landmanns dringe. Wenn unter jeder Million Menschen es nur tausend lesen, wenn unter diesen Tausenden es nur hundert ergreift, dann ist die Freiheit der Völker gesichert, dann ist keine Tyrannei alt genug, sich zu erhalten, und keine neue listig genug, sich einzuschmeicheln.

149.

Revolution heißt eine Umgestaltung der öffentlichen Meinung, so lange diese Umgestaltung noch im Werden, noch nicht vollendet ist. In diesem Sinne ist Deutschland auch im Revolutionszustande, und die von der Bundesacte zugesagten ständischen Verfassungen sind nicht minder Folgen der Revolution, als die Charte es ist, die Ludwig XVIII. bewilligte — sie wurden nicht gegeben, sondern nachgegeben.

150.

„Den Bösen sind sie los, die Bösen sind geblieben.“ Wer etwa eine Geschichte unserer Zeit im Werke hat, dem wird ge-

rathen, diese Worte des Mephistopheles in Goeth's Faust als Motto zu gebrauchen.

151.

So gewaltige Dinge auch geschehen sind seit dreißig Jahren, so war der Schauplatz dieser Geschichten doch nur erst ein Fechtboden, nur Rappierstreiche sind bis jetzt gefallen; der Ernstkampf soll noch folgen.

152.

Ein mißverstandenes Christenthum hat uns Alle verwirrt, hat uns den Genuß gegen die Hoffnung abgelistet, es hat uns gelehrt: die Menschheit sei blos eine Puppe, nur um des einstigen Schmetterlings willen geschaffen; der Mensch werde nie geboren, um zu leben, sondern um zu sterben, und er lebe nicht, um sich zu freuen, sondern um zu leiden. Einen glücklichen Menschen beweinen wir, und wer seinen irdischen Vortheil sucht, den verdammen wir. Ferner wurde uns gelehrt die Freiheit des menschlichen Willens, und wir machten uns und Andere verantwortlich für Alles, was in der Welt geschah, und zu den Leiden, die uns achtzehn Jahrhunderte aufgebürdet, kamen noch die Vorwürfe unseres Gewissens und das peinigende Gefühl, diese Leiden verschuldet zu haben. Die feudalistischen Regierungs-Verfassungen, bestehend in einer Art, wovon die Alten nicht einmal eine Vorstellung hatten, vermehrten die Verwirrung. Gewohnt zu sehen, daß Alles durch Einzelne geschieht, glaubten wir auch, Alles geschähe für Einzelne, und in diesem Glauben wurden die Völker- und Staaten-Geschichten geschrieben. Die sogenannte „Geschichte der drei letzten Jahrhunderte", wie sie uns in unserer Jugend von gläubigen Professoren gelehrt ward, ist die Chronik eines Tollhauses, von einem seiner Bewohner verfaßt. Die geistreichsten Gelehrten waren so gutmüthig zu bekennen, daß viel besser als sie selbst jeder Kammerdiener, der so glücklich gewesen, Ludwig XIV. die Nachtmütze zu reichen, im Stande gewesen wäre, die Geschichte Europas zu schreiben. Und jetzt lese man die Werke solcher Kammerdiener-Seelen! An dem Fuße jedes Weidenbaumes, der am Ufer stand, suchten sie die Quelle des Stromes, der an dem Ufer vorbeifloß, und fragte man sie, woher die Wellen kämen, dann zeigten sie mit wichtiger Miene in die Tiefe und sagten: das thäten die Kieselsteinchen am Grunde. So haben sie die Geheimnisse des Menschenlebens zwischen den Falten eines Weiberrocks hervorgesucht, und gab es ja einmal Besserkundige, die das weise Beginnen der Vorsehung erkannten, spotteten sie und zeigten, wie bald eine fürstliche Liebschaft, bald eine Hartleibigkeit, bald ein schiefes Fenster

bald ein paar Handschuhe, alle die großen Veränderungen in Europa hervorgebracht hätten. Wäre das Hof-Leben der Tarquinier so geheim gewesen, als das von Ludwig XV., und wäre Livius so albern gewesen, als die neuern Geschichtschreiber, dann hätte auch er mit dem Stolze eines historischen Columbus aufgefunden, daß nicht die hohe Bestimmung Roms, daß nicht Brutus und die ihm Gleichgesinnten dem Volke die Freiheit gegeben, sondern daß ohne die Entehrung der Lucretia Rom nie eine Republik geworden wäre. In unsern jetzigen Repräsentativ-Staaten sind zwar die Cabinette weniger verschlossen als sonst; aber die Köpfe der Geschichtslehrer sind es noch so sehr als jemals. Man durchwandele die Milchstraße der deutschen Zeitungen, man lese darin die Mittheilungen der Pariser Privat-Correspondenzen, welchen wie den Weisen aus dem Morgenlande Sterne vorausgehen, und man lache nicht! Eine große Nation wird als Marionette geschildert, welche Parteien und Parteimänner nach Laune lenken. Alles, was geschieht oder unterbleibt, wird diesen zugeschrieben. Von dem Genius der Menschheit, der auch über Frankreich wacht, von der innern Lebenskraft des Landes, die wie das thierische Leben der Triebe, so der Leidenschaften sich zu seiner Erhaltung bedient — davon wissen jene Sternseher nichts. Ein solcher Staatsmann in den allgemeinen politischen Annalen sagt mit großer Ernsthaftigkeit da, wo er von Benjamin Constant und seinen Freunden spricht: „Es bleibt ein großer Mißgriff, und wofür Frankreich schwer gebüßt hat, daß das Ministerium diesen Männern eine Bedeutsamkeit zutraute und bestimmte Zwecke zuschrieb, wovon sie weit entfernt waren. . . . . Hätte man Benjamin Constant im Staatsrathe gelassen, dem Marquis Chauvelin seinen Platz als Oberceremonienmeister wieder gegeben, so sähe man sie jetzt als eifrige Anhänger der Bourbons.“ Kann man so Etwas schreiben und auf Beistimmung hoffen, kann man so etwas lesen und gelassen bleiben? Ich will nicht mit dem Verfasser rechten, daß er Männer verlästert, die sich zu jeder Zeit als unerschütterliche Freunde der Freiheit gezeigt haben; aber das kann ihm nicht zugegeben werden, daß das Schicksal des französischen Volks von diesen oder andern Männern abhänge, und daß der Ceremonienmeister-Stab in Chauvelins Händen ein Zauberstab geworden wäre, der Frankreich umgeschaffen hätte. Wurden nicht gerechte Schlachten auch durch Söldlinge gewonnen? Jene Parteimänner mögen immer für ihren eigenen Vortheil streiten, es bleibt doch die gute Sache, deren Sieg sie erkämpfen helfen. Die Ananas wächst unter dem Miste hervor, ein langer schmutziger Weg führt aus dem Goldschacht bis zum Gewölbe der Kleinodienhändler,

aber die Frucht schmeckt doch süß, das Geschmeide glänzt nicht minder — und Frankreich wird frei und glücklich werden, trotz der Selbstsucht seiner Führer, wie trotz den Gaukeleien seiner Irrlichter.

153.

Derselbe Politiker sagt am bezeichneten Orte: „Wenn wir mit unbefangenem Blicke den Zustand des heutigen Europas überschauen, so finden wir eine große Aehnlichkeit zwischen den heutigen europäischen Staaten und dem römischen Reiche vor dessen Untergange durch neue Lehrer und feindlichen Andrang. Wie damals das Christenthum im Gegensatze zum Heidenthum mehr negativ als positiv, mehr zerstörend als schaffend auftrat, so jetzt die sogenannten liberalen Ideen. Denn leider erkennen unsere heutigen Reformatoren keine andere Religion, als die ihrer Chimären-Politik . . . . !" Unser staatsweiser Mann hat zu scharf geladen, die Büchse ist ihm in der Hand geplatzt und hat ihn selbst verwundet! Ja freilich ist es so; gleich wie jetzt die Lehren des Liberalismus verspottet und deren Anhänger verfolgt werden, so wurde damals die Christuslehre verspottet und verfolgt — aber auf welcher Seite ist der Sieg geblieben, bei den Unterdrückern oder Unterdrückten? Rom ist nicht mehr, und das Christenthum besteht noch in seiner Kraft. Das römische Reich ist nicht durch feindlichen Andrang und durch die neue Lehre untergegangen. So lange Rom männlich und stark war, besiegte es seine Feinde; so lange die römische Menschheit frei und glücklich war, blieb sie den Göttern des Lebens treu. Als aber Rom alterte und hinfällig ward, unterlag es dem Schwerte der Barbaren, und als die Römer in Sklaverei und Elend verfielen, da ward ihnen von der schützenden Vorsehung der Gott des Todes gesendet, als ein Tröster der Leidenden, als ein Krankenwärter der siechen Menschheit; da ward der Blick von einer Erde voll Nacht, Haß und Trauer, zu einem Himmel voll Liebe, Licht und Seligkeit hinaufgeleitet. Die „sogenannten liberalen Ideen" unserer Zeit wirken freilich, wie das Christenthum bei seiner Entstehung, negativ und zerstörend; aber wie kann das anders sein? Wandelt nicht jede Gegenwart über den Gräbern der Vergangenheit, und könnten die Lebenden Platz finden, wenn man nicht die Todten unter die Erde brächte? Kann man die Freiheit in die Luft bauen, oder soll man neue Gebäude auf die Dächer der alten setzen? Der Boden ist eingenommen von den Institutionen der Mittelwelt und dem Schutte der Feudalität. Diese müssen weggeräumt werden, um der neuen bürgerlichen Ordnung Platz zu machen; das heißt aber nicht zerstören, das heißt nur verweste Körper einscharren.

154.

Die Herrscher glauben, um zu regieren, müssen sie außer dem Volke stehen, weil dieses der Punkt des Archimedes sei. Dieses ist wahr, so lange die Völker nur feste Körper bilden. Sind sie aber einmal flüssig geworden, dann nutzt der Hebel nicht mehr, da kann man nur chemisch auf sie einwirken und man muß sich mit ihnen vermischen.

155.

Die französische Revolution wird nach und nach in alle europäischen Sprachen übersetzt werden, und es ist nicht rathsam, dieses zu verhindern. Man nöthigte hierdurch alle Welt, französisch zu lernen, um das Original zu verstehen. Die Fehler des Originals aber könnten in der Uebersetzung verbessert werden.

156.

Beim Beginnen einer Unternehmung und unweit des Zieles ist die Gefahr des Mißlingens am größten. Wenn Schiffe scheitern, so geschieht es nahe am Ufer.

157.

Schädliche Ideen werden oft nur durch Mittheilung unschädlich gemacht. Mancher Gedanke und manches Gefühl, in der Hirnschale und der engen dunkeln Brust eines Menschen sich entzündend, haben Zerstörung um sich her verbreitet, und würden, hätten sie bei Tage und frei sich entladen dürfen, gefahrlos und lächerlich verpufft sein.

158.

Mündliche Verleumdung ist das Geschoß aus einer Windbüchse: man sieht das Schlachtopfer fallen, doch der Thäter der geräuschlosen That bleibt unentdeckt. Gedruckte Uebelrede ist die Kugel eines Pulvergewehrs, wobei Knall und Licht den Mörder verrathen und der Strafe überliefern.

159.

Ihr Lehrer der Wahrheit, laßt euch nicht abschrecken, wenn die Censur, nach den Grundsätzen einer pharaonischen Polizei, die neugebornen Kinder eures ihr allzufruchtbar dünkenden Geistes umbringen läßt. Einst wird doch einmal irgend ein fürstliches Herz sich eines ausgesetzten Moses-Gedankens erbarmen, ihn aufnehmen, erziehen, bilden — und dieser wird der Befreier seines Volkes.

160.

Die Freiheiten, die man zu Zeiten dem Volke gestattet, sollten nichts als eine Probe sein, ob wol die Ketten noch gut anliegen.

So geschieht es, daß man eine schon verschlossene Thür wieder öffnet, um zu sehen, ob sie recht verschlossen war.

161.

Man betrachte die Geschichte der Vergangenheit nicht als ein düsteres memento mori, sondern als ein freundliches Vergißmeinnicht, dessen Lehre man sich mit Liebe erinnern soll.

162.

Die Zufälle, als sinnentstellende Druckfehler im Geschichtsbuche der Menschheit, werden zwar wie in den andern Büchern hinter dem Werke verzeichnet; aber sie können nicht wie in jenen auch verbessert werden.

163.

Bei der Versammlung der Notabeln, die zu Paris im Jahre 1613 während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. und der Regentschaft der Maria von Medicis gehalten worden, hatten sich die Deputirten durch ein dreitägiges Fasten zu ihren Arbeiten vorbereitet. Herrliche Sitte, die wieder eingeführt zu werden verdiente! Ich mache alle Minister darauf achtsam, es wäre ein unfehlbares Mittel, die Murrköpfe von ihrer Ständesucht zu heilen.

164.

Es gibt politische Schriftsteller in Deutschland, denen es weder an Freimüthigkeit, noch an Einsicht, noch an Kraft der Rede gebricht, und dennoch bewirken sie nicht, was sie sich vorbedacht und was zu wünschen wäre. Sie erreichen es darum nicht, weil sie, ängstlich, mißverstanden zu werden, unverständlich sind. Denn sie ahnen es nicht, wie ausgebreitet unter dem deutschen Volke der klare Sinn der rechtlichen Freiheit sei. Jene Schriftsteller machen es wie gemeine Leute, wenn sie mit Franzosen sprechen, die ihre eigene Muttersprache ausländisch radebrechen, weil sie glauben, sich so deutlicher zu machen.

165.

Wenn eine Schrift ausgezeichnete neue Ideen enthält, deren Verbreitung aber bei den obwaltenden Verhältnissen bedenklich gefunden würde, so möge der Druck derselben zwar von der Censur verboten werden, aber die Regierung sollte das Werk gegen eine Belohnung des Verfassers an sich bringen, um entweder die darin enthaltenen Lehren sogleich im Stillen zu benutzen, oder um die Schrift aufzubewahren bis die Zeit kommt, wo die Bekanntmachung derselben zum allgemeinen Besten ersprießlich wird. Hierdurch würde die gefährlichste Folge des Preßdruckes, nämlich die Beschränkung des menschlichen Geistes und der Kindermord der Ideen vermieden werden.

Von solchen dem Umlaufe entzogenen Werken bilde sich der Staat ein Ideenmagazin, das in Zeiten einer geistigen Hungersnoth Rettung bringe.

166.

Es ist eine lächerliche Unbesonnenheit, daß die Anwälte der Aristokratie es bei jeder Gelegenheit mit Geräusch bemerklich machen: der Friede in Europa würde der verbrecherischen Hoffnung der Liberalen zum Trotze erhalten werden; die verbündeten Mächte wüßten recht gut, daß nur ihre Einigkeit die Revolutionäre niederhalten könne. Also hätte doch die drohende Stellung der Völker den großen Nutzen, der Welt den Frieden zu sichern. Aber sind solche Geständnisse nicht deutliche Winke, jene drohende Stellung ja nicht aufzugeben?

167.

Die Vertheidiger der Aristokratie sagen: die Natur selbst begünstige die Ungleichheit unter den Menschen. Das ist wahr; aber weil die Natur sie begünstigt, muß die Kunst ihr entgegenarbeiten. Weil das Glück, der Geist, der Muth, die Klugheit einen Menschen über den andern erhebt, muß das Gesetz die Gleichheit wieder herzustellen suchen, muß es dafür sorgen, daß die Bewegung mit dem Stoße aufhöre, daß der Lohn mit dem Verdienste endige. Die Laune der Natur darf nicht zum Gesetze, ihre freie Wahl darf nicht zur Nothwendigkeit werden; das Glück soll nicht erblich sein.

168.

Caligula hatte seine Gesetze hoch aufhängen lassen, damit sie die Bürger nicht lesen können, damit sie sie übertreten und so in Strafe verfallen. Hätte Caligula hier und dort in Deutschland regiert, wäre diese seine Tücke ganz unnöthig gewesen. Denn manche Verordnungen, im üblichen Kanzlei-Style abgefaßt, sind nicht allein unverständlich, sondern oft auch unleserlich, weil auf dem langen holprigen Wege die Augen den Athem verlieren, ehe sie zu einem Punktum kommen, und nachdem sie sich etwas ausgeruht, seufzend wieder umkehren. Ein lustiges Beispiel, das hierher gehört: ein gewisser Beamter eines gewissen Staats, in einem gewissen Lande, das in einem gewissen Welttheile liegt (so lernt man endlich Bescheidenheit!) hatte vor einigen Jahren eine Verfügung erlassen, mit dem schnackischen Anfange: Da die den das (nämlich: Da die den das sechzigste Lebensjahr erreicht habenden Rath N. N. betroffen habende Augenkrankheit sich verschlimmert hat). Diese Sprachverschönerung erregte damals die Bewunderung des ganzen Landes. Es war vorauszusehen, daß mancher Geschäftsmann sich im Stillen nach einem

solchen Muster zu bilden versuchen würde und die Erwartung ward nicht getäuscht. Vor wenigen Wochen kam wirklich ein Amtsbericht ein, mit den Anfangsworten: die des dem (nämlich: die des dem Bärenwirth zugefügten Diebstahls verdächtigen Juden sind nunmehr in Polizei-Arrest). Die Behörde aber, an die der Bericht eingesendet war, nahm das Ding übel auf, und bedeutete dem Berichterstatter: es sei eben so ungeeignet, dergleichen Muster nachzuahmen, als sie zu verspotten. Diesem blieb zu seiner Entschuldigung nichts Anderes übrig, als der Wahrheit gemäß zu erklären: er habe gar nicht die Absicht gehabt, ironisch zu sein, sondern es sei ihm mit dem die des dem völliger Ernst gewesen.

169.

Unglücklicher Weise hat die sittliche Blindheit viel Aehnlichkeit mit der körperlichen. Eine angehende wird schwer gehoben, man muß den Staar erst reif werden lassen. Aber darüber vergehet ein großer Theil des Lebens, und der endlich Geheilte findet eine neue, ihm unverständliche Welt. Was er früher begriffen hätte, sah er nicht, und was er jetzt sieht, begreift er nicht.

170.

Ist es nicht möglich, zu tadeln, ohne zu spotten, und zu spotten, ohne zu verwunden? Müssen Aufklärer den Lichtscheeren gleich sein, die nur hell machen, indem sie schneiden? Verdrießliche Nothwendigkeit!

171.

Nicht allen Revolutionen gehen Zeichen und Warnungen vorher; es gibt auch eine politische Apoplexie.

172.

Eingekerkerte in Strafgefängnissen haben oft die wunderlichsten Dinge verrichtet, nur um ihrem Geiste Nahrung zu verschaffen. Sie haben sich mit Ratten und Spinnen befreundet, sie haben die Ziegel der Dächer, die Buchstaben der Bibel gezählt. Und doch sind solche Beschäftigungen erhaben zu nennen gegen jene andern, welchen sich Jahrhunderte lang die wissenschaftlichen Männer aller Völker ergaben, um ihren gefangenen Geist nur etwas in Bewegung zu setzen. Sie haben ein ganzes Leben voll Lust und Kraft auf die Abfassung von Büchern verwendet, welche der Menschheit keinen Trunk Wasser eingebracht. Ganze Bibliotheken geben Zeugniß, daß man sonst Regieren nannte, wenn man den Geist des Volkes tödtete, um den Körper zu beherrschen. Da liegt ein schwerer Buch-Kubus vor mir, angefüllt mit juristischen Schnörkeln, Arabesken und anderen

feinen Zierrathen, die man mit bloßen Augen kaum erkennen kann. Unter vielen Hunderten von Aufgaben, Räthseln und Untersuchungen ist folgende noch eine der wichtigsten für die Völker der Erde: „Quaestio: Ob der, so in einem fürstlichen Rescripto oder anderen Diplomate Doctor aut Licenciatus genannt wird, sofort für einen Doctor zu halten sei? Negatur, denn vielmals ex errore Secretarii das Wort Licenciatus oder Doctor eingerückt wird. E. g. Suplicant unterschreibt sich Johann Adam L. scilic. Lipsiens. Der Secretarius nimmt das L auf als Licenciat, und meldet in Rescripto, Licenciat Johann Adam, welches dem keinen Titul gibt. Denn obgleich vox Principis einige honorem dadurch mittheilt, dennoch rei veritatem blose Denominatio nicht verändert..." Um es im Vorübergehen zu bemerken, hat der feine Jurist diesmal Unrecht. Vox Principis gibt nicht blos einige honorem, sondern ändert auch oft rei veritatem. E. gr. Als einst Napoleon auf der Parade sein scheues Pferd nicht bändigen konnte, sprang ein Lieutenant hervor, und war ihm behilflich: „Danke, Hauptmann!" sagte der Kaiser. „Bei welchem Regimente?" fragte der Lieutenant. „Bei der Garde", antwortete der Schnelle dem Schnellen.

173.

Die Erfahrung bereitet uns vorsorglich harte und trockene Lehren, welche als Schiffszwieback für das menschliche Herz ausdauern zur langen Seefahrt des Lebens. Wir müssen uns daran sättigen oder verhungern. Frische Nahrung genießt der Mensch nur zweimal: auf der seligen Insel der Kindheit, und einst wol in dem Hafen der Ruhe.

174.

Göttingen, Leipzig, Halle und Heidelberg loben sich sehr und sagen: „bei ihnen wäre Alles ruhig, und von geheimen Umtrieben und Verschwörungen wüßten sie kein Wort; man möge die Leute nur zu ihnen schicken." Es gäbe ein Mittel, auch die übrigen deutschen Universitäten dieses Glücks theilhaftig zu machen; es ist ganz einfach. Alle unsere Minister, Staatsräthe, Feldmarschälle, Finanzdirectoren, Justizbeamten, Criminalrichter, geheime Referendäre, Gensd'armerie-Obersten, Polizei-Commissäre, Actuare und Pedelle sollten sich aus Patriotismus anstellen, als wüßten sie nichts, und noch einmal studiren gehen. Wenn sich alle diese gutgesinnten, ihrem Fürsten und Vaterlande treu ergebenen Männer über sämmtliche deutsche Universitäten verbreiteten, dort die Vorlesungen fleißig besuchten, um den Geist der Zeit und Jugend kennen zu lernen und dieser ihre Grundsätze einzuflößen, dann würde gewiß Alles besser werden und

der Friede wiederkehren. Wenigstens kann man wetten, daß, so lange sie auf der Universität bleiben, weder dort, noch anderswo Unruhen vorfallen werden. Während ihrer Abwesenheit könnten die Fürsten selbst regieren und bei dieser Gelegenheit erfahren, wie viel sie ihren treuen Dienern zu verdanken haben.

175.

Lot's Frau, weil sie stehen blieb und rückwärts sah, wurde in eine Salzsäule verwandelt. Das Salz, welches erhält, ist ein treffendes und warnendes Bild für die Conservatoren der alten Zeiten, die auch stehen bleiben und zurücksehen.

176.

Auf welcher niedrigen Stufe der sittlichen Bildung die Türken stehen, ersieht man aus der wenigen Kenntniß, die sie von den sittlichen Fortschritten anderer Völker haben; und diese ihre Unwissenheit verräth sich in den Spitznamen, die sie den Völkern geben, mit welchen sie in Berührung kommen, und die noch heute lauten wie vor Jahrhunderten, ob sie zwar gar nicht mehr passen. So nennen sie die Deutschen wüste Flucher (Deschurer Kiasir), ob uns zwar kein rauhes Wort mehr aus dem Munde kommt, wir so glatt sind wie geschorener Sammet, selbst Ohrfeigen nur in seidenen Handschuhen austheilen, und die Stecknadeln zu unseren Sticheleien so lange abbreviren, bis nichts übrig bleibt, als das stumpfe Köpfchen, der Art, daß selbst im grimmigsten Spotte über eine vornehm thuende Sängerin wir noch gelassen bleiben und nicht sagen: eine aufgeblasene Catalani, sondern (wie im Allgem. Anzeiger vom 9. Febr.) „eine aufgeblasene C....“, welches dreideutig genug ist, da das C auch Circe oder Calypso heißen kann. Die Engländer nennen sie Tuchkrämer, ob es zwar die Franzosen und Niederländer jetzt mehr sind. Die Griechen, welche jetzt kämpfen wie die Löwen, nennen sie immer noch Hasen. Für die Italiener haben sie den Spitznamen Tausendfarbige (Ressar, Renki), da sie sich doch in ihrem letzten Kriege alle blaß gezeigt. Die Juden schelten sie immer noch Hunde, ob zwar diese jetzt fast mehr sind als Menschen und zum Adel der Nation gehören. Die Ragusaner heißen sie Spione, denn es ist ihnen unbekannt geblieben, daß eine weise National-Oeconomie auch dieses Monopol schon längst abgeschafft hat. Die Spanier, die sich gegenwärtig mehr sputen als zu loben ist, nennen sie Faullenzer. Am meisten Furcht und Achtung scheinen die Türken vor den Russen zu haben, denn sie heißen sie verruchte Russen (Ruszi menkjus). Ob die Spitznamen, die sie den übrigen Nationen geben, angemessen sind, können wir nicht beur-

theilen. Sie nennen die Araber Unsinnige; die Armenier Dreckfresser (Boktschi); die Bosnier Landstreicher; die Bulgaren Straßenräuber; die Georgianer Läusefresser; die Indier Bettler; die Mainotten Tollköpfe; die Moldauer dumme Bauern (Bogdaninaden) und hornlose Böcke (Bojenssis Etojne); die Polen ungläubige Prahler (Tussul Giaur); die Tartaren Aalfresser (Laxh Jejidschi); die Wallachen Fiedler. Von den Böhmen und Kurden sagen sie: Tschingene tschalar Kord vinar, ein Böhme geigt und ein Kurde tanzt... Es würde der lieben deutschen Jugend gar nichts schaden, wenn sie einstweilen obige türkische Vocabeln auswendig lernte.

177.

Ein feiner Kopf hat den klugen Gedanken — nicht blos gehabt, sondern auch niedergeschrieben, nicht blos niedergeschrieben, sondern auch drucken lassen: man solle fürder alle politischen Werke in lateinischer Sprache schreiben, daß möglicher Schade verhütet werde. Aber das Uebel hat zu tief gewurzelt, solche Hausmittel helfen nicht mehr, man muß sich wirksamerer Arzneien bedienen. Die Leute würden sich dazu bequemen, Lateinisch zu lernen, und es bliebe Alles beim Alten. Würden aber alle politischen Werke in der Sprache des Herrn Görres geschrieben, ließe man lieber fünf gerade sein, als daß man sie verstehen lernte. Denn dazu reichte nicht hin, Lateinisch zu wissen, man dürfte auch im Griechischen, Hebräischen, in der Physik, Metaphysik, Chemie, Astronomie, Geographie, Nautik, Mineralogie, Mythologie, Geometrie, Statik, Medicin, Algebra, Chirurgie und in der Apothekerkunst nicht fremd sein. Im beliebten Conversations-Lexikon findet man bei Weitem nicht Alles, was man nöthig hat, um sich nur folgende Ausdrücke zu erklären, die auf wenigen Seiten der Schrift „Europa und die Revolution" gesammelt worden sind. Nämlich: Hermesschlusses, Metastase, latent, Wurflinien, austrophische Furchen, Goldschlich, Oblonge, Differenzial, Integration, Heliocentrisch, Liberationen, Perturbationen, Aberrationen, Seculargleichungen, epicyklisch, Othin, Mimer, Simurche, Mardichore, die bösen Dews, Maia, Miasmen, die Wendilsen, Iran und Turan, Museon, Systole und Dyastole, Alkahest, Lebermeer, floride Schwindsucht, Belustempel, Berserkerwuth, ceraunische Berge, Senkel, Tyosen, Rosrädbücher.

178.

Die Deutschen sind so angeborner knechtischer Natur, daß, wenn sie frei wären, sich ihrer eigenen Freiheit zu begeben, wenn die Regierungen nicht edler dächten als sie selbst, sie all ihr Thun und

Lassen, ihr Denken und Reden, ihr Gehen und Stehen, ihr Essen und Trinken, ihr Lachen und Weinen, Alles bis auf ihre Träume, dem Maße, Gewichte und Takte der Gesetze, Richter und Verwalter unterwerfen würden. Solche niederträchtige Menschen verdienen gar nicht, gute Fürsten zu haben, man sollte sie nach Marokko schicken. Und nicht blos Männer von dieser oder jener Partei, sondern Männern aus allen Parteien haben solche niedrige Gesinnungen oft an den Tag gelegt. Zu diesen Freunden der Dienstbarkeit gehört auch jener Ungenannte, der kürzlich im Allgemeinen Anzeiger eine Abhandlung über das anonyme Recensentenwesen geschrieben hat. Er nennt dieses „einen das Zeitalter schändenden Unfug". Dieses heißt nun freilich etwas zu pausbäckig gesprochen, die Ehre unseres Zeitalters ist so schwächlich nicht, daß sie an solchen Kleinigkeiten stürbe; aber allerdings das anonyme Recensiren ist sehr zu tadeln. Wer bei der Beurtheilung eines Werkes nur die Wahrheit, wenigstens das, was er dafür hält, im Auge hat, und wer den Muth besitzt, die Wahrheit gegen alle Angriffe zu vertheidigen, der nennt oder bezeichnet sich unter seinen Recensionen. Aber das ist ein Werk der Freiheit, das hat jeder mit seinem Gewissen abzumachen, die Staatsgesetze haben sich nicht hineinzumischen. Unser edler Freund der Unterthänigkeit will aber, daß „von Obrigkeits- und Rechtswegen" das anonyme Recensiren abgeschafft werde. Er nennt anonyme Recension einen literarischen Meuchelmord (das ist doch gar zu schauerlich!), die Literaturzeitungen geheime Gesellschaften, Vehmgerichte, und den Redacteur einer solchen Zeitung Oberhaupt des geheimen Bundes. Solche literarische Carbonari, meint er, müßten mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Nicht zu vergessen ... die anonymen Recensenten nennt er auch Zigeuner, eine Banditen-, Strolch- und Jaunergesellschaft. Der edle Mann donnert so heftig gegen das anonyme Kritisiren, daß er in seinem Feuereifer vergaß — seinen Namen unter seine eigene Abhandlung zu setzen!

179.

In Republiken wird das Gefühl der Freiheit erst in ihrem Mißbrauche zum Genuß, ja die gesetzliche Freiheit selbst kann sich oft nur durch ihre Ausschweifungen erhalten.

180.

Karoline von Braunschweig, die verstorbene Königin von England, war schon als Kind sehr lebhaft, und ihre rechtwinkligen deutschen Lehrer hatten große Noth mit ihr. In der Musik wurde sie von einem gewissen Fleischer unterrichtet. Einst hatte er die Für-

stin wiederholt zurechtgewiesen, wie sie eine gewisse Clavier-Note mit einem bestimmten Finger greifen müsse. Kaum hatte der Lehrer darauf aufmerksam gemacht, so veranlaßte der Gebrauch des unrechten Fingers Wiederholung derselben Erinnerung; da verlor der alte Mann die Geduld: „So bleiben Sie doch mit dem unrichtigen verfluchten — — durchlauchtigen Finger weg!" rief er im Ausbruche seines Zornes.... Man sieht, der Deutsche kann wol straucheln in der hohen Personen schuldigen Ehrfurcht, aber fallen kann er nie.

181.

Eine unbeschränkte Herrschaft gleicht einem Garten ohne Zaun. Der Besitzer kann freilich überall hinaustreten, aber der Fremde kann von allen Seiten hereinkommen.

182.

Was für den Körper der Schwindel ist, das ist Verlegenheit für den Geist.

183.

Es gibt Dreiviertels-Menschen, die in der Welt mehr gelten, als sie werth sind. Das kommt daher, weil die unkundige Menge die Zähler und Nenner jener Bruchseelen für ganze Zahlen hält und sie addirt.

184.

Moral ist die Grammatik der Religion; es ist leichter gerecht als schön zu handeln.

185.

Es ist leicht den Haß, schwer die Liebe, am schwersten Gleichgiltigkeit zu verbergen.

186.

Ein verrostet Schild flehte zur Sonne: Sonne, erleuchte mich! Da sprach die Sonne zum Schilde: Schild, reinige dich!

187.

Nicht lächeln soll das Bild des Todes; aber auch nicht fratzenhaft sein. Freund Hein hat mehr, als man denkt, dazu beigetragen, uns spießbürgerlich, gemein und kraftlos zu machen.

188.

Um Kindern Moral in Beispielen zu lehren, dazu gebraucht man die Geschichte. Das heißt, ihnen Schwert und Lanze als Messer und Gabel in die Hände geben.

189.

Der Mensch ist wie eine Spieluhr. Ein unmerklicher Ruck — und er gibt eine andere Melodie an.

190.

Warum Shakespeare auf deutschen Bühnen kein Glück macht? Weil man nicht gewohnt ist, mit Vorlegelöffeln zu essen.

191.

Jede Stunde, dem Hasse vergeudet, ist eine Ewigkeit, der Liebe entzogen.

192.

Einen Dieb zum Nachtwächter und einen Jesuiten zum Zeitungsschreiber bestellen, das ist einerlei.

193.

Wenn sie eine kleine Zeitung unter ihre Faust gebracht, frohlocken sie, daß sie den Strom der Zeit aufgehalten! Sie gleichen jenem dummen Teufel, der die Quelle in Donaueschingen mit seiner Hand bedeckte und dabei lachend ausrief: wie werden sie sich in Wien wundern, wenn auf einmal die Donau ausbleibt!

194.

Eine schwache Regierung zu stärken, muß man ihre Macht vermindern. Die Staatspfuscher begreifen das nicht.

195.

Man kann die Gedanken wie die Naturkörper ordnen; sie stehen auf niederer oder höherer Stufe, gleich Steinen, Pflanzen, Thieren. Es gibt mineralische, vegetabilische und thierische Ideen. Den deutschen Ideen, so kostbar sie auch sind, fehlt es an Leben. Ein Demant ist mehr werth, als ein Ochs; aber ein Ochs lebt.

196.

Die Deutschen lassen sich leicht unter eine Hut bringen; aber unter einen schwer. Sie sind nur einig, wo es etwas zu leiden gibt, wo zu thun, niemals.

197.

Frau von Sevigné hat in mehreren hundert Briefen immer mit einer andern Wendung ausgedrückt, wie sehr sie ihre Tochter liebe. Man sollte nicht glauben, daß das Herz so viel Geist hat.

198.

Die Geschichte lehrt uns Tugend; aber die Natur predigt unaufhörlich das Laster.

199.

Das Unglück ist der Ballast, der uns auf dem Ocean des Lebens im Gleichgewichte erhält, wenn wir keine Glücksgüter mehr zu tragen haben.

200.

Ein Mann von Geist wird nicht allein nie etwas Dummes sagen, er wird auch nie etwas Dummes hören.

201.

Das Philosophiren ist eine angeerbte Krankheit des menschlichen Geistes, der Fluch des mit Schmerzen Gebärens.

202.

Nichts bereuen, ist aller Weisheit Anfang.

203.

Schmerz ist der Vater und Liebe die Mutter der Weisheit.

204.

Auf der ganzen großen Erde gibt es keine glücklichern Geschöpfe als die Alterthümler. Die gütige Natur schenkte ihnen eine Einbildungskraft, so heiß, so rasch, so kühn, so erfinderisch, daß man diesen hochbegabten Menschen allein die Untersuchung aller demagogischen Umtriebe anvertrauen sollte. Da wurde bei Eitzum, unweit Scheppenstedt, am Elenwalde (gute Geographen wissen, wo diese Orte liegen) ein eiserner Radnagel gefunden. Er lag in einem Steinbruche, acht Fuß unter der Erde. Von diesem „merkwürdigen Funde“ wird im allgemeinen Anzeiger der Deutschen, auf sieben Spalten, vorläufige Nachricht gegeben. Es wird nicht untersucht, wie der Radnagel unter die Erde, sondern wie die Erde über den Nagel gekommen, und Moses mit den Propheten, Sonne, Mond und Sterne und die uralte Nacht, die Mutter aller Dinge, die gewesen und sind, werden darüber zu Rathe gezogen. Dieser Radnagel „aus der Vorwelt“ zeichnet sich merklich von seines Gleichen „in der neuern Welt“ aus. „Er ist im Ganzen genommen kleiner als die jetzigen, aber weit zierlicher gearbeitet. Der Kopf ist nicht viereckig, sondern rund und dicker wie jetzt. Er gleicht einer Blume mit vier Blättern, die nicht wie ein Kelch in die Höhe stehen, sondern herabhängen und etwas gekrümmt sind. Im Uebrigen gleicht er ganz den unsrigen, ist etwa drei Zoll lang und viereckig, auch nach Verhältniß breit; aber etwas schwach.“ Wie und wann haben sich nun die Steine und Erdschichten über diesen Radnagel zusammen gelegt? Da liegt der Hase im Pfeffer. Daß eine große Revolution der Erde oder eine Flut den blumigen Radnagel lebendig begraben, versteht sich von selbst; aber welche hat dieses gethan? „Die sogenannte Sündflut kann dieses nicht bewirkt haben; denn sie war wahrscheinlich nur partial und dauerte zu Folge der Nachrichten darüber nur 120 Tage, konnte also keine beträchtliche neue Oberfläche zu Erde verschaffen ...

Vermuthlich erstreckte sie sich auch gar nicht einmal bis hierher (nach Scheppenstedt und Eitzum), sondern betraf blos Mittelasien. Eher könnte man auf die große cimbrische Flut, welche einige hundert Jahre vor Christi Geburt fällt, und welche den Norden von Europa betraf, schließen. Allein diese war gleichfalls nur vorübergehend und konnte also keine neue Erdrinde bilden. Wir müssen also (um den Nagel unter die Erde zu bringen), auf frühere Zeiten und auf Fluten zurückgehen, die größer und allgemeiner waren, oder länger anhielten. Oder wir müssen annehmen, daß das Meer in der Urwelt mehr zertheilt war als jetzt u. s. w." Das heißt, den Nagel auf den Kopf getroffen! Der Alterthümler fährt fort: „Ich halte also die hier gefundenen eisernen Kunstsachen (es wurde nämlich außer dem blumigen Nagel mit hängenden Blättern auch noch eine eiserne Radfelge gefunden, ehrwürdiges Ueberbleibsel eines Ur-Wagens, welche Radfelge aber ein dummer Bauer „so wenig geachtet hat", daß er sie an einen Schmied gegen ein paar Nägel vertauschte) für Ueberreste einer frühern Welt, als die unsere ist. . . . Waren die Verfertiger dieser Kunstsachen, die Ureinwohner von Deutschland, auch keine Zeitgenossen der Mammuts, so muß man ihnen doch wenigstens eine Zeit einräumen, die zwischen beiden, der jetzigen Welt und der Urwelt, mitten inne lag, und wo die Erde auch schon Menschen zu Bewohnern hatte ... Ist es nicht zu bedauern, daß eine so gebildete Welt untergegangen und in den Fluten ihr Grab finden mußte? Wie viele Kunstsachen und Kostbarkeiten mögen mit ihr zugleich zu Grunde gegangen sein. Aber wird es uns einmal besser ergehen? Werden nicht auch unsere Werke und Kunstschätze wieder zur Grundlage dienen, worauf eine neue Welt gegründet wird? stat sua cuique dies!" — — Das ist das Lied vom eisernen Radnagel aus der Urwelt, der bei Eitzum in Deutschland, ohnweit Scheppenstedt, am Elenwalde, acht Fuß unter der Erde gefunden worden ist!

205.

Der Deutsche ist keusch und fordert von jedem, der sich mit einer Idee vermählt, eheliche Treue. Darum tadelt er auch so bitter jene Zeitungen, die, als schlaue Kammerzofen der Zeit, allen zärtlichen Launen ihrer Gebieterin schmeicheln und forthelfen. Aber das ist eine falsche Tugend. Seiner Handlungsweise muß man ergeben bleiben; dem Denker aber ist ein Harem erlaubt, damit er dem Zuge der Schönheit folge, nicht mit dem Zwange des Systems.

206.

Jede Revolution endet, wie sie angefangen; wer daher nur versteht, die wesentlichen Erscheinungen einer Revolution von den zu-

fälligen zu unterscheiden, kann sicher vorher sagen, wie sich die Geschichte dieses oder jenes Staates entwickeln wird. Wo wird Frankreich stille stehen? An der Stelle, von der es 1789 ausgegangen. Damals wollten die Franzosen eine constitutionelle Monarchie — und sie wird ihnen werden. Weder die Republikaner, welche das Königthum umstürzen, noch die Ultras, welche die Constitution vernichten wollen, erreichen ihren Zweck.

207.

Ein französischer Arzt hat kürzlich eine Abhandlung über das Schreien und Weinen kleiner Kinder geschrieben und dargethan, daß die Kinder davon dumm würden. Jetzt wissen wir auch, warum man das Schreien verbreitet.

208.

Gleich den Hunden auf der Straße, die hinter den Wagenrädern herlaufen und sie anbellen, rennt man schreiend und die Zähne fletschend hinter den Freigesinnten her, die doch nur die Räder sind der rollenden Zeit. Den lenkenden Geist aber, der sicher und bequem in der Kutsche sitzt, erreichen sie, ja sie gewahren ihn nicht!

209.

„Das Vaterland und die Menschheit verlieren an ihm viel" — sagte die Trauerrede. An wem? An Voltaire, Friedrich dem Großen, Washington, Franklin, an Napoleon etwa? Keinesweges; es ist von irgend einem Polizeidirector die Rede, der in irgend einer kleinen Stadt vor Kurzem gestorben ist . . . Der Verstorbene war gewiß ein guter Vater, ein guter Sohn, ein guter Gatte, ein treuer Unterthan, ein redlicher Beamter — aber das Vaterland, aber die Menschheit! Solche aufgeblasene Redensarten finden sich in jedem Wochenblättchen. Von einem jungen Mädchen, das gestorben, heißt es: es sei im 18. Jahre seines thätigen Lebens aus der Welt geschieden! Des Kanzlei-Styls eurer dumpfen Begeisterung, des Commis-Styls eurer unschmackhaften Schmeichelei, könnt ihr euch seiner nie entwöhnen? Ist es nicht möglich, ist es gar nicht möglich, daß ihr besser und gesünder werdet?

210.

Deutschlands Hemmschuh, man wisse ihn zu achten; Thorheit, ihn zu schmähen, weil er aufhält! Die zahmsten Pferde, die besonnensten Wagenführer machen ihn nicht überflüssig. Die Zwingburgen lagen so hoch, der Weg ist gar zu steil.

211.

Wie wird es enden? . . Man hat eine Geschichte von einem jungen Officier, der in seiner ersten Schlacht, bleich und zitternd,

gedrängt zwischen der Liebe zum Leben und der Liebe zur Ehre, zu schwach, dem Triebe der Natur zu widerstehen, zu stark, ihm zu weichen, sich selbst tödtete, und starb aus Furcht zu sterben . . . So wird es enden — nur war es dort nicht der Feldherr, welcher zitterte.

212.

Wir werden erzogen, als sollten wir Könige werden. Was wir nicht Alles lernen! — als sei Gehorchen so eine schwere Wissenschaft!

213.

Einer jener Kreuzfahrer, die es dem Thronhimmel gelobt, das heilige Grab der Freiheit wieder zu erobern, tadelt den guten Willen Ludwig XVIII., daß er den Franzosen die Charte gegeben. Er sagt: „. . . . . Der Uebergang von der Despotie, wo das Volk nichts, zu der repräsentativen Monarchie, wo es so viel ist . . . war zu stark und zu schnell. Frankreich war noch nicht reif für eine Repräsentativ-Verfassung; es ist ein Unsinn, dieselbe auf einer tabula rasa erbauen zu wollen, nur auf das Fundament freier Municipal-Verfassungen kann dieselbe sich stützen." Rührender ist doch wahrlich nichts, als die zärtliche Besorgniß, daß nicht das liebe Volk durch einen zu schnellen Uebertritt aus der dumpfen Stube der Despotie in die freie Luft der repräsentativen Verfassung sich einen Schnupfen hole! Haben Frankreichs letzte dreißig Jahre die Franzosen noch immer zur Freiheit nicht genug abgehärtet? War das Volk nichts seit dem Tode seines letzten Königs? Es war viel. Die Feudal-Despotie hatte gedroht, die usurpirte der Revolution geschmeichelt; jene hatte Gewalt, diese List angewendet. Geschah wenig für, so geschah doch Alles durch das Volk. Die sinnliche Freiheit wurde verletzt, aber die sittliche wurde hoch geachtet. Die Despoten der Revolution wechselten in ihrem Drucke und es ist noch ein erträglicher Zustand, wenn ein Lastträger seine Bürde bald auf die rechte, bald auf die linke Schulter, bald auf diesen, bald auf jenen Arm nehmen und dem ermüdeten Gliede Erholung geben kann. Die Feudal-Despoten aber saßen dem Volke immer auf dem Nacken. Die Despoten der Revolution wechselten in ihren Personen, und wer heute unterdrückt war, ward morgen Unterdrücker; bei der Feudal-Despotie aber bleibt, wer einmal Herr oder Sklave ist, ewig Herr und ewig Sklave. War das französische Volk nichts mit seiner Gleichheit, dieser Kapsel der Freiheit, die, sei sie auch verschlossen, doch die Freiheit bewahrt, die früher oder später einmal herausgeholt wird? Nicht reif genug zur Freiheit! Wer soll diese Reife bestimmen, die Freiheitslese, wer verordnet sie? Haben je Vormünder der Völker

sich gutwillig ihrer Vormundschaft begeben, und wer richtet die Uebelwollenden? Ein Mündel ist immer reif zur Selbstständigkeit, wenn er, sein Erbtheil zurückzufordern, Verstand und Kraft genug hat. Wo Völker und Früchte abfallen, da sind sie überreif geworden und man hat zu lange gezögert. Zu behaupten, eine Repräsentativ-Verfassung sei unhaltbar, so lange sie nicht freie Municipal-Verfassungen zur Stütze habe, ist eben so unsinnig, als wenn man ein neugebornes Kind für lebensunfähig erklärt, weil es noch nicht auf den Beinen stehen kann. Die Beine werden stark werden, zugleich mit dem Kopfe und den andern Gliedern. Hätte Frankreich, wie England, Municipalfreiheiten gehabt, so hätte nie die Revolution Platz gefunden; die hatte es eben seiner „Tabula rasa" zu verdanken. Die Hochstraße der Freiheit, die durch das ganze Land geht, muß gegründet sein, ehe man an die Feldwege denken darf, die zu den Gemeinden führen.

214.

Ein Geck hatte zwei Wintermonate in Paris zugebracht. Als er nun in die Heimat zurückgekehrt, zierte er sich immerfort französisch zu reden. Da fragte ihn ein Spötter: Lieber Freund, wissen Sie auch, wie Gewitter auf französisch heißt? . . Man könnte diese Frage den Diplomatikern machen. Sie haben das Land der Menschheit im Winter bereist und glauben es zu kennen. Wissen Ew. Excellenz, was ein Gewitter ist?

215.

Es gibt zwei Arten, Früchte vor Fäulniß zu bewahren und sie eßbar zu erhalten: durch Essig und durch Zucker. Die Conservatoren der alten Zeit haben den Essig gewählt. Warum den Essig, da er Vielen widersteht, warum nicht lieber den Zucker, womit man Weiber, Kinder, Fliegen und die Menge lockt? . . . Aber desto besser; sauer oder süß, die alte Zeit ist eine ungesunde Lebensnahrung.

216.

„Der Mensch denkt's, Gott lenkt's" . . . . Das ist nun wieder nicht wahr. Wenn Gott lenken will, macht er, daß die Menschen nicht denken, er läßt sie den Kopf verlieren.

217.

Es wird noch dahin kommen, daß man in politischen Schriften sich nur der Vocale wird bedienen dürfen. A, e, i, o, u — nichts Allgemeineres als das. Diphthonge haben schon viel Unbescheidenes und man wird sie blos in seltenen Fällen verstatten, wo es Noth thut, das Volk zu begeistern — so etwa in Befreiungskriegen.

218.

Es ist eine schöne Erfindung unserer Zeit, den Gelddurst der Gegenwart mit den Weinlesen der Zukunft zu stillen und auf die bequemste Art von der Welt lustig in den Tag hinein zu zechen. Unsere Enkel werden auch so klug sein als wir und auf ihre Nachkommenschaft Wechsel ausstellen. Diese treibt es dann so fort. Endlich am jüngsten Tage wird es auf der ganzen Erde nur ein einziges Lumpenvolk geben, mit dem sich der Teufel selbst nicht wird befassen wollen. Dann kommen die Armen in den Himmel, und die Christenheit wird es mit Beschämung erfahren, daß sie der Judenschaft ihre ewige Seligkeit zu verdanken hat.

219.

Es ist erstaunlich, wie sehr die Journalisten an Feinheit, Gewandtheit, Zweideutigkeit, Unerforschlichkeit und an allen übrigen diplomatischen Tugenden täglich zunehmen und nach einigen Jahren, wenn die Censur so lange fortdauert, wird man die Gesandtschaftsstellen nur mit Zeitungsschreibern besetzen. Statt zu sagen Rußland, sagen sie: „eine große nordische Macht“; statt zu sagen Oesterreich, sagen sie: „eine große süddeutsche Macht“. Die Hälfte der Conjugationen der Zeitwörter geräth ganz in Vergessenheit, denn man gebraucht keine Indicative mehr, sondern nur noch Conjunctive. Man schreibt nicht: „Tunis ist ein Raubstaat“, sondern: „wenn es einen Staat gäbe, der mitten im Frieden Handelsschiffe anderer Nationen wegnähme, so könnte ein solcher Staat allerdings ein Raubstaat genannt werden.“ Welch' ein Heimlichthun! Das ist wie auf Maskenbällen, wo man schon für maskirt gilt, wenn man die Maske an den Hut steckt.

220.

Wenn man jenen hausbackenen Philistern zuhört, jenen Menschen mit kurzem Gesichte und langen Ohren, wie sie sich herausnehmen, Fürsten zu hofmeistern, sie, die von Morgen bis Abend sich von ihren Weibern, ihren Kindern, ihren Dienern, ihrer Pfeife, ihren Dampfnudeln, ihren Vettern und Basen beherrschen lassen und nicht so viel Kraft des Willens haben, einen halben Schoppen weniger zu trinken, als den Abend vorher — dann muß man die Freiheit sehr treu und standhaft lieben, um für solche Thersiten, und in ihrer Reihe, ihre Sachen zu verfechten. Es gäbe ein sicheres Mittel, wie Fürsten mit Unrecht murrende Unterthanen könnten zum Schweigen bringen; aber das Mittel ist zu romantisch für unsere abendländische Zeit. Sie brauchten nur einen Tag herabzusteigen von ihren Thronen, und einen jener Philister hinaufsteigen zu lassen, damit er den andern Mor-

gen seiner Sippschaft erzähle, wie viel angenehmer es sei, sogar schrankenlos zu gehorchen, als selbst unbeschränkt zu herrschen.

221.

Lord Londonderry, der sich auf dem Festlande seinen Doctorhut geholt, sagte neulich, da er dem Parlamente die Gewaltsbill gegen das aufrührerische Irland vorlegte (wie man nun immer bereit ist, Zahnschmerzen durch Ausreißen der Zähne zu stillen): „Uebrigens kann ich die Kammer versichern, daß die Unruhen in Irland mit jenen theoretischen Grundsätzen der Empörung, welche gegenwärtig die Welt verpesten, in gar keiner Verbindung stehen. Man darf die Unzufriedenheit, die aus Leiden entspringt, wären diese auch eingebildet, mit jenen schlechten Lehren nicht verwechseln, die zu Allem führen, nur zur Freiheit nicht." . . . Das heißt: als Beklagter wegen einer Schuld und deren Zinsen die Schuld der Zinsen eingestehen, und die des Capitals abläugnen! Woher die Zinsen?

222.

Wenn Uhrmacher den Zeiger auf eine frühere Stunde setzen wollen, dann drehen sie ihn nicht zurück, sondern sie lassen ihn vorwärts den ganzen Kreis durchlaufen, bis er auf die gehörige Stunde kommt. Nun ist zwar die Menschheit keine Uhr; da es aber Leute gibt, die sie dafür ansehen, so sollten sie auch nach den Regeln der Mechanik verfahren.

223.

Wer sich nicht scheut, im Auskehricht der Literatur herum zu stöbern, der findet da manchmal noch ganz gute und brauchbare Dinge. So entdeckte ich in einem Winkel des Freimüthigen ein „afrikanisches Lustspielchen" von Julius v. Voß, genannt: „Viele Köche verderben den Brei." Viel Witz kann von diesem schwarzen Lustspielchen nicht gefordert werden, denn es füllt nur drei Seiten an, die, wie die Buchdrucker sagen, splendid gedruckt sind. Es ist aber doch von keiner geringen Bedeutung. Herr v. Voß nämlich, der auch das Lustspiel: „die beiden Gutsherren" geschrieben hat, schwimmt, wie der Korkstöpsel in der Angel, zwischen Fischer und Fisch die Mitte haltend, auf der Oberfläche der Politik herum; oder, um mich deutlicher und kürzer im Französischen auszudrücken: Herr Voß ist au niveau de la politique du jour. Jetzt vernehme man den Inhalt des afrikanischen Lustspielchens. „Der neue schwarze Sultan", der den Titel führt „Büffel aller Büffel", läßt nach seiner Thronbesteigung die verschiedenen Ober-Beamten vor sich kriechen, und sagt ihnen: sie könnten thun, was sie wollten, — Abgaben erheben oder

erlassen, das Volk drücken, Krieg führen oder Frieden schließen, stehlen oder hängen lassen, Gerechtigkeit üben oder nicht; wenn sich aber einer von ihnen unterstände, je dem Büffel aller Büffel Bericht zu erstatten, und ihn mit dem Selbstregieren zu belästigen, so würde er unfehlbar gehängt, gerädert, gespießt oder gebraten, nach beliebiger Auswahl seines Herrn. Die Oberbeamten kriechen ganz vergnügt zum Zimmer hinaus, und sagen: das sei ihnen schon recht, sie könnten es nicht besser wünschen. Darauf läßt sich der Büffel aller Büffel seinen Pilau bringen, das heißt in der Sprache der asiatischen Kochkunst einen Brei. Er findet ihn aber ganz ungenießbar und ist um so erboster darüber, da er zur Bereitung des Breis sechs Köche angestellt hatte. Jetzt naht sich der Narr der Oberdenker und sagt: Büffel aller Büffel, viele Köche verderben den Brei! Der Büffel aller Büffel wird nachdenkend, läßt die Ober-Beamten zurückrufen und sagt ihnen, wenn sie ihn nicht von Allem in Kenntniß setzten, und sich unterständen, eigenmächtig zu regieren, ließ er sie hängen, rädern, spießen oder braten. Die Herren Ober-Beamten kriechen ganz betrübt zum Zimmer hinaus und seufzen sehr — Nun, sind das nicht liberale Gesinnungen? Das ist noch wenig; aber besser ein Sperling in der Hand, als eine Taube auf dem Dache.

224.

Die Deutschen erreichen später als andere Völker ein Ziel, es sei in Kunst, Wissenschaft oder im bürgerlichen Leben. Nicht etwa, daß sie den kürzesten Weg nicht kennten oder zu träge fortwanderten — sie haben nur darum einen längern Weg zum Ziele, weil sie weiter herkommen. Sie gehen überall von Grundsätzen aus, und ist ein Fettflecken vom Rockärmel wegzubringen, studiren sie die Chemie vorher, und studiren so lange und so gründlich, bis der Rock darüber in Lumpen zerfällt. Aber das gerade ist ihnen Recht, aus Lumpen machen sie Schreibpapier. Sie machen aus Allem Papier.

225.

„Keine Gewalt auf Erden kann den Fluch lösen, der bis jetzt auf dem Ankauf der Emigranten-Güter haftet: kein wohldenkender Sohn oder Enkel der ersten Käufer kann mit ruhigem Gewissen sterben, wenn er nicht durch Erstattung des ungerechten Besitzthums die Seele des Erwerbers von der Strafe befreit, die sie in jener Welt leidet." Ueber die erbärmlichen Menschen! Jetzt machen sie gar die Ewigkeit zu einer Deputirtenkammer und setzen den lieben Gott auf die rechte Seite. Aber wer hat jene Worte gesagt? Etwa Herr v. Marcellus, oder ein Missionär im südlichen

Frankreich? Mit nichten — ein deutsches Blatt hat diese Rede geführt, in einem Lande, wo sie sonst vor lauter Protestantismus froren, daß ihnen die Zähne klapperten. Jetzt kommt es noch dahin, daß sie dort den verstorbenen Nicolai, der in jedem Veilchen einen Jesuiten roch, ausgraben, um ihn als Ketzer zu verbrennen! Möchten sich doch gewisse Leute nicht mit gewissen Dingen abgeben! Das sieht aus wie ein wilder Schweinskopf, dem man Blumen in das Maul gesteckt.

226.

Am Hofe Franz I. glaubte man wahrzunehmen, daß das Ansehen des Kanzlers Duprat zu fallen beginne. Die Höflinge, stets auf die kleinsten Umstände lauernd, die den Sturz eines Günstlings zu verkündigen scheinen, bemerkten, daß der König zufriedene und wohlgefällige Blicke auf einen Mann stattlichen Ansehens, den besonders ein sehr schöner Bart auszeichnete, geworfen und dabei mit lauter Stimme gesagt hatte: Das ist ganz der Mann, wie ich ihn brauche. Gar nicht zu zweifeln, jener Unbekannte muß der neue Kanzler sein. Schon drängen sich die Höflinge an ihn, schon schweicheln sie ihm; sie haben es aber mit einem geistreichen Manne zu thun, der sich über sie lustig macht, ohne zu dulden, daß man ihn zum Besten habe. Dieser Kanzler durch die schöpferische Einbildungskraft der Höflinge war der Historiograph Bouchet. Der König, angezogen durch seine herrliche Gestalt und die Fülle seines herabwallenden Bartes, hatte gedacht, daß er ein gutes Modell zu der Neptuns-Statue vorstellen könnte, mit deren Verfertigung er gerade einen Künstler beauftragt hatte. Die Höflinge lachten etwas gezwungen über das Mißverständniß.

Dies ist der Inhalt eines neuen Lustspiels, das unter dem Namen „die Höflinge oder der Bart des Neptun" in Paris aufgeführt wird. Von den darin spielenden geschichtlichen Personen sind nur erst Franz I., der Kanzler Duprat und der Historiograph Bouchet gestorben.

227.

Die Zeiten sind nicht mehr, wo die Philadelphia's und Pinetti's auch die aufgeklärtesten Menschen in Erstaunen setzten; zwar ergötzen wir uns noch bei ihren Taschenspielerstreichen, aber wir verwundern uns nicht mehr darüber. Nur die Männer der hohen Polizei, diese politischen Schwarzkünstler haben nichts von ihrer Zuversicht verloren, und sie behandeln uns noch immer wie dummes Volk. Sie beschwören Geister, verwandeln Könige in Buben, escamotiren Brieftaschen — und damit glauben sie uns Furcht und Ehrfurcht

einzuflößen. Wir Andern haben das auch gelernt, wir wissen einen Hohlspiegel zu gebrauchen, können die Volte schlagen und haben unsere Gevattersleute so gut wie sie. In der dunkeln Kammer der hohen Polizei wird jetzt manchmal lustige Wirthschaft getrieben. Einst hatten sich drei Schelme zusammengethan, einen Freund zu necken und zu ängstigen. Sie umgaben sich mit weißen Tüchern, traten in sein Schlafzimmer und hielten da einen schauerlichen Gespenstertanz. Aber der Freund war noch schelmischer als sie. Er wickelte sich unbemerkt in sein Betttuch, sprang leise aus dem Bette und mischte sich in den Tanz der Geister, so daß diese mit entsetzlichem Geheule davon liefen. Die Herren Schwarzkünstler sind zwar sehr verschwiegen, man hat es aber doch erfahren, daß ihnen in verschiedenen Ländern auch solche Streiche begegnet sind.

228.

Eines jener somnambülen deutschen Blätter, die im Traume Alles wissen und daher niemals unwissend sind, lobt die alte constitutionelle Monarchie England, und wirft der französischen constitutionellen Monarchie ihre Jugend vor. Möchte es uns doch in seiner nächsten Extase darüber belehren, wie man alt werden könne, ohne durch die Jugend zu gehen! Es sagt: „Es müssen Generationen verschwinden (wenn anders die französische Verfassung so lange die Probe aushält, und die öffentliche Stimme nicht früher den Wunsch laut werden läßt, zur rein monarchischen Form zurückzukehren), bis die französischen Abgeordneten das Wesen einer Volks-Repräsentation recht begreifen, und durch ihre Stellung die Mängel einer solchen Regierungs-Weise weniger schädlich machen werden.“ Es sagt ferner: das französische Volk sei ganz verwildert seit dreißig Jahren. Es sagt weiter: man wäre in Frankreich der Verhandlungen der Kammer herzlich müde, und der Tag, an welchem die Sitzung geschlossen werde, wäre jedesmal erwünscht... Was soll durch solche Berichte bezweckt werden? Das ist das Geheimniß. Doch man muß nicht gleich das Schlimmste denken. Sterbenden zieht man das Kissen unter dem Kopfe weg, man tröpfelt ihnen Wein ein, man thut gar manches Menschenfreundliche, um eine Euthanasie zu befördern.

229.

Ja, keusch, kalt und blaß wie der Mond ist das deutsche Volk; keusch, weil kalt, kalt, weil blaß, und blaß, weil blutleer. Doctor Howard in Amerika hat entdeckt, daß die Strahlen des Monds Wärme haben; doch nur durch ein Brennglas gelang es ihm, auf

das Thermometer einzuwirken. Wo gibt es aber ein Brennglas, groß genug, sich über die Köpfe von dreißig Millionen Menschen auszubreiten? Der Befreiungskrieg war ein solches. Napoleon sagte damals, die Deutschen hätten das Fieber, und wir spotteten des Spötters; jetzt fällt der Spott auf uns zurück. Man fühle der öffentlichen Meinung den Puls, man lese die deutschen Zeitblätter! Wasser, Essig oder eine fade Tisane überall. Wer Geist hat, gibt ihn; doch kann man den ganzen Tag über den Zeitungen sitzen, man ist am Abend so dumm, als man am frühen Morgen war. Welche Leere oder welche wulstige Fülle, es müßte denn einmal das Schicksal selbst mitarbeiten und etwas Knallendes geschehen lassen, oder es müßte ein geistreiches Wort aus Frankreich herübergeschrieben werden. Die armen Zeitungsschreiber! Wird ihnen einmal ein officieller Knochen vorgeworfen, wie sie darüber herfallen und ihn zernagen! Was in der offenen Staatskanzlei des Himmels geschieht, das sehen und hören sie nicht. Sie schiffen ohne Compaß auf dem Weltmeere der Geschichte, und selbst die Besten unter ihnen, wie Görres, verstehen nur nach den Sternen ihren Lauf zu richten und wissen sich bei umwölktem Himmel nicht zurechtzufinden. Man weiß nicht, soll man mehr über die Engherzigkeit der Gedanken, oder über die Weitschweifigkeit der Reden trauern. So las man in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 14. December einen Artikel aus Frankfurt, dessen Inhalt ich in folgenden wenigen Zeilen vollständig auszudrücken unternehme. „Dem Antrage, die auf den 2. November bestimmte Eröffnung des Bundestages bis zum 7. December zu vertagen, wurde in der am 21. November gehaltenen Sitzung der Bundesversammlung durch Abstimmung beigetreten.“ Dieser kurze Bericht wird am genannten Orte zu hundertdreiundfünfzig eng gedruckten Zeilen ausgedehnt! Ich habe aus stylistischem Forschungstriebe dreimal den Artikel gelesen und konnte das Geheimniß seiner Abfassung nicht entdecken. ...... O die armen Zeitungsschreiber! Was ihnen die Türken für Noth machen; Krieg, Friede — sie können diese Wörtchen nicht ausschreiben, mitten in der Sylbe kommt ein Widerruf, und sie werden wie die Bälle hin- und hergeworfen. Es ist das wahre griechische Feuer, das sie beseelt, denn es brennt im Wasser fort. Sagt ihr etwa: die Censur hindert uns? Aber die Censur hindert doch Keinen für die Fürstlichkeit zu sprechen, und geschieht das mit mehr Sinn und Geist? Man vergleiche gewisse Zeitungen mit dem Journal des Debats. Oder sagt ihr, die französischen Schriftsteller hat die Revolution zur Redekunst gebildet? Ist denn die Revolution für euch

nicht dagewesen? Muß man in den Septembertagen einen Bruder verloren haben, muß man im Bicètre gesessen oder ausgewandert gewesen sein, um von der Revolution Bildung zu gewinnen? Das rechte Gemüth mangelt euch, das ist es; denn der Kopf ist nur der Arm des Herzens. Uns von der Politik abzuwenden — seht, mit welcher Begeisterung ganz Frankreich von jenen würdigen Männern spricht, die sich in Barcelona eingeschlossen, und ihr Leben dem allgemeinen Wohle, vielleicht auch nur ihrer Wißbegierde, vielleicht auch nur ihrem Ehrgeize zum Opfer dargeboten haben. Doch was sie auch getrieben, sie haben der Menschheit genützt und werden als Sieger in ihr Vaterland zurückkehren. Ganz Paris streckt seine Arme nach ihnen aus, und festlicher Empfang wird ihnen bereitet. Noch ihre Söhne werden sich des Ruhmes und des Lohnes erfreuen, den sich die Väter durch ihre Tugend erwarben. Selbst die Akademie, diese ängstliche Schnürbrust des französischen Geistes, hat zu ihrem Dichterpreise die Hochherzigkeit jener Aerzte gewählt. Was wäre in einem solchen Falle in Deutschland geschehen? Man hätte im Lande herumgebettelt und so viel gesammelt, den hinterlassenen Waisen der Aerzte einige Bretzeln zu kaufen. — In die stille Seele einiger Frankfurter war der Blitz eingeschlagen und zündete, und da beschlossen sie, ihrem Mitbürger Goethe ein Denkmal zu setzen. Sie bettelten um Geldbeiträge im ganzen deutschen Bunde, ja bis nach Moskau, bis an die Säulen des Hercules gedachten sie ihre Bettelbriefe zu schicken. Ich weiß nicht, ob es geschehen ist, aber das weiß ich: Goethe wird kein Denkmal erhalten, es müßte denn die Nachwelt sich der Jämmerlichkeit ihrer Väter schämen und erröthend nachholen, was noch gut zu machen ist. Geht, ihr müßt anders werden. So taugt ihr nichts.

230.

Will der Spott nur Registrator sein im Archive der Lächerlichkeiten, um sie uns aufzubewahren, dann übernimmt er ein schädliches Amt, welchem der stärkste Tadel zukommt. Eine begangene Lächerlichkeit ist ein Verbrechen des Geistes, das zur Abschreckung Anderer zwar bestraft werden muß, aber auch Mitleiden verdient und Belehrung erheischt. Beweinenswerther ist ja wol Niemand als der Mensch, dem das Loos zugetheilt ward, lächerlich zu sein.

231.

Viele große Männer haben gewirkt durch ihre Tugenden, Voltaire auch durch seine Schwächen. Was er gesündigt, hat er für euch gesündigt, ihr dürft seine schuldvollen Lehren schuldlos befolgen.

Wie man Gewalt, Blödsinn, Aberwitz besiege, hat er gelehrt; denn man besiegt sie nur, indem man sie verlacht. Nicht die Sonne war er des neuen Tages, aber das Brennglas dieser Sonne, das die getrennten Strahlen verbündete und den Funken in jedes empfängliche Herz warf. Er war nicht das Saatkorn, welches verfault, noch die Ernte, die verzehrt wird, er war die eiserne Pflugschar der Wahrheit, die nicht verwittert und, altes Unkraut zerstörend, für jeden Samen empfänglich macht. Laßt euch von jenen schwerfälligen Predigern nicht verwirren, die keinen andern Maßstab kennen für Menschenwerth, als den die regierende Sittenlehre gereicht hat. Sie sagen, Voltaire sei gottlos gewesen, weil sie selbst nicht die Erhabenheit Gottes, sondern nur das Dämmerlicht in seinen Tempeln mit heiligem Schauer erfüllt; sie können nicht beten, wo es hell ist, nicht lieben, so lange sie denken. Sie sagen, Voltaire sei nicht gründlich gewesen, und die Paragraphen seiner Wissenschaftslehre folgten in keiner logischen Ordnung. Der Amtsbote, der zwischen Dorf und Dorf hin und her hinkt, der freilich kennt jeden Baum am Wege. Aber ein Götterbote, der eine Kunde bringt von Pol zu Pol, der eilt mit flüchtiger Zehe, und findet nicht Zeit mit breiter Sohle aufzutreten. Das war Voltaire's Oberflächlichkeit. Sie sagen, Voltaire sei herzlos gewesen; als könne, wer die Menschheit liebt und tröstet, bei jedem weinenden Kinde, dem der Finger schmerzt, verweilen. Erst nach vielen Jahrhunderten, wenn ein Menschenalter zur fernen unsichtbaren Minute geworden ist, wird Voltaire vergessen werden.

232.

Die meisten sogenannten edeln Menschen haben nur Krämertugenden; ihr Herz ist ein Gewürzladen und freilich alles Lobes werth. Sie wiegen ihre Gutthaten in Lothen und Quentchen kleiner Gefälligkeiten zu, und indem sie die dringenden Bedürfnisse des Augenblicks befriedigen, werden sie der Armuth und der bettelhaften Eitelkeit ganz unentbehrlich. Die Tugend hoher Menschen aber ist ungemünztes Gold, das im Verkehre des alltäglichen Lebens nicht zu gebrauchen ist. Solche Menschen beglücken leichter Völker, als einzelne Menschen; sie geben lieber Saatkorn als Brod. Ihre Seele ist keine Gießkanne, die eine geliebte Nelke erfrischt, sondern eine Gewitterflut, die weite Felder und hohe Eichbäume tränkt. Die zerknickte Blume im stillen Gärtchen mag den donnernden Jupiter schelten — sie hat doch geduftet und den Menschen erfreut. Darf aber Unkraut, das noch Keinen erquickt, den Sturm lästern, der es geschüttelt? Soll die Luft stille stehen und faulen, damit es ewig

fortwuchere? Nein wahrlich, der Löwe, welcher starb und auch nur einen Esel schonend übrig ließ, der seine Leiche mit Füßen tritt — das war kein grausamer Löwe.

233.

Bei den Pferde-Wettrennen in England gewährt die Regierung demjenigen, dessen Pferd alle andern übertrifft, noch eine Prämie. Die Preise werden durch eine Jury zugesprochen, welche aus Pferdebesitzern gebildet und von der Regierung ganz unabhängig ist. Man sieht, daß es in England die Pferde besser haben, als in Deutschland die Menschen.

234.

Löwen und Despoten sehen schärfer in der Dunkelheit, als bei Tage.

235.

Das europäische Gleichgewicht wird von der Judenschaft erhalten. Sie gibt heute dieser Macht Geld, morgen der andern, der Reihe nach allen, und so sorgt sie liebevoll für den allgemeinen Frieden. Don Quixote sah eine Windmühle für einen Riesen an und streckte ihr seine Lanze entgegen; aber die Juden sehen den Riesengeist der Zeit für eine Papier-Windmühle an und fürchten sich gar nicht. Die Herrschaft der Welt wurde ihnen verheißen, der Himmel hat ihnen Wort gehalten. Doch sie sind schlau und lassen sich das nicht merken. Sie stellen sich wie die Feigen in der Schlacht todt an, daß man sie nicht tödte. Sie wissen recht gut, daß sie, gleich dem Rasen, um so frischer grünen, je mehr sie getreten und geschlagen werden.

236.

Die Einen wähnen, wenn sie nur Fenster hätten, dann ginge die Sonne nie unter; und die Andern wähnen, würden die Fenster nur zugemauert, dann ginge nie die Sonne auf.

237.

„Die wohlthätige Beschränkung der höchsten Autorität, die ehedem stattfand, beruhte wesentlich auf dem Lehnwesen; die Könige selbst haben es allerwärts möglichst erschüttert, gestürzt hat es die neue Philosophie, sobald sie zur Regierung kam;" — und in diesem Trotte weiter bewegt sich ein Recensent in den Ergänzungsblättern der Jenaischen Literatur-Zeitung. Wem war jene Beschränkung wohlthätig? Doch nicht etwa dem Volke? Freilich hörte man damals weniger klagen gegen die höchste Autorität, als später nach Zerstörung des Feudalwesens, aber eben das beweist die tiefe Erniedrigung, worin der Bürger lebte. Wer Stuben-Arrest hat, kann sich nicht

beschweren, daß er auch Stadt-Arrest habe, denn er muß erst frei werden, um zu erfahren, daß er es nicht genug ist. Die häufigen Klagen über Regierungen, die man jetzt vernimmt, gereichen diesen zum Ruhme, und sie würden es selbst dann noch, wenn die Klagen gegründet wären. Sie beweisen, daß die Bürger in Freiheit, Wohlstand und Sorgenlosigkeit leben. Wären sie nicht frei, dürften sie nicht klagen; wären sie nicht reich, würden sie nicht immerfort so ängstlich Bürgschaften für ihre Rechte und Besitzungen fordern; und wären sie nicht sorgenlos, würden sie über das wirkliche Heute nicht an das mögliche Uebermorgen denken. Kinder fürchten sich, allein ohne Wärterin zu sein, Bettler fordern keine Polizei, Sklaven keine Constitution.... Der Recensent sagt: die Philosophie habe jenes herrliche Feudalwesen gestürzt, sobald sie zur Regierung gekommen. Wo regiert die Philosophie? Der Recensent nenne uns das Land. Wo hat die Philosophie einen Thron? Uebt die Philosophie irgend ein Majestätsrecht aus? Schickt und empfängt sie Gesandtschaften? Hat man auf den Congressen zu Aachen, Carlsbad und Laibach Bevollmächtigte der Philosophie gesehen? Hat die Philosophie auf dem Bundestage Sitz und Stimme? Das kann gewiß kein vernünftiger Mensch behaupten.

238.

Der Teufel hat noch keinen seiner alten Anhänger verloren, obzwar seine Vermögensumstände nicht glänzend mehr sind. Das kommt daher, weil er für einen Schelm bekannt ist, und Jedermann glaubt, er stelle sich nur, als ginge es ihm schlecht, um seine Freunde zu prüfen.

239.

Ist es ihr Verbrechen, daß sie Durst haben? Hatten sie die gesalzenen Speisen verlangt, die ihr ihnen vorgesetzt? Ihr wolltet eine Schadenfreude genießen — das ist es; aller nur der Schaden wird euch werden, keine Freuden.

240.

Nicht die Jahre, die Erfahrungen machen alt; darum wäre der Mensch das unglücklichste aller Geschöpfe, wenn er ein fleißiger Schüler der Erfahrung wäre. Daß jedes neue Geschlecht und jede neue Zeit von der Wiege ausgehe — das ist es, was die Menschheit in ewiger Jugend erhält.

241.

Die Deutschen können das Befehlen und das Gehorchen nicht lassen, und es ist schwer zu bestimmen, woran sie am meisten Vergnügen finden. Auch ist es ein höchst deutscher Dichter, welcher singt:

Du mußt herrschen oder dienen.
Amboß oder Hammer sein.

Treffender Spruch, ob er schon eine große Unwahrheit und eine abscheuliche Verleumdung der menschlichen Natur enthält. Herrschen oder dienen, das heißt Sklave sein auf diese oder jene Weise; dort umschließen goldne, hier eiserne Stäbe den Käfig. Die Kette, welche bindet, ist so gebunden, als das, was sie bindet. Aber der Mensch ist zur Freiheit geboren, und nur so viel als die Lebensluft der Beimischung des Stickgases bedarf, um athembar zu sein, so viel muß die Freiheit beschränkt werden, um genießbar zu bleiben. Wer aber dieses zu viel Regieren den Regierungen als Schuld beimißt, der würde, wenigstens in Deutschland, eine große Ungerechtigkeit begehen. Es ist die Schuld und Schwäche der Unterthanen. Man versuche es und hebe die hundert überflüssigen Gesetze auf, die verbieten, was nicht verboten werden sollte, oder erlauben, was keiner Erlaubniß bedurfte, und man wird sehen, wie sich die Bürger bei jedem Schritt gehindert fühlen, und wie viel sie klagen würden, daß es ihnen an einer Vorschrift mangle. Das kommt daher, weil es ihnen an Tugend fehlt, die ohne Zwang jedem sein Recht zuspricht; und an Tugend fehlt es ihnen, weil ihnen Kraft fehlt, die das eigene Recht zu vertheidigen weiß; und an Kraft fehlt es ihnen, weil ihnen der Geist fehlt, welcher der Hebel des Willens ist; und an Geist fehlt es ihnen, weil sie Deutsche sind.

242.

In einer gewissen Beziehung kann man freilich mit Grund sagen, daß die Gelehrten und Philosophen die französische Revolution befördert haben, so betrachtet nämlich, daß jeder Revolution eine Umwandlung der öffentlichen Meinung vorhergegangen sein muß, und daß die Schriftsteller allein es sind (wo nämlich keine Volksvertretung stattfindet), durch welche die öffentliche Meinung sich ausspricht. Doch den Philosophen darum einen verbrecherischen Theil an den Uebelthaten der Staatsumwälzung in Frankreich zuschreiben zu wollen, ist eben so ungerecht als lächerlich. Sie sind es nicht, welche die öffentliche Meinung leiten, sie sind ihr vielmehr selbst unterworfen und verhalten sich zu ihr, wie die Sprache zum Gedanken; aber verdammlich kann nie der Ausdruck, sondern nur der Sinn sein. Die Philosophen, welche die Gesinnung des Volkes aussprachen und verriethen, noch ehe sich diese in Thaten offenbarte, waren vielmehr heilsam und haben den Jammer der Zeit sehr gemildert. Wenn einmal die alten Dämme im Staate unhaltbar geworden und durchbrochen sind, breitet sich die öffentliche Meinung von selbst aus, die

Schriftsteller und Redner aber führen sie durch Kanäle unschädlicher ab. Man irrt sich, wenn man den Rednern geschehenes Unheil vorwirft, indem man behauptet, sie hätten Leidenschaften aufgeregt; sie haben sie vielmehr unschädlicher gemacht, indem sie ihnen einen Ausweg bahnten. Der Blitz, dessen begleitenden Donner wir vernehmen, ist schon unbeschädigend an uns vorübergegangen. In Revolutionen sind die Schweigenden gefährlicher, als die Redenden. Auch die Aufklärung hat in Frankreich die Uebel nicht verschuldet, sondern nur die versteckten an den Tag gebracht. Die Sonne, welche über einem Schlachtfelde aufgeht, hat die Todten auf demselben nicht geschlagen, sondern nur gezeigt. Sie lehrt uns den Verlust berechnen — und das ist besser.

243.

Nadelstiche sind schwerer zu pariren, als Schwerthiebe — das haben sie endlich gelernt, die Verfechter der alten Zeit.

244.

Die Freiheit der Presse hat für die Regierenden manche Unbequemlichkeit; aber wenn sie dieser ausweichen, stürzen sie sich in Verderben. So hat schon tausendmal der Blitz diejenigen erschlagen, die bei einem Gewitter, nur um nicht durchnäßt zu werden, Schutz unter Bäumen suchten.

245.

Der Redestrom eines Landgeistlichen im Allgemeinen Anzeiger der Deutschen bildet einen merkwürdigen logischen Wasserfall in mehreren kühnen Absätzen. Er sagt: Die Pfarrer würden schlecht bezahlt — daher verlören sie immer mehr an Achtung — daher würde der christliche Glaube immer schwächer — daher müsse „nach einer kurzen Reihe von Jahrhunderten“ die Menschheit „merklich“ rückwärts gehen — daher würde endlich das „so tief versunkene Volk einem Apis und andern unvernünftigen Thieren wieder Tempel bauen.“ Man sieht es, dieser gute Mann ist zu ehrlich, um klug zu sein, er kennt seine Pflicht besser, als seine Zeit. Alle Menschen, vornehme und geringe, leben gegenwärtig nur vom Tagelohne des Schicksals. Wer sie warnen und schrecken will, darf nicht von einer Reihe von Jahrhunderten und von merklichen Gefahren sprechen. Er muß am Morgen sagen: „Wenn nicht die Besoldung der Pfarrer noch Vormittag erhöht wird, werden bis Abend sämmtliche Christen den Götzen Apis anbeten.“ Er muß um halb zwölf Uhr sagen: „wenn nicht der grenzenlosen Frechheit der lieberalen Schriftsteller sogleich Einhalt geschieht, wird bis Mittag

die ganze Welt in Blut und Thränen schwimmen.“ So wirkt man in unsern Tagen.

246.

Das Volk kann, einem Kinde gleich, nur weinen oder lachen. Daß es Schmerz hat oder Freude, erkennt man wohl; aber woran es leidet, und wessen es froh sei, ist oft schwer zu erforschen.

247.

Die Natur führt uns auf dem Wege der Zuckerbäcker-Jungen zur Weisheit: sie übersättigt uns mit den Genüssen, die wir meiden sollen.

248.

Unsere Vornehmen haben den Kitzel verloren, und das Volk hat eine harte Haut; ihr verlangt aber dennoch, wir sollten blos durch gute Gründe zu wirken suchen!

249.

Die gemeinen Türken glauben, daß auf allen Stückchen Papier, die sie zufällig finden, der Name Gottes unsichtbar geschrieben steht. Daher versäumen sie nie, solche aufzuheben und zu verschlucken, überzeugt, daß ihnen diese Frömmigkeit in jener Welt hoch werde angerechnet werden. Die vornehmen Christen haben eine andere Art von Aberglauben: sie wähnen, auf jedem Stückchen Papier stände der Name des Teufels unsichtbar gedruckt, und darum lassen sie, um sich bei ihm einzuschmeicheln, alle vermeintlichen Teufelspapiere von dazu bestellten Dienern verschlingen. Diese armen Menschen sind sehr zu bedauern, sie haben unaufhörlich den Teufel im Leibe.

250.

Erst vor wenigen Jahren hat die römische Kirche die Galiläische Weltordnung anerkannt. Was mögen nun jene politischen Ptolemäer noch von ihren verrosteten Schwertern erwarten, da sie sehen, daß selbst der blankeste Muth sich endlich der Wahrheit unterwirft? Denn der Kampf unserer Tage über die bürgerliche Ordnung ist ganz der alte Streit zwischen dem Ptolemäischen und Copernicanischen Planetensysteme. Es fragt sich, ob die Erde stehe und um ihre Kleinheit sich die Sonne bewege, oder ob die Sonne Gebieterin sei? List, Drohung, Gewalt, Bestechung, Schmeichelei — Alles vergebens. Man kann hier und dort die eingeschüchterte Wahrheit zwingen, der Lüge kniend Abbitte zu thun; aber im Aufstehen wird sie sich ermuthigen, und wie Galiläi ausrufen: Und doch bewegt sie sich!

251.

Ehrfurcht ist die Leibwache der Könige gewesen, Furcht war es, Gewohnheit ist es, Liebe wird es sein.

252.

Man glaubt, daß der Offenbacher Staatsmann für Deutschland die ausschließliche Nutznießung der literarischen Angeberei habe, man irrt aber, so ist es nicht. Es gibt unter den periodischen Schriftstellern noch andere arme Waisenkinder, die, so oft sie ihr periodischer Hunger befällt, sich schreiend an ihre Pflegemutter Polizei wenden und um Brod betteln. Diese Herren, in ihren Beurtheilungen politischer, historischer, ethischer und religiöser Werke, begnügen sich nicht, die Bücher zu tadeln und ihre eigenen Ansichten auszusprechen; sondern sie erröthen nicht, die Achtsamkeit der Polizei auf solche Bücher zu wenden und sie zum Gebrauche ihrer Macht aufzufordern. Solche Schelme dürfen sich nicht beklagen, wenn sie den Verdacht erregen, daß ihre gedruckten Angebereien schon als Handschrift ihre Bestimmung gefunden, und daß sie sie nur haben drucken lassen, um ihre Aufsätze um einige Zeilen und ihr Honorar um einige Batzen zu vermehren. Der Pranger diesen Schändlichkeiten! Unsere Freiheit wird genug besteuert, es ist genug an den Zehnten, die man auf jedes Gefühl, auf jeden Gedanken legt; noch mit freiwilligen Gaben sich zuzudringen, ist eine lächerliche und verderbliche Großmuth. Nur solche Schriftsteller können der Censur, dieser türkischen Kopf-Steuer, hold sein, welche diese Steuer nie treffen kann. So wird in der Jenaer Literatur-Zeitung (September 1824) das Werk Bignon's „Les Cabinets et les peuples“, in dessen deutscher Uebersetzung beurtheilt. Der Kritiker ist anderer Meinung als Herr Bignon — das muß ihm erlaubt sein. Er spricht seine Meinung mit dem anmaßenden Geschrei derjenigen aus, die darauf trotzen, daß ihr Glauben unter dem Schutze der Artillerie und der Gensdarmerie steht — auch das mag ihm verziehen werden; es ist die Bestimmung der Hof-Hunde, zu bellen, dafür werden sie gefüttert. Aber am Schlusse seiner Kritik sagte er: „Der Band enthält übrigens Manches, welches einer ängstlichen Bücher-Polizei wol so bedenklich scheinen könnte, daß sie ihn lieber ganz verbieten möchte.“ — Das darf ihm nicht frei hingehen. Die Conjunctive könnte und möchte machen uns nicht irre; das ist diplomatischer Styl, und in die Sprache des gemeinen Lebens, nämlich der Aufrichtigkeit, übersetzt, sind solche Conjunctive reine Optative. Die Redaction der Jenaer Literatur-Zeitung entehrt sich, wenn sie solche kritische Angebereien nicht blos aus Unachtsamkeit anstimmt.

253.

„Les corps (constitués) n'ont point d'âme“ — sagt Lord Coke, und das Echo der Erfahrung ruft dieses Wort hundertfach zurück.

So oft die Feinde in das Land kamen, wer war es, der den Siegern am weitesten entgegenging, sie am ehrerbietigsten empfing, sie am freundlichsten begleitete, ihnen am niederträchtigsten schmeichelte, ihnen den blutigen Weg der Schlachten am sorgfältigsten säuberte, ihnen den warmen Ofen, das weiche Bett, den gedeckten Tisch, den vollen Becher vorbereitete, und so dem Vaterlande und dem angestammten Fürsten zuerst und am offensten die schuldige Treue brach? Wer that dieses? Das thaten die Staatskörperschaften, die Regierungsbehörden, die fürstlichen Statthalter, die Bürgermeister, und wenn Einer aus dem Volke ein Wort des Unmuths auch nur zwischen den Zähnen murmelte, donnerte man ihm zu: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht. Als Napoleon Italien, Holland, die Hansestädte, nicht durch das Recht friedlicher Verträge, sondern gewaltthätig mit Frankreich vereinigte, wer unterwarf sich ihm zuerst, wer pries am lautesten das Glück der neuen Herrschaft? Das thaten die gesetzgebenden Körper, die Senate, die Landesstellen, und alle jene einzelnen Gewalthaber, die im Glücke sich die Freunde der Fürsten und bei trockenem Wetter sich die Dämme nennen, welche den Thron gegen die Wogen der Demokratie schützen. Man klagt — und nicht ohne Grund — in unsern Tagen werde die Heiligkeit der Legitimität von Manchen verkannt, das göttliche Recht der Fürsten in Zweifel gezogen, bestritten, verletzt. Aber, wenn dieses geschieht, wer anders hat das Uebel verschuldet, als die selbst, welche klagen? Die Nothwendigkeit einer erblichen Herrschergewalt ist das Erzeugniß einer tiefen Berechnung, die nur der denkende Mensch, nicht die gedankenlose Menge anzustellen fähig ist. Nur allein jener begreift es, daß es eine politische Religion, daß es ein höchstes, schaffendes, erhaltendes und richtendes Wesen im Staate geben müsse; aber das Volk hält sich am baaren Vortheil des Augenblicks. Wer ihm sein Leben, sein Eigenthum, sein Gewerbe, seine Vergnügungen schützt, der ist sein Fürst. Aber bei der heutigen Art, das Land gegen die Feinde zu vertheidigen, werden auch die besiegten Bürger in ihren Vortheilen und Genüssen nicht gestört; wie kann da die Liebe zum angestammten Fürsten in ihrer Stärke bleiben? Soll die Ehrwürdigkeit der Legitimität ungeschwächt erhalten werden, müssen die Regierungen in ihren vom Feinde überzogenen Staaten alle Bande der bürgerlichen Gesellschaft auflösen, damit das Volk in seinem Fürsten Alles verliere und nur durch seine Rückkehr wieder Alles gewinne.

254.

Napoleon war ein Gewitter, welches die schwülen Südländer erfrischte; aber der herbstliche Theil der Welt bedarf eines Winters,

um zu erstarken. Wir begriffen das wol, wären wir nicht so hausbackne, wirthschaftliche und nutzsüchtige Menschen, daß wir um wenige Tage des Kelterns willen einen ewigen Herbst ertrügen, mit seinem Nebel, seiner Naßkälte, seinen unfahrbaren Wegen, seinen unerquicklichen Winden, seinen Drohungen, und aller seiner Zweideutigkeit. Um Wintertage flehet, das sind eure Messiaden. Denn nur nicht einen Messias! So oft noch ein Erlöser die Welt befreite, war das Lösegeld zu hoch für den Dienst, weil die Zeit den freien Zins der Dankbarkeit immer in einen ewigen Tribut der Furcht verwandelt.

255.

„Wol kein Mensch, der dieses Namens würdig ist, wird den Lobredner der Sklaverei machen wollen; jeder wird wünschen, daß sie von der Erde verschwinde. Aber dieses ist das Werk der Zeit. Die Zeit vollbringt gelinde, was ein ungeduldiger und fanatischer Liberalismus mit Gewalt verrichtet." Daß man nicht einmal so vorsichtig ist, dem altväterischen Adam ein modisches Kleid zu machen! Es ist wahr: sie haben nichts gelernt und nichts vergessen — sie reden noch immer mit uns, wie sie früher geredet, und verschweigen noch jetzt, was sie immer verschwiegen. Sie wollen uns zu Horazischen Bauern machen, die geduldig am Ufer auf und abgehen und darauf warten, daß der Strom ablaufen werde. Sie wollen der Freiheit den Gang eines Stundenzeigers geben, über welchem, ehe er sein Ziel erkriecht, der Secundenzeiger des Despotismus viele Tausendmal herfährt. Wir sollen die reifen Früchte nicht brechen, sondern warten, bis sie verfault von den Bäumen fallen. Die Zeit macht das Korn reif, aber sie pflügt nicht; die Zeit hat uns immer betrogen, wir borgen nichts mehr auf ihre Wechselbriefe; die Zeit .... Doch man wird es müde, für die lebendigen Meinungen, die nicht hervortreten dürfen, nur immer ihre leblosen Bilder zu zeigen.

256.

Die Regierungen, welche Verschwörungen anzetteln, um solche kund zu machen und ihren Argwohn zu rechtfertigen, ahmen hierin dem berühmten italienischen Arzte Cardano nach. Dieser hatte sich abergläubisch das Horoscop seines Lebens gestellt, und starb in seinem 75. Jahre eines freiwilligen Hungertodes, um sein vorhergesagtes Sterbejahr nicht zu überleben.

257.

Einst hatte Rom Schauspieler eingeführt, um die Götter zu versöhnen, daß sie der Pest Einhalt thun. Hätten wir keine Quarantaine, dann stände es schlimm um unser Leben; denn wir könnten

mit allen unsern stehenden und wandernden Bühnen keinen Schnupfen heilen.

258.

Als Pythagoras seinen bekannten Lehrsatz entdeckte, brachte er den Göttern eine Hekatombe dar. Seitdem zittern die Ochsen, so oft eine neue Wahrheit an das Licht kommt.

259.

Herr von Eckstein, einer der tapfersten Feder-Condottieri unserer Zeit, hat über „Lafayette und die Amerikomanie“ eine Abhandlung geschrieben. Der Offenbacher Staatsmann theilt sie uns mit. Diese Abhandlung kann nicht anders als belehrend sein; denn wie bekannt, versteht sich Herr von Eckstein auf Tollheit aller Art. Schade, daß ihm die Kenntniß noch einer einzigen Manie fehlt, derjenigen, woran er selbst leidet, der Biomanie — ein Uebel, aus dem alle die andern Uebel entspringen, auf deren Heilung er so unermüdlich bedacht ist. Aber was versteht Herr von Eckstein unter Amerikomanie? Dieses zu erklären, müssen wir einen Umweg machen: der andere kürzere Weg ist steil und hat seine Schwierigkeiten. Wenn der Herr Dey von Algier, bei Meth und Reiskuchen guter Dinge geworden, zum Nachtisch einige seiner getreuen Unterthanen holen ließe und ihnen die Köpfe abschlüge, dann würde wol schwerlich einer der Gäste es wagen, über dieses algierische Vergnügen die Achsel zu zucken. Wagte es aber dennoch einer und spräche: in Europa würde es anders gehalten, dort pflegte man blos die Missethäter hinzurichten — dann würde der Herr Dey ohne Zweifel dem Unzufriedenen auch den Kopf abschlagen und zu den Umstehenden sagen: „Das mag euch zur Warnung dienen, ihr Hunde! der war von der Europamanie angesteckt. Aber, beim Propheten! ich werde sie nicht aufkommen lassen. Wem es in Algier nicht gefällt, der mag nach Europa überschiffen; er soll gegen die Gebühr einen Paß erhalten. Wenn man in Europa unschuldige Leute nicht köpft, so mag das nach den dortigen Localitäten ganz gut sein; ländlich, sittlich. Sie mögen es in Europa halten, wie sie wollen; aber bei meinem Barte, Afrika soll Afrika bleiben!“ Das ist die Amerikomanie des Herrn von Eckstein. . . . Wer hat diese Pest über Frankreich gebracht? „Die gefütterte Pelzmütze des Doctor Franklin.“ Also eine Pelzmütze ist Schuld an der französischen Revolution! Nichts anderes. Und Heil den Füchsen, daß Herr von Eckstein diese Entdeckung gemacht; man wird sie von nun an schonen. . . . Und Lafayette? Wie! Herr von Eckstein zieht Lafayette vor

seinen Richterstuhl? Es ist auch komisch genug. Ihr habt wol schon einmal einer Katze zugesehen, wie sie eine Kugel zu fangen und festzuhalten sucht; aber vergebens; dem armen Thierchen rollt die Kugel immer wieder unter der Pfote weg. Ganz so geberdet sich Herr von Eckstein, indem er von Lafayette spricht. Ein ehrlicher Mann! Das ist dem Herrn von Eckstein zu rund, das kann er nicht fassen. Er sucht also Ecken und Haken an Lafayette's Ehrlichkeit. Die letzten fünfzig Jahre, die Alles umgeworfen oder erschüttert, haben nur Eins nicht erschüttert — Lafayette's Tugend. Aber Herr von Eckstein nennt das „den banalen Wunsch, Gutes zu thun". Lafayette's beharrliche Gesinnung erklärt er aus dessen Hartnäckigkeit. Er spricht von der Zähigkeit seines Charakters, von der Frivolität, von der Seichtigkeit seines Geistes. Er beschuldigt ihn der gröbsten Unwissenheit. „Ein Mann, wahrhaft würdig, Mann von Charakter genannt zu werden, muß viele Stufen durchwandert sein, ehe er zur Reife gediehen, den alten Adam zum öftern abgestreift haben, um sich durch seinen Ideengang zu verjüngen." Goldene Lehren! Also nach Herrn von Eckstein wäre der ein Mann von Charakter, der den alten Adam zum öftern auszieht, um einen neuen Adam anzuziehen, und der seinen Ideengang nach den Umständen verjüngt! Echt polizeicommissarische Weltansicht! Aber findet Herr von Eckstein an Lafayette gar nichts zu loben? Nein, so verblendet ist Herr von Eckstein nicht. Wer wäre auch schlecht genug, an Lafayette gar nichts Löbliches zu finden! Herr von Eckstein findet an Lafayette zu preisen, daß er einst, während der französischen Revolution „den zusammengerotteten Pöbel von Paris durch Artillerie zur Vernunft bringen ließ". Wie man sieht, ist der Beifall des Herrn von Eckstein schwer zu erobern: es gehören Kanonen dazu. Es ist brav von Herrn v. Eckstein, daß er an Lafayette lobt, was gut an ihm ist. Nur sind wir begierig, wie er sich bei seinen Prinzipalen entschuldigen werde, daß er versäumt, Lafayette auch das letzte gute Haar auszureißen. Und wären sie ihm noch so huldvoll ergeben, sie werden ihm diese Versäumniß wenigstens als eine „hochverrätherische Nachlässigkeit" anrechnen.

260.

Die Hoffnungen guter Menschen sind Prophezeiungen, die Besorgnisse schlechter sind es auch.

261.

Für die, welche an keine Unsterblichkeit glauben, gibt es auch keine.

262.

So noth thut es den lebenssüchtigen Menschen, sich eine Ewigkeit zu denken, daß sie, wenn ihnen die Brücke der Hoffnung verwehrt ist, auf der Brücke der Furcht hinüber gehen.

263.

Soll man die Menschheit beweinen, oder über die Menschen lachen? Jeder, wie er will: es ist Eines wie das Andere. Ob wir spotten oder ernst sind, kriechen oder hüpfen, zaudern oder fortstürmen, hoffen oder fürchten, glauben oder zweifeln — am Grabe begegnen wir uns Alle. Doch Eins ist, was nützt: die Klarheit. Eins ist, was besteht: das Recht. Eins ist, was besänftigt: die Liebe.

264.

Die Weiber sind am gefährlichsten, wenn sie Furcht haben; darum fürchten sie sich auch so leicht.

265.

Höflichkeit ist Staatspapier des Herzens, das oft um so größere Zinsen trägt, je unsicherer das Capital ist.

266.

Ein Deutscher kann seines Lebens nur froh werden, so lange er reist. Jeder Deutsche ist in seinem Vaterländchen, hier oder dort, wie in einem warmen Bade, das keinen Gesunden erquickt, und worin man nicht ein wenig mit den Fingern plätschern kann, ohne Alles naß und verdrießlich zu machen. Der Wandernde aber badet sich im freien Strome; Luft, Wasser, Feld und Himmel genießt er zugleich, die frische Welle stärkt ihn, und der Strom tritt nicht über das Ufer, wenn er ihn mit seinen Armen schlägt. Die saubersten Philister lassen ihn gewähren.

267.

Auch Herz und Geist haben eine kubische Größe, eine Fleisch- und Knochenfülle, die das Wesen weder der Schönheit, noch der Stärke ausmacht.

268.

Eis oder Wasser — dieses allein unterscheidet den bösen von dem guten Menschen. Darum kann ich den Einen nicht hassen und den Andern nicht lieben. Die zackigste, härteste Selbstsucht ist nichts als gefrornes Mitleid, und die zärtlichste Theilnahme nur aufgelöste Eigenliebe. Daß in einem Herzen der Sommer oder der Winter wohne, daß es am Nordpole oder unter einem warmen Himmel geboren, ist weder Schuld noch Verdienst. Nur große Herzen, dem Weltmeere gleich, gefrieren nie; dafür stürmen sie, und ihre Liebe ist gefahrvoller als der Haß der Kleinen.

269.

Leichter ist eine Zeit zu schaffen als umzuschaffen, leichter sie umzuschaffen, als eine alternde zu verjüngen. Ist es etwas Erfreuliches, durch mühsame Heilkunst und lästige Lebensordnung ein hinfälliges Dasein zu fristen? Der denkende Baumeister hilft einem baufälligen Gebäude zu schneller Zerstörung, nur daß er es während dem Niederreißen stützt, damit herabfallende Balken nicht beschädigen.

270.

Nur die Glücklichen kommen ins Paradies. Die Unglücklichen sind verdammt, in jenem wie in diesem Leben.

271.

Das Licht, das sogenannte officielle Mittheilungen verbreitet, ist oft nichts als ein Irrwisch, der uns in Sümpfe führt.

272.

Der Geist des Mannes ist sonnenlichter Tag, der Geist des Weibes gleicht mondheller Nacht — und der trübste Tag ist heller, als die hellste Nacht. Aber der Tag verdunkelt die Sterne und macht alles Leben irdisch, und die Nacht ruft alle Welten hervor und macht das Leben himmlisch. Der Tag bringt Glut und Dürre und Haß; Alles uns trocknend, beleuchtend, entzweit er die verwandtesten Dinge, bis selbst auf ihre Schatten; die Nacht bringt Milde und Thau und Liebe, und alle Grenzen verwischend, verschwistert sie, was sich feind oder fremd war. Der Geist des Mannes steht überall im Mittelpunkte der Betrachtung, von welchem er die ganze Welt übersieht. Er denkt *hinaus* und fühlt *herein*; sein Wissen ist ganz, seine Empfindungen sind Brüche. Frauen stehen mit ihrem Geiste nur auf diesem oder jenem Punkte der Kreislinie. Nicht *überschauen* und *umschauen* können sie die Welt, sie umschiffend, und sind sie am Ziele, so stehen sie doch wieder am Anfange der Reise; sie *fühlen* hinaus und *denken* herein; ihre Empfindung ist vollständig, ihr Wissen ein Bruchstück. So wäre Verlust und Ersatz dem Manne und dem Weibe in gleichem Maße zugetheilt.

273.

Menschen, die mit Leichtigkeit fremde Sprachen erlernen, haben gewöhnlich einen starken Charakter.

274.

Um zu gefallen, muß man eitel sein; man lernt der Eitelkeit Anderer nur an sich selbst schmeicheln.

275.

Alle Narrheit erschöpfen — so gelangt man zum Boden der Weisheit.

276.

Klugheit ist oft lästig, wie ein Nachtlicht im Schlafzimmer

277.

Glücklich zu sein ist auch eine Tugend.

278.

Nach Steinen und Kräutern soll man forschen, die stille halten, wenn man sie berührt, nicht nach lebendigen Dingen, die auf den untersuchenden Finger zuschnappen. Dort gibt die Befriedigung der Wißbegierde Ruhe und Lust, hier nur Furcht und Schmerz. Die todte Natur zerstört, um zu schaffen, die lebende gebiert, um zu tödten. Wie beneidenswerth sind jene Glücklichen, die friedlich leben in der wildbewegten Zeit, am Rande des stürmenden Meeres sich der Muscheln erfreuen, die nur Käfer murren hören, und auf Schlachtfeldern nach Schmetterlingen jagen!

279.

Rousseau hatte ein deutsches Herz und einen britischen Geist; französisch war nichts an ihm, als die Sprache.

280.

Der Hund heult, wenn er geschlagen wird, und der Mensch soll es nicht dürfen? Aber es gibt Menschen, die hündischer sind als Hunde — und nicht heulen, wenn sie geschlagen werden.

281.

Die Regierungen thun öfter Böses aus Feigheit, als aus Uebermuth.

282.

Wer Tyrannei stürzen will, muß ihr dienen.

283.

Soll die bürgerliche Gesellschaft eine Maschine sein, nun wohl, so behandle man sie wenigstens mit der Schonung, mit der man eine Maschine zu behandeln pflegt. Ist die Uhr einmal aufgezogen, zeigt sie richtig die Stunde, läßt man sie gehen, bis sie abgelaufen ist, oder ganz regellos geworden. Die Regierungen aber legen den Schlüssel nie aus der Hand, sie rücken immerfort am Zeiger, sie regieren unaufhörlich.

284.

Man muß den Staat als eine Assecuranz-Gesellschaft betrachten, worin jeder Theilnehmer einen gewissen Theil seiner Freiheit als

Assecuranzprämie entrichtet, um das Capital zu sichern. Aber die Prämie muß im Verhältniß zum Capital, sie muß auch im Verhältnisse zu den Gefahren stehen, welchen das Capital ausgesetzt ist. Verschlingt die Prämie fast das ganze Capital, dann bleibt ja dem Bürger nichts übrig, das ihm versichert wird. Ist die Prämie zu groß für die Unwahrscheinlichkeit der Gefahr, dann wagte es der Bürger besser, ohne Versicherung zu leben, er gewönne dabei, in den Zustand der Natur zurückzutreten. Diese beiden Mißverhältnisse finden aber in den europäischen Staaten statt. Die Freiheit des Bürgers ist so sehr beschränkt, daß ihm wenige mehr übrig bleibt, zu deren Sicherung jene Beschränkung eigentlich eingeführt worden. Als die bürgerlichen Gesellschaften sich bildeten, waren ihre Gefahren groß. Die wilden natürlichen Triebe der Menschen herrschten noch vor, die Leidenschaften ruhten nicht; die Freiheit mußte sehr beschränkt werden. Aber die Zeiten der Gefahr sind vorüber, die Bürger sind zur Gesetzlichkeit erzogen, und der Versicherungszins ist durch die Gewinnsucht der Regierungen so groß geblieben, als er ursprünglich gewesen.

285.

Eine Staatsverfassung darf nichts enthalten, als die Beschränkung der Freiheit, denn die Freiheit selbst ist ein angebornes Recht, und braucht nicht bewilligt zu werden, da sie nicht versagt werden kann. Daher ist eine freie Constitution ein thörichtes Wort, das einen thörichten Gedanken ausdrückt.

286.

Manche Regierung des Festlandes, die nicht zu den vorherrschenden gehört, ist in der bedauernswürdigen Lage, daß sie das Böse willig, das Gute gezwungen zu thun scheint, ob es zwar umgekehrt ist.

287.

Der Adel sieht sich als einen Obelisken an, dessen Spitze der Fürst, und dessen Postament das Volk bildet.

288.

Man spricht von den Rechten der Regierungen, der Fürsten, der Krone; ja die Liberalen selbst sprechen davon, nur sagen sie, das Volk habe auch Rechte. Aber wie kann eine Regierung Rechte haben? Was heißt ein Recht? Recht heißt die ausschließliche Befugniß, die Einem auf eine Sache oder Handlung zu seinem Vortheile zustehet. Aber die ausschließlichen Befugnisse, die einer Regierung zustehen, hat sie sie denn zu ihrem Vortheile? Uebt sie sie nicht vielmehr zum Vortheile des Volkes aus? Die Macht aber,

die eine Regierung zum Vortheile des Volkes übt, ist eine Pflicht, kein Recht. Sie kann sich dieses sogenannten Rechtes nicht entäußern, also ist es kein Recht. Die schlimmsten Schmeichler der Fürsten, die wärmsten Vertheidiger der Legitimität, die strengsten, absolutesten, können doch immer nur behaupten, zum Glücke eines Volkes sei es nöthig, daß es monarchisch regiert werde, daß der Fürst unbeschränkte Gewalt habe; ist dieses aber, dann hat der Fürst nur Pflichten, er hat keine Rechte. Nur das Volk hat Rechte. Weil die Herrschsucht der Kleinen in der Herrschaft der Großen etwas Wünschenswerthes fand, haben sie den Besitz der Herrschaft ein Recht genannt. Den besten edelsten Fürsten war das Regieren nur immer als eine schwere Pflicht erschienen.

289.

Die bürgerliche Gesellschaft ist in Gährung, sie strebt sich in ihre Elemente aufzulösen. Derer sind zwei: Herrschaft und Freiheit. Alle Massen, alle Stoffe ziehen sich nach dieser oder jener Seite. Der Kampf wäre bald entschieden, könnten nur die Kämpfer im freien Felde auf einander treffen. Aber der Ministerialismus sucht die Mischungen zu erhalten.

290.

Die Hanse-Städte, diese Parzen, welche den Lebensfaden des deutschen Handels von englischer Wolle spinnen, können noch einmal Deutschlands Furien in der Hölle der Armuth werden.

291.

Wenn politische Schriftsteller in den Einrichtungen und in der Verwaltung der Staaten oft nur Tadelnswerthes finden, so thut man ihnen Unrecht, wenn man dieses einer störrischen unerträglichen Denkungsart, oder einer eiteln Verbesserungssucht zuschreibt. Es liegt dies vielmehr in der Natur der Sache. Der Tadel ist so mannichfaltig als die Fehler, die er trifft, das Lob aber einfach wie das Lobenswerthe und darum unberedt. Es gibt tausend Krankheiten, aber nur eine Gesundheit.

292.

Hätte Rußland Cäsars hochherzigen Stolz, lieber der Erste in einem Dorfe als der Zweite in Rom sein zu wollen, dann würde es seinen Trieb, sich westlich auszudehnen, unterdrücken, und den Blick nach Asien wenden. Rußland wird Europa nie beherrschen, oder dieses müßte früher des Wunsches unwerth geworden, seine Cultur zerstört, die Krone der Bildung ihm entrissen sein. Peter der Große hatte den Sitz des jugendlichen Reiches von der Grenze Asiens nach Europa verlegt, um dort zu lernen, was Noth thut; aber nun,

nachdem Rußland ein Jahrhundert die Schule europäischer Bildung besucht hat, möge es nach Asien zurückkehren, wie Peter der Große selbst nach vollendeten Lehrjahren in seine Heimat zurückgekehrt war. In Asien kann es Lehrer werden, in Europa aber wird es immer nur ein geringgeachteter Schüler bleiben. Aber die herrschaftlie en-den europäischen Fürsten, den verjährten Vorurtheilen des Adelsstolzes noch immer anhängend, wollen sich nur mit ahnenreichen europäischen Ländern vermählen, auch wenn sie arm und häßlich wären, und achten die viel reichern und schönern Staaten der übrigen Welttheile darum nicht, weil sie neuern Ursprungs und gleichsam bürgerlicher Abkunft sind. Rußlands Unterthanen werden als asiatische Bürger sich frei und glücklich fühlen und ihren Beherrscher lieben, als europäische aber sich mit den liberaler beherrschten Deutschen, Franzosen und Engländern vergleichen, und das Joch der Regierung drückend finden.

293.

Die Heilung eingewurzelter Staatsübel muß mit vieler Vorsicht unternommen werden. Oft werden politische Hautkrankheiten zurückgetrieben, und hierdurch innere, weit gefährlichere Uebel erzeugt.

294.

Oft gleichen Fürsten den ängstlichen oder ungeschickten Reitern, die ein allzurasches Pferd, um es einzuhalten, stark anziehen, den Zügel kurz nehmen, ihm den Sporn in den Leib drücken, und hierdurch seinen Lauf nur noch toller machen. Nämlich das Volk ist hier das Perd.

295.

So schnell bilden sich die Lawinen unserer Zeit und rollen herab, daß wir jede Schneeflocke achtsam mit dem Auge begleiten sollen, wohin sie falle; denn ehe ein Tag vorübergeht, hat sich Kleines und Kleines zu einem furchtbaren Berge auf einander gehäuft, und die Sorglosen liegen zermalmt unter dem verhöhnten weichen Flaume. — Die Pindares in Ostindien, ein berittenes Heer von Eingebornen des Landes, das nahe an Hunderttausende grenzt, kann den Briten noch einmal den Untergang bringen. Ein Räubervolk werden sie von der legitimen britisch-ostindischen Kaufmannschaft genannt; aber sie werden, mit Rauben beginnend, damit endigen, durch unvergleichliche Taschenspielerkünste die Silber- und Goldbarren aus der Londoner Bank über das weite Meer herüber in ihre Aermel zu locken.

296.

Man will durch Wiederherstellung des Alten der Neuerungssucht entgegenwirken und vergißt, daß man eben hierdurch der Neuerungs-

sucht fröhne, denn das Alte ist neu geworden. Denkt euch: es wolle ein Arzt den Fehler seines Kranken, der sich der Vorschrift entgegen zu weit bewegt hätte, dadurch wieder gut machen, daß er ihn den gegangenen Weg wieder zurücklegen ließ — würdet ihr nicht sagen: der Herr Doctor ist ein Narr? Um des Himmels willen seid höflich und sagt es nicht; denn es geschieht täglich vor unsern Augen. Auf die nämliche Weise glaubt man die Bewegungen der Völker rückgängig und ungeschehen machen zu können.

297.

Jean Paul, dieses Harzgebirge und Potosi voll der edelsten Metalle, würde verarbeitet die Bijouterieläden aller deutschen Belletristen versehen, und zu Goldschlägerplatten ausgedehnt, die halbe Erde bedecken können. Warum gebrauchen ihn unsere literarischen Zinngießer und Kupferschmiede nicht öfter zum Vergolden ihrer Gefäße? Dieser große Dichter (ein um so größerer, da er das Musenpferd ohne den Steigbügel des Reims zu besteigen, und ohne metrischen Zügel zu lenken versteht) weiß aus dem Heu und den Futterkräutern der Gelehrsamkeit frische, liebliche Blumensträuße zu winden, statt daß Andere selbst ihre Rosen und Lilien in ein Gemüse zerkochen. Ihm fehlt nichts, als daß ihm nichts fehlt, niemals. Er erschwert nämlich durch gleichzeitiges Darbieten verschiedenartiger Genüsse die Wahl unter denselben, und schmälert den erwählten Genuß durch die damit verbundene Aufopferung. Die Natur selbst gibt hierin eine weise Lehre: die dem Auge wohlgefälligsten Blumen sind es nicht, die am süßesten duften, und bei der Frucht sind Farbe und Geruch dem Geschmacke untergeordnet. — Wie hätte Voltaire über Jean Paul geurtheilt? wie er über Shakespeare gethan. Er würde an diesem Mammuthsknochen einer ihm unbekannten Riesengeisterart die zierliche Taille eines französischen Marquis abgemessen, und das Uebermaß des Ersteren lächerlich und unnatürlich gefunden haben.

298.

Der musikalischen Welt ist es vielleicht nicht hinlänglich bekannt, daß ein gewisser Henkel „Wiener Congreß-Walzer" componirt hat. Bei Simrock in Bonn sind sie zu haben. Ehemals war ein Congreß ein Menuet, wo Alles ehrbar und feierlich herging; man bewegte sich mit langsamen stolzen Schritten, und verlor sich nie aus dem Auge, doch so, daß man sich immer nur von der Seite ansah. In Wien ging es rascher her, man walzte bald mit diesem, bald mit jenem, und Keiner blieb vom Tanze ausgeschlossen. Gegenwär-

tig zu Aachen, da nur vier Herren an der Lustbarkeit Theil nehmen, wird eine Quadrille getanzt. Der nächstfolgende Congreß gibt ein Pas de deux. Unsere Enkel sehen Solo tanzen. Endlich kommt der Teufel und spielt den Kehraus, wobei wieder Alles durcheinander läuft. Dann hat der politische Carneval für diese Jahreszeit ein Ende, bis eine neue Maskerade beginnt — und so geht's immer fort. Der Mensch ist zur Dienstbarkeit geboren.

299.

Man mag die Wiederaufnahme der Jesuiten in einigen Cantonen der Schweiz lästern, aber es wäre dumm, darüber zu erstaunen. Es ist nur zu verwundern, daß es nicht allgemeiner geschieht. Die Aristokraten aller Orten können nichts Klügeres thun, als sich mit der Geistlichkeit zu verbinden. Zum Glücke der Welt werden die Herren darin zu spät betrauern, daß sie die stärkste Säule ihrer Throne so leichtsinnig umgeworfen haben. Römer und Griechen regierten und konnten der Priester nicht entbehren, wie wollen es die Fürsten der Gegenwart, die nur zu herrschen verstehen? In dem endlosen Kampfe der menschlichen Herrschbegierde gegen die Freiheitsliebe werden von Zeit zu Zeit die Waffen und das Schlachtfeld gewechselt, aber der Preis des Sieges bleibt unveränderlich. Zuerst verbanden sich die Fürsten mit ihren Unterthanen, um die Macht des Adels zu schwächen, dann gebrauchten sie letzteren als Schutzwehr gegen die andringende Volksmenge. Für sich selbst, doch näher der Thronseite, kämpfte die Geistlichkeit. Die Fürsten behielten die Oberhand, so lange sie die dem Volke abgewonnene irdische Beute des Sieges mit den himmlischen Schaaren, ihren Bundesgenossen, willig theilten. Nun haben sie aber zu unserer Zeit, nicht dem Wohle ihrer Völker etwa, sondern ihrer eignen ausschweifenden Liebe zur Unabhängigkeit auch die Diener der Religion geopfert, und darauf wurden sie selbst überwältigt. Diejenigen, die sich aus dem Sturme gerettet, verstehen noch heute das Geheimniß ihrer Schwäche nicht. Sie vergessen, daß nicht die Religion, sondern die Lehrer der Religion sie gegen das Volk geschützt. Sie wollen jetzt mit dem Himmel unmittelbare Verträge abschließen, und nicht durch Gesandte; sie wollen die Gottheit ohne Priester fürchten machen, und — sie gehen zu Grunde, beharren sie darauf.

300.

Man kann nicht oft genug davon sprechen, daß die Jesuiten sich auch in Freiburg wieder angesiedelt haben; ein Wunder wird nicht gleich bei der ersten Erzählung geglaubt. Dem schuldlosen kindli=

chen Volke dort, das wie überall, wo die Furcht es nicht abhält seine Furcht zu äußern, bald auswittert, ob ihm Schaden bevorstehe, ward unheimlich vor dem Bösen, und es bewegte sich. Darauf verordnete die Regierung: Ruhe, und daß, um den Spöttereien ein Ende zu machen — Keiner Abends nach 10 Uhr ohne Laterne und Licht über die Straße gehen dürfe. Man sieht, die Herren sind nicht so schlimm, als man denken sollte. Bei der Finsterniß, welche ihre Jesuiten hereingebracht, sorgen sie doch für einige Beleuchtung.

301.

Aus Neuchatel will man die Juden vertreiben. Sonderbar. Dort werden jährlich 130,000 Stück Uhren verfertigt, und dennoch wissen die Herren des Landes nicht, welche Zeit es ist!

302.

In der Rede, welche der Freiherr von Lüttwitz zu Kriblowitz bei der Beerdigung Blüchers gehalten hat, ist ein ungemein schöner Witz. Denn nur dieses schönwissenschaftlichen Vorzuges will ich gedenken; der Geist, die Wahrheit, die Tugend, die Rechtlichkeit in jener Rede verstehen sich von selbst. Welche pfeilschnellen Fortschritte hat die deutsche Sprache gemacht! Da noch die Franzosen herrschten, war das Wort gefangen; ein gesunder, starker, schön gebauter Körper war unsere Sprache, aber man sah ihr die Kerkerluft an, sie war bleich und konnte sich kaum auf den Beinen halten. Und jetzt! Seit jener Schlacht, die Europa, die Preußen rettete, sind erst acht Jahre vorüber, und man höre, welch eine Sprache sie führen! So nachgibiger Gemüthsart auch unsere deutschen Staatsmänner sind, so wenig geben sie doch den englischen in der Redekunst nach. Durch das einzige Wort Preußenthum, dessen sich Freiherr von Lüttwitz zu Kriblowitz so glücklich bediente, ist die Sprache mit hundert neuen Wörtern bereichert worden, und der kühne Marschall Vorwärts, der jene Erfindung veranlaßte, hat auch die Sprache vorwärts gebracht. Gibt es ein Preußenthum, so gibt es auch ein Fezthum, ein Marokkothum. Gibt es ein Preußenthum, so gibt es auch — die Ausländer bei Seite geschoben — ein Oestreichthum, ein Baiernthum, ein Sachsenthum, ein Hannoverthum, ein Badenthum, ein Nassauthum, ein Hessenthum, ein Reußthum, ein Brementhum, ein Frankfurtthum, und die ganze Bundestonleiter auf und ab. Ja, wer nur ein wenig publicistisches Ehrgefühl hat, der wird auch den mediatisirten Staaten das schöne Thumrecht nicht versagen wollen. Dann würde Adelungs Wörterbuch durch Leiningenthum, Fuldathum, Salmthum, Erbachthum, Wied-Runkelthum und noch viele

andere Thüme vermehrt werden. Das hätten wir der schönen Rede zu verdanken, die Freiherr von Lüttwitz zu Kriblowitz am Grabe Blüchers gehalten hat. Nur müßte man sich vorsehen, das herrliche Wort immer gut Meißenisch auszusprechen, damit es durch den häufigen Gebrauch nicht sein eigenthümliches Gepräge, seine zarte Aussprache verliere.

303.

Man hat schon oft die Bemerkung gemacht, daß das Wort Bediente, im Sinne des üblichen Gebrauchs, falsch sei, indem es nach der Sprachableitung eigentlich einen solchen bezeichnet, der bedient wird. So werden in einer königlich hannöverischen Verordnung vom 31. October, die von den Dienstvergehungen der Staatsbeamten handelt, diese Beamten Bediente genannt. Es heißt: „durch grobe Nachlässigkeit sich auszeichnende Bediente", „solche leichtsinnig-nachlässige, pflichtvergessene Bediente". Ein Staats-Bediente aber ist nicht ein Mann, der dem Staate, sondern Einer, dem der Staat dient. Diese Zweideutigkeit ist zu bedenklich, als daß man nicht suchen sollte sie zu vermeiden.

304.

Die Frevel der gottlosen Menschen, die, einen höchsten Verseher des Rechts und der Liebe verläugnend oder verkennend, im Sinnesrausche dahintaumeln und ihr Eintagsleben mit der unvergänglichen Seligkeit bezahlen — diese Frevel sind lilienweiß gegen die Frevel jener Gottesheuchler, die alle irdische Gewalt vom Himmel ableiten, um ohne Scham ihr schmeicheln zu können, die ihr schmeicheln, um an dem Bediententische der Mächtigen kostenfrei zu zechen, und die keck behaupten, Gottes Hand selbst habe mit Sternenschrift in das himmlische Büdget geschrieben, sie, seine Verehrer, sollten jährlich so und so viele tausend Gulden W. W. Wartegeld bekommen, bis sie einst im Paradiese ihren vollen Gehalt empfangen. Wollt ihr wissen, was in der Wiener Concordia auf jedem Blatte gesagt wird? Es wird darin gesagt, in einer mephitischen, dunkeln, zähe dahinschleichenden, unerquicklichen Sprache, was der Jude Itzig Herschmann in Cassel mit wenigen Worten aufs Verständlichste und Anmuthigste ausgesprochen hat. Dieser Jude ließ vor einigen Tagen folgende Danksagung in die Zeitungen setzen: „Der Gott meiner Väter segne den Herrn Pfarrer Wahler tausend- und aber tausendmal und bis ins dritte und vierte Glied! denn seine vortreffliche Frostsalbe hat meine ganz aufgebrochenen Füße von Grund aus geheilt, so daß ich nunmehr meine Geschäfte wieder verrichten kann."

305.

Deutscher Muth und eiserner Sinn. — Wenn dem Volke von Neapel, das so schwach an Zahl und angeborner Kraft der Ausdauer, wenn ihm dennoch gelänge, seinen Willen und seine Freiheit gegen die mächtigsten Fürsten Europas zu behaupten — dann dürfte es sich wol verstatten, von neapolitanischem Muthe und eisernem Sinne zu sprechen. Wir aber, wir! . . . doch halte ein, Leser, lege die Hand auf das Blatt und suche zu errathen, ehe ich es enträthsele, bei welcher Gelegenheit ein deutscher Mann von deutschem Muthe und eisernem Sinne geprahlt hat. . . .

. . . Der Buchhändler Gerhard Fleischer in Leipzig hat es gethan. Er sagt in einer Ankündigung: „Mit allen diesen und manchen andern Schwierigkeiten hat es dennoch deutscher Muth und eiserner Sinn aufgenommen, und" — — und? — — wir erhalten mit nächstem den ersten Theil (einer neuen Auflage) von Naumanns Naturgeschichte der Vögel Deutschlands, mit 48 colorirten und 2 schwarzen Kupfern! — O, daß man nicht zuschlagen darf, daß man ein erbärmlicher Mensch ist, der nichts zu führen versteht, als die Feder einer Gans, und daß man diese nicht einmal mit Schwung führen darf! Wir hätten Muth und eisernen Sinn? Wo, wie, wann haben wir das gezeigt? Muth haben wir, den Uebermuth Anderer geduldig zu ertragen, und eisern mag wol unser Sinn genannt werden, weil er folgsam dem Magnete jeder Gewalt zuspringt. Ich habe mich nie mit Vögeln beschäftigt und kann also die Schriften, die davon handeln, nicht beurtheilen. Aber mir ist bekannt, daß Herr Fleischer den Namen eines guten Buchhändlers hat, und ich bin daher überzeugt, daß das Kupferwerk, welches er ankündigt, im Verhältnisse seines Preises vortrefflich ist. Doch wollte ich wetten, daß es von einem Nürnberger Bilderbogen nicht weiter absteht, als es von den Kunstwerken, welche die Engländer und Franzosen in diesem Fache haben, entfernt bleiben wird. Die Buchhändler-Familie Pankoucke in Paris, Vater, Sohn und Enkel, haben mehr Werke großer Unternehmung verlegt, als alle deutsche Buchhändler zusammengenommen! Hat man aber je gelesen, daß sie in einer Ankündigung von heroïsme français, von tête de fer gesprochen? Was würden die Deutschen erst prahlen, wenn sie ein Werk wie das französische über Aegypten zu Stande gebracht hätten! Und die Franzosen haben jenes Land nicht blos beschrieben, sondern auch erobert! Wir leben in einer gar sonderbaren Verblendung. Wir loben uns unaufhörlich aufs Allerunbe-

fangenste; wir werfen uns vor, wir wären zu bescheiden, erkennten unsere eigenen Vorzüge nicht und überschätzten das Gute des Auslandes. Aber ist es nicht nur eine andere, ja die lächerlichste Eitelkeit, zu sagen, daß man zu bescheiden wäre? Graben wir nach Wurzeln und überlassen Andern die Früchte, so nennen wir das Gründlichkeit; sind wir feige, Unrecht abzuwehren, so nennen wir das Ausdauer; und sind wir langsamer als die Schnecken, so nennen wir das Beharrlichkeit. Die Encyclopädie von Krünitz begann im Jahre 1773. Der Herausgeber starb, als er eben mit dem Artikel Leiche beschäftigt war; zwei andere Herausgeber sind seitdem zu Leichen geworden; die 125 Bände, die bis zum Jahre 1818 erschienen waren, kosteten schon über 400 Rthlr. und jetzt, soviel mir bekannt ist, steht das Buch (48 Jahre nach Erscheinung des ersten Bandes) im Buchstaben R. Also das wäre deutscher Muth, eiserner Sinn! Die neue Encyclopädie von Gruber und Ersch zeigt schon als Kind diesen deutschen eisernen Sinn. Ist sie in 40 Jahren vollendet, so will ich dann, wenn ich noch unter den Lebendigen wandle, ein halbblinder Greis, verurtheilt werden, alle Buchstaben des Werks zu zählen und mir bei jedem Buchstaben eine Ohrfeige geben lassen. Und wenn sie endlich fertig ist, wozu wird sie zu brauchen sein? Der Artikel Adel ist geliefert; aber bis die Zeit und das Buch zur Vernunft kommen, gibt es vielleicht keinen Adel mehr. Jener Büßende, der auf seiner Wallfahrt nach Rom immer nach zwei Schritten vorwärts einen zurückthat, ist ein Blitz gegen uns; wir machen einen Schritt vorwärts und zwei Schritte zurück. Darum werden wir nie Männer werden, sondern immer kleiner und jünger, bis wir endlich in die Wiege zurückkriechen, und uns von unsern Ammen in den Schlaf lullen lassen. Wohl bekomm' es!

306.

Die über München scheinende Eos verkündigt folgenden Tag: „Der Präsident von Feuerbach arbeitet gegenwärtig an einem Werke über die Oeffentlichkeit des Rechtsverfahrens. Wir sind überzeugt, daß das, was dieser rühmlichst bekannte Schriftsteller und Staatsdiener über diesen Gegenstand, es sei dafür oder dagegen, sagen wird, Werth haben und gediegener sein werde, als die zusammengetragenen Ideen manches berühmten Schreiers unserer Zeit.“ Das ist der vierte Wind, den Hyperions Tochter dem Titanen Asträus gebiert. Wie sich aber der Titan Asträus in unsern Tagen nennt, das weiß ich wol, doch darf ich es nicht sagen. Diese bairische Eos mag wol Helenen zur Schwester haben, aber Helios ist gewiß nicht ihr Bru-

der. Wer hätte nicht die größte Hochachtung vor Feuerbach? Doch wenn diese zu steigern wäre, so würde sein Werk über die Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, wie es auch beschaffen sein wird, nichts dazu beitragen. Spricht er für die Oeffentlichkeit, so bleibt auch ihm nichts Anderes übrig, als Ideen zusammenzutragen; denn in diesem Gebiete der Staatswissenschaft ist Alles erschöpft, und wo die Erfahrung schon in Blüte steht, da ist es überflüssig, ja oft verderblich, den Grund, auf dem die Pflanze wächst, von Neuem aufzulockern. Spricht er aber gegen die Oeffentlichkeit, so kann er nur etwas Falsches, oder etwas Gewöhnliches, Bekanntes sagen. Falsch wird seine Lehre sein, wenn er die Oeffentlichkeit des Rechtsverfahrens unbedingt für jede Staatsverfassung verwirft. Alle Aussprüche und Vollstreckungen einer geheimen Justiz sind heimliche Hinrichtungen, mit welchen bürgerliche Freiheit gar nicht zu vereinen ist. Ob eine streitige Sache dem Hans oder dem Kunz verbleibe, ob ein einzelner Missethäter bestraft werde oder nicht, dieses ist dem Gemeinwesen sehr gleichgiltig. Aber die Zuversicht, daß Recht geübt werde, ist Lebensbedürfniß in der bürgerlichen Gesellschaft, und diese Zuversicht versagt die heimliche Justiz. Kein Fürst, kein Richter, kein Verwalter darf Glauben fordern an seine Gerechtigkeit; nur an Gott glaubt man, den Menschen aber will man sehen, hören, betasten, ausrechnen. Gedenkt aber der Präsident von Feuerbach darzuthun, daß in diesem oder jenem Staate Oeffentlichkeit der Justiz unersprießlich sei, so ist dieses etwas sehr Bekanntes, Gewöhnliches. Es versteht sich von selbst, daß kein Hauptgebrechen eines gegebenen Staates geheilt werden könne, ohne die Eigenthümlichkeit dieses Staates zu verletzen. In strengen Monarchien ist geheime Justiz eben so wohlthätig, als es barmherzig ist, einem zum Tode Verurtheilten bei der Hinrichtung die Augen zu verbinden. Allein was soll hierdurch bewiesen werden? Wenn wir Oeffentlichkeit der Justiz, oder Geschworneugerichte, oder Preßfreiheit fordern, so haben wir natürlich dabei noch andere Dinge im Sinne. Gebt uns nur die Finger, die Hand nehmen wir. Wenn die tintenfingerige Eos von berühmten Schreiern spricht, so ist ihr Wahn so groß als ihre Grobheit. Wer als Schriftsteller berühmt ist, der verdient es auch zu sein. Die wissenschaftliche Erkenntniß gleicht nicht der Weisheit der Staats-Mystagogen, hinter deren kluger Larve der Blödsinn schwitzt — sie zeigt immer nur ihr wahres Angesicht. Es kann wol Schriftsteller geben, die als Schreier berüchtigt sind, aber berühmte Schreier hat es nie gegeben.

307.

In einer Anzeige, die Zeitschrift Flora betreffend, wird gesagt: „Sie kömmt wöchentlich viermal nebst einer Beilage heraus, schließt alles Politische aus und beschäftigt sich blos mit Gegenständen, die den Verstand und das Gemüth ansprechen.“ Also die Politik ist ein Gegenstand, der weder den Verstand, noch das Gemüth anspricht! Und was spricht sie denn an? den Magen oder welches Eingeweide sonst? Die Zeitschrift Flora erscheint in Wien — — nein, ich habe mich geirrt, sie erscheint in München.

308.

Diese abgerissenen Sätze stehen in geheimer Verbindung und sind aus der Gehirnloge als Brüder hervorgetreten. Ich hätte sie und die Leser eben so leicht an eine gemeinschaftliche Galeerenkette der Langeweile schmieden können. Aber lange Aufsätze werden als zu zeitkostspielig in dieser aphoristischen Zeit, wo jede Begebenheit eine Sentenz, und jeder Zufall zum Sprichworte des Schicksals wird, seltener gelesen als verfertigt. Man fordert, daß die Reden sein sollen wie die Thaten der Gegenwart: compact und, gleich Bouillontafeln, für sich nicht genießbar. Der Leser will das Vergnügen haben, sein eignes kochendes Wasser darüber herzugießen, um sich selbst daraus eine Fleischbrühe zu bereiten.

Französische Aufsätze.

(Fragments politiques et littéraires.)

Mit einem Vorworte von Cormenin.

Note.

Bœrne est l'un de ces rares esprits qui prospèrent, en quelque lieu que leurs pensées poussent et se répandent; pareil à ces belles fleurs exotiques qui, transportées dans nos doux climats, y brillent presque du même éclat, y exhalent presque le même parfum que nos roses naturelles.

Le génie de Bœrne, quoique allemand par la profondeur et l'universalité de la pensée, ressemblait néanmoins, par la forme, à celui de Voltaire: vif, léger, fin, original, il ne se perdait pas dans ces abstractions métaphysiques, dans ces définitions nébuleuses où les philosophes de l'Allemagne se jettent, soit par habitude, soit par une sorte de courbure de leur esprit, soit pour se dérober à eux-mêmes la vue des misères politiques qui les affligent.

Bœrne, impétueux, ardent, véridique, intrépide, ne composait pas avec les préjugés. Il abattait sous le tranchant de sa plume acérée, les institutions féodales, les courtisans, les flatteurs et les abus.

Il y a, même en politique, un côté poétique, comme en tout le reste. C'est ce côté poétique, ce côté fleuri que saisissent plus volontiers les Allemands; mais la fleur du pommier, la fleur de la vigne, la fleur du blé, tombent au premier souffle du vent. C'est le raisin seul qui donne le vin, l'épi seul qui donne le blé, le noyau seul qui donne le fruit; de même, pour bien connaître les choses, en toutes choses, il faut aller au fond des choses. C'est là ce que savent faire admirablement les Français. Avec leur esprit positif, exact, méthodique, pénétrant, arrangeur, ils ont bien vite réduit chaque matière à sa plus simple expression; et il ne faut pas croire, parce qu'ils dansent et qu'ils chantent à ravir, que ce soit un peuple qui danse et qui chante toujours. Ce sont, au contraire, les Allemands qui, en politique, chantent toujours. Je ne les en blâme point. Ils font comme fit jadis Hésiode, comme firent les bardes écossais, les enfans d'Odin, et les Druides nos aïeux.

Avant d'éclairer les esprits, il faut toucher les cœurs, et il n'y a que les poètes qui sachent bien toucher les cœurs. Il faut parler à l'imagination des peuples par des figures, et il n'y a que les poètes qui sachent bien attaquer, ébranler, séduire l'imagination. Bœrne a donc suivi la marche naturelle des choses; il s'avance par bonds comme les poètes lyriques; il sème, il prodigue toutes les fleurs de son brillant esprit; il a de soudaines aspirations vers un

avenir meilleur; il s'afflige, il se console, il croit, il doute, il espère, et l'on sent que son âme déborde et que ses entrailles remuent. Il se berce dans ces pensées, il cesse d'être Français, il redevient Allemand, il va, revient, flotte et suit dans ses calmes, ses agitations, ses progrès et ses retours, le flot ondulé de juillet.

Sa manière est un mélange d'ode, d'élégie et de satyre; l'homme de lettres domine, et le publiciste est quelquefois absent.

Or, ce qu'il faut à l'Allemagne, ce sont des logiciens et des publicistes plutôt que des poètes et des philosophes. Celui qui lui donnerait la libe té de la presse, de la tribune et du jury, ferait plus pour sa gloire et pour son bonheur, que tous ces rapsodes de ballades romantiques, ou ces rêveurs d'utopies qui s'enferment dans leurs cabinets, à la poursuite d'une âme. Eh! sublimes penseurs, ce ne sont pas les âmes qui songent, mais les âmes qui souffrent qu'il faut soulager!

Bœrne était aussi grand par le sentiment que distingué par l'esprit. Il aimait la France comme sa seconde patrie: il l'aimait dans l'intérêt de l'Allemagne.

Il avait raison. L'Allemagne a besoin du secours de la France, non pas de la France militaire, mais de la France intellectuelle, pour secouer le joug féodal de ses aristocraties et de ses monarchies. Depuis longtemps, et sans qu'on y prenne garde, au milieu de tous les bruits du siècle, il se fait, dans le sein de l'Allemagne, comme un travail lent mais continu de décomposition, et la loi du progrès s'y accomplira. Mais comment? Est-ce un volcan de liberté qui fera sauter en l'air les aristocraties et les trônes? Sont-ce les rois eux-mêmes qui, mieux pénétrés de leurs devoirs, plus amis de l'humanité, plus prévoyans de l'avenir, libéraliseront à la fois leurs institutions et leurs peuples? La révolution, puisqu'il faut l'appeler par son nom, sera-t-elle subite ou progressive, violente ou pacifique? La Providence a ses voies qu'elle seule connaît, et nous aurions, avec Bœrne, préféré toujours les plus douces.

Bœrne est mort dans cette sainte espérance et les Allemands régénérés le béniront un jour comme l'un des précurseurs de leur émancipation.

Cormenin.

I.

(Der deutsche Bauernkrieg &c.)

La Guerre des Paysans en Allemagne,

au temps de la Réforme.

Par Wachsmuth.*)

Vers la fin du moyen âge l'état des paysans fut beaucoup plus misérable en Allemagne que dans les pays méridionaux de l'Europe. Là ils n'étaient tourmentés que par leurs maîtres immédiats, mais en Allemagne le pays étant par-

*) Article publié dans le Réformateur du 29 avril 1835.

tagé entre d'innombrables petits et grands dominateurs, et le souverain et le seigneur se trouvant par là souvent réunis en une même personne, les paysans étaient doublement chargés et vexés, d'abord comme serfs, et ensuite comme sujets; il leur fallait contenter à la fois et la cupidité du propriétaire et l'orgueil du souverain. Les villages étaient collés aux murs des châteaux comme des nids d'hirondelles, et perpétuellement menacés par les aires de vautours placées au-dessus de leurs têtes. L'Allemagne était en arrière d'un siècle de la civilisation de la France, comme celle-ci était en arrière de la civilisation de l'Italie. Les arts et les sciences n'y avaient pas encore pénétré, et la corruption des moeurs, qui, en dégradant l'homme, adoucit par compensation sa férocité naturelle, avait encore eu peu d'accès auprès des princes et seigneurs allemands. C'étaient des ivrognes à têtes lourdes, qui passaient leur vie à guerroyer, à chasser, à boire et à jouer. Leurs plaisirs les endurcissaient autant que leurs occupations, ce qui les rendit sauvages, cruels et inaccessibles à la pitié.

Plusieurs changemens survenus vers la fin du quinzième siècle dans l'état politique et moral de l'Allemagne, ajoutaient e core à la misère des campagnards. L'empereur Maximilien Ier réussit enfin à ce que ces prédécesseurs avaient vainement tenté; à abolir les guerres particulières des petits souverains et seigneurs dont le pays fourmillait, et à les contraindre d'assujettir leurs querelles aux tribunaux nouvellement établis dans ce but. Par ces sages mesures, la famille nobiliaire de l'Allemagne fut pacifiée. Mais à l'égard des valets de la maison, des paysans, l'empereur ne s'inquiétait pas plus que ses ancêtres de les protéger contre la vexation, la rapine et les violences de leurs seigneurs territoriaux. On ne leur accorda pas le droit d'avoir recours aux tribunaux contre la force brutale. Donc les seigneurs, forcés de se soumettre aux lois de l'empire, et de renoncer à l'ancien droit du plus fort, dirigeaient leur rage oisive et leur cupidité affamée, dès lors sans partage, contre leurs serfs.

Les légistes de ce temps furent ce qu'ils sont en tout temps, les prêtres de l'injustice, auxquels on doit cette vénération stupide envers des lois injustes, qui, plus que les armes, a rendu les despotes si puissans. Les docteurs du droit romain qui, après la renaissance, fut introduit des universités de l'Italie dans celles de l'Allemagne, n'ont pas peu contribué à empirer la situation déjà si malheureuse des campagnards. Ils tâchaient, avec tout le fanatisme d'une nouvelle doctrine, d'appliquer les maximes de l'esclavage de l'antiquité à l'état de servitude des paysans, de manière que ce qui n'était qu'une suite de la féodalité, c'est-à-dire de la guerre, de la conquête, de la force brutale, fut dès lors regardé comme sanctionné par d'anciennes lois, et ennobli par des mœurs antiques. Le droit romain et son enseignement exercent encore de nos jours l'influence la plus funeste sur l'Allemagne. Les professeurs de ce droit, dans les universités, sont les adversaires les plus prononcés de toute réforme politique, et ils communiquent leurs opinions à leurs disciples, parmi lesquels se recrute la classe des avocats, des juges, des administrateurs, enfin de cette foule de gens qu'en Allemagne on appelle *serviteurs de l'état*, quoique en réalité ils en soient les maîtres. Dans ce malheureux pays on n'a pas encore appris à enterrer les mœurs, les lois, les instutions mortes. Tout le passé se putréfie en

plein air, et fait plus de ravage après avoir cessé d'exister, qu'il n'en fit dans la vigueur de son existence.

En même temps que ces causes et plusieurs autres non mentionnées aggravaient la situation des paysans, certains rapports politiques, suite d'événements récens, réveillaient leur sensibilité et aiguisaient le sentiment de leur misère. Au nord de l'Allemagne, de simples paysans sans discipline et sans chefs militaires, mais soutenus par l'amour de la patrie et guidés par leur bravoure, avaient repoussé l'invasion du roi de Danemarck et défait son armée bien disciplinée et formidable. Au midi, les pâtres de la Suisse continuaient avec le plus heureux succès d'étendre et d'affermir leur liberté, et ils vainquirent les plus puissans souverains de leur temps. Tout cela devait faire sortir les paysans allemands de leur léthargie séculaire, et les remplir de tristesse et d'envie.

Mais l'espérance leur vint en même temps. Les savans et les fous qui vivaient alors aux cours des rois, avaient démontré à leurs maîtres qu'un cheval était un animal récalcitrant, que l'homme était d'une espèce plus docile et plus propre à l'obéissance passive, cette âme de la guerre et de la domination: ils leur avaient donc conseillé de mettre une portion du peuple en uniforme, pour l'opposer d'un côté au peuple en haillons, de l'autre à l'aristocratie centaure. Cette doctrine sourit aux princes, et pour s'affranchir des services impérieux que leurs vassaux leur prêtaient dans leurs guerres, ils introduisirent de l'infanterie dans leurs armées, sous le nom de lansquenets. Cette institution des lansquenets, qu'on recrutait parmi les paysans, éveilla dans cette malheureuse classe de nouvelles idées et de nouveaux sentimens; ils commencèrent à se croire des hommes, à comprendre que la force était de leur côté, qu'ils n'étaient pas créés seulement pour être volés et assassinés, mais qu'ils avaient autant que les plus grands seigneurs tous les talens requis pour être voleurs et assassins à leur tour; enfin ils sentirent qu'ils valaient quelque chose, et cela releva leur courage, abattu par de longs siècles d'esclavage et de misère.

Survint la réforme de Luther. On sait que la révolution religieuse du seizième siècle fut occasionnée, comme la révolution française, par un déficit de finances. Le pape Léon X. manquait d'argent pour achever le temple de Saint-Pierre et pour subventionner la toilette et les galanteries d'une sœur aimée. Pour remplir son trésor, il vida le purgatoire et peupla le paradis. C'était un trafic fort innocent, qui ne faisait tort à personne. Le souverain pontife envoya des commissionnaires dans tous les pays de la chrétienté, et surtout chez les bons et crédules Allemands; ils offraient des indulgences pour les pécheurs vivans et des lettres de grâce ou des commutations de peines pour les pécheurs morts et condamnés. Ces commis-voyageurs étaient d'habiles charlatans, ils vantaient leurs marchandises avec une éloquence irrésistible, et toutes les bourses se déliaient. Ils tiraient des sommes énormes de l'Allemagne, surtout de la Saxe, la patrie de Luther. Ces gaillards fréquentaient les cabarets et jouaient aux dés, contre un verre de brandevin, les âmes des défunts qui furent réclamées par leurs parens. Aux fidèles pauvres, ils vendaient à crédit. Tout le monde fut content. Mais Jupiter Luther fronça les sourcils, et le monde trembla, et les peuples s'entr'égorgèrent dans des guerres prétendues religieuses, et

un déluge de sang couvrit le monde pendant cent cinquante ans, et les rois ritanèrent.

La réforme n'a profité qu'aux princes et aux savans. Le peuple n'y a rien gagné en son bien-être matériel, et y a beaucoup perdu en son bien-être moral. Après tout, la puissance sacerdotale n'était qu'une puissance morale. Les peuples s'appauvrirent pour enrichir l'Eglise, comme on se ruine pour sa maîtresse, quand on est trop faible ou trop passionné pour résister à ses bouderies et à ses caresses. Mais, après la réforme, les princes s'étant emparés des biens et des revenus de l'Église, l'impôt remplaça les dons gratuits, et le code pénal du fisc le purgatoire. Luther ôta au peuple le paradis et lui laissa l'enfer, il lui ôta l'espérance et lui laissa la crainte. Il prescrivit le repentir pour être absous de ses péchés, mais le repentir ne se commande pas. Il exigea de bonnes œuvres au lieu du culte extérieur, mais les bonnes œuvres ne devinrent pas plus fréquentes depuis cette doctrine.

Les mœurs devinrent austères: au dehors, tout fut propre et sans tache; mais ce n'était que des vices rentrés qui ravageaient les parties cachées de ce corps social; les ruses et les friponneries remplaçaient les violences et les crimes; les fêtes religieuses furent diminuées, les jours ouvrables, et par là les peines du peuple furent augmentées. Le service divin, sous le catholicisme, la consolation et en même temps l'opéra et le délassement des malheureux, fut converti en une école de morale, où les fidèles s'ennuyaient et s'endormaient; la théologie, autrefois un art divin, devint une science inaccessible à l'intelligence du peuple; la vie publique cessa tout-à-fait. Il n'y avait plus de peintres, de poètes, de fêtes pour le peuple; on ne bâtit plus d'édifices publics; l'égoïsme provincial et domestique remplaça l'esprit national; le peuple allemand, autrefois si jovial, si spirituel, si ingénu, fut changé par la réforme en un peuple triste, lourd et ennuyeux. En Allemagne, c'est une véritable vie de carême qui dure depuis trois siècles, et ce bon peuple germanique est encore loin de ses Pâques.

Luther était un grand homme, mais avant tout il était homme, et partageait tous les vices et toutes les faiblesses de cette malheureuse espèce. Plébéien parvenu, il haïssait et méprisait l'état d'où il était sorti, et préférait être le protégé des princes que le protecteur de ses semblables. Ces princes le flattaient parce qu'ils le craignaient. Luther fut touché de leur crainte, et tant étourdi de leurs caresses, qu'il n'aperçut pas que les princes n'avaient embrassé sa doctrine que par ambition et par cupidité et qu'ils se moquaient de son enthousiasme religieux et philosophique. Luther a fait beaucoup de mal à son pays. Avant lui, on ne trouvait chez les Allemands que la servitude, Luther les dota encore de la servilité. Les peuples du Midi, restés catholiques, craignent leurs maîtres, mais ils ne les aiment ni ne les vénèrent; ils réservent leur amour et leur vénération pour Dieu et son vicaire.

C'est pourquoi, dès que les peuples catholiques commencèrent à se sentir en force contre leurs tyrans, ils s'affranchirent de leur joug, ou du moins tentèrent leur émancipation avec plus ou moins de succès. Mais chez les peuples de la réforme, où, avec le consentement et le conseil des réformateurs, les princes

s'étaient emparés du pouvoir moral de l'Église et l'avaient réuni au pouvoir matériel, leurs sujets leur portaient comme impôt l'amour et la vénération qu'ils donnaient autrefois à l'Église. Ce n'est que chez les peuples du nord que l'on trouve cet amour stupide et aveugle, et cette vénération superstitieuse pour les princes, qui dégrade tant la dignité de l'homme et qui retient ces malheureux peuples dans les fers. Ils n'osent pas les briser, ils n'osent pas le vouloir; ils ne s'effaroucheraient pas du prétendu crime social, mais ils s'effarouchent du sacrilége. Les prêtres catholiques n'ont jamais prêché l'obéissance passive, comme les ministres réformés; et le prétendu droit divin des princes, bien qu'antérieurement réclamé par eux, n'a été sanctionné par les peuples que depuis la réforme.

Luther aurait pu épargner aux peuples de l'Europe trois siècles de souffrances et un siècle de combats sanglans pour leur liberté; s'il eût voulu, s'il eût seulement laissé faire, l'Europe serait république depuis le seizième siècle; mais il ne l'a pas voulu: il préférait la renommée de philosophe, de savant et d'auteur à la gloire d'avoir sauvé le monde.

Luther était le prototype d'un philosophe allemand, avec toutes les vertus et tous les défauts de sa nationalité. D'un esprit profond, d'une vaste érudition, spirituel, perçant d'un regard d'aigle les ténèbres de son temps, presévérant, vertueux, incorruptible, sachant résister aux faveurs plus qu'aux caresses des grands, il osa défier, pauvre et obscur moine qu'il était, la puissance colossale des pontifes romains. Mais il n'était pas homme politique; il n'avait aucune connaissance du monde réel: il ne comprit ni les ruses, les passions et l'entêtement des classes supérieures de la société, ni le bon sens, les vertus et les intérêts des classes inférieures. Il méprisait souverainement le peuple, qui, seul, bon et vertueux, tâche toujours de convertir ses opinions en sentimens, et ses sentimens en actions.

La vocation de Luther était plus une œuvre de science que de conscience. Oubliant que Dieu lui-même, avec sa toute-puissance, devait créer un monde réel pour révéler sa divinité; oubliant que toutes les idées s'enchaînent, que les intérêts moraux et matériels se confondent, et qu'on ne peut pas remuer les uns sans mouvoir les autres, Luther maudit le peuple qui voulait matérialiser les nouvelles idées. Le diable le visita un jour dans sa solitude pour le tenter ou l'effrayer; Luther lui jeta son encrier à la tête, et le diable se sauva par la fenêtre. Parce que cette manière de faire la guerre lui avait réussi contre un pauvre diable, il croyait que l'encre était le meilleur projectile contre la violence, la despotisme, l'ambition et la rapine des puissans de la terre. Cette artillerie luthérienne n'a pas été perfectionnée depuis, et les philosophes, les moralistes et docteurs en politique allemands se contentent encore aujourd'hui d'écrire contre les tyrans, qui, comme de raison, se moquent d'eux et de leurs encriers.

Les payans, dans les prisons obscures desquels l'émancipation intellectuelle effectuée par la réforme religieuse avait fait entrer le jour sans en ouvrir les portes, se sentaient plus malheureux depuis qu'ils voyaient clair. Ils firent des remontrances à leurs oppresseurs, et exposèrent leurs griefs avec une modération remarquable. Ce n'est pas qu'ils méconnussent la plénitude de leurs droits; ils

savaient très-bien que selon la liberté chrétienne, expression par laquelle on désignait alors les droits de l'homme, ils étaient les égaux des riches et des puissans. Mais, par modestie, ils ne voulaient pas importuner leurs maîtres par la demande d'une réparation complète. Le peúple allemand est fait comme cela. Bon, généreux, magnanime, oubliant facilement les offenses, il est toujours embarrassé pour réclamer auprès de ses tyrans, et quand, poussé à bout, il prend les armes pour se faire justice lui-même, il est presque honteux d'une victoire remportée sur ses maîtres, et en leur rendant volontairement la moitié des droits conquis, il se démet du pouvoir nécessaire pour défendre l'autre moitié, qu'il désirait garder.

Les princes se moquaient des remontrances des paysans. Alors ces derniers se soulevèrent, se rassemblèrent en troupes, et commencèrent la guerre; mais inexpérimentés, indisciplinés, sans centre d'opérations, et délaissés ou trahis par les chevaliers et seigneurs qui s'étaient offerts à eux comme chefs, et qui, ne combattant que pour leurs propres intérêts, stipulaient leur paix particulière avec les princes, ils furent bientôt vaincus.

Les vainqueurs exerçaient des cruautés et des vengeances horribles contre eux. Des corps entiers, qui s'étaient rendus avec la réserve d'avoir la vie sauve, furent, après avoir déposé les armes, impitoyablement massacrés. Le prince, évêque de Wurtzbourg, fit crever les yeux à quatre-vingt-cinq de ses sujets, qui, dans une bouderie d'enfants, lui avaient fait dire qu'ils ne voulaient plus le regarder. A d'autres, traités moins sévèrement, il fit couper les doigts de la main droite. Plusieurs des chefs d'insurgés furent brûlés vifs. On les attachait par de longues chaînes à un arbre, autour duquel on entassait, dans un vaste cercle, du bois qu'on allumait, de sorte que ces malheureux étaient lentement rôtis. Et ce furent des généraux, des seigneurs, des princes souverains qui apportèrent eux-mêmes sur leurs épaules le bois qui servit à cette infernale exécution! Les cruautés commises antérieurement par les paysans n'approchaient pas, de beaucoup, de la férocité de leurs princes. D'ailleurs dans cette chaîne de vengeances mutuelles entre les opprimés et les oppresseurs, ce sont toujours les derniers qui ont forgé le premier anneau.

Un siècle plus tard, les arrière-petits-fils de ces mêmes paysans révoltés reprirent l'œuvre de leurs ancêtres. Sous le prétexte de la religion, ils ravageaient le pays d'un bout à l'autre; ils pillaient, incendiaient, et égorgeaient tant de monde qu'à la fin de la guerre il ne restait que quatre millions de toute la population de l'empire germanique. Mais comme alors les paysans ne combattaient pas pour leurs propres intérêts, mais par ordre, et pour le compte de leurs maîtres dont ils portaient la livrée, on ne les appelait pas des brigands, mais des soldats; et pour leurs chefs qui portaient épaulettes, panaches ou couronnes, on ne les appelait pas chefs de voleurs, mais des héros. C'étaient les Mansfeld, les Braunschweig, les Tilly, les Wallenstein, les Gustav-Adolphe. Et cette guerre du dix-septième siècle, on ne la nomma pas avec dédain une guerre de paysans, mais on lui donna le nom respectable de guerre de Trente Ans.

L'esprit dans lequel M. Wachsmuth a composé son ouvrage, si esprit il y a, est cet esprit blême et décharné d'un érudit casanier, qui sait bien lire dans

les livres, mais qui ne sait pas lire dans les âmes; qui n'aperçoit que ce qu'il voit, ne voit que ce qui passe sous ses fenêtres, mais qui ne sait jamais rien deviner. M. Wachsmuth comprend parfaitement bien les intérêts et les peines de sa caste, de la classe aisée, lettrée, fainéante et philosophe; mais son cœur ne lui trahit jamais les joies et les douleurs du peuple. Il sent tout le malheur d'un homme contraint de courber son âme, sa croyance et son intelligence sous la doctrine despotique d'un pape, de croire et de faire croire, d'apprendre et d'enseigner ce qu'il sait être faux ou absurde; mais il ne sympathise pas avec un malheureux paysan, que le mépris couvre comme une lèpre, avec la douleur et la cuisante envie d'une mère qui voit marcher ses enfans exténués, pieds nus dans la neige, au moment où les marmots du seigneur de village passent en bottines fourrés devant eux et leur jettent à la tête des cornets de bonbons vidés et des écorces d'orange.

Quand, après des siècles de souffrances, poussés enfin à ce terme de misère où l'homme n'a plus la force de souffrir, et devient fort par faiblesse, courageux par découragement, les paysans allemands prennent les armes pour demander justice et réparation de leurs oppresseurs, M. Wachsmuth épuise contre eux tout le vocabulaire de la haine et du mépris. Il les appelle des coquins, des voleurs, des brigands, des fous, des assassins, des incendiaires; il parle de l'aspect sauvage de la révolte, de la rage de destruction, de la furie de la rébellion; enfin, il nous fait entendre ses paroles bouillantes et écumantes qui sont si familières aux ennemis de la liberté. Sourtout, M. Wachsmuth ne peut pardonner aux insurgés d'avoir vidé les caves des moines et de s'être servi des in-folios qu'ils trouvaient dans les bibliothèques des monastères pour en paver des chemins impraticables. Il compte même la perte de nombre de livres et de manuscrits, probablement précieux, parmi les suites les plus funestes de la guerre des paysans. M. Wachsmuth ne paraît avoir écrit son histoire que dans le dessein d'inspirer la haine et l'horreur du peuple aux gouvernemens, aux nobles, aux riches et aux savans de son pays.

L'auteur, en parlant des prestations féodales sans nombre auxquelles les paysans étaient assujettis, fait la remarque qu'en ceci l'essentiel n'était pas dans la grande variété de ces prestations onéreuses, tant personnelles que réelles, ni dans la nature réputée avilissante et honteuse de certaines prestations personnelles, comme l'obligation de battre les étangs durant la nuit, pour empêcher les grenouilles de troubler le sommeil du seigneur du château, comme l'octroi que les seigneurs avaient établi à la porte de toute chambre nuptiale, mais que l'inconvenance était dans la tension trop forte des cordes. . . Voilà un échantillon du langage circonspect d'un professeur de Leipzig, qui, sans danger, ne pourrait oublier qu'en Saxe une grande partie de ces abus du moyen âge existent encore aujourd'hui dans toute leur vigueur!

Cependant on ne doit pas croire que M. Wachsmuth taise les injustices et les cruautés dont les princes allemands s'étaient rendus coupables envers leurs sujets: nullement: mais quand il en fait mention, ce n'est que par vanité d'auteur. Il aurait honte de se rendre suspect d'ignorance; il craint ces reproches d'une critique rigoureuse ou malveillante, de n'avoir pas connu tous les faits et

documens de l'histoire du seizième siècle, et de n'être qu'un historien élégant et superficiel, qui n'a pas puisé dans les sources. Ainsi l'auteur parle encore des excès des princes commis envers les paysans, mais il en parle comme d'un événement qui est dans l'ordre des choses; il ne les blâme pas ou ne les blâme que poliment. En un mot, il raconte les méfaits des grands avec le sang-froid et l'impartialité d'un historien postérieur de trois siècles aux événemens; tandis qu'il raconte les méfaits des paysans avec toute la chaleur et la partialité d'un adversaire contemporain. Aussi M. Wachsmuth est trop avisé pour ne pas comprendre que l'histoire de la guerre des paysans est une histoire toute contemporaine, et qu'un professeur royal saxon doit discerner ce qui est bon à dire de ce qui est bon à taire.

M. Wachsmuth, tout luthérien qu'il est, grâce à la civilisation moderne, qui a tout poli et adouci, et même sucré les injures, n'a su égaler son maître dans sa véhémence contre les paysans insurgés. C'est une horreur de lire les persécutions que Luther exerçait et les féroces imprécations qu'il vomissait contre eux. S'il s'était contenté d'apaiser leur emportement, de leur faire des remontrances, de leur prêcher la soumission aux autorités quand même, de leur démontrer que par la révolte, ils empiraient leur situation, qu'ils étaient trop faibles, trop désunis vis-à-vis des princes à la tête de tous les égoïsmes du pays; alors, du moins, on aurait pu pardonner à sa bonne volonté, son manque de courage, de sagesse et de prévoyance. Mais non, Luther ne fit rien de cela.

Il exhortait les princes à la vengeance, il disait qu'il n'y avait plus de démons dans l'enfer, qu'ils étaient tous entrés dans les corps des paysans, qu'on devait assommer comme des chiens enragés; que ce n'était pas la longanimité, la pitié, la grâce, mais bien la colère, l'épée et la vengeance qui convenaient aux princes; qu'ils pouvaient plus facilement gagner le paradis en versant du sang, que par des prières. Lorsque quelques seigneurs bien intentionnés demandaient l'avis de Luther, si les corvées et autres obligations et services dont leurs paysans étaient chargés, n'étaient pas contraires aux principes de l'évangile, et si par conséquent ils ne devaient pas les abolir, il leur répondait que les paysans deviendraient insolens dès qu'ils ne seraient plus courbés sous les charges; que les ânes exigeaient des coups, et que le peuple voulait être gouverné avec violence et dureté. Luther était fils de paysan et avait endossé l'uniforme des parvenus, c'est tout dire.

Les historiens allemands ont la maxime raisonnable de ne pas confondre les siècles, en appliquant des institutions et des mœurs modernes aux temps anciens; ils évitent avec grand soin d'émettre des sentimens et des opinions anachronistiques. Mais M. Wachsmuth s'oublie quelquefois dans son ouvrage et enfreint cette règle. En racontant que Luther, à l'arbitrage duquel les bourgeois de la ville d'Erfurt, d'accord avec leur magistrat, avaient soumis un projet de constitution municipale, où les droits des citoyens étaient garantis contre l'envahissement des autorités, s'était moqué de cette constitution représentative, par laquelle l'autorité consentait à se laisser surveiller, guider et gronder comme un enfant, et à rendre compte de ses actions à ses sujets, M. Wachsmuth fait la remarque que cette opinion politique de Luther serait applicable aux circon-

stances analogues de nos jours. Une autre fois, en parlant de Thomas Munzer, l'un des chefs des insurgés, il dit que ce monstre avait uni les sentimens d'un Robespierre au langage d'un Marat. M. Wachsmuth sacrifie sa gloire littéraire à sa tranquillité. Les écrivains allemands, d'ailleurs si honnêtes, si sincères, si consciencieux, tâchent maintenant l'impossible: d'accorder l'amour de la vérité avec l'amour de leur repos, et la crainte de Dieu avec la crainte de la police. Ils tremblent devant le comité du salut public, qui s'est formé depuis deux ans dans le sein de la diète de Francfort, quoiqu'en vérité les membres dont il est composé, ne soient vis-à-vis de Marat, de Danton et de Robespierre, que des Croque-Mitaines à faire peur aux enfans. Mais ces savans sédentaires et hypocondriaques sont très-accessibles à la crainte, et de nos jours ils ne se mettent jamais à la fenêtre que coiffés d'un bonnet blanc, en manifestation publique de leur haine contre le bonnet rouge des jacobins et de leur amour pour la monarchie blanche et pure.

Les érudits allemands n'aiment pas à être troublés dans leur douces et paisibles études, et à être rappelés de la Perse lointaine et du beau siècle d'Alexandre-le-Grand, pour retourner au dix-neuvième siècle et rentrer en Saxe, leur patrie. Par ce motif, ils haïssent très-cordialement les révolutions populaires. Ce n'est pas que, méconnaissant les droits des peuples et les devoirs des gouvernemens, ils en condamnent le but, mais ils condamnent les moyens. Ils prétendent que la raison ne devrait jamais sortir de la logique et se fâcher, et que le droit ne devrait jamais jeter sa plume pour prendre l'épée. Ils exigent, avec une naïveté vraiment admirable, qu'on commence toute révolution par une constitution, c'est-à-dire qu'on ne commence la guerre qu'après le traité de paix. Ils oublient qu'un peuple n'a jamais fait la guerre à son gouvernement qu'après l'avoir déclarée; qu'il ne l'a jamais déclarée qu'après des négociations infructueuses qui ont duré des siècles.

Le livre de M. Wachsmuth, considéré comme œuvre d'art d'écrire, est détestable, c'est-à-dire il ressemble à toutes les œuvres historiques des Allemands. C'est la chose la plus curieuse du monde que la manière d'écrire l'histoire en Allemagne. Si vous demandiez à un tailleur un habit bleu ou noir, et que celui-ci, au lieu d'un habit bleu ou noir, vous offrît un mouton blanc, en vous disant: voilà votre affaire; sans doute vous penseriez que cet homme est fou ou qu'il veut se moquer de vous. Eh bien! c'est précisément ce qui pourrait vous arriver auprès d'un historien allemand. Demandez-lui une belle et bonne histoire de la Grèce, de la révolution française, de la réforme, de la guerre des paysans, alors il vous conduit dans son vaste magasin littéraire, où se trouvent entassés des documens, des procès-verbaux, des chartes diplomatiques, des lois, des ordonnances, des chroniques, des traités, des manifestes, des chansons populaires, des fragmens de monumens d'architecture, des inscriptions, des monnaies, des médailles, et puis il vous dit: Prenez votre histoire, la voilà! Gardez-vous bien de vous fâcher et de lui répondre: Mais, monsieur, je n'ai que faire de ces matériaux bruts, je demande une histoire toute confectionnée.

Alors il vous dit des injures, il vous appelle un homme superficiel qui ne sait pas puiser dans les sources. Puiser dans les sources, c'est l'expression technique et banale des historiens allemands. Dans tous leurs ouvrages, la partie des notes est le mets, et le texte est le plat dans lequel on le sert. Peu

d'ouvrages historiques font exception à cette règle, et alors que cela arrive, c'est un événement dont on parle dans tout le pays. Il y a quarante ans que Schiller composa son histoire de la guerre de Trente Ans. Elle était écrite avec clarté, avec élégance, avec vivacité, enfin c'était un véritable tableau historique. Toute la nation était émerveillée de ce phénomène, et les naturalistes ne savaient qu'en penser. Schiller lui-même, tout poète qu'il était, eut un peu honte d'offrir un livre lisible comme une œuvre d'érudition et de conscience, et par modestie, il le fit imprimer en un humble format portatif, et le publia sous ce titre: Almanach des dames pour l'an 1791. A cette époque, on trouva l'histoire de la guerre de trente ans, lecture peu galante, reliée en satin rose et dorée sur tranche, dans les boudoirs de toutes les petites maîtresses du saint empire germanique.

M. Wachsmuth nous promet une série d'esquisses historiques du siècle de la réforme, et ensuite une autre série à laquelle les événemens de la révolution française fourniront des sujets. Mais nous craignons fort que si l'auteur se trouble déjà en regardant de loin le tumulte du seizième siècle, il ne perde entièrement la tête quand il se trouvera sur le champ de bataille même, des révolutions de son temps, et que ses tableaux historiques ne se ressentent de son effroi et de sa pâleur.

II.
De l'Allemagne,
par Henri Heine.*)

Tous les écrits de M. Heine sont précédés de magnifiques et éblouissantes préfaces. Cette fois l'auteur fait son entrée suivi des empereurs Othon et Charlemagne, de deux évêques et d'un comte, cortége respectable, mais qui a l'inconvénient de trop éveiller l'attention et la curiosité. On ne croirait pas combien une belle préface peut nuire au livre qui la suit; il fallait tout le génie de Rossini pour faire réussir un opéra tel que la Gazza Ladra, dont l'ouverture commence par un roulement de tambours.

Par des raisons graves, je n'entrerai pas dans les détails de l'ouvrage de M. Heine; je me bornerai à en examiner l'esprit, c'est-à-dire l'esprit de l'auteur en général. D'abord, mes connaissances de la philosophie et de la littérature allemandes, dans leur ensemble et dans leur développement historique, sont très superficielles, et quoiqu'en cela je ne diffère de M. Heine que par la franchise de mon aveu, l'honnêteté m'oblige à me déclarer incompétent à juger de telles affaires. Ensuite le cœur me manque de m'opposer trop ouvertement à la Providence qui a chargé M. Heine, comme M. Heine nous l'assure, de faire connaître l'Allemagne à la France. Ce serait une entreprise par trop hasardeuse, surtout depuis que la Providence de M. Heine s'est mise sous la sauve-garde d'un ministre influent. Je ne veux pas me brouiller avec elle.

Quand M. Heine parle de la mission que la Providence lui a donnée, c'est,

---

*) Réformateur du 30 mai 1835.

bien entendu, qu'il s'agit d'une mission auprès de Paris; car, pour une mission auprès de la France, M. Heine aurait eu honte de l'accepter. Il s'explique nettement là-dessus: „Par la France, dit-il, j'entends Paris et non pas la province; car ce que pense la province importe aussi peu que ce que nos jambes pensent. C'est la tête qui est le siége de nos pensées.“ Nul doute que M. Heine n'ait noté ces mots superbes, lorsque après une soirée passée chez un bourgeois gentilhomme, il venait de rentrer chez lui et n'avait pas encore ôté ses gants glacés. Sa phrase a la senteur incomparable de cette eau de mille impertinences dont les salons du juste-milieu sont seuls parfumés. Mais, vraiment, cela passe la plaisanterie. Les grandes choses que la France a faites depuis cinquante ans, est-ce qu'elles ont été imaginées et exécutées par des Parisiens? Est-ce que Necker, Mirabeau, Sièyes, Barnave, Camille Desmoulins, Pétion, Roland, Robespierre ont été des Parisiens? Carnot, Dumouriez, Hoche, Kléber, Moreau, Desaix, Masséna, Ney, Napoléon enfin, n'ont-ils pas été des provinciaux? Non, Paris n'est pas la tête de la France, il n'en est que le chapeau, et si la province venait jamais à avoir trop chaud, elle ne balancerait pas longtemps à mettre chapeau bas.

Serait-il possible que cette phrase glacée de M. Heine soit l'expression fidèle des sentimens des Parisiens? Alors, malheur à eux! Un jour, il pourrait entrer dans l'esprit de tous les Français que Paris est la Bastille de la France, et ce jour serait horriblement chaud. Les Parisiens ne devraient pas toucher cette corde. S'ils sont parvenus à remplacer Versailles et l'ancienne cour et à transformer la Bourse en Œil-de-bœuf, ils devraient en silence jouir de leur suprématie et ne pas hautement s'en vanter. Est-ce qu'ils ne frémissent pas à l'idée qu'un jour on pourrait voir planté sur le terrain de la Chaussée-d'Antin une verge portant l'écriteau: Ici l'on pleure?

M. Heine, dans ses écrits publiés en langue française, fait l'agréable auprès de la France, et la flatte d'une manière vraiment peu flatteuse. Il la traite en coquette et lui conte des douceurs, mais des douceurs à faire envie à la rue des Lombards. Il dit aux Français, c'est-à-dire aux Parisiens, que, quoiqu'ils ne soient plus des païens, ils n'en continuent pas moins d'adorer la belle déesse Vénus et de sacrifier aux Grâces. Il vante leur gentillesse et leur sagesse: il leur sourit gracieusement; il les applaudit de leur insouciance à l'égard de Dieu et du Diable, et de n'avoir plus que des souvenirs obscurs de ces deux personnages qui vivent encore dans les croyances populaires de l'Allemagne. Je sais fort bien qu'un diplomate doit être insinuant; mais il faut qu'il le soit toujours avec dignité; mais de telles flagorneries ne sont pas dignes d'un missionnaire de la Providence: elles sont encore moins dignes de la nation à qui elles sont adressées, et qui a assez de vertu pour savoir se passer de flatteries. Pour tout homme d'honneur, il n'y a qu'une seule manière de reconnaître l'hospitalité qu'une nation étrangère lui accorde, c'est de s'en montrer digne. Du reste, il doit quelquefois avoir le courage de ne pas plaire à ses hôtes, et de mieux aimer mériter leurs suffrages que de les obtenir.

C'était vraiment chose très-facile à nous autres écrivains patriotes de rester fidèles à nos principes, lorsque nous étions encore en Allemagne. Dans notre

patrie, nous n'avions aucunes séductions à combattre, ni les séductions du beau monde, qui n'y est pas encore créé, ni celles du grand monde, qui là, nous dédaigne, ne nous laisse jamais entrer dans sa sphère céleste, ne nous tient aucun compte de notre envie de lui plaire, et qui, ne s'inquiétant pas le moins du monde de nos opinions, ne cherche pas à nous gagner par des cajoleries ou par des moyens plus substantiels. En Allemagne, ils n'ont pas besoin de ces médicamens constitutionnels: ils ont la censure pour prévenir et les cachots pour réprimer nos indiscrétions. Paris a son Marché des Innocens; Vienne, Berlin, Munich savent s'en passer; là-bas, on n'achète pas l'innocence; on la saisit, la pauvre bête, et on la met en fourrière.

Mais, en France, notre situation change, et devient à la fois plus douce et plus dangereuse. Dans ce pays, les hommes de lettres comptent pour quelque chose, et il ne leur faut pas de beaucoup tout l'esprit de M. Heine pour obtenir les attentions d'une société, même en présence d'un diplomate allemand. Dans ce pays, les pouvoirs matériels n'ont aucune force sans l'alliance des pouvoirs moraux, et le vice lui-même doit rechercher la protection de la vertu. C'est ici que nous pouvons montrer la constance de nos opinions et notre courage à les défendre! c'est ici que nous pouvons prouver que ce ne fut pas dans des intérêts personnels que nous avions combattu pour la liberté. Jetés, innocens et sans expérience dans le tourbillon de Paris, de cette ville aimable et impie, le paradis des diables et l'enfer des anges, où l'on est parvenu à rendre inodore toute corruption, jusqu'à la pourriture même, c'est ici que nous devons aspirer à la gloire que notre patrie mette la perte de notre appui au nombre de ses malheurs.

Exilés en pays étranger, notre langue maternelle qui nous y a accompagnés est regardée elle-même en exilée, en réfugiée, et mise comme nos personnes sous la surveillance de toutes les polices du continent. A nous défense d'agir, à elle défense de parler, même de loin, contre les despotes de l'Allemagne. Or, abandonnés à la discrétion de la langue française, cette langue façonnée et corrompue depuis deux siècles par les rois, les diplomates et les aristocrates de toute l'Europe; à cette dangereuse langue qui est polyglotte pour le mensonge et bègue pour la vérité, nous devons veiller à ce que la facilité de tromper ne nous donne jamais l'envie de tromper.

Au service de la vérité, il ne suffit pas de montrer de l'esprit, il faut encore montrer du cœur. Ce n'est pas assez que de jeter quelques phrases malicieuses à la tête de la diète de Francfort, et de présenter de temps en temps un bouquet avec un beau compliment à la liberté de l'Allemagne; ce ne sont que de ces petites réjouissances dont la vanité rhétorique d'un écrivain se régale, mais qui ne réjouissent pas nos malheureux compatriotes gémissant sous les toits de plomb de l'inquisition tudesque, et ne peuvent servir à leur cause. Encore dans l'exil, nous pouvons combattre pour notre patrie, en combattant le principe du mal, qui est le même par tout le monde, bien que plus ou moins développé selon les obstacles que les mœurs et les institutions publiques lui opposent. Ce mauvais principe, c'est l'aristocratie, c'est la coalition des égoïsmes. Nous ne devons pas nous accommoder avec ces aristocraties, nous ne devons pas caresser en France ce que nous avons repoussé en Allemagne. Ma foi, il ne

valait pas la peine de nous avoir fait bannir de notre patrie par la hardiesse de nos opinions et la rudesse de notre libéralisme, pour ensuite nous apprivoiser en pays étranger, faire là le complaisant envers le beau monde, et échanger notre peau d'ours contre une peau de renard. Cela ne valait pas les frais de voyage, cela ne valait pas la peine qu'il nous coûte de cultiver nos pensées et sentimens indigènes dans la serre chaude d'une langue étrangère; cela ne valait pas notre embarras de voir sourire de nos naïfs germanismes les dames de comptoir des cabinets de lecture, et les charmantes habituées du passage des Panoramas.

La critique la plus agile, la plus rusée, la plus chatte ne réussira pourtant jamais à attrapper M. Heine, qui est encore plus souris que la critique n'est chatte. Il s'est ménagé des trous dans tous les coins du monde moral, intellectuel, religieux et social, et tous ces trous ont des communications souterraines entre eux. Vous voyez sortir M. Heine d'une de ces petites opinions, vous le pourchassez, il y rentre: vous l'assiégez; attrappé vous-même, voilà qu'il s'échappe d'une opinion tout opposée. Résignez-vous, vous perdez vos peines et vos ruses. Vous lisez telle page de M. Heine, où vous trouvez une assertion fausse, absurde, ridicule; ne vous pressez pas à la réfuter, tournez la feuille, M. Heine a tourné et il se réfute lui-même. Si vous ne savez pas apprécier de tels esprits chatoyans, tant pis pour vous, vous n'êtes pas à la hauteur de la cuisine rhétorique; il n'y a rien de plus délicieux que ces macédoines d'opinions.

Je l'ai déjà dit, je n'ose pas lutter contre le grand savoir philosophique de M. Heine, rendu encore plus formidable par le soutien de la Providence. Par cette raison, je n'examinerai pas si l'exposition des différens systèmes de la philosophie allemande que M. Heine a fait à l'usage du foyer de l'Opéra est vraie ou fausse; mais je ne peux me défendre de critiquer la manière leste et agréable avec laquelle M. Heine traite les sujets les plus graves. Cet aimable écrivain parle de l'amour à propos de Kant, de chemises de femme à propos du christianisme, et de lui-même à propos de tout. Quant à moi, elles ne me plaisent guère, ces guirlandes de roses et de violettes dont M. Heine a la coquetterie d'orner les plats solides et nourrissans de la science allemande. Cette purée de littérature, cette crème de philosophie, ces beefsteaks à la vanille ne sont pas de mon goût.

Les Français ne doivent pas savoir bon gré à cet homme de lettres des efforts qu'il fait en leur faveur pour aplanir les difficultés qui précèdent l'intelligence de la littérature allemande. En écartant les embarras du chemin, il écarte le but, car ce n'est que dans la peine elle-même que se trouve la récompense de la peine. On n'entre pas dans cette vie allemande à peu de frais. Les Allemands eux-mêmes, les Allemands nés, n'accomplissent qu'avec beaucoup de fatigues la destination de leur nationalité, et n'arrivent qu'après de grandes souffrances à cette profondeur de l'âme qui donne aux sentimens la paix et la sécurité du tombeau, et à cette béatitude de l'esprit qui les console de leur malheureux état social. La vie allemande ressemble à une contrée des Hautes-Alpes; elle est grandiose, majestueuse, la couronne de la terre qui étincelle de ses éternels glaciers! A l'Allemagne, la lumière la plus pure, aux autres pays.

la chaleur du soleil. Ces hauteurs stériles ont fécondé le monde à leurs pieds C'est là que se trouvent les sources, et des grands fleuves de l'histoire, et des grandes nations et des grandes pensées. Aux Allemands le génie, aux Français le talent: aux uns la force productive, aux autres la force industrielle de l'esprit. C'est du sol germanique que sont sorties toutes ces grandes idées qui ont été mises en œuvre et utilisées par des nations, ou plus habiles, ou plus entreprenantes, ou plus heureuses. L'Allemagne est la source de toutes les révolutions de l'Europe; elle est la mère de ces découvertes qui ont changé la face du monde. La poudre, l'imprimerie, la réforme religieuse, sont sorties de son sein, filles ingrates et maudites, qui ont épousé des princes, et ont bafoué leur mère plébéienne.

Pour gagner ce point de vue élevé de la vie allemande, vous ne devez pas vous faire porter en litière douce et bien fermée, car alors ce ne serait que votre chambre à coucher mise en mouvement, et vous ne sortirez jamais de votre région de vie. On ne doit pas craindre les fatigues, on ne doit pas se lasser, on doit s'endurcir contre le froid, le chaud et le vertige. Il faut savoir monter, grimper, sauter, se frayer un chemin à travers les neiges. Mais soyez sûrs que la récompense ne manquera pas à vos peines, car là-haut se trouve la vie intellectuelle des Allemands.

Les Français se plaignent souvent et se moquent quelquefois de ce brouillard qui enveloppe les intelligences germaniques. Mais ces nuages qui interceptent la vue aux Français ne sont qu'aux pieds des Allemands, qui s'en élèvent de toute leur grandeur, et respirent sous un ciel bleu et dans un air pur et rayonnant. Mais le jour avance, encore quelques heures historiques, et ces brouillards qui séparent deux nations se dissipent. Alors nous nous reconnaîtrons les Français montent, les Allemands descendent, pour se donner les mains tachées d'encre, et alors ils mettront leurs plumes aux mains rouges de leurs rois, pour s'en servir à écrire, sur les bords du Missouri, le dernier chapitre de leur règne.

La religion sert d'escarpolette à M. Heine, et le christianisme de cheval-balançoire. Il le caresse, il le gronde, il le fouette, il le pousse de ses talons; il est vrai qu'il n'avance jamais; mais est-ce que M. Heine veut jamais avancer? Il ne veut que se balancer et se donner du mouvement. N'offensez pas M. Heine en le croyant capable d'une tendance sérieuse, d'une croyance, d'une conviction; M. Heine sait aussi bien que qui que ce soit, que ne rien craindre, ne rien espérer, ne rien aimer, ne rien vénérer et n'avoir aucun principe, sont les traits constitutifs d'un grand caractère.

Mais par malheur pour l'imperturbabilité de l'âme de M. Heine, voilà que le directeur de ce théâtre des folies dramatiques, que nous appelons le monde, l'a destiné à tous les premiers rôles, sans même lui donner un double. Le répertoire de M. Heine est immense; une centaine de comédiens ordinaires du roi n'y suffirait pas. Il joue l'Anti-Christ, tandis que Voltaire, ce grand auteur, n'a joué que saint Jean-Baptiste, le précurseur de l'Anti-Christ. „Voltaire, dit M. Heine, n'a fait que blesser le corps du christianisme.“ Mais à lui-même, pauvre homme, est tombé en partage la besogne pénible d'anéantir l'essence inté-

rieure du christianisme. „L'idée fondamentale du christianisme, dit encore M. Heine, est l'anéantissement de la vie sensuelle.“ Mais pour lui, il a reçu de la Providence la mission de revendiquer les droits de la chair. Rendons grâce à la Providence qu'elle ait créé, et tout exprès en faveur de M. Heine, une nouvelle chaire de droits, pour l'enseignement des droits de la chair!

Mais ce ne sont pas seulement les droits de la chair que M. Heine revendique, il plaide encore pour la réhabilitation de toute la matière. Voilà un morceau de son plaidoyer superbe:

„Kant a enlevé le ciel d'assaut et passé toute la garnison au fil de l'épée. Vous voyez étendus sans vie les gardes du corps de Dieu; lui-même nage dans son sang; il n'est plus désormais de miséricorde divine, de bonté paternelle, de récompenses futures pour les privations actuelles; l'immortalité de l'âme est à l'agonie, on n'entend que râle et gémissemens.“

„L'humanité soupire après des mets plus solides que le sang et la chair du Christ. L'humanité sourit de pitié sur les rêves de sa jeunesse . . ., et elle devient virilement pratique. L'humanité sacrifie aujourd'hui au système d'utilité terrestre . . ., et puis, il faudra offrir encore à la matière de grands sacrifices expiatoires pour qu'elle pardonne les vieilles offenses. Il ne serait pas même mal qu'on instituât des fêtes sensualistes, et qu'on indemnisât la matière pour ses souffrances passées, car le christianisme, incapable de l'anéantir, l'a flétrie en toute occasion. Il a rabaissé les plus nobles jouissances, les sens furent réduits à l'hypocrisie, il y eut partout mensonge et péché. Il faut revêtir nos femmes de chemises neuves, et passer toutes nos pensées à la fumée des parfums, comme après les ravages d'une peste.“

Ainsi soit-il, et que les lingères et les parfumeurs s'en réjouissent! Voilà donc M. Heine nommé par la Providence procureur de la matière, tuteur de la matière mineure. Mais qu'il prenne garde à sa pupille! La nuit porte conseil aux filles, et passé les trente-cinq ans, il vaut mieux être spiritualiste que gardien de la matière.

A un homme de conscience qui ne se serait égaré qu'en cherchant la vérité, je dirais: Non, le christianisme n'a pas rendu malheureux les hommes, il les a trouvés tels lors de son apparition, et il les a consolés et aidés dans leur misère. Le christianisme a été le médecin du monde romain, tombé malade par ses passions effrénées et ses débauches brutales. Maîtres et esclaves furent alors également coupables, les uns nageaient dans le sang, les autres croupissaient dans la fange de la servilité; le christianisme purifiait les uns et relevait les autres. Il prescrivait à tous un régime salutaire de l'âme et du corps, et ce régime sévère a sauvé la vie au monde et l'a guéri. Le christianisme n'a pas aboli les droits de la chair, il n'a jamais demandé le sacrifice des jouissances sensuelles, il les a seulement assujetties à la tutelle de l'âme pour les rendre plus pures et plus durables. Aucune religion n'eut jamais tant d'indulgence pour les faiblesses humaines que n'en avait la religion chrétienne.

Le catholicisme, loin d'avoir énervé les peuples, leur a rendu la force et l'énergie qu'ils avaient perdues sous la domination romaine, et que les peuples modernes, qui se sont séparés du catholicisme, ont perdues pour la seconde fois.

Le seul peuple du nord qui, depuis trois siècles, n'a cessé un seul jour de se remuer pour la liberté, c'est le peuple polonais, qui est resté catholique. Le catholicisme n'est pas un culte „sombre et décoloré,“ comme dit M. Heine; c'est la religion la plus sereine et la plus joyeuse qui ait jamais existé. Non, les sens n'ont pas été réduits à l'hypocrisie par le christianisme, cette religion ne demande qu'un voile pour les réjouissances des sens, elle n'exige que la pudeur.

La pudeur est la seule divinité que même les hommes les plus corrompus n'osent jamais dénier, et c'est de son culte que M. Heine se moque comme d'une superstition et qu'il appelle l'hypocrisie des sens. Je sais bien que ce n'est pas sa pensée intime et sérieuse, mais voilà où un homme honnête et délicat, comme M. Heine, qui se vante de n'avoir jamais fumé, ni jamais mangé de la choucroute, et qui met dans ces qualités ses plus beaux titres à l'estime de la France: voilà où il peut être conduit par une malheureuse phraséomanie. M. Heine a mille fois célébré l'amour; il l'a chanté en vers, il l'a crié en prose; il doit savoir mieux que personne que le mystère est le dieu de l'amour, et que la pudeur est sa religion.

Est-ce donc chose si difficile que d'être chrétien? Au moins ce n'est pas aussi coûteux que M. Heine le pense. Quiconque aime est chrétien. Et tout homme, même par amour propre, doit aimer et adorer quelque chose qui n'est pas lui-même. C'est un égoïsme bien entendu que de déposer une partie de sa fortune dans le tout qui ne peut pas être volé, et de confier son âme à l'éternité qui est toujours solvable. Tel homme adore l'honneur, tel autre la gloire, tel autre la vertu, ou la bravoure, ou la fidélité, ou la liberté, ou la vérité, ou l'amour ou l'amitié. Eh bien! le christianisme est le Panthéon de toutes ces divinités. Entrez au temple, agenouillez-vous devant l'honneur ou devant la liberté, vous adorez le même Dieu, vous êtes chrétien.

On n'est jamais heureux sans croyance, on vit de sa journée et l'on s'inquiète du lendemain. Le croyant est nourri par les soins maternels de la Providence; l'incroyant est un mendiant qui vit des aumônes de la Fortune. La foi est la racine de la science; séparé d'elle, le savoir n'est qu'un morceau de bois, qui ne porte ni fleurs ni fruits. Sans foi, on n'a pas de cœur, et les grandes pensées, les pensées vivifiantes viennent du cœur. On peut bien, sans cœur, avoir des talens, mais ce ne sont que des fruits confits qui n'apaisent pas la soif. On peut bien avoir de l'esprit sans cœur, mais ce n'est que de l'esprit plaqué, qui ne résiste pas aux injures du temps, et qui rougit au moindre frottement de la critique.

Le protestantisme, dit M. Heine, fut pour moi plus qu'une religion, ce fut une mission; et depuis quatorze ans, c'est pour ses intérêts que je combats contre les machinations des jésuites allemands. Quatorze ans, c'est deux fois la guerre de Sept-Ans, qui a immortalisé un grand roi. M. Heine doit être fatigué de sa gloire, qu'il fasse sa paix de Hubertsbourg avec les jésuites. Voilà donc une nouvelle mission sur les épaules de M. Heine; vraiment c'est une rude corvée que d'être le favori de la Providence, et un autre n'y saurait tenir. M. Heine est depuis sa naissance à la tête de tous les mouvemens de l'Allemagne; il est le tambour-major du libéralisme, le parrain des nouvelles écoles littéraires

auxquelles il donne son nom, le protecteur du protestantisme, la terreur des républicains, des aristocrates, et des jésuites. Il a tout prévu, tout prédit, tout dirigé; telle chose il a dite, telle autre il a faite, lui, le premier entre tous les Allemands. M. Heine demanderait volontiers un brevet d'invention du monde, si malheureusement la Sainte-Ecriture n'était pas là, avec des preuves incontestables, que le monde a été créé avant la naissance de M. Heine.

Mais qu'est-ce qui donne cette suffisance à M. Heine? Il nous l'explique lui-même. „Oser! dit-il, est le secret de la victoire en littérature comme en amour.“ En amour c'est malheureusement vrai, et des femmes innocentes et inexpérimentées sont souvent les dupes d'une noble assurance. Il est bien vrai qu'elles n'en sont dupes qu'une seule fois, mais cela ne corrige pas les oseurs, qui, se reposant sur la discrétion féminine des offensées, changent de maîtresses et osent toujours de nouveau; mais comment, en littérature, la hardiesse peut-elle suppléer à la vigueur? cela se conçoit difficilement.

M. Heine met de l'amour en tout, en science, en littérature, en politique, en philosophie, en théologie, en amitié. Il n'y aurait rien à redire, si cela se faisait avec modération, mais M. Heine ne garde pas de mesure. Nous lui rappelons ce sage précepte, qu'un cuisinier célèbre a donné à ses élèves: „Surtout, mes amis, ne portez jamais le poivre jusqu'au fanatisme.“

De même qu'en politique, M. Heine est en désertion continuelle entre les opinions opposées, courant çà et là sur le champ de bataille, qui les sépare, s'approchant tantôt de l'une, tantôt de l'autre; de même en matière de religion, il est en continuelle désertion entre le déisme et l'athéisme. C'est que M. Heine n'est qu'un fournisseur de phrases, qui en offre à tout le monde avec l'impartialité la plus mercantile. Il ne s'inquiète jamais du droit, de la justice d'une cause; il ne se soucie que de son commerce de paroles, et à peine l'espérance de gagner l'a-t-elle attiré vers un parti, que la crainte de perdre le repousse aussitôt vers l'autre parti. Tantôt il déprécie, tantôt il exalte le christianisme; c'est suivant que l'un ou l'autre lui offre une occasion favorable de placer avantageusement ses phrases brodées; car le ciel et la terre ne servent à M. Heine que de canevas pour y figurer ses jolis petits ouvrages à l'aiguille, qui plaisent beaucoup regardés par devant, mais qui perdent leur beauté et leur valeur dès qu'on les retourne.

M. Heine rirait de bon cœur si je m'avisais de lui reprocher son incrédulité; mais il prêtera la plus sérieuse attention à mes pieuses exhortations, quand je lui ferai observer que l'impiété est une mode surannée, qu'il n'y a plus de mérite à combattre la superstition religieuse, depuis qu'on n'est plus décrété de prise de corps pour de telles hardiesses, et qu'on ne brûle plus les livres impies: que les d'Holbach et les Lamettrie du dix-neuvième siècle ne sont que les don Quichotte de l'athéisme; que les Parisiens, comme il faut, ne se servent plus de l'ancienne devise de Voltaire: Ecrasez l'infâme, mais qu'ils ont adopté la nouvelle devise: Ecrasez la canaille; qu'enfin, toutes ces diatribes contre le christianisme sont furieusement rococo.

M. Heine prétend que „le dix-huitième siècle a si complètement écrasé le catholicisme en France, qu'il la presque laissé sans signe de vie.“ C'est une

erreur que cet écrivain partage avec bien d'autres. Quant à nous, nous pensons, au contraire, que le dix-huitième siècle, loin d'avoir écrasé le catholicisme, l'a préservé de sa ruine. Voltaire et ses disciples ont échenillé la religion. D'ailleurs, peu importe à quoi ces philosophes ont visé; il faut voir ce qu'ils ont atteint par leurs efforts. Quand la Providence (M. Heine me pardonnera ce plagiat) a quelque dessein, elle se sert toujours des hommes qui sont les adversaires de ses desseins; c'est le plus court chemin pour arriver au but. Ce sont les rois qui fondent les républiques; ce sont les incrédules qui rétablissent la religion. De même que la révolution française n'avait point de tendance à bouleverser la société politique et à faire cesser le règne de la loi, comme ses adversaires le prétendent, mais qu'elle n'avait d'autre but que de donner une meilleure constitution à l'État; de même, le mouvement en apparence anti-religieux du dix-huitième siècle n'a tenté que de changer la constitution de l'Eglise, de monarchique qu'elle est en une constitution populaire. Dès qu'il n'y aura plus de pape, ni d'évêques mangeurs de budgets, ni d'armées permanentes de moines, ni de gendarmerie noire; dès que le peuple élira lui-même ses administrateurs spirituels, et que l'Église sera gouvernée pour et par le peuple, le catholicisme recouvrera sa splendeur et sa force primitive.

Les tendances politiques et religieuses du siècle marchent de front, et ce n'est qu'ensemble et en même temps qu'elles atteindront leur but. Les peuples, pour êtres libres, doivent être religieux; les peuples les plus libres, les Suisses, les Anglais, les Américains du Nord, sont les peuples les plus religieux. Leur religiosité n'a pas suivi, mais elle a précédé leur liberté; il faut craindre Dieu pour ne pas craindre les hommes.

A entendre M. Heine se lamenter pitoyablement des jésuites de l'Allemagne, on croirait qu'ils dominent le pays; mais il n'en est rien. Il est bien vrai qu'en Allemagne comme partout où il y a une guerre entre le despotisme et la liberté, les jésuites affluent à chaque combat, comme les corbeaux qui ont le vent des corps morts, volent au-dessus des champs de bataille: mais ces corbeaux qui mangent les cadavres des deux armées avec impartialité ne décident pas de la victoire. Les jésuites monarchiques ne nous feront plus aucun mal, ils sont trop fins pour ne pas s'apercevoir de la prochaine fin des rois: c'est des jésuites populaires qu'il faut nous garder maintenant. J'accorderai volontiers à la frayeur de M. Heine que les jésuites ont beaucoup d'influence à Munich; mais ce n'est que parce que le roi de Bavière est jésuite lui-même, et que ses serviteurs et ses flatteurs, comme cela se fait toujours, portent la livrée de leur maître.

On ne doit pas en trop vouloir à ce bon roi de s'être fait jésuite; il ne s'est jeté dans les bras des moines et des saints que depuis que les dieux de l'Olympe l'ont trahi et raillé de la manière la plus cruelle. D'abord, Apollon inspira au bon roi de Bavière des vers tellement détestables, qu'on ne peut les débiter publiquement sans faire aboyer tous les chiens à deux lieües à la ronde; puis Vénus, puis Mercure; bref, c'étaient des tours à faire enrager l'homme le plus doux. Aussi le bon roi de Bavière en a perdu la tête, sans compter les autres pertes; et depuis ce temps, il ne sait plus ce qu'il fait, ni ce qu'il veut, ni ce qu'il peut. Dans ce malheureux état de son âme et de son corps, il a

fait emprisonner les plus honnêtes gens de son royaume et les tient depuis deux ou trois ans dans des cachots affreux, sans accusation publique et sans jugement. Ce bon roi a institué jusqu'à cinquante monastères dans son petit rayaume, et il les augmente encore tous les jours. Le gouvernement bavarois est un des chefs-d'œuvre de la politique de M. de Metternich. Cet habile homme d'état a persuadé au roi de Bavière de faire élever sur son propre territoire, et à ses propres frais, une muraille chinoise flanquée de couvens, et gardée par des capucins, pour défendre les frontières de l'Autriche contre l'invasion des lumières du côté du midi de l'Allemagne.

C'est ce même roi de Bavière que M. Heine a appelé „l'un des plus excellens et des plus spirituels princes qui aient jamais orné un trône," et puis, pour se reposer de ses efforts pindariques, il se laisse tomber de tout son poids sur les jésuites inférieurs et leur fait des contusions considérables. Mais est-ce que tout cela nous regarde? C'est une affaire toute personnelle entre M. Heine et les jésuites, avec laquelle le salut du peuple allemand n'a rien à démêler; qu'ils vident leur différend comme ils peuvent. M. Heine se plaint de ce que les jésuites l'ont persécuté à Munich, et l'ont poursuivi jusqu'à Paris; que là ils sifflent autour de lui comme des serpens, et que l'un de ces serpens jésuites l'a mordu au talon, lorsqu'il se promenait au boulevard Montmartre. M. Heine ne dit pas précisément cela; il n'en parle qu'en général, il dit qu'on pourrait se promener joyeusement au boulevard Montmartre, et inopinément sentir au talon la morsure d'un jésuite. Mais comme les appréhensions de M. Heine sont toujours historiques, c'est indubitablement lui-même qui a été mordu par un jésuite.

Que M. Heine prenne courage, et quoique je ne haïsse plus les jésuites, depuis que leur ambition a tant dépéri qu'ils se contentent de persécuter un innocent homme de lettres, je me réjouirais pourtant si M. Heine sortait victorieux encore de ce dernier combat. Il n'y a pas encore deux ans qu'il s'est lamenté des cruelles persécutions qu'il eut à essuyer de la part des aristocrates et des républicains coalisés contre lui. Dans son dernier ouvrage, M. Heine ne parle plus ni des aristocrates, ni des républicains, preuve certaine qu'il les a anéantis. Eh bien! il écrasera aussi les jésuites, et peut-être le jour n'est pas loin où M. Heine pourra se promener en toute paix et sécurité au boulevard Montmartre, sans avoir à craindre la morsure d'un petit Loyola bavarois.

Nous se sommes jamais plus contens de M. Heine que quand il se trouve dans l'erreur, mais malheureusement ce cas est très rare. M. Heine est rarement dans l'erreur, parce qu'il cherche rarement la vérité. Il est aussi insouciant de s'en écarter que de s'en approcher, de la trouver que de la manquer. M. Heine ne cherche que l'expression la plus belle possible; la chose à exprimer lui est indifférente. Mais qu'il l'avoue franchement, qu'il le déclare une fois pour toutes, c'est qu'en écrivant il n'a jamais d'autre but que de publier un dictionnaire de beaux et bons mots, en livraisons de deux volumes, et alors nous n'aurons plus rien à lui reprocher. Nous trouverons tout simple que M. Heine mette le *oui* dans la lettre O et le *non* dans la lettre N, et que *Dieu* soit placé plus bas que le *diable*; enfin, nous accorderions volontiers à M. Heine, que la belle plume fait le bel oiseau.

Encore quelques passages extraits de l'ouvrage de M. Heine, pour rendre palpable pour tout le monde de quelle manière cet écrivain se joue, non pas des mots qui lui sont sacrés, mais des choses. Il est souvent si impatient et pressé de se contredire lui-même, et d'annuller sa pensée primitive, qu'il ne se donne pas le temps de l'achever, et se coupant la parole à lui-même, amène de suite l'opinion opposée.

„Les Benthamistes, dit M. Heine, les prédicans de l'utilité, sont des esprits puissans qui ont saisi le véritable levier avec lequel se peut remuer John Bull. John Bull est né matérialiste son spiritualisme est en grande partie une hypocrisie de tradition, ou même seulement une résignation stupide; sa chair se résigne, parce que l'esprit ne lui vient pas en aide. „Que l'esprit de M. Heine vienne à l'aide de la chair de John Bull; qu'il se hâte, pour lui former le cœur et l'esprit, d'ouvrir son cours des droits de la chair; mais qu'il n'impute pas à John Bull des défauts contradictoires; l'alibi est là pour le disculper de l'un ou de l'autre crime. Si John Bull est matérialiste, il ne peut être en même temps spiritualiste, et s'il est spiritualiste par hypocrisie, il ne l'est pas par stupidité. Si M. Heine veut faire du galimathias, que du moins il le mette en ordre alphabétique, comme nous venons de dire plus haut.

Et voyez le méchant aristocratisme de M. Heine; voyez un peu comme il méprise l'honnête John Bull. Lui, premier amant, adorateur, tuteur, protecteur et professeur de la matière, s'en dégoûte dès qu'il aperçoit que le peuple se mêle aussi de matérialisme. Quel affreux bouleversement de l'ordre public! Jacques Bonhomme veut être électeur et matérialiste! On n'y saurait tenir, c'est par trop fort! Vraiment, de nos jours, on doit s'attendre à tout; nous verrons encore les temps où la canaille allait décrotter ses souliers sur les tapis rouges des couloirs du théâtre italien; et le lendemain d'une représentation demander tout bonnement sa part des fonds secrets de la Providence! O temps! ô mœurs!

En un autre endroit, M. Heine dit: „De même qu'a Vittemberg on protestait en prose latine, à Rome on protestait en pierre, en couleurs et en octaves rimées. Les énergiques images de maître Michael Angelo, les riantes figures de Giulio Romano, et l'ivresse voluptueuse, la joie de vivre qui règne dans les vers de messire Ludovico Ariosto, n'est-ce pas là une opposition protestante au vieux, sombre et décoloré catholicisme?“ Voilà un raisonnement à faire pâlir les sophistes les plus endurcis et les plus intrépides. Par de pareilles raisons, on peut appeler le blanc noir, en faisant envisager sa blancheur comme une protestation contre sa noirceur; on peut appeler un honnête homme un fripon, en désignant son honnêteté comme une protestation contre sa malhonnêteté! Et voulez-vous savoir le secret de ces contradictions? M. Heine avait quelques mots sonores au bout de sa plume, et ne pouvait se résigner à les réserver pour une meilleure occasion.

Si M. Heine, à son rare talent de la parole, osait encore ajouter le talent de faire respecter son indépendance, d'avoir des opinions, des sentimens, des pensées à lui; d'avoir une conviction quelconque, mais une conviction ferme et inébranlable, qui résistât aux caprices impérieux des vents, comme aux folâtreries plus dangereuses des zéphirs; si M. Heine voulait ne s'inquiéter que du suffrage

des gens honnêtes et éclairés et de l'assentiment de sa propre conscience et ne pas rôder jour et nuit autour de tous les marchands de réputation, il serait alors un écrivain parfait.

III.

Scènes de mœurs et de caractères

au XVIIIe et au XIXe siècles; par Mme. Augustin Thierry.*)

Avec peu de fils et quelques couleurs simples, l'auteur de ce volume a su faire des tissus de grand prix et admirablement gracieux. Il est beaucoup à regretter que les contes de madame Thierry ne puissent servir de modèles qu'aux ouvrages dans ce genre qui n'ont pas encore paru. Ils se distinguent par une noble simplicité de récit, par la pureté, on dirait la chasteté du style, et par des caractères correctement dessinés et qui ne se démentent jamais. Les paroles et les actions des personnages ont une clarté et une transparence qui laissent apercevoir les moindres mouvemens de leur cœur. L'auteur n'a jamais recours à ces ornemens oiseux et à ces couleurs éblouissantes qui servent si souvent à cacher ce qui est laid et difforme dans un ouvrage d'art. Ce sont des passions prononcées, simples, sans cette complication qui déroute l'observateur le plus exercé, et qui ont leurs symptômes clairs et non équivoques. Rien de ces vapeurs de l'âme, rien de ces douleurs hyprocrites qui lassent la patience de l'homme le plus indulgent et le plus compatissant. Rien de ce pouls nerveux et capricieux à l'état duquel le médecin du cœur le plus habile ne sait juger la maladie.

Il y a cependant quelque chose dans le premier conte qui me fait trembler pour l'auteur: ce sont trois sœurs, jeunes, belles et bien élevées qui ont l'habitude de s'agenouiller et de faire leur prière du soir, avant de se coucher. C'est une hardie innovation par le temps qui court. Mais j'espère que les lecteurs effarouchés se réconcilieront avec Mme. Thierry quand ils apprendront à la fin que les trois sœurs succombent à leurs passions malgré leur piété.

On aime à trouver encore dans les ouvrages d'art et d'esprit des femmes, les sentimens paisibles, les joies calmes et les douleurs tempérées qui conviennent à leur sexe. Aux hommes appartiennent les passions orageuses et la peinture de ces passions. A eux cet élément dangereux où le cœur fait naufrage en cherchant le bonheur. De cette mer salée et amère, la nature n'a accordé aux femmes que des gouttes, ce sont les larmes; qu'elles s'en contentent. Les mouvemens violens, tant de l'âme que du corps, déparent les femmes. L'équitation, les tragédies, la peinture d'histoire, les poèmes épiques, la colère, la gloire, les satires, la politique appartiennent aux hommes. Les femmes n'y réussiront jamais: et quand elles y réussissent, c'est tant pis pour elles; nous les recommendons pour épouses à tout le monde, excepté à nos amis.

O femmes! ne faites, n'écrivez et ne lisez pas de romans convulsifs, épileptiques, déchirans, suffocans, ensanglantés. Fuyez le genre terrible; ne vous tour-

---

*) Réformateur.

mentez pas à deviner les énigmes de la vie, bornez-vous à en donner à vos époux et à vos amans, sphinx que vous êtes. Ne cherchez pas les dangers; nous avons assez à trembler et à combattre pour nous-mêmes, n'augmentez pas nos soucis et agréez qu'on vous mette en sûreté.

Dans l'intérêt des dames légitimistes, qui depuis cinq ans boudent Paris et habitent la campagne, je finirai par deux moralités que j'ai tirées de l'ouvrage de madame Thierry. Premièrement: on ne doit jamais élever ses filles loin du commerce des hommes aux qualités matrimoniales; secondement: quand une telle éducation champêtre est une nécessité en France, où les éruptions populaires et les tremblemens de rois sont si fréquens, on ne doit jamais amener à ses trois filles, dans leur solitude, un seul cousin; mais toujours trois cousins à la fois. Mères légitimistes, lisez le conte des trois sœurs, et tremblez d'être fidèles et de n'avoir qu'un seul cousin à votre disposition.

IV.

Introduction.*)

La diversité des langues est une funeste suite de la malédiction de la tour de Babel; ce que personne ne peut plus ignorer aujourd'hui, depuis qu'on porte la sainte écriture, imprimée sur papier satiné, à domicile, périodiquement et en feuilles, tout comme le Charivari et le Corsaire. Dieu qui n'aime pas les centralisations, les systèmes et doctrines exclusifs, les règnes monarchiques dans les actions vitales de l'humanité, a confondu la langue des hommes, pour empêcher leur union et leur uniformité, et pour les conduire à se disperser sur toute la surface de la terre, à la parcourir dans toutes les directions et à y chercher leur fortune par des voies différentes. Mais, dès que les desseins de la Providence seront accomplis, quand l'œuvre de Dieu sera achevée, alors les instrumens de travaux seront brisés, et il n'y aura plus qu'une seule langue dans le monde, au plus grand déplaisir des interprètes assermentés et de la noblesse allemande, qui sera honteuse de parler la langue des bourgeois et de savoir l'orthographe plébéienne.

La division des travaux, ce grand principe de l'économie politique, a été appliquée à l'homme dès sa création. Les travaux de l'humanité ont été distribués entre les différens peuples et les différens pays. Mais il serait trop fastidieux de développer ici au long cette thèse; nous n'en voulons pas faire le siége régulier, nous la prendrons d'assaut.

Dans les ateliers de l'humanité, il y a deux peuples auxquels la Providence semble avoir donné la tâche de surveiller et de diriger les travaux de tous les autres peuples, de leur assigner leurs journées et de leur payer leur salaire; ce sont le peuple français et le peuple allemand. Au premier fut confiée la direction des travaux pratiques, des arts et des manœuvres, à l'autre la direction des travaux théoriques, des sciences et des spéculations.

---

*) Ce morceau forme l'introduction à la Balance, revue allemande et française publiée par L. Boerne. Paris, 1836.

La théorie est craintive et temporisante, la pratique est irréfléchie et précipitée; de là le désaccord entre elles, de là l'incompatibilité d'humeurs et d'esprits entre la nation allemande et la nation française, qui malgré qu'elles se touchent par les frontières, sont séparées par un espace moral immense.

C'est la tâche des Français de détruire, de démolir le vieil édifice social délabré, de déblayer et de niveler le terrain; c'est la tâche des Allemands de fonder, d'élever le nouvel édifice social. Dans les guerres de la liberté, la France sera toujours à la tête des autres pays; mais au congrès futur de paix, où tous les peuples de l'Europe se rassembleront, ce sera Allemagne qui aura la présidence.

L'histoire de la France et de l'Allemagne n'est depuis des siècles qu'un continuel effort de se rapprocher, de se comprendre, de s'unir, de se fondre l'une dans l'autre. L'indifférence leur a toujours été impossible, il fallait s'entre-haïr ou s'entre-aimer, s'allier ou se faire la guerre. Ni le sort de la France ni celui de l'Allemagne ne pourront jamais être fixés et assurés isolément.

Il importe de rendre clair cet instinct obscur des deux nations, il importe de trouver un principe à des faits et à des opinions en apparence contradictoires.

L'Allemagne et la France se trouvent partout entremêlées, sans jamais se confondre. Celui-là serait un habile diplomate qui réussirait à négocier la paix entre les deux nations, en les conduisant à ne former qu'un nouveau composé homogène, sans sacrifier leurs qualités constituantes.

Les hommes âgés des deux pays devraient avoir soin de lier, par une amitié et une estime réciproques, la nouvelle génération de la France à la nouvelle génération de l'Allemagne. Qu'il sera beau le jour où les Français et les Allemands s'agenouilleront ensemble sur les champs de bataille où jadis leurs pères s'étaient entre-égorgés, et prieront en s'embrassant sur leurs tombeaux communs.

L'amitié inaltérable et la paix éternelle entre toutes les nations, sont-ce donc des rêves? Non, la haine et la guerre sont des rêves dont on s'éveillera un jour. Que de malheurs l'amour de la patrie n'a-t-il pas déjà causés à l'humanité! Combien cette vertu mensongère n'a-t-elle pas surpassé en sauvage férocité tous les vices avoués! Est-ce que l'égoïsme d'un pays est moins un vice que celui d'un homme? Est-ce que la justice cesse d'être une vertu, dès qu'on l'exerce envers un peuple étranger? Quel honneur que celui-là qui nous défend de nous déclarer contre notre patrie, quand la justice est contre elle!

J'aime l'Allemagne plus que la France, parce qu'elle est malheureuse et que la France ne l'est pas; du reste je suis autant Français qu'Allemand. Quant à moi, Dieu merci, je n'ai jamais été dupe du patriotisme, je ne me suis jamais laissé prendre à ce leurre de l'ambition, ou des rois, ou des patriciens, ou des peuples.

La vie sociale et intellectuelle des Allemands, est affectée de maux et troublée par des chagrins, que les Français n'ont jamais sentis ni compris, ou qu'ils ne sentent plus et qu'ils ont oubliés. Cette circonstance pourrait quelquefois entraver nos efforts, et rendre notre situation très-pénible. Les nations ne sont pas moins égoïstes que les individus; elles font ordinairement bon marché des maux des autres nations, et elles s'ennuient facilement de leurs doléances. Elles sont toujours prêtes à attribuer leur propre bien-être à leur courage, à leur persévérance, à leur adresse; et la

mauvaise fortune des autres peuples, à leur faiblesse, leur inconstance ou leur balourdise. Peut-être qu'en France on ne trouverait plus de bon ton de fronder la noblesse, ou de se moquer d'elle; on trouverait peut-être fastidieuses les plaintes des Allemands, sur leur justice criminelle secrète, leur stupide censure, et les offenses insolentes auxquelles leur liberté individuelle est à tout moment exposée. Si cela m'arrivait, si malheureusement je ne réussissais pas à gagner la sympathie des Français pour ma patrie, alors je m'adresserais à leur égoïsme et à leur intérêt, en leur prouvant que leur liberté et leur prospérité ne sont que précaires, tant que celles de l'Allemagne ne seront pas établies, et que ce n'est pas sur la place de la Bastille, mais bien au bord de l'Elbe, que la colonne de la liberté française trouvera un solide fondement.

L'Allemagne forme la chaîne de montagnes qui sépare la civilisation de la barbarie, les Français des Cosaques. La France n'aime pas la république, on le dit; mais assurément elle aime encorce moins les Cosaques, et elle a trop de sentimens d'honneur pour ne pas préférer l'éloquence sanguinaire d'un Danton à la rhétorique insolente d'un hetman couronné. Eh bien! ce n'est que l'Allemagne qui peut sauver la France du triste choix entre le despotisme populaire et le despotisme monarchique; mais malheureusement cet état de choses a été méconnu par les Français de toutes les opinions et de tous les partis, depuis près de cinquante ans.

L'Allemagne a combattu la révolution française dès son origine et entravé la liberté de la France, d'abord par des menaces, ensuite par la guerre ouverte. L'Allemagne a porté la tête d'un roi bienveillant sur l'échafaud; c'est elle qui a contraint les Français à des crimes et qui a été ou le prétexte ou l'excuse de la terreur. Napoléon a succombé et a entraîné la France dans sa chute, parce qu'il jugeait mal l'Allemagne, parce qu'il prenait la fièvre de domination et l'attachement mercenaire de ses princes pour de l'enthousiasme envers sa personne, et qu'il ne voyait plus tard, dans l'enthousiasme du peuple allemand pour l'indépendance de son pays, qu'une fièvre d'insubordination. Il ignorait que les princes de l'Allemagne ne règnent pas par eux-mêmes, qu'ils ne sont que le jouet de l'aristocratie, et, aveuglé par cette erreur, il se laissa bercer dans une funeste sécurité par l'alliance de l'Autriche, comptant s'être attaché le souverain, en s'attachant le père de son épouse.

La Restauration a toujours été sous la tutelle de l'Allemagne, et l'histoire racontera un jour à nos neveux combien les menaces, les promesses et les intrigues des cabinets allemands ont eu de part à l'allure contre-révolutionnaire de Charles X. Jamais assurément ce malheureux roi n'eût osé les ordonnances de juillet, s'il n'eût compté sur l'assentiment et l'assistance des princes allemands.

L'Allemagne monarchique est l'avant-garde de la Russie contre la France, et l'Allemagne populaire est l'avant-garde de la France contre la Russie. Les princes allemands n'ont réellement aucune sympathie personnelle pour le czar moscovite; car ils n'ont pas l'humeur tyrannique, ils sont trop éclairés et trop humains pour cela. Il n'y a rien à leur reprocher que ce despotisme paternel qui ne va plus, ni à leur vieillesse, ni à l'âge viril de leurs peuples. Mais cette omnipotence domestique, cette vieille habitude de jouir d'une domination

non contrariée, et de rencontrer toujours une obéissance aveugle, c'est le côté faible des princes allemands par lequel l'aristocratie nobiliaire les prend et les dirige. C'est elle, c'est cette aristocratie insolente et ignorante, qui voudrait venger sur le peuple allemand les affronts et les pertes que ses camarades et amis ont essuyés dans la révolution française; c'est elle qui entraînera toujours les princes allemands à l'alliance avec la Russie, aussi longtemps que le peuple allemand sera trop faible et trop peu encouragé pour contre-balancer son influence sur les gouvernemens.

La France et l'Allemagne unies peuvent tout faire et tout empêcher. Une guerre entre la Russie et l'Angleterre ne pourrait sérieusement troubler la paix de l'Europe, tant que la France et l'Allemagne resteraient neutres, et ni l'Angleterre ni la Russie ne seraient dangereuses pour la France, si l'Allemangne ne leur prêtait son appui. De l'union de la France et de l'Allemagne, ne dépend donc pas seulement leur propre fortune, mais encore le sort de tout l'Europe.

Mais tous les efforts de la France et de son gouvernement, tous les égards et toutes les prévenances possibles envers l'Allemagne seraient inutiles: la France ne gagnera jamais l'amitié sincère de l'Allemagne officielle, de l'Allemagne gouvernée par l'aristocratie nobiliaire, qui adore dans l'autocrate de la Russie le prophète de Dieu, et qui, sept fois par jour, tourne la vue vers la Mekka du Nord. Le prix impudent que cette Allemagne officielle met à son alliance, non pas seulement à l'égard de la France, mais encore à l'égard de tout autre pays, savoir: le sacrifice de la liberté et de l'honneur du peuple, au nom duquel on traite avec lui, effaroucherait tout gouvernement, quel qu'il fût, et lasserait la complaisance la plus infatigable.

C'est l'Allemagne nationale dont la France devrait rechercher l'alliance, celle-là seule lui est avantageuse, et, pour l'obtenir, elle n'a pas à sacrifier son honneur, elle n'a qu'à abandonner quelques préjugés.

La nationalité allemande, où réside-t-elle? où la trouver? Par quelle expression fait-elle connaître sa pensée et sa volonté? Où est son unité d'action? Quels sont ses organes et ses représentans? Qui est-ce qui traite en son nom? En vérité, tout Allemand doit être un peu embarrassé à répondre à ces questions. Si les réponses n'étaient pas satisfaisantes, elles pourraient bien prêter au ridicule, et pour être satisfaisantes elles exigent de si longues discussions et de si grands développemens, qu'à force d'être complètes elles cessent d'être précises. Cependant nous espérons acquitter les dettes que nous contractons; qu'on nous accorde seulement des facilités pour payer, le crédit nous est indispensable.

La France, qui s'amuse depuis près de cinquante ans à faire aller le monde comme une toupie, a bien le droit de demander à tout peuple qui lui offre son alliance: qu'avez-vous fait? A quoi pouvez-vous nous servir? Quels secours nous portez-vous, quelle garantie nous donnez-vous? Pour dire la vérité, l'Allemagne n'a rien fait depuis trois siècles, et elle a patiemment enduré tout ce que d'autres ont voulu lui faire. Mais, par cette raison même, les travaux, les passions et les jouissances n'ont pas encore usé les cœurs vierges et les chastes intelligences de l'Allemagne; elle est la réserve de la liberté qui décidera de la victoire. Son jour viendra, et, pour l'éveiller, il ne faut que bien peu, un mo-

ment de bonne humeur, un sourire du hasard, une rosée du ciel, une débâcle, un fou de plus ou un fou de moins, un rien; la clochette d'un mulet suffit pour faire tomber l'avalanche. Alors, la France qui ne s'étonne plus de rien, cette France qui, en trois jours, a improvisé l'œuvre laborieuse d'un siècle et qui a cessé de s'étonner d'elle-même, elle s'étonnera du peuple allemand, et cet étonnement ne sera pas seulement de la surprise, ce sera de l'admiration.

La France devrait enfin apprendre à connaître l'Allemagne, cette source de son avenir; elle devrait enfin se persuader qu'elle ne se suffit pas et qu'elle n'est pas seule maîtresse de son sort. Combattre pour la liberté, ce n'est pas être libre, ce n'est que montrer qu'on est digne de l'être. Un peuple qui est obligé de surveiller jour et nuit sa liberté, n'en jouit pas, comme un homme qui est obligé de surveiller sa santé, n'est pas en bonne santé. La France a usé en moins de cinquante ans la vie de cinq siècles; elle est grande et admirable, mais sa gloire est restée stérile.

La France a toujours mal jugé l'Allemagne; et qui pis est, elle ne l'a pas jugée du tout, elle ne s'en est pas inquiétée. L'Allemagne, au contraire, a toujours eu les yeux tournés vers la France, sans pour cela l'avoir mieux comprise. D'abord ce fut l'admiration, ensuite la haine, et en dernier lieu un certain dédain bien ridicule, qui aveuglait son jugement. Les Allemands, qui n'avancent pas, ne sont jamais dans le cas de reculer, et voilà qu'ils reprochent aux Français de rétrograder si souvent!

Quand les Français jugent mal les Allemands, c'est par la stabilité de leur savoir, par l'ignorance des faits nouveaux; quand les Allemands jugent mal les Français, c'est par la stabilité de leurs sentimens, dont ils n'aiment pas à se débarrasser, pour faire place à de nouvelles impressions.

Pour un honnête homme, c'est un tourment que d'être obligé, par la vérité, de mal parler de sa patrie; les compatriotes, les étrangers eux-mêmes, n'y voient qu'une coupable trahison. Mais est-ce que la franchise et l'impartialité cessent d'être des vertus, quand on les exerce envers les objets de son amour? Les Allemands, depuis qu'ils ont combattu avec succès la France, ont gagné une vanité nationale, dont ils étaient exempts antérieurement. La susceptibilité nationale des Français a du moins été précédée par la gloire; sans doute la gloire ne manquera pas un jour aux Allemands, mais jusqu'à ce jour ils n'ont pas encore assez fait pour être sûrs que leur fierté ne sera pas prise pour de la vanterie. En vainquant la France, l'Allemagne n'a fait que remplacer un joug de bois étranger par un joug de bois indigène, et changer le brillant despotisme de Napoléon contre la petite monnaie de ses chétifs tyranneaux. Puis, n'y a-t-il pas quelque chose de puéril et même d'insensé dans toute vanité nationale? Un individu peut s'excuser d'être susceptible sur ce qu'on pense et dit de lui, car l'individu ne vaut que ce qu'il est estimé; mais le prix d'une nation étant toujours égal à sa valeur réelle, la vanité de sa part est gratuite, et n'est que de la pusillanimité. Du reste, il serait très-facile de démontrer que souvent, ce que les différens peuples ont fait de grand, ils ne l'ont fait que par leurs défauts, et ce que d'autres peuples ont souffert, ils ne l'ont souffert que pour leurs vertus; il y a donc, dans

tout éloge d'un peuple, quelque chose pour modérer sa satisfaction, et dans tout blâme, quelque chose pour adoucir la honte.

La franchise n'est pas seulement un droit, elle est encore un devoir; mais quand même elle ne serait qu'un droit, aucune délicatesse ne nous empêcherait d'en user largement. Les hommes qui craignent de dire leurs pensées secrètes, sont ordinairement ceux qui, infatués de leur importance et de la supériorité de leur esprit, se croient les seuls dépositaires de certaines vérités. Mais des hommes qui sont plus modestes ou mieux avisés, comprennent qu'ils n'ont pas exclusivement la science du vrai, que bien d'autres en sont inspirés; ils ont donc le courage de la franchise, sachant que leurs opinions sont partagées par beaucoup de personnes et qu'ils ne manqueront pas d'assistance dans la lutte contre les opinions opposées.

En comparant l'Allemagne et la France, ce n'est aucunement notre dessein de constater les qualités supérieures ou inférieures de l'une ou de l'autre, car cela ne servirait à rien. On a l'habitude de sermonner les hommes et les peuples, comme s'il leur était possible de changer de caractère, mais en vérité cela n'est pas. Ni les individus, ni les nations ne peuvent réunir toutes les vertus; il y en a qui sont incompatibles, et il y a certaines bonnes qualités qui sont nécessairement accompagnées de certains défauts. L'enseignement vraiment utile à donner aux peuples, ce serait de leur montrer comment, dans les cas extraordinaires, ou pour agir ou pour résister, il leur faudrait de bonnes ou de mauvaises qualités qui leur manquent, ils devraient les aller chercher chez d'autres peuples et s'en servir pour leur salut.

La France et l'Allemagne, pour être fortes et indépendantes, doivent se renforcer l'une par l'autre et dépendre l'une de l'autre. Les services qu'elles doivent se rendre mutuellement sont faciles à formuler. En général, le caractère prédomine chez les Français et l'esprit chez les Allemands; il appartient donc à ceux-ci de décider ce qu'on doit faire, et à ceux-là de statuer sur la manière dont on doit agir.

L'expression la plus fidele et la plus complète de l'état social, moral et intellectuel de toute nation civilisée, est dans sa littérature, qui est le sang de son âme, et plus expressive que son histoire même, car celle-ci ne nous fait connaître que ce qu'une nation a été, elle ne raconte que le passé et l'accompli, tandis que la littérature, à la fois racine et fruit, nous enseigne ce qu'une nation a été et encore ce qu'elle peut devenir. La littérature est le résumé le plus complet de toutes les différences par lesquelles les peuples se distinguent entre eux. Elle est la mer, qui en même temps sépare et unit les pays. L'histoire politique d'un peuple est la biographie de son égoïsme, mais sa littérature est l'histoire de sa vie humanitaire. Elle ne s'arrête ni devant les bornes légales, ni devant les frontières géologiques, elle saute par-dessus les lois, les traités, les douanes, les antipathies et les préjugés.

Rapprocher l'Allemagne de la France, tel est notre but; et la comparaison de la littérature française avec la littérature allemande est notre point de départ. Le choix de ce point de vue est volontaire, par rapport à la France; mais, par rapport à l'Allemagne, il est forcé. Les Français sont un peuple actif; sa

littérature est le fruit de sa vie d'action, et ce fruit renferme la graine qui perpétue l'activité nationale. Pour caractériser la France, on est donc libre de monter de la racine aux fruits, ou de descendre des effets aux causes. Mais les Allemands sont un peuple passif; sa littérature est un arbre qui portera un jour des actions, mais ses fruits ne sont pas encore mûrs. Pour faire connaître l'Allemagne, il n'y a donc d'autre moyen que de s'élever de la cause aux effets, c'est-à-dire de caractériser sa littérature. Mais cette inertie des Allemands est en elle-même un fait matériel, important, qui a la plus grande influence, non pas seulement sur la situation de l'Allemagne, mais encore sur celle de la France et de toute l'Europe.

En Allemagne, la littérature a toujours servi de soupirail à la politique; les architectes de Francfort ont maintenant le dessein de boucher encore cette unique ouverture, afin de rendre au pays toute respiration impossible. Nous verrons alors jusqu'où va l'impassibilité des Allemands, et s'ils aiment mieux mourir dans l'angoisse de la suffocation ou d'un coup de feu expéditif.

Les Allemands ne forment une nation que par leur littérature qui, depuis trois cents ans, est la seule expression de leur vie sociale, et toute leur action de vie est dans la critique. Tout homme est né juge. Juger c'est se placer hors de soi-même, c'est penser avec les pensées, vivre avec la vie des autres. Juger et être jugé, c'est la destination de l'homme. Mais que voulez-vous que les Allemands jugent, sinon les livres et leurs auteurs, les artistes et leurs œuvres, les comédies et le jeu des acteurs? La discussion des affaires publiques leur est interdite. Ils paient des impôts, ils sacrifient le sang de leurs fils sur l'autel de la patrie, comme chantent les poètes, mais cela ne les regarde pas, c'est de la politique. On les emprisonne, eux, leurs pères, leurs fils, leurs frères, pour de prétendus crimes d'état; on tourmente leur âme et leur corps par des injures et des privations, jusqu'à ce qu'ils en perdent l'esprit ou la vie; on refuse cruellement aux prisonniers malades la consolation de voir leurs parens avant d'expirer; ils rendent l'âme dans le désespoir, et on les fait enterrer avant le lever du soleil par des sbires et des geôliers. On les interroge et on les juge en secret, on ne les juge pas du tout, on les condamne à une instruction à vie; mais tout cela ne les regarde pas, c'est de la politique. On vole leurs pensées, on assassine leurs sentimens, on engraisse avec la sueur de leurs mains des espions affamés, qu'on envoie en France et en Suisse, à la trace de leurs compatriotes exilés; mais cela ne les regarde pas du tout, c'est de la politique. Combien de fois les hommes de lettres allemands n'ont-ils pas déchiré un innocent livre et son auteur plus innocent encore, seulement pour se soulager du dégoût que leur inspiraient leurs stupides maîtres, seulement pour exhaler leur colère! Otez la critique aux Allemands, et vous leur ôtez la vie.

Les Allemands sont les grands maîtres de la critique; ils servent à tout ce qui s'imprime par tout le monde, ou d'avocats, ou de juges; leurs ouvrages originaux mêmes ne sont souvent que des plaidoyers ou des actes judiciaires. Comme ils ont inventé l'imprimerie, ils croient avoir le droit de surveiller l'usage qu'on en fait. Ils sont des jurisconsultes qui connaissent à fond les lois et contumes qui régissent les sciences et les arts dans tous les pays, et les chan-

gemens que ces lois et coutumes ont essuyés dans le cours des siècles. Ils portent dans leur critique beaucoup de sévérité, mais en même temps une grande loyauté. Quand leur arrive de mal juger, c'est plutôt par entêtement que par ignorance ou partialité. Mais cependant il faut convenir que la sévérité que les Allemands mettent dans leur jugement littéraire est quelquefois farouche, que les œuvres de la critique sont trop souvent des hautes-œuvres et leurs auteurs des bourreaux. Si des Français lisaient par hasard un de ces articles véhémens et impitoyables, ils seraient effrayés; ils prendraient l'auteur pour un homme altéré de sang, pour un exécrable tyran, un véritable Raoul Barbe-Bleue. Mais il n'en est rien, c'est l'homme le plus doux, le plus modeste, le plus poli, le plus timide même. Faites sa connaissance, entrez dans sa famille, informez-vous auprès de son épouse sur les humeurs de son mari, et elle vous racontera en souriant certaines particularités qui vous feront sourire vous-même, et vous ne sortirez pas de chez lui sans avoir serré la main au brave homme.

Il faut que les Français n'ignorent pas cela, pour apprécier à leur juste valeur les jugemens que les hommes de lettres allemands portent de temps en temps sur leur propre littérature comme sur la littérature et les affaires publiques de la France. Si le blâme n'est pas toujours libre d'expressions inconvenantes, s'il y a une certaine rigidité choquante, ce n'est jamais la suite d'un manque d'égards ou le signe de sentimens haineux, ce n'est que la froide impassibilité d'un magistrat qui parle du haut de sa chaise curule.

En France, un homme d'esprit a l'esprit de tous les hommes d'esprit, et un fou a la folie de tous les fous. Quand on lit quelque ouvrage français, quel qu'il soit, on croit l'avoir déjà lu. C'est qu'en France l'esprit est constitué, il forme un corps social qui a ses lois, son administration, sa justice; les folies sont des délits, et les écarts de l'imagination des contraventions aux lois du bon goût. En Allemagne, c'est tout différent. Là règne, dans la littérature comme dans la vie privée, une démocratie absolue, et les ennemis de cette forme de gouvernement auront autant de raison que jamais de l'appeler anarchie. Chacun y est spirituel ou fou, d'après sa manière particulière. Les Allemands s'impatientent facilement des royautés littéraires, ils se moquent des courtisans du bon goût, et ne cèdent jamais le pas à l'aristocratie intellectuelle. Ce n'est pas que les grands écrivains, les philosophes, les poètes et les artistes du premier ordre, ne jouissent pas de toute l'estime qui est due à leur mérite, et qu'ils soient sans influence dans la société intellectuelle, aucunement; mais le respect qu'on leur porte n'est que volontaire et individuel, et l'on ne se soumet jamais à leur suprématie que conditionnellement et temporairement. On ne leur reconnaît aucun droit, aucun pouvoir légitime. Quand Goëthe a écrit de mauvais livres, on les a critiqués sans hésitation et sans le moindre scrupule. Les ouvrages des grands écrivains ne jouissent pas d'une faveur héréditaire et obligatoire; chaque ouvrage est examiné et apprécié séparément, et le nom célèbre d'un auteur ne décide jamais du sort de ses productions.

En France, où l'état intellectuel a toujours eu une constitution aristocratique, on aura peine à se faire une juste idée d'une société intellectuelle, telle qu'elle existe en Allemagne. Figurez-vous une démocratie, mais comme il n'en

a jamais existé une, ni dans les siècles de l'antiquité, ni dans les siècles modernes, une démocratie, où non-seulement la souveraineté, mais encore le pouvoir législatif et judiciaire réside dans le peuple, et non pas seulement dans le peuple collectif, mais dans les individus, sans distinction de fortune, d'éducation, d'âge et de sexe; enfin où il n'y a pas de lois, où chacun fait, dit et écrit ce qu'il veut et comme il l'entend: voilà l'état de la littérature en Allemagne. Pour la bien apprécier, il ne suffit pas de connaître les auteurs célèbres et les ouvrages distingués, il faut encore se familiariser avec la littérature commune, il faut fréquenter les marchés littéraires et se mêler dans la foule des auteurs du dernier ordre. C'est seulement là où l'on trouve le caractère national de la littérature allemande et cette originalité, cette fierté et cette indépendance qui la distinguent de toutes les autres littératures du monde.

L'Allemagne ne manque pas de grands écrivains justement célèbres, mais elle n'en a pas en aussi grand nombre que plusieurs autres pays. Le mérite et la gloire de Schiller et de Goëthe n'égalent pas ceux de Shakespeare, de Calderon, de Dante, de Voltaire et de Rousseau. Il est même impossible qu'il s'élève jamais en Allemagne des écrivains de cette considération universelle et séculaire. Voltaire et les autres écrivains nommés, étaient comme les foyers où se concentraient toutes les lumières de leur siècle; ils n'étaient pas seulement riches de leur propre esprit, mais encore de l'esprit de leur pays; ils étaient des rois qui représentaient la communauté intellectuelle. Mais en Allemagne où, il y a trois cents ans, la réforme religieuse a émancipé toutes les intelligences, nivelé le terrain de la science et morcelé les biens intellectuels, les sommités littéraires ne peuvent plus s'élever à une hauteur considérable, et les grandes fortunes de l'esprit ne peuvent pas facilement s'accumuler, et ne se soutiennent pas longtemps. On ne tient compte aux grands écrivains que du mérite qui leur est propre, on ne leur accorde pas une gloire représentative des autres gloires, et lors même qu'ils ont ouvert de nouvelles routes aux sciences et aux arts, on oublie leur mérite, dès que ces nouvelles routes ont été rendues praticables pour tout le monde.

L'esprit n'a pas de résidence en Allemagne, il n'y a pas de capitale intellectuelle comme la France en a une pour son malheur. Tous les établissemens scientifiques, les académies, les universités, les librairies, les journaux, les tribunaux littéraires sont répandus par tout le pays. La plupart des hommes de lettres et des savans du premier ordre habitent de petites villes. Pour l'ordinaire ils ne se connaissent pas entre eux, ce qui sans doute n'empêche pas toute jalousie de métier, mais ce qui du moins en écarte les influences personnelles, et ces égards réciproques des auteurs qui, par politesse ou bienveillance envers une seule personne, trompent tout le monde et offensent la vérité.

Ces mille foyers intellectuels, ce manque de centralisation donnent, à la littérature allemande, un mouvement plein de vie, et la préservent de cette monotonie et de cette uniformité qui sont l'inévitable suite de tout règne monarchique. La mauvaise littérature même n'est ni sans intérêt ni sans importance, comme rien n'est indifférent de ce qui résulte de la liberté et de ce qui l'entretient. En Allemagne, les mauvais écrivains surveillent les bons et les em-

pêchent d'abuser de leur influence et d'usurper un pouvoir despotique. D'ailleurs, tous les hommes sensés savent apprécier les mauvais livres, car ils n'ignorent pas combien on y peut trouver d'amusement et combien les écarts de l'esprit sont instructifs.

On s'ennuie aux mauvais ouvrages français, il arrive même qu'on s'ennuie aux bons: qui est-ce qui n'a pas d'esprit en France? mais la raison des hommes d'esprit est toujours si normale, si droite, si bien faite, qu'on lui souhaiterait quelquefois une déviation de la taille qui, pourvu qu'elle soit légère et qu'elle ne tombe pas dans le domaine de l'orthopédie, n'est pas sans charmes, ni pour les corps ni pour les âmes. En France, les mauvais livres naissent et meurent dans l'obscurité, et sont ensevelis dans une fosse commune. Il y a à Paris des faubourgs littéraires, où toute une population d'auteurs-ouvriers végète misérablement. En Allemagne, tout petit écrivain a sa petite ville dont il est le Voltaire, et ni la considération ni la nourriture ne lui manquent. Il marche la tête haute, et il a une heureuse confiance en lui-même, car il se sent l'égal de Goëthe et de Schiller, non pas de fait, mais de droit: il est juré et juge les plus grands auteurs.

Les fous originaux qu'on ne rencontre en France que dans les petites-maisons, on les rencontre en Allemagne dans les petites villes. La folie y est souvent femme de chambre de la philosophie, et elle connaît tous les défauts cachés et tous les secrets de toilette de sa noble maîtresse. Quand on est fatigué de la haute dame, on se délasse en causant avec sa jolie suivante. Que cela est confortant et rafraîchissant! Combien de fois depuis que j'habite Paris, le dégoût pour le bon goût ne m'a-t-il pas ôté tout appétit de la lecture et de la conversation! Combien de fois alors n'ai-je pas langui après une fraîche et savoureuse sottise allemande! Je me rappelle, qu'à une de ces soirées les plus amusantes du monde, où l'on se meurt de plaisir, de soif, de chaleur et de politique, je me jetai pâle et défait dans un fauteuil, et essayai de me remettre en suçant le sucre d'orge que j'avais apporté et en repassant dans mon souvenir la lecture récente d'un ouvrage d'un certain professeur à l'université de Halle, où le savant déplore les suites désastreuses d'une population toujours croissante, et propose comme remède à ce malheur public, certains moyens à la fois simples et ingénieux. J'éclatai de rire, au beau milieu d'une contredanse, et j'eus la force d'âme de refuser, à la plus jolie femme de la société, le secret de ma grande satisfaction.

Dans l'article que nous allons finir, nous n'avons voulu qu'esquisser quelquels principes qui, dans une série de considérations sur les principaux ouvrages de la littérature allemande et française, se développeront d'eux-mêmes. Mais tout ne dépend pas de nous; il est quelquefois plus difficile de faire sentir certains besoins que de les contenter. Il vaut mieux semer les vérités qu'on croit utiles, que de les implanter avec leurs racines; il vaut mieux faire naître des idées que de les offrir en leur croissance. Il faut commencer par éprouver si le terroir est propre ou non à telle culture. Un journal n'est pas un monologue, c'est une conversation, un enseignement mutuel; c'est à l'auteur à faire le premier pas, mais c'est aux lecteurs à aller à sa rencontre; quand il ne les voit

pas s'approcher de lui, il doit s'arrêter. La sympathie se rend, on ne la prend pas. En publiant la Balance, nous n'avons d'abord voulu qu'annoncer sa publication, ses premières livraisons serviront de prospectus. Nous espérons être encouragés à continuer de la part des Français comme de la part de nos compatriotes; mais si, contre notre attente, cet encouragement nous allait manquer, ce ne sera pas notre amour-propre qui se serait trompé dans son calcul, mais notre amour de la patrie, confondu avec notre amour de la France, et nous penserions alors que l'opinion vraie ou fausse, que la gloire et la prospérité des deux pays sont intimement liées ensemble, n'est qu'une conviction à nous, qui n'est partagée ni par les Français ni par les Allemands.

Béranger et Uhland.*)

On a dit, et souvent répété, que la littérature est l'expression de l'esprit public; mais c'est une question à débattre. Selon nous, la littérature est l'expression du temps passé, ou du temps futur, c'est-à-dire de l'opinion publique d'autrefois, ou de celle de l'avenir, mais elle n'exprime jamais l'esprit public contemporain. Et voici par quelle raison. L'esprit public, formé par les opinions et les sentimens de la majorité d'une nation, est en guerre continuelle avec l'esprit privé, formé par les opinions et les sentimens de la minorité. Du côté de l'un est la force, du côté de l'autre est le pouvoir. La minorité sentant sa faiblesse, y supplée par l'association, l'organisation et la discipline; elle a sa langue convenue, ses mots d'ordre, ses signes de reconnaissance, ses points de ralliement; elle est armée. Tout cela manque et manquera toujours à la majorité. Celle-là ne pourrait jamais s'associer et se discipliner, parce qu'elle manque d'un lien solide et durable. La minorité a un intérêt matériel assez fort pour étouffer en elle le cri de la conscience qui appelle tout homme à l'amour de l'humanité: l'intérêt de dominer la majorité, c'est-à-dire de vivre et de jouir à ses dépens. Mais la majorité ne peut pas avoir cet intérêt, car les dépouilles de la minorité partagées entre des millions d'hommes donneraient une part trop minime à chacun d'eux. Par conséquent, la majorité, jusqu'aux temps éloignés où elle deviendra unanimité, où toutes les exigences de l'humanité seront accomplies, aura toujours à lutter contre la minorité.

Or, les écrivains du parti de la majorité n'ont ni le loisir ni le calme d'esprit nécessaires pour cultiver avec succès la littérature et les arts; car, défenseurs et interprètes de l'opinion publique, ils doivent faire la guerre contre l'ennemi commun, et comme chefs et comme combattans. Par cette raison, les écrivains et les artistes du premier ordre se sont trouvés dans tous les temps parmi les membres de la minorité, parmi les partisans du pouvoir, qui, jouissant des loisirs de la paix, n'étaient pas troublés dans l'exercice de leurs talens, par des mouvemens, des affaires et des passions étrangères à leus études.

Mais bien que la littérature n'appartienne jamais à l'opinion publique vivante, il y a cependant toujours eu pour le bonheur et la consolation du genre

---

*) La Balance, janvier, 1836.

humain, des écrivains isolés qui étaient les miroirs de leurs contemporains, et réfléchissaient fidèlement leurs besoins, leurs joies et leurs douleurs. Quand ces écrivains unissent un noble caractère à un beau talent, alors ils sont des demi-dieux, les héros et les sauveurs de leur pays; ils sont les grands-prêtres d'un temple, où tout un peuple se presse pour offrir au ciel ses craintes et ses espérances, et où les opprimés respirent avec ravissement l'air de la liberté et mêlent de joyeuses chansons au cliquetis de leurs chaînes.

Parmi ces heureux mortels, Béranger est placé au plus haut sommet de la fortune, et on ne sait pas si l'on doit plus envier son sort, ou celui de la France qui compte un tel homme parmi ses enfans. Non, la liberté ne périra jamais en France; Béranger est l'arc-en-ciel que Dieu, après le déluge de la restauration, a mis dans les nuées, en signe de son éternelle alliance.

Le noble et excellent poète Uhland étant aussi populaire en Allemagne que Béranger l'est en France, la comparaison de ces poètes nationaux devra faire ressortir la différence entre l'esprit public, le caractère et l'état social de la nation allemande et celui de la nation française. Mais, en comparant la popularité d'Uhland à celle de Béranger, il se présente dès ce premier rapprochement une différence notable entre les deux pays. La popularité en Allemangne est tout autre qu'en France; elle est moins étendue et moins profonde. Les Allemands exercent une noble justice envers tout ce qui est grand et beau, dans tous les genres, dans tous les pays et dans tous les temps, et ils partagent leur amour et leur admiration entre tous les mérites, avec une sévère et admirable impartialité. Par ces raisons, la popularité de qui que ce soit doit toujours être restreinte. Les Français, au contraire, aiment à accumuler leurs sentimens sur une seule personne, et vraiment on les soupçonnerait d'avoir le cœur et l'esprit très-monarchiques. Ensuite, ce qu'on appelle peuple, a, en France, tout un autre sens qu'en Allemagne. Le peuple, en France, en attendant qu'un autre Sieyès le déclare pour nation, est le quatrième état; il compte le dernier, mais enfin il compte; on ne respecte pas sa volonté, mais on s'en informe et on s'en inquiète. Mais dans cette signification il n'y a pas encore de peuple en Allemagne. Là, le peuple c'est le tiers-état, qui ne descend pas même jusqu'aux petits industriels, qui forment en France le mur de clôture de la bourgeoisie.

Uhland a moins de lecteurs que Béranger, quoique l'instruction soit aussi répandue et descende plus bas en Allemagne qu'en France. Mais là on n'écrit pas encore pour le peuple. Les écrivains, les poètes, n'ont ni la bonne volonté ni le talent d'instruire ou de divertir les classes inférieures; ils ne tâchent que d'instruire les classes instruites et d'amuser ce grand monde qui a déjà abondance de distractions.

Les chansons d'Uhland sont composées pour les yeux, celles de Béranger pour les oreilles.

> Vos orateurs parlent à qui sait lire,
> Toi, conspirant tout haut contre les rois,
> Tu marias, pour ameuter les voix,
> Des airs de vielle aux accens de ta lyre.

Le poète français devra donc avoir plus d'auditeurs que le poète allemand

n'a de lecteurs. L'esprit des gens instruits est dans leurs yeux, l'esprit des gens du peuple est dans leurs oreilles. Les premiers jugent par la vue ce qu'ils ont entendu, les autres ne voient bien ce qu'ils entendent; ils ne s'effraient que du tonnerre, ils ignorent que c'est l'éclair qui frappe.

Dans les poésies d'Uhland et de Béranger se trouve le plus haut perfectionnement des deux langues. Le poète français ne s'est pas laissé entraver par ce langage conventionnel et cette étiquette de mots qui, souvent, en France, repoussent les plus nobles pensées et les plus riches sentimens, quand ils ne sont pas habillés à la mode du jour. L'habillement que Béranger donne à ses inspirations est large, adapté à la température des sentimens, et gracieux de cette grâce toujours fraîche, qui ne dépend pas des caprices d'une modiste et qu'on ne trouve pas au Longchamps des poètes.

Les Français, qui se familiarisent avec les poésies d'Uhland, apprendront à aimer une langue pour laquelle jusqu'alors ils n'ont eu peut-être qu'une estime de curiosité. Depuis le balbutiement d'un enfant jusqu'à l'éloquence d'un orateur, depuis les simples accens d'une jeune villageoise jusqu'aux cris passionnés d'une reine en colère, depuis les refrains vermeils du moyen âge jusqu'aux dictons ridés des temps modernes, Uhland a rassemblé tout ce que la langue allemande a eu dans tous les siècles de beau, de riche et de grand. Grâce, flexibilité, douceur, force, sublimité, profondeur, unies à une liberté sans borne, vous trouverez tout cela dans la langue qui obéit à Uhland. Ni Goëthe, ni Schiller ne suffisent pour faire connaître aux étrangers le goût et la richesse de la langue allemande. Le style de Goëthe est froid, lapidaire, il n'est pas pittoresque. Goëthe n'aime pas que vous soyez trop familiers avec lui: il vous défend de l'approcher en ce joyeux tumulte du cœur, qui est toujours excité par la véritable poésie. Il est ordonné de par le roi des poëtes d'entrer dans son palais, comme les Parisiens entrent aux spectacles; la foule de vos sentimens est parquetée dans d'étroites galeries, formées de lourdes poutres; ils sont placés deux de front, des gendarmes les surveillent, et puis ils entrent les uns après les autres. Calme et ordre poétique, c'est la devise de Goëthe: aussi la garde nationale de la littérature bourgeoise l'a nommé son commandant. Le style de Schiller a le défaut contraire; il est trop philosophique, trop fondu, ses dessins manquent souvent de correction. Goëthe et Schiller sont des poëtes d'un plus vaste génie que Uhland; mais dans son genre, Uhland est plus grand que l'un et l'autre.

Béranger plaît au peuple quoiqu'il soit sublime. Je ne m'exprime ainsi que pour être compris de tout le monde. Si cela n'était pas, je dirais: Béranger plaît au peuple, parce qu'il est sublime. Uhland n'a pas cette élévation d'âme qui, comme le ciel, entoure tout ce qui est au-dessus de nos têtes, en même temps que tout ce qui est au-dessous de nos pieds. Ses pensées et ses images sont plus brillantes et plus nobles que celles du poëte français; mais dans cet éclat, il y a quelque chose de faux diamans, et dans cette noblesse il y a beaucoup d'une noblesse de naissance. En Allemagne, certaines idées et certains sentimens ont un pouvoir héréditaire; ils nous imposent, ils nous entraînent, nous les respectons, et leur obéissons par habitude. Mais quand nous scrutons leurs

droits et leur force réelle, nous avons un peu honte de notre faiblesse, de notre timidité et de notre superstition. Dans les chansons d'Uhland, il y a beaucoup de douleurs et de joies factices, il y a des sentimens trop raffinés et un luxe de cœur qui appauvrit l'âme. Tout cela est doux, soyeux, mais a l'air maladif. Toutes les images du poète ont quelque chose d'angélique, qui nous remplit d'un saint frissonnement, mais qui nous fait peur, et nous sommes à notre aise si un chien aboie ou si notre voisin passe et nous dit: bon soir.

Béranger chante comme une alouette qui, en saluant les premiers rayons du soleil, éveille les hommes par ses cris d'allégresse, et les appelle aux travaux, aux combats et aux plaisirs. Uhland chante comme un rossignol dans l'ombre des bosquets, qui nous invite au repos et aux rêveries: une douce léthargie frappe nos sens, et nous voudrions dormir, éternellement dormir. Les chansons de Béranger vivifient, celles d'Uhland assoupissent.

Dans les chansons de Béranger, la douleur est pleine de vie, car elle est pleine d'espérance; même à la plus profonde mélancolie se mêle encore un peu de gaieté. Béranger est un poète païen, Uhland est un poète chrétien; chez le dernier, les plaisirs mêmes ont l'air abattu; ce sont les joies d'une mère qui est dans les douleurs de l'enfantement. La céleste musique de Mozart vous a souvent enchantés; dans ses airs les plus joyeux, ce n'est pas une joie terrestre qui résonne, ce sont les plaisirs et les folâtreries d'un ange. Quand don Giovanni, ivre de vin, d'amour et d'allégresse, chante des airs frivoles, est-ce que nous ne sentons pas sur le cœur une oppression que nous désirerions soulager par des larmes? La musique de Rossini vous ravit également; quand on entend ses chants plaintifs de l'amour malheureux, ou ses chants héroïques de combats et de carnage, est-ce qu'ils vous remplissent de tristesse ou de terreur? Non; notre cœur ne palpite pas, il danse; nous ne pouvons pleurer, nous rions de plaisir.

Quand Béranger pleure, il ressemble à Rossini; quand Uhland sourit, il ressemble à Mozart.

Les hommes de Béranger sont pleins d'allégresse et d'éspérance, ce sont des Titans qui escaladent le ciel en poussant des cris de joie. Les hommes d'Uhland sont pleins de tristesse et de désespoir, ce sont des anges tombés qui pleurent le paradis perdu. Le poète allemand nourrit son peuple affamé d'aïeux, avec les souvenirs du moyen âge. Le moyen âge était la jeunesse des Allemands, comme de toutes les nations modernes; mais les peuples sont maintenant tous dans un âge avancé, et, il y a vingt ans, lorsqu'on vit les Allemands, après leur délivrance de la domination française, se cramponner au moyen âge, on était souvent tenté de railler le ci-devant jeune peuple, comme on raille le ci-devant jeune homme sur la scène française.

Aux yeux des Français et de leur poète, tout est terrestre: le bon Dieu lui-même est notre voisin, et ses anges sont nos camarades de plaisir. Aux yeux des Allemands et de leur poète, tout est céleste, tout est saint. Uhland chante la sainteté de la jeunesse, du printemps, du vin, de l'amour et des femmes. Pour les Français, l'amour est un amusement; pour les Allemands, c'est un culte, et les baisers sont des pr ères. La divinité d'Uhland est la fidélité, la sainte fidélité; la divinité de Béranger est l'infidélité.

Si les hommes étaient toujours heureux, Béranger serait leur apôtre, et ses chansons leur serviraient d'évangile. Si les hommes étaient toujours malheureux, Uhland serait leur prophète, et sa morale poétique leur servirait de sainte écriture. Mais comme la vie est mêlée de plaisirs et de douleurs, il faut vénérer et Béranger et Uhland, s'édifier alternativement par la lecture de leurs ouvrages, tantôt être Français, tantôt Allemand, aimer Dieu et Lisette. Au printemps de la vie et aux beaux jours du premier amour, on suffoque d'être Allemand; mais quand le temps est froid, vos cheminées et vos sentimens humides ne vous donnent qu'une chaleur optique. Qu'alors vous trouveriez bienfaisant un poêle et un cœur allemand!

La jeunesse allemande devrait lire les chansons de Béranger, et la vieillesse française les chansons d'Uhland.

Béranger est aimable, et Uhland est respectable: ils sont de leurs pays; les Français sont libres et heureux, et les Allemands méritent de l'être. Il serait à désirer que les Français fussent quelquefois moins aimables, et que les Allemands fussent un peu moins respectables. Si, un jour, les Allemands, trompés par les mensonges et les ruses de leurs princes, la puérilité de leurs poètes et l'ignorance de leurs savans, s'animaient une seconde fois d'une haine suicide contre la France, la lecture des chansons de Béranger éclaircirait et désarmerait leur colère. Si les Français étaient poussés de nouveau par leur vanité nationale ou par l'ambition d'un chef belliqueux contre l'Allemagne, qu'ils lisent alors les chansons d'Uhland, pour apprendre qu'une nation qui met sa gloire dans la justice, et à laquelle le droit sert de bouclier, ne peut jamais être subjuguée, et que son amitié est plus avantageuse que la victoire même.

Le vin allemand est grave, froid et âpre; il ne sourit pas; mais sous son air grondeur, il cache une âme de feu. Ce n'est pas un plaisir que de boire du vin allemand, mais on est heureux après l'avoir bu. Le vin de France est babillard, aimable, caressant; mais sans vérité et sans persévérance. Boire, c'est pour les Allemands une affaire, une étude, un service divin; pour les Français, boire est un plaisir, un amusement. Le Français sait nager dans le vin, l'Allemand n'a pas ce talent, et quand la bouteille est profonde, il s'y noie facilement. L'Allemand ivre perd la tête, le Français ivre perd le sentiment. L'ivresse qui rend les Allemands sincères et intraitables, rend les Français doux et condescendans. Quand l'Allemand a bien bu, il a une patrie, il a des sentimens publics; les anciens Germains tenaient leurs assemblées nationales dans l'ivresse. Si tous les Allemands étaient ivres trois jours de suite, ils seraient libres pour toujours; si tous les Français l'étaient trois jours seulement, ils perdraient leur liberté pour longtemps. Dans l'ivresse, les Allemands oublient leur amour pour leurs dominateurs, et les Français leur haine contre eux.

Les chansons à boire des deux nations diffèrent entre elles comme leurs vins. Dans celles des Allemands, c'est l'homme déjà ivre, dans celles des Français, c'est l'homme buvant qui chante. Quand un Allemand chante: versez-moi à boire! il a déjà trop bu. L'Olympe de Béranger est un caveau, l'air même y est ivre; mais les Dieux, accoutumés à cette atmosphère, ne chancèlent jamais et sont toujours polis. La Bacchante de Béranger elle-même n'est pas ivre,

elle feint seulement de l'être, pour avoir un prétexte et une excuse à ses exigences et à ses facilités amoureuses.

Les poésies d'Uhland n'ont que deux chansons à boire. L'une est âpre comme le vin qui l'a inspirée, l'autre est pleine de feu, mais sauvage. Patrie, liberté, honneur, combats, tempêtes sur mer, le plaisir bruyant de la chasse, le dernier jugement, la résurrection, et une confusion de vertus et de voluptés, tant mâles que chrétiennes, y résonnent et font un tintamarre épouvantable. Mais on ne doit pas boire pour se sentir homme, on doit boire pour oublier qu'on est homme.

De l'amour du vin à l'amour de Dieu, le pas n'est pas aussi immense qu'on le penserait. Le vin dégage le corps de l'homme de sa gravitation, il brise les chaînes de la personnalité; le religion ouvre à l'âme de l'homme le cachot de son individualité, et la rend à l'air et à la lumière de l'immensité.

Si Béranger est le miroir fidèle de l'esprit public de sa patrie, il faut convenir qu'il n'y a presque plus de religion en France. L'école philosophique de Voltaire, dans laquelle les hautes classes de son temps puisaient la science antireligieuse, est descendue par degrés, jusqu'à ce qu'elle soit devenue une école primaire, où s'instruit le peuple du dix-neuvième siècle. Tout ami de la France doit s'attrister de cette observation. Le bonheur domestique est le fondement du bonheur public; mais sans religion, il n'y a pas de bonheur domestique. Le même lien qui attache l'homme au ciel, l'attache à sa famille. Mais en pleurant ce malheur public de la France, il y a une compensation qui nous console. La religion, chez un peuple aussi peu instruit que le peuple français, ne serait que superstition, qui fournirait de dangereux instrumens aux despotismes sacrés et profanes. Il vaut mieux encore être sans religion que sans liberté.

La nation allemande est éminemment religieuse, et vous trouvez dans Uhland cette douce et aimable piété qui est l'amie du plaisir et la confidente de l'amour. De même que les lois sont le plus respectées dans les états où la justice n'est pas représentée par des hommes, de même la religion est le plus respectée dans les pays où Dieu n'est pas représenté par des hommes. Chez tous les peuples de l'Europe, la zèle pour la religion est en rapport avec les distances des différens pays à Rome.

Béranger était petit-fils et élève d'un tailleur, il est sorti du peuple, et il aime à se rappeler sa noble origine avec une juste fierté. Dans la patrie et dans la jeunesse du poète, le peuple était roi et faisait trembler le peuple des rois. Comme Franklin, Béranger se destina à la typographie, et apprit à manier ce plomb mortel aux tyrans et à leurs ruses. Uhland est né dans l'aisance; fils d'un savant, il se destina au barreau et devint avocat. Dans la patrie du poète allemand, les grands sont tout, le peuple n'est rien, et les bourgeois sont quelque chose. Mais comme le peu est plus près du tout que du rien, la classe moyenne, en Allemagne, sympathise plus avec ses supérieurs qu'avec ses inférieurs, et elle a autant de froideur et de dédain pour les derniers, qu'elle a d'amour et de vénération pour les premiers. Uhland, quoique grand poète, a des sentimens parfois très-prosaïques. Le peuple est la source inépuisable de toute poésie, car il représente la nature pure dans l'état social factice , il est d'une éternelle jeu-

nesse, tandis que celui-là grandit et vieillit. Quand on ne comprend et qu'on n'aime pas le peuple, on peut être un poète estimable et estimé de ses contemporains, mais on ne sera jamais un poète immortel.

Dans les poésies de Béranger et d'Uhland, retentissent les chansons dont on a bercé leur enfance. Le fils du tailleur chante au seuil des chaumières:

> Ma muse et moi nous portons pour devise:
> Je suis du peuple ainsi que mes amours.

Il chante pour les pauvres, pour les petits, pour les mendians, il pleure et rit avec eux. Il les console, les caresse, les égaie:

> Au toit du pauvre il répand l'allégresse.

Il flatte leur misère et même leurs vices. Est-ce que les vices du peuple ne font pas partie de sa misère? Est-ce que ses crimes ne sont pas les œuvres des riches? Les vols, les brigandages, les meurtres, ne sont-ils pas exécutés par les bras décharnés des malheureux affamés? Et le sang versé sur les échafauds ne se mêlera-t-il pas au sang versé dans l'ombre de la nuit et des forêts, pour demander vengeance à la justice éternelle contre la justice des hommes? Le noble Béranger est l'ami du braconnier, du contrebandier, il pleure avec la veuve du pauvre Jacques; mais il ne verse pas seulement des larmes de pitié, il verse aussi des larmes de colère sur l'insensibilité des riches et des puissans.

Uhland, le fils du savant, chante le soleil, les rois et les héros; tout roi est un soleil sans tache, et tout héros un roi sans couronne. Il ne se lasse pas d'admirer les actions héroïques des princes et des nobles chevaliers, il chante leurs plaisirs, leurs amours, et leur prête les plus heureux mots, les plus fines railleries. Malheuresement, Uhland n'est pas toujours l'Homère des Achille, des Hector, et des Agamemnon; quelquefois il ressemble à un poète de cour, et nous montre l'exaltation sincère, mais servile, d'un courtisan favori à l'égard de son maître. Tous ces princes sont si humains, si excellens, si majestueux, qu'on se jetterait par terre pour baiser le chemin où un roi a passé. Les tyrans mêmes sont sublimes. Les princesses ressemblent aux perles et répandent une douce clarté de lune; les princes ressemblent aux rubis, et leur lumière est effrayante comme celle de l'aurore boréale.

Tous les personnages du poète allemand qui ne sont pas princes ou nobles, sont d'un bas commun et ridicule; ils sont vilains et très-vilains; et quand ils sont malheureux, il y a en eux une lassitude de vivre, un assoupissement, un lâche désespoir, qui fait mal au cœur et repousse la pitié. Comparez la chanson d'un Pauvre d'Uhland, avec le Jacques de Béranger. Le pauvre français maudit la voracité du fisc, l'impôt sur le vin, sur la viande, sur le sel, qui l'ont plongé dans la misère. Le pauvre allemand ne sent pas moins son malheur, et le pleure amèrement: mais il essuie ses larmes et rend grâce à Dieu de tous les biens qu'il a voulu lui accorder; savoir: l'église qui appartient au pauvre comme au riche; le soleil, la lune et les étoiles qui luisent pour le mendiant comme pour le roi; le tombeau, cette chambre à coucher commune; et enfin le paradis. Et se bon pauvre allemand est si bon, qu'il ne ferme pas même le paradis aux riches, qui cependant leur a été défendu par notre Seigneur miséricordieux. Cette stupide résignation suce comme un vampire le sang et le

courage des Allemands, pendant qu'ils dorment et rêvent. L'imbécille mendiant est si heureux avec son église, ses étoiles, son tombeau et son paradis, qu'on hésite à lui donner l'aumône, de peur de troubler sa félicité.

Uhland qui a puisé ses inspirations dans les histoires et les mœurs du moyen âge, et qui a fait broder sur sa bannière en lettres d'or et de perles: féodalité et fidélité, ne peut s'imaginer rien de beau et de grand, qui ne soit associé à un prince ou à un héros. Vraiment, quand on est plébéien et qu'on se sent du peuple, on ne peut voir sans envie et sans dépit, le roi régnant des poètes verser toutes ses faveurs et toutes les richesses de sa brillante imagination sur les nobles et leurs alentours. Pas une goutte, pas une seule pauvre goutte, ne nous est réservée pour rafraîchir notre vanité bourgeoise. Est-ce que le peuple allemand du moyen âge, est-ce que nul plébéien n'a jamais rien fait de grand, qui méritât d'être chanté et célébré?

Dans les poésies d'Uhland, il y a beaucoup d'amours et de mariages, mais les cœurs sont toujours bien assortis; jamais une mésalliance pour rompre la triste monotonie de l'étiquette. Une seule fois, nous espérons nous être trompés sur l'inflexible aristocratisme du poète, et nous sommes prêts à lui demander pardon de nos jaloux soupçons. C'est dans la chanson le Jeune Roi et la Bergère, dans cette délicieuse chanson qui exhale l'haleine la plus suave de l'amour, et que nous voudrions presser contre nos lèvres. Tout y est wonne et seligkeit. Mais hélas! mes joyeux Français, vous n'avez ni ces mots dans votre langue, ni ces sentimens dans vos cœurs. Que Dieu vous bénisse et vous donne bientôt les uns et les autres!

— Voilà que dans la saison des fraises et des rossignols, sir Goldmar, un beau jeune roi, passait à travers une riante vallée. Un manteau de soie rouge lui tombait des épaules, et il portait une couronne d'or sur la tête. Le prince descendit de cheval, l'attacha à un tilleul, et fit prendre le devant à sa brillante suite. Il y avait là dans un frais buisson une limpide fontaine; là les oiseaux chantaient à ravir, là les fleurs brillaient de tout leur éclat. Pourquoi chantaient-ils aussi clair? Pourquoi brillaient-elles avec tant de splendeur? C'est qu'auprès de la fraîche source était assise la plus belle des bergères.

Sir Goldmar perce les haies, les feuilles frémissent, les agneaux s'effarouchent et fuient vers la bergère. — Bon jour, ma belle enfant, est-ce que tu as peur? Vraiment, cela me ferait de la peine. Oh que non! je n'ai pas pâli, je te le jure, je pensais que c'était un léger oiseau qui passait à travers le buisson. — Veux-tu bien me rafraîchir dans ta cruche, je t'en remercierais comme de la plus grande faveur?

La bergère se baisse et donne à boire au roi, qui, vaincu par l'amour, lui dit: Que tu es belle, on dirait qui tu viens d'éclore avec les autres fleurs! — Il met son manteau de soie autour de ses blanches épaules, il met sa couronne d'or dans ses cheveux châtains. — Et lorsqu'elle lui rend en riant ses ornemens royaux, il jette la couronne au fond de la source. — Je te confie ma couronne en gage de mon cordial amour, jusqu'à ce que je te retrouve après bien des peines. Un roi est enchaîné depuis seize longues années, son pays a été envahi par ses ennemis. Je vais sauver son pays avec le secours de mes fidèles che-

valiers: je vais briser ses chaînes, enfin qu'il revoie le printemps. J'aurai de chaudes journées. Parle, voudras-tu me récréer après la victoire dans cette fraîche fontaine? — Je puiserai pour toi tant que la source suffira, et tu recevras ta couronne aussi luisante qu'elle est aujourd'hui.

Voilà donc un roi qui est homme, qui s'incline devant la majesté de l'innocence, et qui n'est pas effronté avec une fille du peuple! Voilà donc une bergère qui ne se trouble pas à la vue et aux paroles d'un prince, et qui se joue avec sa couronne! Merci, bon et aimable poète!

— Sir Goldmar était le premier des héros auprès des femmes comme sur le champ de bataille. Il escalada le château, y arbora sa bannière victorieuse, et le vieux roi quitta son sombre cachot souterrain.

On célébra la victoire. Le royal vieillard dit à Goldmar: Je donne un tournoi, et le vainqueur recevra ma couronne des mains de la plus belle des reines. — Sir Goldmar renversa tous les vaillans combattans. — Le vieux roi leva le voile de sa fille. Sir Goldmar ne voulait pas même la regarder; il baissa les yeux et dit: Aucune reine, aucune couronne rayonnante ne me tentera jamais; je soupire après la bergère du vallon. J'y retourne, que Dieu vous garde!

Enfin voilà un roi fidèle! voilà une bergère remportant la victoire sur une reine! Merci, bon et aimable poète!

— Mais quelle douce voix résonne à l'oreille de l'amoureux prince? Il croit entendre chanter les oiseaux auprès de la fontaine, il croit voir briller les fleurs de la vallée. Hélas! le ciel a voulu récompenser son dévouement en ne l'acceptant pas. Sir Goldmar leva les yeux, sa bien-aimée bergère, ornée de riches joyaux, et la brillante couronne dans ses mains, était devant lui.

„Sois le bien-venu dans la maison de mon père, trés-méchant que tu es, parle: est-ce que tu veux encore descendre dans la verte vallée? Reprends donc d'abord la couronne que tu m'as laissée en gage; je te récompense avec usure, elle règne maintenant sur deux pays.“

Quel désappointement! quelle mortification! Que Dieu vous pardonne, noble poète!

La muse d'Uhland a une seule fois dérogé en mariant un noble chevalier à une fille bourgeoise, mais le poète a réparé de son mieux ce grand malheur. Voyons.

Un gentil chevalier entre dans la boutique d'un orfèvre. — Mon cher orfèvre, faites-moi une jolie petite couronne pour ma douce fiancée. — Lorsque la couronne fut achevée, Hélène, la jolie fille de l'orfèvre, étant seule, la suspendit à ses bras, et dit tristement: Heureuse la fiancée qui portera cette couronne! Que je serais pleine de joie, si mon bien-aimé me donnait seulement une couronne de roses! — Le chevalier revint une autre fois. — Mon cher orfèvre, faites-moi une petite bague d'or, garnie de diamans, pour ma douce fiancée. — La bague faite, Hélène la mit à son doigt, et dit avec tristesse: Bienheureuse la fiancée qui portera cette bague; si mon bien-aimé ne me donnait qu'une boucle de ses cheveux, je serais trop heureuse!

Peu après, le noble chevalier rentra dans la boutique. Il dit: Je suis con-

tent de vos ouvrages, mon cher orfèvre; mais afin que je sache comment cela va à ma douce amie, approche, belle Hélène, que j'essaie sur toi les ornemens de ma fiancée, tu es aussi jolie qu'elle. — C'était un dimanche matin: Hélène avait mis sa plus belle parure pour aller à l'église. Rougissante de pudeur, elle se plaça devant le chevalier, qui lui mit la couronne d'or sur la tête, et la bague au doigt, et dit: Assez plaisanté, c'est toi qui es ma douce fiancée; tu as grandi entre l'or, les perles et les diamans; c'est ce qui te devait servir de présage que tu entrerais dans les grands honneurs avec moi.

Fleur de la chevalerie! très-noble et très-plaisant seigneur! la Lisette de Béranger vous aurait ri au nez, et se serait moqué de l'honneur grand que vous lui faites en voulant l'épouser.

Les Français ont la patrie dans leur maisons; leurs sentimens domestiques se confondent avec leurs sentimens patriotiques, et les mêmes chansons les animent à table et sur les champs de bataille. La patrie des Allemands est dans la rue; le patriotisme est pour eux une affaire; et rentré dans sa maison, l'Allemand n'est plus citoyen, il est père de famille. Le père, le mari, l'amant n'étant jamais avec le citoyen, les hymnes patriotiques des Allemands sont froids et secs, c'est la patrie officielle d'une gazette d'État, mise en musique par le maître de la chapelle du prince, et chantée par des conseillers de la cour.

Gloire, patrie, liberté, ces austères et sombres déesses, qui demandent à ceux qui prient devant leurs autels de sanglans sacrifices, l'enchanteur Béranger ne les a-t-il pas changées en de souriantes grâces, qui n'exigent d'autres offrandes de leurs adorateurs que des chants, des danses et des fleurs? Oui, certainement, l'aimable poète a flatté la France; mais il ne l'a flattée que dans l'infortune. Il n'a pas célébré la France victorieuse et dominatrice, ni la liberté sanguinaire, ni la patrie frivole et égoïste; il a chanté le courage malheureux, la liberté en deuil et la patrie humiliée.

Dans les poésies d'Uhland, la gloire, la patrie et la liberté sont des déesses sévères, chagrines, aux sourcils froncés. On se prosternerait à leurs pieds pour baiser le bord de leurs robes grises; mais jamais on n'aurait ni l'envie, ni le cœur de leur sauter au cou. La liberté, c'est une charte vermoulue, le vieux bon droit; la gloire, c'est la justice, la légalité, la soumission muette aux lois aveugles; la patrie. . . Mais qu'est-ce que la patrie du poète allemand? Tantôt c'est le petit royaume de Wurtemberg, qui n'a pas deux millions d'habitans, tantôt c'est l'empire de Charlemagne, tantôt, et par capitulation, c'est l'ancien empire germanique, dont l'Alsace, la Lorraine et la Bourgogne faisaient partie. Il faut connaître à fond l'histoire et la géographie du moyen-âge pour être un bon patriote allemand, d'après Uhland.

En France, la gloire est roturière, c'est le beau et fier refrain de toutes les chansons de Béranger. Napoléon ne fut que le premier dans un peuple de héros, avec lequel il partagea en butin l'honneur de la victoire. En Allemagne, la gloire est un droit régalien, religieusement respecté par Uhland. Quand le peuple allemand a vaillamment combattu la France, c'était pour venger les affronts de ses princes. On ne lui défend pas d'assister aux réjouissances de la

victoire, et de s'amuser en silence aux spectacles royaux, dont il a payé l'entrée avec son sang, mais jamais il ne paraît en acteur sur la scène triomphale.

La vanité nationale des Français, c'est d'avoir la puissance: la vanité nationale des Allemands, c'est d'avoir la justice de leur côté. Quand Béranger, dans ses touchantes élégies, pleure la défaite des Français lors de la chute de l'empire, il est trop fier pour faire valoir les forces supérieures des ennemis, l'alliance de tous les princes de l'Europe contre la France, comme la cause du malheureux succès de ses armes. Il préfère s'en prendre à la colère du ciel, à la trahison, à l'or de l'Angleterre:

L'or que pour vaincre ont mendié les rois.

Les Allemands, au contraire, quand ils se vantent de leurs victoires remportées sur les Français, aiment à parler de la justice de leur guerre, et se complaisent à faire l'énumération de tous les peuples qui, convaincus de cette justice, avaient embrassé leur cause, et les avaient assistés contre Napoléon. Ils ne songent pas, qu'en comptant le grand nombre de leurs alliés, ils rabaissent leur propre gloire. Juste jusqu'à l'injustice, c'est la devise de ces honnêtes Allemands. Et quand tous leurs princes eurent trahi la France, en rompant leur alliance pendant la guerre, et quand plusieurs d'entre eux eurent déserté le drapeau français sur le champ de bataille même, ils n'y trouvèrent jamais rien à redire.

Dans le poème Vorwaerts! (en avant), l'un de ces chants dits patriotiques, où une piété filiale envers les puissances de la terre, plus encore que les ciseaux de la censure, avait coupé les ailés à l'imagination du poète, Uhland avait varié ce refrain guerrier, ce cri d'alarme et de combat, que tous les peuples de l'Europe, l'un après l'autre, avaient élevé contre la domination française. L'avalanche qui s'était détachée de la région glaciale de la Russie, roula de pays en pays, jusqu'à ce qu'en tombant elle écrasa l'empire. Le cri en avant résonna de peuple à peuple, fut traduit de langue en langue; Uhland, quoique Allemand, accorde à la Russie la glorieuse initiative. Ce n'est que justice, car, en vérité, la Russie fut, après l'Espagne, le premier pays qui donna l'exemple d'une résistance populaire à une agression monarchique. Mais Uhland ne devait pas rappeler à l'Allemagne qu'elle ne s'était pas suffi à elle-même. Il est beau d'être juste, mais la justice ne sied bien qu'à un peuple fort, libre et indépendant, qui aurait le pouvoir d'être injuste.

Uhland chante:

En avant! et sans repos!
La Russie dit ce fier mot:
En avant!

En avant! résonne l'écho,
La Prusse entend le joyeux mot:
En avant!

De cette manière le poète envoie ce mot de peuple à peuple, jusqu'à ce qu'il arrive enfin aux Espagnols et aux Anglais.

En avant l'Espagne, l'Angleterre,
Donnez la main à vos frères,
En avant!

Et remarquez que le poète ne s'adresse pas aux Allemands formant un corps de nation, mais seulement aux peuples divers qui composent la nation; et qu'il ne s'adresse pas même à ces peuples, mais seulement à leurs provinces. Il ne dit pas: Prussiens, Autrichiens, Saxons, Bavarois, mais il dit: la Prusse, l'Autriche, la Saxe, la Bavière. C'est qu'à ses yeux les peuples n'out de valeur que par leur existence individuelle monarchique.

Uhland envoie ce cri de guerre en avant! même à l'Alsace, à la Lorraine et à la Bourgogne. C'était, il y a vingt ans, la folie des Allemands, alors antiquaires passionnés. Le peuple s'est depuis guéri de cette folie; mais dans les chambres obscures de la puérile diplomatie, les ombres de ces folles chimères amusent encore aujourd'hui la haine des princes du Nord contre la France, et leur envie de sa liberté et de sa prospérité.

Dans une autre chanson patriotique: le Dix-huit octobre, Uhland a voulu célébrer l'anniversaire de la bataille de Leipsick. Cette journée de Leipsick fut regardée alors par les Allemands comme leur 14 juillet, comme leur prise de la Bastille. A cette époque, tout le monde rêvait liberté. Les hommes studieux et observateurs, qui ont l'habitude de se lever de bon matin, furent éveillés de leurs songes, aussitôt après minuit par le chant du coq; les dormeurs furent éveillés un peu plus tard, par le chant des alouettes. Aujoud'hui personne ne rêve plus en Allemagne. La chanson du Dix-huit octobre commence par la strophe qui suit: et dont une pâle traduction ne pourrait jamais rendre fidèlement la vigueur:

„Si aujourd'hui descendait un esprit, à la fois poète et héros, un de ceux qui sont tombés dans la sainte guerre sur le champ de la victoire, il chanterait sur le sol germanique un chant tranchant comme un glaive, non pas tel que moi je le chanterai, non, mais fort d'une force céleste, pareille à la foudre!"

Eh bien! le poète qui se sentait inspiré d'une si céleste inspiration, n'avait pas le courage d'accomplir sa mission divine et de manifester toutes ses pensées. Il baisse ses ailes, et dit d'une voix larmoyante, comme du haut d'une chaire, aux princes allemands: „Est-ce que vous avez oublié cette journée où vous tombâtes à genoux pour offrir vos hommages à la suprême puissance? quand les peuples ont vengé votre honte, quand vous avez éprouvé leur fidélité, il ne vous sied pas de leur donner des espérances; il faut accomplir vos promesses." Mais ce n'est pas de cette manière-là qu'on doit parler aux puissans quand ils sont injustes; alors on ne doit pas leur parler du tout, il faut leur imposer et les effrayer, car la crainte est leur seule justice, et la peur est toute leur morale.

Et puis, après avoir réprimandé ainsi les princes qui avaient manqué à leur parole, Uhland se met à dire aussi au peuple ses vérités. C'est le jeu de bascule favori du plus grand nombre des écrivains libéraux de l'Allemagne. Ils tiennent d'une main tremblante la balance de l'impartialité entre le pouvoir et le peuple; mais ce n'est que la crainte de faire tort au premier, qui les fait trembler. Par cette raison, dès qu'ils ont jeté une poignée de vérités dans le bassin des souverains, ils en jettent aussitôt une poignée dans le bassin des sujets. Ces bonnes gens oublient que le poids n'étant pas égal originairement

entre les deux, l'équilibre ne pourrait jamais être rétabli, par une égale répartition des reproches et des réprimandes.

Les Français n'ont pas souvent haï leurs rois, mais en tous temps ils se sont moqués d'eux, de ceux même qu'ils aimaient. Cet esprit de raillerie est une précieuse garantie, autant pour le pouvoir que pour le pays. Quand le pouvoir est juste, la moquerie le fortifie, comme les injures de l'air rendent les corps sains plus robustes encore; quand il est injuste, la moquerie le rend circonspect et le fait réfléchir. Les Allemands ne se moquent jamais de leurs maîtres, même quand ils les haïssent; car, aux yeux des Allemands, toute autorité est une émanation de Dieu, chose sainte, et même la haine contre l'autorité a quelque chose de religieux, qui défend toute plaisanterie. Uhland chante:

L'Allemand vénère plein de foi
De ses princes le saint emploi.

Dans la langue allemande, c'est beau, mais en français c'est ridicule, et cela serait digne de servir à une devise de bonbons.

Cette disette de bonnes plaisanteries dans les manifestations politiques du peuple allemand, peut un jour rendre la situation de ses princes très-périlleuse. Comme il n'y a pas de transition apparente entre la défaveur et la haine, comme on ne trouve ridicule l'autorité qu'après l'avoir trouvée haïssable, le pouvoir sera un jour surpris par un mécontentement général et irrésistible, qu'aucun signe n'aura présagé.

Les Allemands aiment cependant la plaisanterie passive; ils ne se moquent pas de leurs oppresseurs, mais ils aiment à se moquer d'eux-mêmes et de leurs infortunes. Ils ne sont jamais plus gais, que quand, après une étourderie, ils ont été bien fustigés par leurs maîtres. Mais qu'on se garde bien d'y voir un signe de pusillanimité; c'est au contraire l'un des traits les plus touchans et les plus nobles du caractère allemand. Les Allemands sont si pieux et si humbles de cœur, que dans l'adversité ils aiment mieux accuser leur maladresse que l'injustice du ciel.

Les Allemands, quand ils sont irrités par l'arbitraire et la violence de leurs maîtres, ont plus de courage à agir qu'à parler contre eux. L'exaspération leur délie plus facilement les bras que la langue. N'est-ce pas chose très-remarquable, que les Allemands, aussi vaillans sur le champ de bataille que le plus vaillant peuple du monde, et qui pourraient appeler les plus braves en témoins de leur bravoure, soient si timides devant les grands, et si embarrassés pour s'expliquer en hommes de cœur avec leurs supérieurs?

Tous les pays conquis autrefois par les anciens peuples germaniques, l'Angleterre, la France, l'Espagne ont brisé peu à peu leurs fers, effacé les honteuses traces de la servitude, et recouvré enfin leur liberté. Mais les peuples conquérans eux-mêmes, les peuples germaniques, sont restés jusqu'à ce jour sous une domination absolue. L'Italie a, de notre temps, du moins essayé sa délivrance, et l'on peut prédire qu'elle sera libre avant l'Allemagne. D'où vient donc, que le peuple qui a renversé la domination romaine et subjugué le monde alors connu n'a pas su renverser la tyrannie qui le domine lui-même et s'est laissé subjuguer dans sa patrie?

Montesquieu a dit que la liberté était sortie des forêts de la Germanie, c'est vrai, mais elle n'y est pas rentrée depuis. Un ancien chroniqueur, cité par M. Thierry dans son excellente histoire de la conquête d'Angleterre, fait une remarque curieuse qui se rapporte à notre sujet. „Tous les Gaulois, sans exception, dit cet historien, même dans les rangs les plus bas ont reçu de la nature une grande volubilité de langue et une extrême assurance à répondre devant les princes et les grands; les Italiens et les Français paraissent avoir la même faculté, mais on ne la trouve ni chez les Anglais de race, ni chez les Saxons de la Germanie, ni chez les Allemands. On alléguera sans doute pour cause de manque de hardiesse chez les Anglais, leur servitude actuelle, mais telle n'est point la vraie raison de ces différences, car les Saxons du continent sont libres, et l'on remarque en eux le même défaut."

Nous croyons qu'on peut résoudre de la manière suivante ce problème, qui, comme nous venons de voir, a déjà occupé l'intelligence d'un observateur du moyen âge. Les peuples des pays conquis doivent naturellement haïr leurs oppresseurs. Or, la haine est éloquente, et d'autant plus que le pouvoir d'agir et de se venger lui manque. Mais cette éloquence d'un peuple opprimé, forme un assemblage et une association formidable de toutes les pensées, de toutes les douleurs et de toutes les plaintes individuelles, qui, avec le temps, doit se changer en agression matérielle. Puis, quand la résistance d'un peuple opprimé a toutàfait cessé, quand la paix est rétablie dans les pays conquis, quand la spoliation est consommée, la violence, la rapacité et l'esprit de domination des conquérans, manquant d'autres objets d'action, s'exercent contre les conquérans mêmes. Le roi opprimera les hauts barons, les barons opprimeront leurs vassaux, et tout inférieur sera vexé par son supérieur. Alors, les faibles, les opprimés d'entre le peuple conquérant, feront cause commune avec les opprimés d'entre le peuple conquis, et ils s'associeront avec les anciens habitans du pays, pour s'opposer à la tyrannie. C'est ce qui est arrivé en Angleterre, où les barons, c'est-à-dire les anciens conquérans, se sont alliés avec les communes, c'est-à-dire avec les descendans du peuple subjugué, pour restreindre le pouvoir royal.

Mais chez les peuples conquérans dans leur propre pays, le seul lien qui attache l'un à l'autre, les inférieurs aux supérieurs, et ceux-ci à leur chef de guerre, c'est la discipline. Or, la discipline est muette. Dans un tel pays le despotisme peut tout oser, car les opprimés, façonnés à une obéissance passive, ont appris à regarder la plainte seule comme une rébellion. Là, on appelle la discipline fidélité. Quand même le mécontentement serait universel, il ne pourrait pas éclater, car les citoyens ne parlant et ne se plaignant jamais publiquement, chacun croit être le seul mécontent, et il ignorera toujours que ses opinions personnelles sont celles de tout le monde. En outre, les mécontens ne trouvent pas, comme les conquérans dans les pays conquis, des alliés parmi les opprimés originaires, de sorte que manquant de courage et manquant d'encouragement, ils ne sauront pas secouer leur joug.

C'est précisément le cas des Allemands modernes. Ce sont d'anciens soldats, licenciés, il est vrai, mais qui n'ont pas encore perdu l'habitude de la discipline.

Quand un vieux soldat, quoique rentré dans la vie bourgeoise, voit passer un officier, il se tient droit et le salue à la façon militaire, même sans y penser. Tout Allemand voit dans son supérieur un officier. Il pourrait le tuer dans la colère; mais il ne se permettra jamais une raillerie familière avec lui.

Uhland lui-même est sujet à cette funeste illusion des cœurs allemands. Il ignore qu'en chantant ce qu'il appelle fidélité, il ne chante que les devoirs violemment imposés, accablans et peu poétiques de la discipline militaire.

Combien les chansons de Béranger ne doivent-elles pas avoir rafraîchi les exilés français, altérés de leur patrie! Combien ceux-ci, aux lointains rivages, ne doivent-ils pas s'être réjouis, en voyant leurs méchans et stupides ennemis exposés aux persiflages de tout un peuple, depuis le grave législateur jusqu'aux gamins de Paris! Mais le sort disgracieux n'a pas voulu accorder de tels adoucissemens aux peines des Allemands expatriés. Leurs compatriotes, conscrits réfractaires de la liberté, en aimant cependant le butin de sa victoire, se sauvent dans l'Amérique du Nord, ou soupirent après la lune, où ils espèrent, après leur mort, goûter la plus grande félicité politique, et jouir des douceurs de la liberté de la presse avec accompagnement. Ils manquent ou de courage, ou de loisir, pour consoler des hommes de cœur dans leur adversité, et qui ne souffrent que pour leur amour de leurs ingrats concitoyens.

Béranger chante les malheureux et les vaincus, et quand il chante les victoires, ce sont des victoires remportées par la liberté; Uhland chante les héros et les vainqueurs, et il ne chante que les victoires des rois. Mais ne croyez pas que cela soit par manque de généreux sentimens, dont personne au monde n'est plus riche que Uhland, ou que cela soit par une basse flatterie et un vil intérêt: aucunement. En Allemagne, le génie est chaste, vertueux, et l'on n'y réussit à corrompre que les écrivains qui ne valent pas le prix de la séduction. Mais Uhland, et, comme lui, la plupart des esprits du premier ordre en Allemagne, ne trouvent grand et admirable que ce qui a été grand depuis des siècles, et ce qui a été admiré par une suite de générations. Tout ce qui est moderne, ils le dédaignent comme éphémère; et s'ils eussent assisté à la création du monde, ils se seraient moqués de l'œuvre de Dieu, comme d'une innovation, d'une mode du jour. Ils ne vénèrent que la grandeur et la gloire anciennes, héréditaires, et même la liberté qui n'est pas traditionelle, n'a aucune valeur à leurs yeux. On a beau leur représenter que les grandeurs de leur prédilection sont des chênes effeuillés, ébranchés, mutilés par les siècles et les orages, morts enfin, ils secouent la tête en nous montrant leurs racines profondes et étendues, en nous vantant la patrie souterraine encore solide d'un édifice en ruines.

Ces poètes et ces écrivains que nous venons de désigner, ont une déplorable influence sur l'esprit public du peuple allemand. Ils ne comprennent pas leur sainte mission de travailler à l'éducation du peuple et de le préparer à sa vie d'avenir. Ils prennent part à ses jeux d'enfance, ils rient et ils pleurent avec lui; mais ils rient d'une joie folle et puérile, et ils pleurent comme des femmes. De braves gens ne doivent pas jouer en ce sérieux siècle, ne doivent pas rire dans un temps aussi triste; ils ne doivent pleurer que de colère, et ne point verser de douces larmes d'attendrissement poétique.

Les temps d'ailleurs dont Béranger et Uhland ont, dans leurs poésies, représenté l'opinion publique, sont passés. Les Français, faute de satisfaction actuelle, jouissent encore des espérances que Béranger leur a données; les Allemands, faute d'espérances, se plaisent encore aux souvenirs que Uhland leur a offerts. Mais en Allemagne on n'aime plus le moyen âge, et en France on ne hait plus les jésuites et les mirmidons; l'amour là, la haine ici, ont changé d'objet.

Dans ses ballades et romances, Uhland n'est surpassé par aucun autre poète de l'Allemagne, et il n'y est égalé que par Goëthe et pas même toujours. Les paroles sont si harmonieuses, les stances si mélodieuses, qu'en les lisant, on est presque contraint de les chanter. Les cordes de la lyre d'où résonnent ces incomparables stances, ressemblent aux rayons dorés et ardens d'un soleil de juillet. Quand la littérature allemande n'aurait d'autre fortune que les seules poésies d'Uhland, même alors, la peine d'étudier une langue qui a pu suffire à la plus brillante des imaginations et aux largesses du plus généreux des cœurs, serait encore richement récompensée. Nous traduirons une de ses admirables ballades, non assurément avec l'espérance d'en donner une fidèle silhouette, mais seulement en signe de traité, pour arrhes, qui doivent engager les Français à les lire dans la langue originale.

La Malédiction du Troubadour.

On voyait aux vieux temps un château élevé et superbe, qui luisait au loin sur tous les pays, jusqu'à la mer bleue; et tout autour, une couronne de jardins odorans, où jaillissaient de fraîches fontaines en couleurs de l'arc-en-ciel.

Là résidait un roi fier, riche en terres et en victoires. Il était assis sur son trône, sombre et pâle, car ce qu'il médite est terreur, et son regard lance la fureur, et ses paroles sont des fléaux, et ce qu'il écrit est du sang.

Un jour, deux nobles troubadours s'acheminèrent vers ce château; l'un aux boucles dorées, l'autre aux cheveux blancs; le vieillard, avec sa harpe, montait un gentil destrier, son beau et jeune compagnon marchait à ses côtés.

Le vieillard dit au jeune homme: Maintenant, sois prêt, mon fils! médis nos airs les plus graves, choisis les accens les plus sonores, rassemble toutes tes forces, tes joies et tes douleurs; il nous importe aujourd'hui de toucher le cœur de roche du roi.

Les deux troubadours sont debout entre les colonnes de la salle voûtée, et sur le trône était assis le roi avec sa compagne; le roi terrible et magnifique comme le rouge sanguin de l'aurore boréale, la reine douce et bénigne comme le sourire de la pleine-lune.

Le vieillard toucha les cordes, il les toucha merveilleusement, les sons s'enflaient et montaient de plus en plus vers l'oreille. Puis, s'éleva comme une source jaillissante la voix céleste et claire du jouvenceau; le chant du vieillard s'y maria comme la voix sourde d'un chœur souterrain.

Ils chantent le printemps, l'amour, les jouissances de l'âge d'or, liberté, vertu, fidélité et sainteté. Ils chantent tout ce qui est doux et ce qui agite le sein de l'homme, ils chantent tout ce qui est grand et tout ce qui élève le cœur des mortels.

La foule des courtisans à l'entour oublie toute raillerie, les guerriers hautains du roi s'inclinent devant Dieu; la reine, pénétrée de douleur et de joie, détache la rose de son sein, et la jette aux pieds des troubadours.

„Vous avez séduit mes gens, et vous séduisez encore mon épouse?“ s'écria le roi en fureur; il tremble de tout son corps, il lance son épée flamboyante, qui perce le sein du jouvenceau, d'où jaillit, au lieu des chants d'or, un rayon élevé de sang.

Et comme dispersée par l'orage est la foule, l'adolescent expire entre les bras de son maître; celui-ci jette autour de lui son manteau, et le met sur le cheval; il l'y attache debout, ferme, et quitte avec lui le château.

Mais devant la tour élevée, là s'arrête le vieux troubadour, là il saisit la harpe, la gloire de toutes les harpes, il la fracasse contre une colonne de marbre, puis il s'écrie d'une voix qui retentit effroyablement à travers le château et les jardins:

„Malheur à vous, portiques superbes! que jamais doux sons ne retentissent dans vos espaces, ni cordes, ni chants, non! rien que des soupirs et des gémissemens et de craintifs pas d'esclaves, jusqu'à ce que le génie de la vengeance vous brise et vous réduise en boue et en poussière.

„Malheur à vous, jardins odorans, colorés par les doux rayons de mai! Je vous montre les traits défigurés de ce mort; que sa vue vous dessèche, que toute source tarisse, qu'aux jours futurs vous soyez incultes et déserts.

„Malheur à toi, atroce assassin! exécration des chantres et des poètes! que tu aspires en vain aux couronnes d'une gloire ensanglantée, que ton nom soit oublié, plongé dans une éternelle nuit, qu'il expire comme un dernier râlement dans l'air vide.“

Le vieillard a maudit, le ciel l'a entendu, les murs sont renversés, les portiques en ruines; une seule colonne élevée atteste la splendeur disparue, celle-là même, déjà crevassée, peut tomber d'ici à demain.

Et tout autour, au lieu de jardins odorans, s'étend une déserte bruyère, nul arbre ne répand l'ombre, nulle source ne perce le sable, aucune chanson, aucune tradition héroïque ne rappelle le nom du roi; disparu et oublié! c'est la malédiction du troubadour.

— Ceux des lecteurs d'Uhland, qui sont peut-être fatigués de la muse immaculée du poète, peuvent se délasser en lisant la romance: le comte d'Eberstein. Après l'avoir lue ils diront: mais cependant il est des nôtres!

VI.
Gallophobie de M. Menzel.*)

M. Menzel, de Stuttgart, est l'un des littérateurs les plus distingués de l'Allemagne. Sans compter quelques œuvres d'imagination justement estimées, cet auteur s'est fait une réputation méritée par la publication d'une Histoire des Allemands et d'une Histoire de la littérature allemande. Dans

*) La Balance, janvier 1836.

la première, l'auteur a montré qu'il savait maîtriser un sujet récalcitrant, et donner une unité épique à des événemens éparpillés et à des époques incohérentes. En même temps, il a eu l'art d'orner par une narration pure, chaleureuse et souvent brillante, le résultat de ces recherches laborieuses, minutieuses et arides qu'on exige en Allemagne avec tant de rigueur, de tout historien. Aussi son ouvrage est le plus populaire et le plus répandu de toutes les histoires de l'Allemagne. Par son Histoire de la littérature allemande, M. Menzel a répondu à un besoin généralement senti, mais avec tant de succès, qu'il n'aurait pas eu à craindre la rivalité qui lui a manqué. Tous les autres ouvrages dans ce genre sont, ou incomplets, en ne traitant que quelques époques ou quelques branches de la littérature, ou ne sont que des aperçus chronologiques, sans âme et sans vie. M. Menzel a été le premier et est resté jusqu'à ce jour le seul, qui ait tracé un tableau animé de la littérature de sa patrie, représentant fidèlement l'image de la nationalité germanique. Tout étranger qui s'applique à la littérature allemande, doit lire et étudier l'excellent ouvrage de M. Menzel, dont une nouvelle édition a paru il y a peu de temps.

Le même écrivain rédige depuis plusieurs années une feuille littéraire qui exerce une grande influence sur l'opinion publique, et qui décide souvent du sort des auteurs et de leurs œuvres. La critique en Allemagne est depuis trente ans, ou dans les mains de la populace plumassière, qui se met au gage des libraires, et qui sans instruction, sans goût et sans conscience, accueille les nouvelles productions par des injures ou par de folles acclamations, et les juge au gré de ses caprices ou de ses passions; ou bien elle est dans les mains des hauts barons de la littérature, qui avec leur impassibilité officielle et leur froideur diplomatique, ne se soucient pas de répandre les connaissances, mais seulement de les accumuler dans leur classe et de les concentrer dans l'étroite sphère des savans. Cette critique aristocratique consiste à écrire sur de grands livres inintelligibles de petits livres plus inintelligibles encore; loin de servir à diriger le jugement des lecteurs, elle ne sert qu'à le confondre; elle dégoûte des études les classes illettrées, et n'ajoute absolument rien à la richesse intellectuelle du pays. Ces grands juges de la littérature ne déposent jamais leur morgue doctorale, et ne daignent parler même d'un roman que dans un style de chancellerie.

Par sa feuille littéraire, M. Menzel a changé la face de la critique en Allemagne. Voilant son érudition sous le bon goût d'un homme du monde et le langage d'un poète, il a servi de modèle à un grand nombre d'imitateurs plus ou moins heureux. Depuis lors, la connaissance de ces lois du beau et du vrai qui ont toujours servi de règles aux jugemens littéraires, mais qu'un style de barreau avait rendues énigmatiques pour la plupart des lecteurs, est devenue accessible à tout le monde. En même temps, M. Menzel a donné l'exemple d'une rare impartialité. Il n'a jamais abusé de sa position et de son influence, il n'a jamais ménagé ses amis, ni accablé ses adversaires; la justice, ou ce qui lui a paru tel, l'a toujours guidé dans ses jugemens.

En parlant du mérite de M. Menzel, nous n'avons voulu, quant à présent, que faire sentir combien les opinions d'un tel savant doivent avoir d'influence

sur ses compatriotes, et constater, que nous nous comptons parmi ses appréciateurs, et qu'il doit nous en coûter beaucoup de lui reprocher des défauts, qui sans doute n'annulent pas ses bonnes qualités, mais qui en absorbent une grande partie. Nous parlons de sa haine aveugle contre la France, de cette funeste passion qui enveloppe son brillant esprit d'une légère vapeur de niaiserie. On ne trouve qu'en Allemagne de ces hommes qui sont en même temps spirituels et imbéciles.

Si cette passion haineuse de M. Menzel n'était qu'une passion politique, alors il n'y aurait pas nécessité, du moins il n'y aurait pas urgence à la combattre. Tout le monde a appris depuis quarante ans à calculer l'effet que l'esprit de parti exerce sur les opinions même des plus honnêtes gens. Mais cette haine de M. Menzel est une passion scientifique, philosophique, religieuse et même mystique, d'autant plus dangereuse, que celui qui en est animé a la conscience pure et qu'il ne soupçonnerait jamais qu'on voulût exploiter sa doctrine, pour faire réussir des desseins funestes à sa patrie.

M. Menzel, quand il juge la France, est en arrière de vingt ans, par rapport à l'état social de ce pays, et en arrière d'un demi-siècle en ce qui regarde son état moral. Il ne connaît d'autre France politique que celle de l'empire, et d'autre France intellectuelle que celle de Voltaire. Nous aimons à croire que c'est cette ignorance qui trompe sa religion. Mais son aveuglement est tel, que peut-être il ne s'est pas aperçu lui-même que c'était sa haine contre la France qui l'avait guidé dans sa polémique violente, injuste et insensée contre la Jeune Allemagne. Cette affaire de la Jeune Allemagne est l'un des événemens les plus importans et les plus significatifs, que se sont passés en Allemagne depuis vingt ans. Dès que cette sottise politique aura atteint une certaine maturité, nous en parlerons au long dans une de nos livraisons. Les journaux français s'en sont occupés, et, à cette occasion, notre étonnement a été grand de voir que même les journaux ordinairement si méfians envers le pouvoir, et qui devaient avoir appris à comprendre l'argot de police de tous les pays, s'étaient contentés de répéter les journaux censurés de l'Allemagne, en racontant à leurs lecteurs que la Jeune Allemagne était une association secrète. Il n'en est absolument rien. En Allemagne, toutes les fois que trois personnes émettent les mêmes opinions, la terreur s'empare aussitôt des trente-quatre princes et des quatre-vingt-dix ministres, dont Dieu a gratifié ce pays; ils rêvent association, conspiration, révolution et subversion, et ils s'arment de tout leur pouvoir pour dissoudre la trinité dangereuse. M. Menzel n'a pas à se glorifier de sa victoire remportée sur la Jeune Allemagne, la dénonciation du plus insignifiant de tous les agens de police aurait suffi pour éveiller les soupçons de ces malheureux trembleurs, que la conscience de leur trahison et de leur parjure ne laisse jamais dormir en repos.

Nous donnerons quelques petits échantillons des principes de M. Menzel, et de sa manière d'envisager les rapports sociaux entre l'Allemagne et la France. Nous les tirons de la feuille littéraire rédigée par lui. Mais il faut observer d'abord, que nous sommes en doute si M. Menzel est l'auteur des articles en question. Le cachet de son talent ne s'y trouve pas; mais comme ils portent

l'empreinte de ses opinions, et que M. Menzel est responsable de ces collaborateurs, il est indifférent qu'il ait écrit ou non ces articles.

Il s'agit de deux œuvres poétiques, l'une par le Baron Gaudy, allemand, l'autre par M. Dietz, français alsacien, mais également écrite en langue allemande. Le premier chante les exploits de Napoléon, l'autre la gloire de la France. Nous n'avons pas lu ces ouvrages, et les critiques de la feuille littérataire ne nous les font pas connaître. Ils n'ont dû servir à M. Menzel, ou à un de ses disciples que de prétexte, pour émettre les plus étranges opinions sur l'honneur national des Allemands et sur leur devoir religieux et politique de haïr la France.

Voici de quelle manière on annonce l'ouvrage de M. de Gaudy.

„Un baron allemand qui chante Napoléon! Cela est-il honnête? Si c'est un malheur pour nous de ne pas compter parmi les nôtres un grand homme tel que Napoléon, eh bien! envions les Français; mais du moins, ne nous prêtons pas à augmenter encore leur triomphe par de honteuses acclamations. Ce Napoléon nous a déshonorés; mais des peuples qui sont en jubilation quand on les déshonore sont des prostitués (feile Hetaeren). N'y a-t-il donc dans ce peuple allemand, n'y a-t-il parmi nos poètes, aucun sentiment virginal qui répugne à une telle ovation? Celui qui s'amourache de l'aimable Napoléon, n'a qu'à le suivre à Paris, comme l'a fait Heine; mais la malédiction du tyran au cœur de bronze est tracée en lettres de sang sur le sol germanique, et malheur au poète allemand qui déshonore son luth et n'a pas honte de chanter le tyran qui nous a outragés, et qui ne fut pas seulement notre plus grand ennemi, mais encore celui qui nous méprisait le plus."

Comment! vous êtes un peuple de trente trois millions, et vous vous plaignez d'avoir été outragés et méprisés par Napoléon? Mais vraiment vous êtes trop modestes. Est-ce que Napoléon avait aussi méprisé les Anglais et les Espagnols qui étaient ses ennemis? Est-ce qu'il avait méprisé les Polonais qui étaient ses alliés? Mais apaisez-vous, malheureux eunuques de l'honneur national, qui ne vous appartient pas, et que vous ne gardez que pour l'usage de vos sultans; ce n'était pas vous, le peuple allemand, ce n'était que les princes allemands que Napoléon a méprisés, ces princes de la confédération du Rhin qui rampaient devant lui, qui veillaient dans son anti-chambre, comme des valets, qui, pour des titres de rois, de grands-ducs, de ducs, qui, pour la permission de s'emparer des pauvres débris de liberté qui restaient encore à leurs sujets de tout leur héritage, et pour celle de jouer les despotes dans leurs préfectures, lui vendaient leurs peuples, afin de l'aider à subjuguer leurs compatriotes, à renverser la Prusse qui les avait protégés contre l'Autriche et l'Autriche dont ils étaient les vassaux. C'étaient ces princes que Napoléon avait justement, mais pour son malheur, trop méprisés, car il s'est laissé tromper par eux.

— Voici maintenant le tour de M. Dietz:

„Ces poésies sont originairement écrites en langue allemande, elles ne sont pas traduites du français; et cependant la patrie, sur l'autel de laquelle M. Dietz fait brûler son encens, n'est pas le pays de sa langue maternelle, mais la France. Un poète allemand chante en vers allemands sa patrie, et cette patrie

n'est pas l'Allemagne! Que faut-il de plus pour exciter notre plus profond mépris? Nous avons dû souvent supporter le dédain des Français; au moins, ce sont des Français, nos ennemis héréditaires; ils ont le droit de se réjouir, quand ils peuvent nous opprimer, nous ne nous en étonnons pas. Mais ce qui est chose horrible c'est que les Allemands, soumis par la violence et les plus infames ruses, à la domination française, n'ont aucun scrupule de se faire passer pour Français, et qui pis est, de se regarder comme tels et de célébrer en langue allemande une patrie étrangère. Une telle lâcheté est inouie dans l'histoire des peuples; jamais aucune nation n'est tombée si bas dans l'estime de soi-même. Le poète alsacien a perdu tout sentiment de honte; il ne lui vient pas même en pensée de quelle épouvantable ignominie il charge le nom allemand, en célébrant en langue allemande sa patrie française. Un grand nombre d'Alsaciens se sont acquis de la gloire, au service de la république française et de Napoléon. En vérité, cette gloire est une honte, car ils combattaient, quoique Allemands d'origine, contre l'Allemagne; mais du moins ils désavouaient leur nationalité, ils avaient la délicatesse de ne parler que français, de ne vouloir être que Français et de vivre comme tels. On peut leur pardonner leur crime contre leur patrie, puisqu'ils observaient assez les convenances pour ne commettre ce crime que sous le nom de Français. Mais ce poète alsacien a l'audace de parler en langue allemande de sa patrie, et cette patrie est la France! Une telle stupidité est inouie, jamais elle ne s'est rencontrée, et nous nous contenterions volontiers de ne la trouver que ridicule, si elle ne devait pas nous irriter comme un suicide de l'honneur national. Qu'un véritable Français doit rire en voyant la rampante servilité de semblables Allemands qui ont une si grande envie de s'attacher à lui comme des parens. Mais précisément parce que le Français en pourrait rire, nous devrions en pleurer, ou plutôt, car pleurer serait d'une femme, nous devrions en être courroucés!"

C'est fort bien! ne pleurez pas, car pleurer est d'une femme, mais décharger sa colère en injures n'est pas moins d'une femme. Emportez-vous comme des hommes, comme des braves. Armez-vous, nobles défenseurs de l'honneur national, reconquérez l'Alsace sur la France; mais hâtez-vous, l'affaire est pressante. Bientôt les forteresses de Spielberg, d'Olmutz, de Spandau, de Magdebourg, d'Ehrenbreitenstein, de Hohenasperg ne suffiront plus aux besoins paternels de vos gouvernemens, allez prendre Strasbourg d'assaut, et il y aura alors une citadelle de plus pour servir de prytanée à votre patriotisme. Mais avant de vous exposer aux dangers de la gloire, demandez d'abord aux Alsaciens s'ils consentent à redevenir Allemands, s'ils seraient heureux d'échanger leur roi contre un des princes de la confédération germanique, leur chambre des députés contre la diète de Francfort, la liberté de la presse contre l'infame censure, la garde nationale contre la gendarmerie, la publicité des débats judiciaires contre des tribunaux secrets, le jury contre des juges dépendant du pouvoir, et l'égalité des conditions contre la morgue et l'insolence de la noblesse et des satrapes. Adressez-leur un peu ces questions, et ils vous répondront: nous sommes les plus chauds et les plus fidèles patriotes d'entre tous les Français, précisément parce que nous sommes limitrophes de l'Allemagne.

Le poète alsacien Dietz, ou un de ses aïeux, est-il responsable de la paix de Westphalie? L'un d'eux a-t-il assisté comme plénipotentiaire au congrès de Munster? Tenez-vous en aux ancêtres de vos princes, qui, pour de vils intérêts particuliers, ont consenti au démembrement de l'empire germanique, en ont cédé une partie à la France, une autre partie à la Suède, et qui, pour être les maîtres absolus de leurs sujets, n'ont jamais refusé à devenir les sujets de maîtres étrangers. Était-ce une bassesse de la part de la France, d'avoir accepté l'Alsace? Est-ce qu'on vole des peuples et des provinces honteusement comme un mouchoir? S'il y a déshonneur à être vendu et troqué comme des troupeaux, la honte n'en tombe pas sur ceux qui les achètent, mais sur ceux qui les vendent, et plus encore sur les peuples moutonniers qui se laissent vendre. Allez donc, maladroits dilettanti de l'honneur national! C'est un malheur, mais ce n'est pas une honte d'avoir été vaincu par des peuples étrangers; cela est arrivé à tous les peuples et aux plus braves, mais c'est une honte d'être esclave dans son intérieur. Le vainqueur étranger nous reconnaît du moins le droit de le haïr et de nous venger de lui, en nous subjuguant et nous accablant, il ne nous demande pas notre amour et notre respect, mais les tyrans domestiques nous forcent à baiser la main qui nous fustige. L'honneur d'une nation est de savoir être libre, un peuple laquais n'a aucun droit au respect. Qu'avez-vous besoin de reculer de deux siècles pour aller chercher en Alsace votre déshonneur national? Il est sous vos mains, il est d'hier. La liberté de la presse est établie en Espagne, dans la patrie de l'inquisition, et la censure règne en Allemagne, dans la patrie de Luther! Vous êtes affamés d'honneur national, vous vous repaissez de la victoire d'Arminius remportée sur les Romains il y dix-huit siècles, vous vous nourrissez misérablement de la cendre de votre gloire, et les Varus de Francfort vous outragent et vous menacent journellement! Sachez que là est la honte, et que là serait l'honneur.

VII.
Les Chants du Crépuscule.
Par V. Hugo.*)

> Ce qu'ils appellent l'esprit des temps, c'est le propre esprit de ces Messieurs, dans lequel les temps se mirent. Faust.

Si la poésie est histoire universelle du cœur de l'homme, la poésie lyrique en est la chronique et le journal. Elle n'embrasse pas les saisons et les grands mouvemens de l'âme, elle ne calcule pas les révolutions planétaires des destinées humaines; mais elle observe la température variable des sentimens; elle chante l'espérance du matin, la lassitude du midi et les illusions du soir; elle compte les battemens du cœur, et ces piqûres d'épingles et ces minutes célestes, qui souvent entre deux aspirations changent la vie, d'un paradis en un enfer,

*) La Balance, mars 1836.

ou d'un enfer en un paradis. On ne demande pas au poète lyrique une majestueuse inflexibilité, un œil toujours serein, des doctrines inexorables, de la constance dans les opinions ou des points de vue fixes. Non, qu'il soit le camarade de toutes les folies, qu'il entre dans toutes les faiblesses, les douleurs et les plaisirs de l'homme enfant; qu'il s'égare avec les égarés, qu'il pleure avec les affligés, qu'il partage leurs craintes et leurs espérances. Mais en tendant la main à ceux qui trébuchent, il ne doit jamais perdre lui-même l'équilibre, ni abdiquer sa liberté, en se mêlant avec ceux qui sont les esclaves de leurs passions. Qu'il se fasse petit, comme une mère qui se prépare à recevoir son enfant lorsqu'il court se jeter dans ses bras, puis se relève et porte l'enfant sur son sein; mais il ne doit pas s'accroupir et demeurer dans cette attitude pour se mettre à la taille de nain des circonstances. Le vrai poète, celui qui n'est pas seulement un homme poétique, n'est jamais affecté des maux qu'il veut guérir, ni des douleurs de l'âme qu'il veut consoler. Plus vieux que le passé et plus jeune que le jour, où nous vivons, l'image de Dieu et le cadran de l'éternité, il ne s'impatiente et ne se désespère jamais. S'il succombe lui-même aux faiblesses dont il doit relever les autres, il essaiera alors en vain d'expliquer et d'excuser les siennes; rois et poètes qui s'excusent et s'expliquent, abdiquent leur dignité, et soumettent leurs couronnes et leurs lauriers à la juridiction capricieuse de la multitude.

Mais vraiment nous sommes tout honteux d'oser parler ainsi en présence du plus beau génie de la France, que nous admirons et aimons jusqu'en ses défauts. Est-ce à nous, pauvres gens de la prose, à réveiller l'imagination engourdie d'un grand poète, qui se ressent du lendemain d'un jour d'ivresse? Non, sans doute. Mais il ne s'agit ici ni du poète, ni de nous: il s'agit de toute autre chose. Ces Chants du Crépuscule sont des enfans de la dernière révolution, et ils ont tous les traits de leur mère; la réalité a été plus forte que l'imagination, le poète a succombé à l'homme, et l'homme à son époque. M. Victor Hugo a jugé son temps, nous jugeons son jugement: voilà ce dont il s'agit.

Que voyons-nous dans cette nouvelle production de M. Victor Hugo? Le feu du génie souvent obscurci par la fumée du chagrin; une hâte inquiète, comme si la fin prochaine du monde menaçait de couper la strophe entre deux rimes; le poète indécis ignorant où il va, d'où il vient, ce qu'il veut enfin, et, faute de pensée unique, n'ayant pas pu donner de titres à beaucoup de chants, qui, ainsi sans nom, ressemblent à des enfans trouvés; une imagination fatiguée, bâillant d'ennui, qui chancelle entre la veille et le sommeil, entre la poésie et la prose; des mots, des idées, qui, habitués à la discipline poétique, se rangent d'eux-mêmes en lignes métriques, faute de commandement; une malédiction farouche jetée sur un malheureux suicide avec une sombre colère, qui nous a plus émus que le cadavre hideux sur lequel elle se déchaîne. Ceux qui ne savent pas pardonner aux morts, sauront-ils jamais pardonner aux vivans?

> Le poète, en ses chants où l'amertume abonde,
> Reflétait, écho triste et calme cependant,
> Tout ce que l'âme rêve et tout ce que le monde
> Chante, bégaie ou dit dans l'ombre en attendant!

Mais si le poète avait la bouche amère, s'il était malade? Si en se guérissant lui-même il guérissait le monde? Rempli d'une sombre tristesse sur cet étrange état crépusculaire de l'âme et de la société dans le siècle où nous vivons, il déclare ignorer si c'est un jour qui finit ou un jour qui commence. Mais dans l'empire de la poésie, le soleil ne se couche jamais; le monde de la poésie est de cristal, transparent, et le poète n'a pas besoin d'en faire le tour pour arriver à l'autre hémisphère, pour vivre dans l'avenir. L'homme vulgaire épouse l'espérance, la mère du désespoir; mais la certitude est la compagne du poète et du prophète.

Nous devons renvoyer le poète au précepte qu'il nous a donné, mais dont il n'a pas profité lui-même:

Marchons les yeux toujours tournés vers le soleil,
Nous ne verrons pas l'ombre!

Nous lui adressons ces vers, bien qu'il les ait tout autrement appliqués:

Ils tombent comme nous, malgré leur fol orgueil
Et leur vaine amertume;
Les flots les plus hautains, dès qu'il vient un écueil,
S'écroulent en écume.

Jadis, prisonniers de l'école classique, aujourd'hui, geôliers de l'école romantique, vous avez considérablement perdu en insouciance et peu gagné en liberté. Si la poésie était une maladie de l'âme, les souffrances classiques seraient de beaucoup préférables aux souffrances romantiques. Celles-là sont simples, peu compliquées, faciles à reconnaître, et faciles à guérir. L'amour, la haine, la jalousie, l'ambition et le fanatisme, voilà la pathologie presque complète d'un hôpital classique. Mais quel remède porter à un mal qui, à chaque quart d'heure, fait le tour du compas? Comment vous consoler, quand vous ignorez vous-mêmes ce que vous avez, de quoi vous vous plaignez? Mais non, la poésie est la santé de l'âme: vous croyez être malades, vous ne l'êtes pas: vous êtes hypochondres. Parlons un peu de cela; nous autres Allemands, nous en savons quelque chose.

L'exercice vous manque, vous ne donnez pas assez de mouvement à vos âmes. Vous sortez de la Chaussée-d'Antin pour traverser le Palais-Royal et aller aux Tuileries, et puis vous quittez les Tuileries pour retourner, par le même chemin, à la Chaussée d'Antin. Et puis, dans votre intérieur, vous êtes prisonniers de votre jolie petite langue, qui vous prend en riant dans un filet de soie, où vous voltigez de maille en maille, en vous moquant du reste du monde, qui est si dur, si raboteux, tout de bois et de pierre. Osez vous rendre libres, tâchez d'oublier le Dictionnaire de l'Académie française et d'apprendre les langues étrangères. Quittez Paris, voyagez, mais ne voyagez pas comme vous avez l'habitude de le faire, à reculons, ayant toujours la vue tournée vers Paris. Si vous allez puiser des inspirations dans la Méditerranée, seulement pour en arroser les planches de la Porte-Saint-Martin; si, au sommet de la montagne des Olives sur le bord du cratère de l'Etna, vous n'osez avoir que des pensées à la Renduel, alors autant vaudrait rester chez vous.

Nous, qui sommes avancés en âge, et qui cependant aimons et respectons

l'humanité, nous devons être étonnés de ces jeunes poètes, romanciers et philosophes, qui, à trente ans, ont déjà l'hiver dans le cœur, et qui s'enveloppent de leur mépris des hommes comme d'une fourrure. Non, ces trois arrondissemens de Paris, qui constituent votre univers, ne sont pas Paris, et Paris n'est pas la France, et la France n'est pas le monde. Nous, qui ne sommes pas attachés à la glèbe de tel ou tel quartier; nous, qui ne sommes inféodés à aucune revue, à aucun feuilleton, nous savons qu'il y a encore des vertus parmi les hommes, des mœurs, du désintéressement, de la sincérité, de la franchise, de la foi, des convictions, de l'amitié et du bonheur. Nous aussi nous doutons souvent, mais le doute à nous ne nous paraît pas une lie affreuse que la conviction dépose dans tous les cœurs: nous le regardons comme un nuage qui obscurcit quelque temps la lumière, et puis tombe en pluie pour arroser et féconder le sol de la vérité. Vous vous désespérez en ce temps calme où nous vivons, que ferez-vous donc quand l'orage éclatera? Si vous ne savez pas supporter votre bonheur, comment supporterez-vous le malheur? C'est la vie sociale qui envenime votre vie domestique; mais qu'est-ce que la vie sociale? qu'est-ce que la cité? Les pères de familles forment la communauté, les maisons forment la rue, et vous l'avez dit vous-même:

Il est plus difficile, et c'est d'un plus grand poids,
De relever les mœurs que d'abattre les rois.

Si vous n'êtes pas contens de l'héritage que vous ont laissé vos pères, vous êtes bien ingrats. Cet héritage qui vous est venu en dormant, est cependant assez riche; s'il ne vous suffit pas, travaillez comme ont fait vos pères, et puis, si le ciel vous refuse votre salaire, alors, mais seulement alors, vous aurez le droit de gronder contre lui.

Quand, dans la solitude de vos pensées, vous vous demandez: Pourquoi n'avons-nous pas réussi? pourquoi de si grands efforts ont-ils été inutiles? pourquoi tant d'espérances ont-elles été trompées? alors cette voix de la conscience, que le bruit du monde peut longtemps étouffer et faire taire, mais qui ne ment jamais quand elle parle, vous répondra: Vous avez tort de vous plaindre. Non, toutes les promesses ont été accomplies, vous n'avez été frustrés d'aucune de vos espérances, vous avez atteint le but que vous vous étiez proposé en partant; mais, si au milieu du chemin, vous avez changé de dessein sans changer de route, et si vous l'avez manqué, ce n'est pas votre mauvais sort, mais vous-mêmes que vous devez accuser. Désirer seulement, ce n'est pas vouloir: vouloir, c'est pouvoir. Tout homme, et à plus forte raison tout peuple, peut ce qu'il veut. La fortune rebute les mendians, mais elle accorde toujours ce qu'on lui demande impérieusement.

Le dix-huitième siècle n'a pas menti au dix-neuvième, il a accompli tous ses engagemens: vous n'avez rien de plus à lui demander. Son gigantesque programme a été solennellement déroulé sous vos yeux jusqu'au dernier tableau. La littérature d'alors a fait son effet; ce qu'elle a semé, vous l'avez recueilli; si vous désirez d'autres fruits, il vous faut d'autres semences et de nouveaux labeurs. La philosophie de Voltaire, cette source de l'histoire contemporaine, est épuisée, elle est à sec. Les disciples de l'auteur de la Pucelle ont vainc,

les actionnaires de l'Encyclopédie ont fait leurs affaires: de quoi se plaindre? S'il y a des désappointemens qui ne sont pas seulement de nos jours, qui sont anciens, c'est qu'il y a des illusions qui sont anciennes. Il est bien vrai que certains besoins sociaux qui attendent encore aujourd'hui leur satisfaction, ont déjà été sentis dans les premiers temps de la révolution; mais alors comme aujourd'hui, ce n'était que l'exaltation d'esprits clairvoyans et prophétiques, le bouillonnement de cœurs généreux, n'était que de l'écume, c'étaient des bulles creuses. Le véritable enthousiasme qui renverse tous les obstacles, est le débordement de la conviction de tout le monde; mais il faut une longue croissance avant que les opinions des individus deviennent celles d'une nation, avant que ces opinions se changent en convictions, et que celles-ci surmontent leurs digues.

Les opinions qui devancent l'état de choses existant, combien comptent-elles d'adhérens? Très-peu; et si elles en comptaient beaucoup, ce serait tant pis, car alors il serait facile de prouver que les partisans des idées avancées ignorent eux-mêmes le nombre et la force de leur parti, parce qu'ils ne sont pas d'accord, et qu'ils ne se sont pas comptés. S'ils étaient d'accord et s'ils se sentaient en force, pourquoi seraient-ils aussi découragés? Nous acceptons avec peine cette explication de certaines circonstances de nos jours.

L'état des littérateurs était autrefois un sacerdoce; aujourd'hui, c'est un métier. Les hommes de lettres du dix-huitième siècle ne couraient pas après la fortune, c'était la fortune qui venait les chercher. Lorsque les tuteurs de l'humanité demeuraient encore au galetas, les rois montaient pour les voir; depuis qu'ils occupent des appartemens à la petite maîtresse, ce ne sont plus que des laquais qui viennent chez eux, pour leur remettre des invitations lithographiées pour tout le monde, et remplies selon le caprice de tel ou tel nom. Les hommes de lettres, en descendant les étages, ont descendu de leur gloire. Lorsqu'ils étaient encore pauvres, les rois mendiaient leurs suffrages, et ne les achetaient pas. Autrefois, quand un homme de lettres distingué entrait dans une société du grand monde, c'était un événement qui faisait changer le cours de la conversation et des amusemens; aujourd'hui, une femme ne tourne pas même la tête quand on annonce le nom d'un poète célèbre, et personne ne laisse fondre sa cuillerée de glace pour écouter les oracles du premier philosophe de son pays.

Au dix-huitième siècle, les hommes de lettres avaient une place si élevée dans l'estime de leurs contemporains, qu'ils n'avaient qu'à laisser tomber leurs opinions, et tout le monde accourait à l'envi pour les ramasser. Aujourd'hui qu'ils se sont mis au niveau de tout le monde, leurs opinions se colportent lentement de maison en maison, et ne montent qu'avec peine jusqu'aux classes élevées, qui, par leur situation, ne leur doivent pas être favorables, et qui, ordinairement, les renvoient avec dédain. Autrefois l'on s'arrachait des mains toutes les nouvelles productions d'un auteur distingué, aujourd'hui il faut des primes de soixante-quinze mille francs pour encourager le monde à lire des chefs-d'œuvre. Etre mis en loterie, c'est une humiliation et un châtiment significatifs pour des hommes qui courent après la roue de la fortune.

Les hommes de lettres devraient songer à recouvrer leur ancien pouvoir en

recouvrant leur ancienne indépendance; quand on est régenté par ses propres passions, c'est une ridicule hypocrisie que de régenter les rois. Abandonnez le champ de la politique au mauvais vouloir des ennemis du progrès; leur force vient de leur union, et leur union vient de votre opposition. Depuis vingt ans votre attitude menaçante, vis-à-vis des exploiteurs de l'humanité, les a contraints à vivre en paix ensemble, à se ménager les uns les autres, et à montrer, pour leurs prétentions réciproques, une condescendance qui est sans exemple dans l'histoire. Retirez-vous pour les mettre aux prises entre eux-mêmes, et alors la victoire reviendra sans combat du côté de la bonne cause. Rajeunissez vos cœurs de fraîches espérances, retrempez vos âmes amollies par des études sérieuses et consciencieuses. L'esprit peut se former dans le commerce du monde, mais l'âme ne se forme que dans la solitude; les Philippiques des Démosthènes modernes ne sentent plus la lampe, mais aussi elles restent sans effet.

Croyez, travaillez et espérez! et si vous êtes impatiens de l'avenir, et si vous ne savez pas croire, aimez en attendant.

Heureux qui peut aimer, et qui, dans la nuit noire,
Tout en cherchant la foi, peut rencontrer l'amour!
Il a du moins la lampe en attendant le jour.
Heureux ce cœur! Aimer, c'est la moitié de croire.

VIII.

(Wally, die Zweiflerin.)

Wally la sceptique.

Roman par C. Gutzkow.*)

Par une belle matinée d'été, une superbe amazone souabe se promenait à cheval, suivie d'un nombreux cortége d'adorateurs, dans le bois de Boulogne d'une des petites résidences de l'Allemagne. Un jeune homme, qui était venu à pied pour respirer l'air frais de la forêt romantique, vit passer la cavalcade en soupirant d'envie. Au moment où ses yeux rencontrèrent le regard de l'amazone, celle-ci donna un petit coup de cravache à sa haquenée, et laissa tomber en même temps quelque chose de brillant dans l'herbe. Le jeune piéton se baissa pour le ramasser. Un, deux, trois, quatre, cinq: c'étaient cinq anneaux d'or, ni plus ni moins. La dame s'arrêta, attendant qu'on lui remît ses anneaux; mais le jeune monsieur, qui n'avait pas plus de conscience qu'une pie voleuse, les mit dans sa poche et s'en alla. L'excellent jeune homme était prédestiné par son nom à voler sans être pendu, c'est-à-dire à être un conquérant. Il s'appelait César, la dame se nommait Wally.

Wally imposait à chacun de ses amans, à tour de rôle, le tribut mensuel d'un anneau d'or, et elle avait l'habitude d'enfiler ces anneaux de redevance dans sa cravache. Elle était athée, aimable créature d'ailleurs, et passablement bête. Elle jouait au pharaon, et n'avait point d'enthousiasme pour la nature, point de

*) La Balance, mars 1836.

sentiment pour les fleurs, qu'elle mâchait sans pitié quand il en tombait dans ses mains. Elle disait: „Religion, immortalité, sottise que tout cela! une robe rouge ou une robe bleue? Une coiffure à la Madeleine ou à la Chinoise? Danser, ou jouer des proverbes? voilà la question."

César, selon l'expression pittoresque de M. Gutzkow, venait d'entrer dans le second tiers de ses vingtaines, ce qui veut dire en termes d'arithmétique vulgaire, qu'il était âgé de 24 ans, ou à peu près. Mais malgré sa jeunesse, César était un homme accompli. Son front était sillonné de rides où l'expérience et la sagesse avaient jeté leurs semences. Sa vie passée était un cimetière peuplé d'illusions mortes. Il n'espérait et ne craignait plus rien, il n'aimait que lui-même, et ne haïssait que Dieu.

César et Wally ne tardèrent pas à lier connaissance ensemble, mais de la façon qui convenait à des sages comme eux. Ils se moquaient des six lendemains que Voltaire dans sa Pucelle avait eu l'indulgence d'accorder à l'agonie d'une vertu de femme: ils commencèrent leur semaine d'amour par le samedi. A quoi bon, disaient-ils, toutes ces façons, toutes ces ridicules hésitations? Ne sommes-nous pas l'un et l'autre des êtres humains, nés pour le bonheur? ne suis-je pas ton frère, n'es-tu pas ma sœur? La nature ne nous a-t-elle pas accordé les droits sacrés de la chair? Allons donc! mort à la pudeur, et vive le roi des ribauds!

Mais, hélas! que les femmes les plus courageuses sont encore craintives! combien les esprits forts parmi elles sont encore faibles! Wally elle-même, avec toutes ses excellentes qualités, Wally qui jouait au pharaon, qui ne croyait ni en Dieu, ni à la vertu, qui se moquait de la pudeur, l'honneur des femmes, était quelquefois obligée de donner des coups de cravache à sa conscience rétive, et sans le secours de César, peut-être n'aurait-elle pas toujours réussi à la faire avancer. Qu'une femme est heureuse, dans une telle situation, d'avoir auprès d'elle un habile écuyer comme César, qui lui enseigne les subtilités du manége et l'art de mettre au grand galop la vertu la plus quinteuse. Nous donnerons un petit échantillon de l'habileté et du savoir-faire du Lovelace allemand.

Wally étant sur le point de partir pour un long voyage, César, à la dernière entrevue qu'il eut avec elle, lui demanda un petit souvenir en signe d'estime et d'amitié. Il existe, dit-il, un charmant poème allemand du moyen âge, le Titurel, dans lequel on raconte une ravissante tradition de Tschiotulander et de Sigune, deux jeunes personnes de différens sexes, qui s'aiment et qui s'adorent réciproquement. Tschiotulander, un certain jour, avant d'aller en guerre, pria Sigune de se déshabiller devant lui, pour le rendre invulnérable. La douce Sigune consentit avec plaisir à servir de Styx à l'Achille sicambre, et Tschiotulander se plongea dans ses charmes, et partit invulnérable. Lui, César, ne trouvant rien de plus délicieux que d'être invulnérable, parce que cela dispense d'être un héros, et étant précisément dans la situation de Tschiotulander, parce qu'il avait le dessein d'aller aux eaux de Schwalbach, où le danger d'être blessé au cœur est imminent, il osa prier mademoiselle de Wally de se mettre toute nue devant lui, pour réjouir ses yeux et approvisionner son imagination pour tout le temps de la longue séparation.

„Wally regarda fixement César pendant un moment; puis elle se leva fièrement, et quitta la chambre sans dire un mot.“

„La contenance de César manifesta une expression de douleur. En demandant une chose révoltante avec la belle naïveté et l'innocence touchante d'un enfant, il avait révélé toute la sublimité dont son âme était capable; mais la honte qui l'enflamma d'abord s'éclipsa devant sa fierté, tant César paraissait noble et pur à ses propres yeux.“

„Elle est sans poésie, elle est niaise, je la hais! s'écria-t-il avec violence, en trépignant de colère. Ce n'est pas moi, c'est la poésie qu'elle a offensée: elle me donne du dégoût. Et il fit le serment de ne jamais remettre le pied dans sa maison.“

Nous voudrions pouvoir féliciter mademoiselle de Wally d'avoir su échapper à la poésie descamisada du naïf, innocent et sublime César; mais, hélas! elle fut bientôt vaincue. „A peine s'était-elle éloignée, qu'elle jugea avoir été bien bête avec sa vertu. Elle sentait que la véritable poésie est irrésistible, et qu'elle a sa place au-dessus de toutes les lois de la morale et de la convention. Elle sentait combien on est petit quand on résiste à la poésie. L'idée d'être inférieure à la poésie, et au fond moins innocente qu'elle, l'accablait. Elle paraissait méprisable à sa propre conscience, depuis qu'elle devait s'avouer qu'elle n'était pas faite pour la poésie transcendante.

„Combien de fois elle avait rencontré César! Lui, il avait le regard fier! il avait une morale supérieure à celle de Wally. Lui, il pouvait lever ses yeux, que l'idéal ennoblissait! Wally n'avait pas le droit d'être fière, c'était son tour d'éprouver de la honte: elle craignait César. Toute sa vertu lui paraissait mesquine, depuis qu'elle avait déclaré que la vertu ne pouvait subsister qu'habillée, qu'elle ne pouvait pas être nue. Elle avait perdu aux yeux de César ses charmes poétiques.“

Wally, mue par un touchant repentir et par une vraie et sincère contrition, résolut de réparer sa faute, de demander pardon de son offense envers la poésie, et de se débarrasser de sa chemise prosaïque. Elle écrivit donc à César le charmant billet que voici:

„Je vous ai offensé, César. Demain soir à dix heures, venez à l'hôtel de l'ambassadeur de Sardaigne. Vous serez conduit par ma femme de chambre à un lieu que vous ne devrez pas quitter. Jurez-moi de ne pas vous avancer au-delà du rideau que vous aurez la bonté de tirer à dix heures dix minutes! César, jurez-le-moi. Je suis honteuse d'avoir eu honte.“

César ne manqua pas au rendez-vous. Le jour des noces de l'ambassadeur de Sardaigne, il se rendit à l'hôtel du diplomate, et à dix heures dix minutes précises, il tira le rideau et eut le bonheur de voir la vertu de Wally sans vilain accoutrement. Le moderne Tschiotulander s'en retourna tout chancelant d'ivresse. Survint alors l'ambassadeur de Sardaigne qui embrassa sa jeune femme, sans lui chiffonner le moindre petit ruban: le bonhomme qui n'avait jamais entendu parler du Titurel, ne soupçonna rien du tout. Le secret fut gardé.

Wally après avoir vécu selon la loi de la chair, et assommé d'ennui ses lecteurs, se rend justice à elle-même, en terminant sa vie par un suicide. Ce se-

rait un très-grand bonheur, si le vice n'était jamais plus aimable, ni l'incrédulité jamais plus spirituelle qu'ils ne se manifestent dans les paroles et les opinions de Wally et de César. Cet ennuyeux roman aurait suffi pour changer Voltaire en dévot, et toutes les femmes galantes de l'ancien régime en prudes. A l'exception des critiques qui, comme les vautours et les corbeaux, s'attachent à la charogne, la lecture de Wally dégoûtera tout le monde.

Nous aurions honte d'entrer avec César dans une sérieuse discussion sur ses opinions morales et religieuses. Il est incrédule par forfanterie, et vicieux pour singer les mœurs du grand monde; des miettes tombées de la nappe de Voltaire, il s'est composé une petite doctrine du plus mauvais goût; il croit être philosophe, il n'est que ridicule.

Et voilà ce fameux roman qui a servi d'attentat Fieschi à la diète de Francfort, qui lui a fourni un prétexte pour faire exécuter contre la presse des mesures préparées de longue main! Mais ne croyez pas qu'on se soit contenté de singer les lois d'intimidation: la sérénissime diète rougirait de honte, si elle se voyait contester l'originalité en matière de despotisme brutal! Elle s'est moquée de ces lois d'intimidation françaises, qu'elle regarde d'un air de pitié comme des lois d'encouragement; elle n'a pas voulu les imiter, mais les rendre ridicules, en montrant combien leurs auteurs ont eu l'esprit pauvre et étroit, et combien ils sont inférieurs aux législateurs de Francfort, qui seuls, vis-à-vis du peuple, ont cette audace et cette insolence qui caractérisent tout véritable homme d'état.

En France où la prise de la Bastille et la Marseillaise ont rendu un peu lourde l'intelligence de tout le monde sur de pareilles matières, on aura peine à comprendre à quelles nouvelles persécutions la presse pourrait être exposée dans un pays comme l'Allemagne, où la censure a toujours frappé aussi bien la littérature que la politique, les livres comme les journaux. Vous ne sauriez jamais concilier la responsabilité d'un auteur avec la censure préalable de son ouvrage. Ne vous creusez pas le cerveau pour pénétrer cette subtilité de la jurisprudence teutonique: le quartier latin en masse y perdrait son latin. Je me rappelle que moi-même, il y a déjà bien des années, j'ai été condamné à une amende pour un article de journal qui avait été censuré, et qu'on ne s'était avisé de trouver repréhensible que six semaines après sa publication. Comme, eu égard à ces circonstances, je déclinais ma responsabilité, on me dit que j'étais doublement coupable: d'abord, pour l'inconvenance de l'article incriminé, ensuite pour avoir induit en tentation l'innocent censeur. Ce mot n'est-il pas joli?

Le cas de l'auteur de Wally était précisément le même. L'ouvrage avait paru avec autorisation de la censure, et il était publié depuis plusieurs mois, lorsque, sur un cri de détresse poussé par M. Menzel, qui vit dans ce roman un terrible remorqueur, capable de faire avancer la révolution française contre vent et marée vers la forêt Noire, le gouvernement du roi de Bavière, ce duc de Modène de l'Allemagne, prit l'alarme et s'adressa à la sagesse et à la vigueur de la diète de Francfort. Celle-ci démasqua aussitôt une de ses batteries législatives de réserve, et fit jouer le gros canon pour tuer la pauvre petite Wally et son amant, le naïf Tschiotulander. M. Gutzkow, après avoir été arrêté pro-

visoirement, fut condamné à un emprisonnement de trois mois, et son roman fut saisi. Mais la diète ne se contenta pas de cette justice vulgaire. Tous les autres ouvrages de l'auteur de Wally, tant ceux déjà publiés que ceux qu'il pourrait avoir le dessein de publier un jour, ses œuvres posthumes probablement sous-entendues, ont été défendus pour l'éternité. Ces mêmes mesures ont été appliquées à quatre ou cinq autres écrivains, auxquels antérieurement on n'avait jamais pensé à reprocher quelque chose, et dont tous les ouvrages, publiés depuis plusieurs années, avaient paru avec autorisation de la censure. De cette manière, la diète de Francfort a fait de la condition d'écrivain un droit civil et politique, et enrichi le code pénal de la décapitation littéraire. Pends-toi, Figaro, tu n'as pas deviné celui-là!

En vérité, tout étranger, à quelque opinion politique qu'il soit attaché, doit être étonné de cette affaire. Personne ne comprendra comment, au dix-neuvième siècle, un despotisme aussi ridicule que sauvage ait osé se présenter avec tant d'effronterie en face de la France, de l'Angleterre, de la Suisse et de la Belgique. On se demandera si la diète de Francfort, en refusant aux Allemands la liberté de la presse, même la plus modérée, a voulu leur rappeler par là que ces peuples n'ont pu jouir de la liberté de la presse qu'après avoir fait une révolution et chassé leurs rois. On se demandera si la sérénissime diète a perdu la raison. A cela nous répondrons que la passion n'a pas de raison, et qu'entre toutes les passions la peur est la plus déraisonnable. Les héroïques princes de la confédération Germanique ont tremblé pendant trois ans de la frayeur que leur avait inspirée la colère du peuple français, laquelle cependant n'a duré que trois jours. Depuis que la France ne gronde plus, ils se sont remis de leur frayeur et ont pris leur revanche. Les lâches sont toujours les plus cruels à se venger. Après la révolution de 1830, il y avait telle cour en Allemagne où l'on s'attendait à toute heure à une insurrection populaire, et où l'on avait fait tous les préparatifs nécessaires pour une émigration éventuelle. Les effets précieux furent emballés, pour être transportés hors du pays; les equipages de voyage étaient prêts; d'augustes personnages s'étaient munis à tout événement de passeports sous des noms empruntés: on était jour et nuit sur le qui-vive. S'il arrivait en ce temps que des ivrognes fissent un bruit nocturne dans la rue, le souverain et ses conseillers pâlissaient, son épouse et les chambellans tombaient en défaillance, et les princesses se mettaient à pleurer. Ils croyaient que la révolution venait d'éclater, et que les piques et les bonnets rouges ne tarderaient pas à se montrer. Ce n'est qu'après la chute de la Pologne que la terreur de ces cours s'apaisa, et depuis lors la diète de Francfort s'épuise en galanteries législatives et pénales, punissant les malencontreux bourgeois de n'avoir fait qu'effrayer les belles princesses et leurs beaux chambellans.

Le reproche qu'on a fait à M. Gutzkow et aux autres écrivains compris sous le nom de la jeune Allemagne, de miner la foi chrétienne et de corrompre les mœurs, n'est qu'un prétexte et une hypocrisie. Les hommes d'état influens de la confédération Germanique sont juifs de cœur; ils n'ont d'autre Dieu que l'or et d'autre maître que le roi Salomon: ils se moquent du christianisme. Ils seraient trop heureux de voir les mœurs de la jeunesse se relâcher; la corruption

des mœurs serait un gage précieux en faveur de cette servilité qu'on s'efforce de conserver et de perpétuer dans le peuple; elle contribuerait efficacement à propager et établir la religion d'état de l'Autriche, la police secrète, parmi ce grand nombre d'Allemands qui, jusqu'à ce jour, sont encore païens et ne croient pas à la sainteté des révélations. Mais il ne s'agit ici ni de religion, ni de morale; si ce n'était que cela, la censure eût suffi pour supprimer des doctrines dangereuses ou prétendues dangereuses. Les persécutions exercées contre les écrivains de la jeune Allemagne ont un tout autre motif. Il importe à la diète de Francfort de frapper ce qu'aucun censeur du monde n'a jamais pu atteindre: l'esprit. Les auteurs mis en interdit ont de l'esprit, et surtout ils ont un beau style: voilà tout leur crime. Cette explication doit paraître bien ridicule aux étrangers; mais pour les Allemands qui connaissent l'allure de leurs gouvernemens, le ridicule de cette explication est une raison de plus pour l'accepter. Voyons ce que c'est.

Au seizième siècle, Luther avait fait pour les princes allemands ce qu'un siècle plus tard le cardinal Richelieu fit pour les rois de France. L'un et l'autre ont été dans leur pays les fondateurs du pouvoir monarchique, en détruisant le contre-poids que le clergé en Allemagne, la noblesse en France, avaient opposé à l'absolutisme des souverains. Richelieu vainquit la noblesse par les supplices et les cachots; Luther vainquit le clergé par la science et la philosophie. Depuis ce temps, l'instruction en Allemagne a été un puissant instrument de gouvernement, et elle a rendu beaucoup plus de services aux princes protestans, que l'ignorance n'en rendait aux princes catholiques. Il n'y a rien de plus curieux que la véritable rivalité d'artiste qui a toujours existé entre l'Autriche et la Prusse, sur la supériorité de leurs moyens de gouvernement respectif. La Prusse, à la tête du protestantisme, défendait l'excellence de l'instruction; l'Autriche, à la tête du catholicisme, celle de l'ignorance; mais l'une et l'autre avaient le même but: le despotisme. Dans les pays protestans, la science était la seconde force armée: on la mettait en garnison dans les places fortes, appelées universités. Les professeurs étaient les officiers, les étudians les soldats. L'instruction n'avait d'autre but que de former des serviteurs d'états, comme en Allemagne on appelle par politesse les serviteurs des princes.

Antérieurement à Luther, tous les livres étaient écrits en latin; depuis lui, les auteurs commencèrent à se servir de la langue vulgaire, ce qui favorisait grandement les desseins despotiques des princes, en rétrécissant de plus en plus la science et la littérature dans la classe des savans, et en empêchant ainsi leur propagation. Si les auteurs eussent continué d'écrire en latin, il se serait rencontré avec les temps des amis du peuple, qui auraient traduit à son usage les livres latins; mais les professeurs écrivant en allemand, c'est-à-dire en un allemand officiel et détestable, aussi inintelligible que l'hébreu, et que personne ne s'avisait jamais de traduire de l'allemand en allemand, la lecture et l'instruction demeurèrent toujours éloignées du peuple, et les gouvernemens n'eurent plus aucune inquiétude sur la durée de leur omnipotence, garantie par le désarmement général de l'intelligence populaire.

Nous arrivons. De nos jours enfin, des écrivains d'esprit et de cœur, ceux

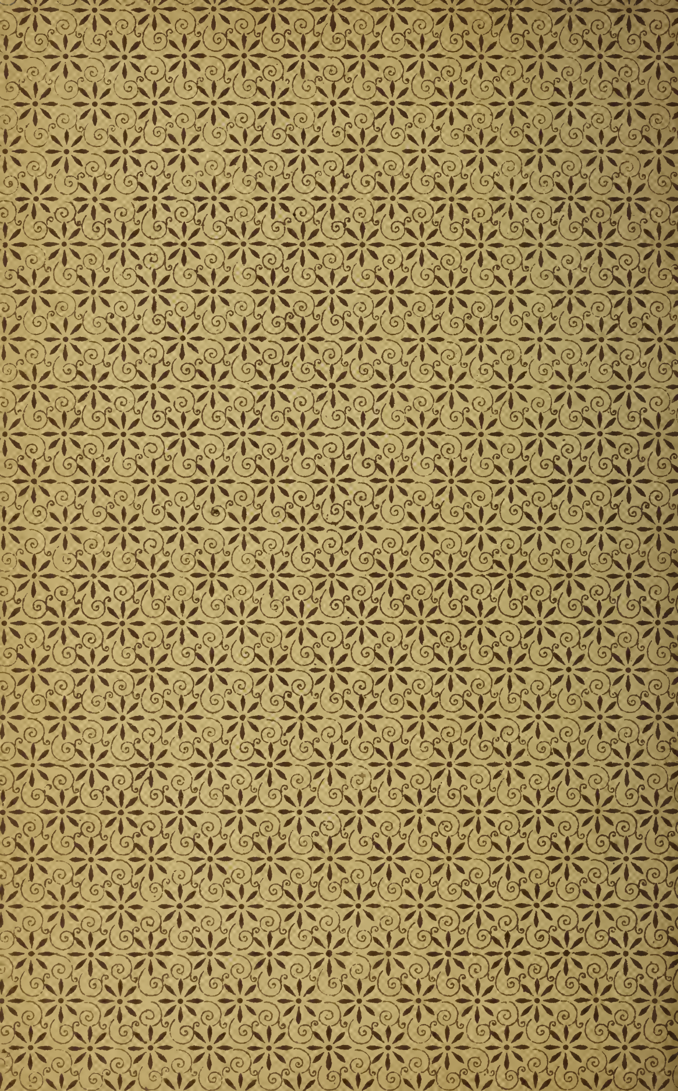
de la jeune Allemagne, s'avisèrent de répandre la science, la philosophie, la morale, la politique, en les traduisant de l'allemand des savans dans l'allemand de tout le monde. Les gouvernemens protestans s'en sont épouvantés; à mesure que l'instruction se propage, ils perdent leur plus puissant instrument de despotisme, et en même temps leur prédominance sur les états catholiques, et ils sentent qu'il est trop tard alors de remplacer l'instruction par l'ignorance. La Prusse n'a plus de contre-poids à opposer à la puissance de l'Autriche, que l'ignorance de ses peuples rend formidable, et celle-ci triomphe.

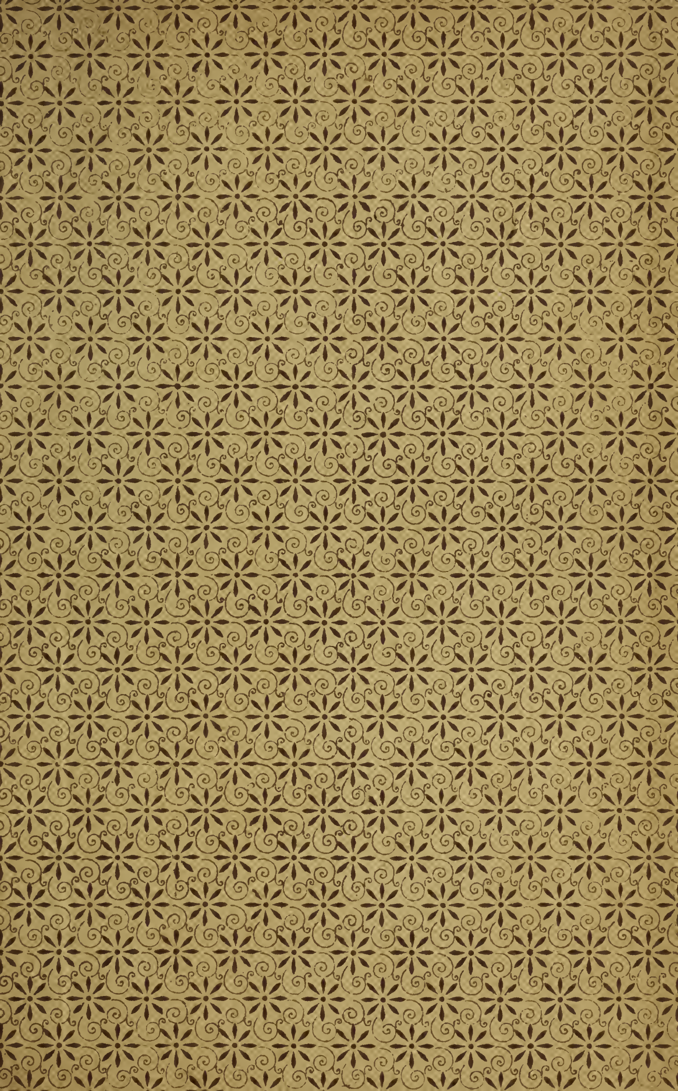
La persécution qu'on exerce envers les auteurs de la jeune Allemagne, a encore un autre motif. Jusqu'aux derniers temps, la littérature périodique, en Allemagne, a été, à peu d'exceptions près, dans les mains des écrivains du dernier ordre. Les auteurs distingués, les véritables savans, dédaignaient de prendre part à la littérature périodique, comme autrefois la noblesse croyait déroger en embrassant l'industrie. Les écrivains de la jeune Allemagne avaient fondé quelques journaux littéraires estimés, et ils avaient le dessein d'en former encore d'autres. Plusieurs professeurs distingués de la Prusse s'étaient laissé séduire par l'esprit de ces jeunes écrivains, au point de s'attacher comme collaborateurs à leurs journaux. Le gouvernement prussien s'est effrayé de cette nouveauté, comme d'un commencement de morcellement des biens-fonds de la science. Voilà pour quelle raison M. Gutzkow et ses complices en beau style, ont été punis de la mort littéraire; je devrais dire, voilà justement ce qui fait que votre fille est muette; car, en vérité, je désespère d'avoir clairement expliqué aux Français le galimatias politique et littéraire de la sérénissime diète de Francfort.

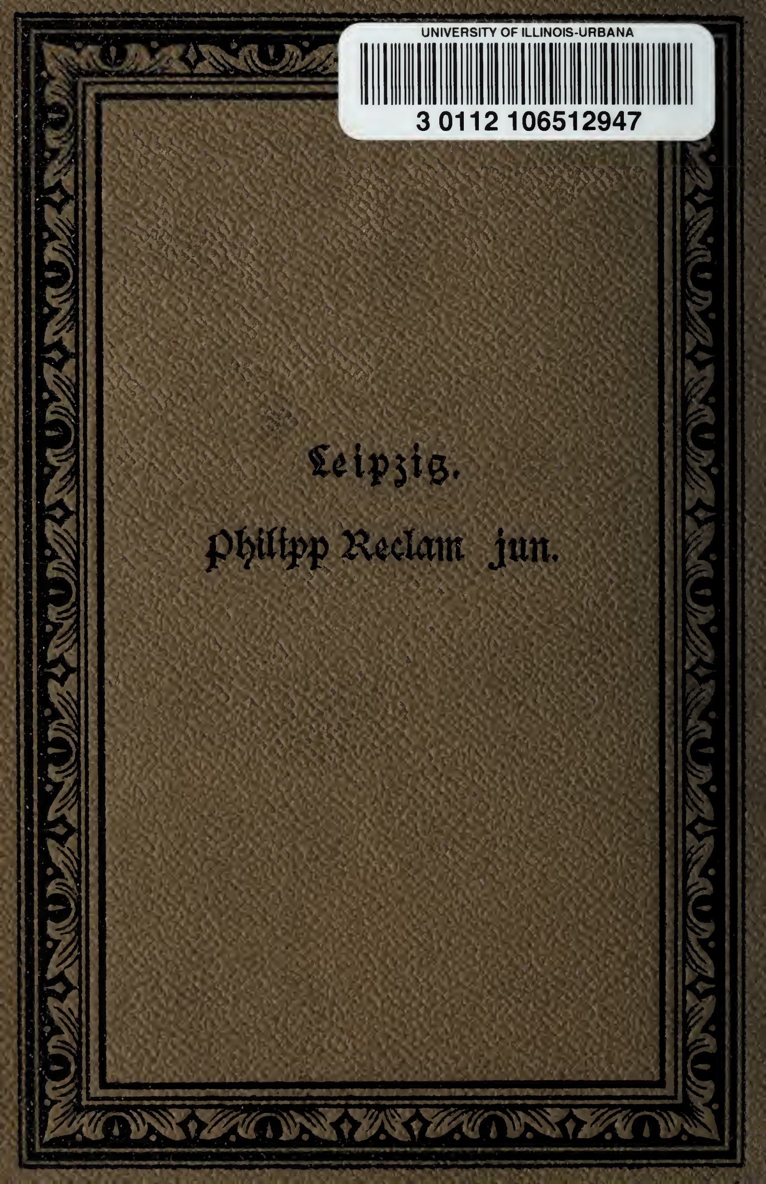
Ende des zweiten Bandes.










UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 106512947
Leipzig.
Philipp Reclam jun.